REALLEXIKON DER VORGESCHICHTE

SECHSTER BAND

Ref.
CB
9
E2
v.6

grey
Poly

94-B689

Copyright 1926 by Walter de Gruyter & Co., Berlin

I

Iberer. A. Archäologie (Band I Tf. 75, 76).

§ 1—8. Die I. und verwandte Stämme in der II. EZ. — § 9—12. Ältere Vorgeschichte, Herkunft der I. — § 13. Die Herkunft der „Tartessier".

§ 1. Die I. erscheinen zum ersten Male in der Überlieferung unter diesem Namen im Periplus in Aviens Ora maritima und wohnen vom Sucro-Gebiet (Prov. Valencia) bis etwas n. von Tarragona. Doch steht die ganze katalonische und südfrz. Küste bis zum Flusse Oranus (Lez bei Montpellier: Grenze gegen die Ligurer) unter ihrer Herrschaft. Dies Gebiet wird von Stämmen anderer Herkunft bewohnt, die unter iber. Oberhoheit geraten waren (in Katalonien: Indiketen, Kereten, Ausokereten: d. i. eine Mischung von Kereten und Ausetanern; vom Südabhange der Pyrenäen an: die Sordonen und Elysiker).

Dasselbe Bild von den I. im eigentl. Sinne geben auch die griech. Quellen des 5. Jh. bis auf Herodor (430). Hekataios gliedert die I. in die Teilstämme der Esdetes (= Edetaner), Ilaraugates (= Ilergeten) und Misgeten (= Mischvölker im n. Katalonien und s. Frankreich). Die Grenze der I. nach Innerspanien hin erfährt man nur von einer Stelle, der Ebene von Valencia, wo sie nach dem Periplus an die Berybraces (wohl Kelten, nach Namen und Kultur der Gegend zu urteilen) grenzen. Erst aus viel späterer Zeit, dem 3. und 2. Jh., hören wir, daß die iber. Stämme der Edetaner und Ilergeten das ganze Ebrotal und dessen Nebentäler besitzen.

Die Archäologie aber läßt in sämtlichen Gebieten, wo I. seit der Peripluszeit gewohnt haben, verwandte Kulturgruppen erkennen: iber. Kultur Valencias und Niederaragoniens, Kultur der s. Provinz Huesca: Senagruppe, die von den Kulturgruppen der valencianisch-katalanischen Küste abhängig sind und sich auch nach Südfrankreich hinein fortsetzen (Ensérune bei Béziers, Montlaurès bei Narbonne und nördlicher bis in die Nähe Marseille's, wo seit dem 5. Jh. nach Äschylos u. a. die Rhône den I. gehört).

§ 2. Die Kultur dieser iber. Gruppen des 5.—4. Jh. muß als eine einheimische angesehen werden, die allmählich Einflüsse der sö. span. Kultur der II. EZ aufnimmt, Einflüsse, die jene so vollständig ummodeln, daß beide Kulturen gleichartig werden. Man darf darin einen Beweis erblicken für die Verwandtschaft der I. im eigentl. Sinne mit den Stämmen Südost- und Südspaniens, die nach den ältesten literarischen Quellen (Periplus, wohl auch Hekataios [in Herodot erhalten]) eine große, zusammenhängende Gruppe bildeten, die der Tartessier. Sie werden seit Herodors Zeit (430) ebenfalls I. genannt, indem man den früher wohl auf die nordostspan. Stämme beschränkten Namen auch auf sie ausdehnte.

Die Archäologie lehrt weiter, daß Süd- und Südostspanien wiederum unter sich verwandte Kulturgruppen der II. EZ besitzen, die wohl auch verschiedenen, in den literarischen Quellen aufgeführten Stämmen angehören. So liegen im SO die reichen und entwickelten Gruppen von Elche-Archena (s. d. sowie Band III Tf. 12, Band I Tf. 42, 43), die der Prov. Albacete (Meca-Amarejo, Balazote [Band II Tf. 5]), welche den Mastienern oder anderen Stämmen, deren Name nicht erhalten ist, zuzuweisen sind. Weniger bedeutend sind die iber. Kulturen der Prov. Granada (Galera) und Almeria (Villaricos), vielleicht bis Mastia-Cartagena reichend, und dann am richtigsten als mastienische Gruppe zu bezeichnen. Im Guadalquivir-Tale liegen einerseits die Gruppen der Prov. Jaén (Castellar de Santisteban, Despeñaperros, Salobral), die sich stark an die südostspan. Kultur anlehnen, anderseits die-

jenigen der Prov. Cordoba und des unteren Guadalquivir (Osuna, Carmona, Prov. Sevilla). Vielleicht wäre auch in der Prov. Huelva eine weitere Gruppe auszuscheiden.

Trotzdem die lückenhafte arch. und literarische Überlieferung eine vollständig befriedigende Rekonstruktion verhindert, dürfen wohl folgende Namen für diese Gruppen angesetzt werden: die Tartessier im eigentl. Sinne im unteren Guadalquivir-Tal, die Olbysinier (die Elbestier des Hekataios, die Elbisinier Herodots) für die Prov. Huelva, die Etmaneer des Periplus für die Cordoba-Gruppe und vielleicht schon die Oretaner, deren Name erst durch spätere Quellen überliefert ist, für die Jaén-Gruppe. Der Periplus erwähnt noch in Verbindung mit den Tartessiern die Cilbicener in der nw. Prov. Cadiz und die Ileaten (nw. von Sevilla, mit den Gleten Herodors identisch), doch sind aus ihrem Gebiet keine iber. Funde bekannt. Auch haben wir bisher keine arch. Belege für die Angabe des Periplus, daß die Mastiener das Küstengebirge vom Flusse Guadiaro w., von Malaga bis Mastia, bewohnten. Spätere Quellen sprechen die andalusische Küste den Bastetanern zu, während aus dem Gebiete von Mastia kein Stammesname genannt wird. Möglich, daß die Mastiener ein großes Volk mit Teilstämmen in der Art der I. im eigentl. Sinne waren. Nach der Gründung von Karthago Nova an der Stelle, wo früher Mastia stand, verschwand durch die Karthager wahrscheinlich ihr Name, während der Teilstamm der Bastetaner sich behauptete.

§ 3. Die Quellen geben uns über das Schicksal der tartessischen Stämme nach dem 5. Jh. keine sichere Kunde. Es wirkt wohl dabei mit, daß die Griechen nach der Schlacht bei Allalia (535) allmählich von der andalusischen Küste verdrängt wurden und erst n. von Mastia, wie Schulten gezeigt hat, Handelsschiffahrt treiben konnten. Das Land geriet später mehr oder weniger unter karthagische Herrschaft. Nach dem 4. Jh. tritt Verfall ein. Bevölkerungswechsel und Völkerbewegung sind für diese Zeit nicht sehr wahrscheinlich. Man kann aber annehmen, daß aus Südspanien (über die Mancha) und aus Andalusien „tartessische" Stämme allmählich in Neukastilien eindrangen, wie Funde von Tierskulpturen zeigen. Es waren die Karpetaner (Neukastilien) und Vettonen (Extremadura, bis n. der Pässe der Sierra de Oredos, s. Teil der Prov. Salamanca und Nachbargebiete). Diese Ausbreitung dürfte auf Kosten der Kelten erfolgt sein, von denen im s. Tafelland noch keine Funde vorliegen, die aber aus Ortsnamen und nach den Angaben des Periplus mit Wahrscheinlichkeit dort zu vermuten sind.

§ 4. Die Grenze zwischen I. im eigentl. Sinne und „tartessischen" Völkern (bergige Landschaft n. von Alicante und s. von Valencia) wird im Periplus von den sog. Gymneten bewohnt. Sie gehören, nach den arch. Funden zu urteilen, derselben Völkerschicht wie die I. im engeren Sinne an. Sie sind allmählich von der Kultur des SO durchdrungen (Serreta-Gruppe) und werden in den späteren Quellen Contestaner genannt.

§ 5. Die I. im engeren Sinne haben die wechselvollsten Schicksale gehabt, wie wir aus der Lagerung ihrer Stämme und den arch. Verhältnissen erschließen können. Aus Südfrankreich sind sie durch die Züge der gall. Volci Tectosages verdrängt (Ende des 4. Jh.). Damals oder früher schon haben jene sich nach dem sw. Frankreich ausgebreitet (Aquitanier), und vielleicht steht mit dieser Bewegung ein Eindringen iber. Elemente über die Jaca-Pässe nach Spanien (Iaccetaner) in Zusammenhang.

Nach Katalonien hin ist ein iber. Rückzug, wie Schulten annimmt, kaum wahrscheinlich, da im 3. Jh. an der katalanischen Küste eine selbständige Kulturgruppe blühte, welche wenig Iberisches an sich hat. Die Sachlage scheint hier vielmehr so zu sein, daß, nachdem die Kelten die Herrschaft der I. in Südostfrankreich vernichtet hatten, die einheimischen, von den I. auch in Katalonien untergejochten Stämme, nun frei geworden, in Anlehnung an die griech. Kolonie Emporion (s.d.; Zunahme des griech. Importes!) eine selbständige Kultur entwickelten. Es sind die Indiketen (im Periplus als Cereten und Ausocereten erwähnt), die Laietaner-Lacetaner, die sich im 3. Jh. nach Innerkatalonien ausdehnten, und die Cosetaner, die in der Ebene von Tarragona auf Kosten der Ilergeten ihr Gebiet vergrößerten.

So war das iber. Land stark beschränkt worden, und nur die blühende Kulturgruppe des Urgell, in der Nähe von Ilerda-Lérida und im s. Teile der Prov. Huesca (Ilergeten), sowie die Ebro-Gruppen (Azaila-Kultur) konnten sich noch halten. An der Küste, s. vom Bergzuge Balaguer, etwas n. von Tortosa (Grenze zwischen Kossetaner und Ilercaonen) scheinen die Ilercaonen, ein mit den Ilergeten identischer Stamm, sich nach Castellón ausgebreitet zu haben. Die Edetaner hielten sich nur in den Ebenen s. von Sagunt, im Küstengebirge von Valencia-Castellón und in Niederaragonien (Calaceite-Gruppe). Nach den Quellen wären auch die Ebro-Gruppen (Azaila) den Edetanern zuzuschreiben, da letztere bis nach Salduvia (Cesaraugusta, Zaragoza) reichten.

§ 6. Die blühende Kultur Azailas zeigt, daß die Hauptdomäne der iber. Völker im 3. Jh. das innere Ebrogebiet war. Die niederaragonischen und valencianischen Kulturen einerseits und die ilergetische anderseits haben gegen sie einen bäuerlicheren Charakter. Damit erklärt sich, daß in erster Linie vom Ebro aus zuerst die Beeinflussung (nachhallstättische Nekropolen von Osma, Gormaz, Molino de Benjamin, Luzaga usw.) und dann die Eroberung des früher kelt. Gebietes Keltiberiens erfolgen konnte, daneben auch durch die Täler des Turia und des Jiloca.

Vom Ende des 3. und besonders im 2. Jh. ist in Numantia eine in ihren Hauptzügen iber. Kultur nachzuweisen, wenn auch viele Elemente der älteren nachhallstättisch-kelt. Kultur aufgenommen sind. Dadurch wird die von Schulten aus den literarischen Quellen um 250 v. C. gefolgerte iber. Oberherrschaft in Kastilien arch. bewiesen. Tatsächlich sprechen nach 250 v. C. die literarischen Quellen nur von Keltiberern, während früher das Tafelland als rein kelt. bezeichnet wurde, was mit der arch. nachweisbaren Verdrängung der kelt. nachhallstättischen Kultur Kastiliens durch die vorwiegend iber. Numantias gut übereinstimmt.

§ 7. Durch arch. Funde ist auch die Verwandtschaft der Keltiberer mit ihren w. Nachbarn im Duero-Tal, den Vaccäern, belegt, wie auch ein entsprechender Bevölkerungswechsel in Portugal erwiesen. Erst in der Zeit der Keltiberer erscheinen in Zentralportugal und am Duero die Lusitaner, in Stammesart und Namen mit den Keltiberern verwandt. Sie treiben einen Keil zwischen die zwei kelt. Gruppen Südportugals und des Minho- und span.-galicischen Gebietes. Man kann wohl den iber. Lusitanern die ärmliche iber. Kultur in der Nähe von Oporto (Guiffões), den n. Kelten die Fortentwicklung der Castros-Kultur (s. Castros) bis in die röm. Zeit hinein zuschreiben.

§ 8. Für die Völkerverhältnisse in Nordspanien läßt uns die Archäologie in der II. EZ wenigstens z. T. im Stich. Man kann nur sagen, daß dort im 5.—4. Jh. eine lokale Gruppe der nachhallstättischen Kultur von nichtkeltischem Charakter erscheint. Vom 3. Jh. ab fehlen Funde. Wenn, wie es (nach Volkscharakter und Ortsnamen) scheint, die Kantabrer I. sind, wären sie in späterer Zeit, also erst nach 300 v. C., eingedrungen. Vermutlich hängt ihr Eindringen in Kantabrien (wohl den Ebroweg hinauf) mit der Besetzung Keltiberiens zusammen und hat seine Basis in Aragonien.

§ 9. Wenn die geogr. Verbreitung der I. und verwandter Völker in der II. EZ durch den Vergleich der Funde mit der Quellenüberlieferung verhältnismäßig klar ist, so fällt es schwerer, sich ein Bild über den Ursprung der I. und ihre ältere Vorgeschichte zu machen.

Für die I. EZ wissen wir nur, daß im S die Tartessier wohnten, da sie dort schon um 1000 v. C. nach dem AT vorhanden sind. In Almeria gibt es einige Gräber dieser Stufe, die uns allerdings wenig lehren. Was Katalonien angeht, so wissen wir aber, daß die I. nicht vor dem 6. Jh. Nordostkatalonien und Südfrankreich beherrschten, da die Küstenländer bis zur Höhe von Barcelona eine Hallstattkultur haben, die sich an die süd- und mittelfrz. anlehnt. Die I. sind also kurz vor 600 v. C. in die Gegend n. von Barcelona eingedrungen. So bleibt, wie schon aus den Verhältnissen in der II. EZ zu vermuten war, nur Südkatalonien als eigentl. iber. Gebiet übrig.

§ 10. Die Identität des Gebietes der I. im engeren Sinne während der II. EZ mit dem Verbreitungsgebiet der Almeria-Kultur der Kupferzeit, zusammen mit vielen alter-

tümlichen Zügen in der Kultur der I. in der I. Per. der II. EZ (5.—4. Jh.), die für die Kontinuität der Bevölkerung sprechen (Keramik, Grabformen), macht recht wahrscheinlich, daß die I. (im eigentl. Sinne) Nachkömmlinge der alten Almeria-Bevölkerung sind. In diesem Falle müssen sie in Spanien schon in der StZ eingedrungen sein. Die ursprünglichen Herde der Almeria-Kultur an der Afrika gegenüberliegenden Küste und die Richtung der Verbreitung der Almeria-Kultur von dort aus nach W (Prov. Malaga und Granada) und nach N (Südost-Valencia, Niederaragonien, Südkatalonien) legt die Annahme nahe, daß die Vorfahren der I. aus Afrika, etwa aus der Gegend von Oran, nach Almeria eingewandert sind. Die Parallelität der nordafrik. Kulturen der StZ bzw. der Kupferzeit mit der Almeria-Kultur stützen diese Hypothese. In der sog. Sahara-Kultur und ihren späteren Abkömmlingen findet man in der Grabform (Packbau-Tumulus: die sog. Dolmen, eigentlich kleine Steinkisten wie die von Almeria, wenig „megalithischen" Charakters), in den Silextypen (feingearbeitete Pfeilspitzen) usw. zahlreiche Analogien. Diese Kultur scheint sich in Nordafrika auf Kosten der Grottenkultur der bergigen Landschaften Algiers und Tunis (mit verzierter Keramik des Redeyef-Typus), wie in Spanien die Almeria-Kultur auf Kosten der zentralspanischen Grottenkultur (mit der Redeyef-Art ähnlicher Keramik), entwickelt zu haben.

§ 11. Sollte die Almeria-Kultur den Vorfahren der I. angehören und eine der Sahara-Kultur verwandte ethnische Gruppe darstellen, so sind die I. Sprößlinge der hamitischen Völker Nordafrikas, da die Sahara-Kultur in ihrer Fortsetzung in die der mauritanischen und numidischen Stämme Nordafrikas einzumünden scheint und anderseits schon in der StZ eine mit den vordyn. oberägyptischen und nubischen Kulturen in Beziehung stehende Erscheinung bildet. Anthropol. wäre das auch wahrscheinlich, da die meisten menschlichen Reste der Almeria-Kultur der mediterranen dolichokephalen Rasse angehören (s. Homo mediterraneus). Die von den Almeria-Leuten verdrängte Bevölkerung weist dagegen eine starke Mischung von verschiedenen Rassenelementen auf, ebenso wie in Nordafrika die Bevölkerung der Grottenkultur vom Redeyef-Typus. Leider ist bisher der somatische Habitus der I. der späteren Stufen so gut wie unbekannt, da sie gewöhnlich ihre Leichen verbrannten. Jedenfalls weist auch die moderne Bevölkerung der Gegend, in der die I. am stärksten nachleben, ein starkes mediterranes Element auf.

§ 12. Wenn die Annahme richtig ist, so würden sich auch die sprachlichen Beziehungen der I. zu den Hamiten sowie die Übereinstimmung der Ortsnamen des iber. Gebietes Spaniens mit den nordafrik. gut erklären. Daß iber. Spracheigentümlichkeiten bei den Basken vorkommen, wenn auch die Basken aus arch.-anthrop. Gründen nicht als I. anzusehen sind (s. Basken), ließe sich aus der Nachbarschaft der Urbasken mit den Uriberern n. des Ebro seit der Kupferzeit erklären. Kulturell haben die pyren. Stämme der Kupferzeit (Pyrenäische Kultur) der Almeria-Kultur viel entlehnt.

§ 13. Noch schwieriger ist die Frage nach dem Ursprung der „tartessischen" Völker. Aber wenn auch das Material der südspan. BZ noch sehr unzulänglich ist, kann man dort wohl schwerlich Kontinuität der Bevölkerung von den älteren Per. bis zu der der Tartessier der I. EZ annehmen. Das wird schon in Frage gestellt durch die Verwandtschaft der andalusischen BZ mit der westeurop. Bronzekultur und dem Mangel an archaisierenden Überbleibseln in der „tartessischen" Kultur der II. EZ, wie sie so stark bei den eigentl. I. hervortreten. Leider sind aus der BZ Ostspaniens zu wenig Funde bekannt, um einen Vergleich mit der BZ der „tartessischen" Gebiete versuchen zu können. Der jetzt vorliegende Tatbestand scheint am besten erklärt durch die Annahme, daß die „tartessischen" Völker kurz vor 1000 v. C. in Andalusien über die Meerenge von Gibraltar eingedrungen sind. Sie waren wohl ebenfalls afrik.-hamitischen Ursprungs und könnten dann den I. nahegestellt werden. Der zeitliche Unterschied ihres Auftretens in Spanien und die vermutlich starke Mischung mit der einheimischen Bevölkerung haben zuerst „Iberer" und „Tartessier" als zwei verschiedene Völker erscheinen lassen, wie das die ältesten Quellen widerspiegeln. Später haben

die Ähnlichkeit zwischen beiden Völkergruppen, besonders den Kelten gegenüber, und die allmählich stattfindende Kulturmischung, durch die Rassenverwandtschaft vorbereitet, veranlaßt, daß beide Gruppen als ein einziges Volk angesehen wurden, und daß der Name der damals besser bekannten Gruppe auf die andere Gruppe übertragen wurde.

Bosch *Die Vorgeschichte der Iberer* MAGW 1925; ders. *Bericht über den vorläufigen Stand der Forschung über die iber. Kultur in Spanien* Arch. Anz. 1925; ders. *Ensayo de una reconstrucción de la etnologia prehistorica de la peninsula ibérica.* Santander 1922; Schulten *Numantia* I (1914); Schulten-Bosch *Fontes Hispaniae antiquae* I (1923); Schulten *Tartessos* 1922; Schulten *Hispania* in *RE.* — Die ausführliche Behandlung der archäologischen Tatsachen s. unter Pyrenäenhalbinsel.

P. Bosch-Gimpera

B. Sprache.

§ 1. Name. — § 2. Verbreitung. — § 3. Herkunft. — § 4. Sprache und Verwandtschaftsverhältnisse. § 5. Das baskische Problem.

§ 1. Der Name *Iberi* kehrt in den mauretanischen *Nekt-iberes* wieder und ist vielleicht mit dem Namen der nordafrikanischen *Ber-ber* (mit charakteristischer libyscher Reduplikation) identisch; dann dürfen wir den Anlaut als den hamitischen Artikel *i* abtrennen. Lautlich stimmt dazu der Name der kaukasischen Ἴβηρες, heute arm. *Wir-k'* aus **(i)bĕr-*, georgisch *Imereti*; s. a. § 5. Der Flußname *Iberus* ist sowohl für den andalusischen Rio Tinto als auch für den Ebro überliefert. Da bask. *ibai* 'Fluß' nach Ausweis von *ibarr* 'Tal' auf **i-bari* zurückgeht (bedauye, galla *a-ba* 'Fluß'), wird der Fluß eigentlich **Ibari* geheißen haben und seine überlieferte Form dem volksetymologischen Einfluß von *Iberi* zugeschrieben werden müssen.

§ 2. Der Name I. kommt zum ersten Male im Periplus des Avienus (ca. 530 v. C.) und bei Hekataios (ca. 500 v. C.) vor, der als Stämme der I. die Esdeten (= Edetaner), Ilergeten, Misgeten und vielleicht auch die Indiketen nennt. Nach dem Periplus sitzen I. an der Ostküste zwischen dem Iucar und den Pyrenäen. Aber auch die Tartessier, deren Reich um 520 v. C. Südspanien vom Anas bis nach Herna (im Golf von Alicante) umfaßte, und deren hohe Kultur sich bis ins 3. Jht. v. C. zurückverfolgen läßt, werden von Herodoros zu den I. gerechnet und die mit ihnen identischen Turdetaner (*Turt-Tart* in *Tart-ēssos*, hebr. *Taršīš*) von Strabon I. genannt. Der Unterschied zwischen ihnen und den übrigen I. ist rein politischer und kultureller Natur. — Asarhaddon von Assyrien (670 v. C.) sagt in einer Inschrift in Konstantinopel (Nr. 6262) V. 7. 10, daß ihm alle Länder von Cypern (*Iadanana*), Ionien (*Iaman*) bis nach dem Lande Tartessos (*Tarsisi*) untertan seien.

Der Name I. hat viel Glück gehabt und ist schließlich nicht nur auf alle ethnologisch verwandten Völker Spaniens ausgedehnt worden, sondern wird auch vielfach zur Bezeichnung der Völker der Mittelmeer-Rasse in ganz West- und Südwesteuropa verwendet, was oft zu Verwechslungen geführt hat. Wir haben zuverlässig mit wiederholten Einwanderungen von Völkern der Mittelmeer-Rasse (wozu ich aber die Ligurer nicht zählen kann) aus Afrika nach Spanien zu rechnen; da die I. gewiß nicht die ersten Einwanderer waren, so ist es nicht erlaubt, die als nicht-iberisch bezeichneten Völker, wie z. B. die Kyneten, einfach deswegen als Angehörige eines ganz anderen Sprachstammes, als Ligurer, oder die Kempsi und Saefes, weil sie von Ligurern und I. unterschieden werden, deshalb als Kelten zu bezeichnen, da alle diese ebensogut Mittelländer (Hamiten) aus einer anderen Einwanderungsschicht gewesen sein können. An Ligurer im S Spaniens vermag ich nicht zu glauben, denn die Stadt Λιγυστίνη und das Volk der Λίγυες am unteren Baetis wird höchstwahrscheinlich als Λιβυστίνη und Λιβυες zu lesen sein; in den Handschriften werden Λιγυες und Λιβυες ganz willkürlich verwechselt.

Um 500 v. C. finden wir also die eigentlichen I. an der Süd- und Ostküste Spaniens; der größte Teil des unfruchtbaren Tafellandes, ein Teil der Westküste und die Küste Galiciens (die Avienus-Stelle, Z. 133ff., über die Vertreibung der Ligurer durch die Kelten kann sich bestimmt nur auf die span. Nordküste, keineswegs auf die flandrische Küste beziehen!) befinden sich im Besitze der nicht lange vorher über das Tal von Roncevalles eingewanderten Kelten, das übrige Nordspanien im Besitze ligurischer und eventuell anderer, unbekannter Stämme.

Damals müssen die I. aber schon jenseits der Pyrenäen gesessen haben und den Großteil der Provence bis zur Rhône (vielleicht auch Aquitanien?) bewohnt haben. Durch die um 400 v. C. die Rhône herab an das Mittelmeer vordringenden Gallier wurden sie aus der Provence verdrängt, behaupteten sich aber in Aquitanien. Infolge dieses Vorstoßes der Kelten drangen die I. in das bisher kelt. Tafelland und den W der Halbinsel vor, die sie zwischen 350 und 250 v. C. fast völlig eroberten. Aus ihrer Verschmelzung mit den im Tafellande ansässigen Kelten entstand das Volk der Keltiberer; die Eroberer der Westküste heißen Lusitaner. Damals werden die I. auch Teile von Nordspanien besetzt haben. Eratosthenes bezeichnet (um 230 v. C.) zum ersten Male die ganze Halbinsel als Iberien. Wenn auch die 'Iberer im eigentlichen Sinne' Nordspanien nicht vor 300 v. C. besetzt haben, so können doch dort schon ihnen verwandte mittelländische Stämme einer früheren Einwanderungsschichte gesessen haben. Um 150 v. C. finden sich größere kelt. Reste nur noch in der Südwest- und Nordwestecke der Halbinsel, am oberen Ebro und am Südrande des Tafellandes.

§ 3. Da der Durchschnittsspanier von heute als typischer Mittelländer bezeichnet werden muß und von den Alten die I. ebenso geschildert werden (über fälschlich als blond bezeichnete I. vgl. Schulten *Numantia* 1914 S. 179), werden wir ihre durch Überlieferung, Archäologie und Kulturgeschichte zu erschließende nordafrikanische Herkunft als gesichert ansehen dürfen. Ebendahin weisen zahllose sprachliche Übereinstimmungen (s. § 1), die so überwältigend sind, daß auch die häufige Möglichkeit jüngeren Ursprunges uns an jener Überzeugung nicht wankend machen kann. Die mittelländische Rasse gehört eng zu den hamit., bzw. sem. Sprachen, weshalb wir a priori deren Verwandtschaft mit dem Iberischen erwarten können.

§ 4. Die iber. Sprache, die in mehrere Mundarten zerfiel, ist in mehr als 90 Inschriften und zahlreichen Münzaufschriften (meist in iber., aus der phön. umgestalteter Schrift) sowie in den in lat. Inschriften und bei alten Schriftstellern bewahrten Eigennamen erhalten, wozu noch einige, ausdrücklich als iber. bezeichnete, und die aus dem Romanischen zu erschließenden Worte kommen. Leider lassen sich die Inschriften nur zum kleinsten Teile mit einiger Wahrscheinlichkeit deuten. Charakteristisch für das iber. Lautsystem ist das Fehlen des *f* sowie des anlautenden *r* und *p* (*p* fehlt auch den Berbersprachen und dem Kuschitischen).

Auf hamitische Verwandtschaft des Iber. weisen hin: Das Vorhandensein des 'Artikels' (berber. sg. m. [*u*]*a*-, f. *ta*- Pl. u. Sg. m. *i*- f. *ti*-): (*H*)*ispania*: *Spania*, *Ibarca*: *Barca*, *Itucci*: *Tucci*, *Tu-bucci*: *Buccia*, lib. *Tillibaris*: iber. *Iliberri*, lib. *Thubursicum*: iber. *Bursaones*, *Olauro*: *Lauro*, *Oliba*: *Libia*, *Attagus*: *Tagus*, *Aturia*: *Turia*, usw. Die Völkernamen auf *-tani* ließen sich zwar in manchen Fällen als Latinisierungen (vgl. *Neapolitani*) erklären, aber ihre ungeheuere Verbreitung und ihr Fehlen in Gallien spricht eher dafür, darin eine urhamitische Kollektivendung zu sehen und an den babyl.-assyr. Plural auf *-tan*, chamir *-tan*, berber *-ten* anzuknüpfen.

Das iber. Pluralzeichen *-c-* (= *k*) kann man zu nubisch *-tši*, *-dži* < **ki*, dinka *-ke*, *k*, hausa *-kī*, usw. stellen, ebenso ist das Genetivzeichen *-n* (Pl. *-cen*) auch hamitisch. Iber. *Cala-gurris* 'Rotenburg': arab. *qal'a* 'Burg', *harra* 'heiß sein'. Iber. *Ili-berri* < **Iri-berri* 'Neustadt': hebr. *'ir* 'Stadt', kopt. *berri* 'neu'. Iber. *Idubeda* < **Idi-beda* 'Ochsenweg': nub. *ti*, nilotisch *ti*, *di* 'Rind'. Iber. *thieldones* (*celdones*) asturische kleine Pferde: berber. *a-serdun* 'Maultier'. Iber. Götternamen *Suttunio*: ägypt. *šw* 'Licht', *šdt* 'Feuer', assyr. *išatu*.

Die Verbreitung der I. nach Aquitanien zeigen dortige Namen, wie *Sutugio*, *Belex* (= *beletš*), iber. *Beles* 'schwarz': berber. *berš-id* 'er ist schwarz', *Idiatte*: iber. *idi*- 'Ochs', usw. In der Provence finden wir die Stadt *Ili-berris*, in den Dép. Gironde, H^te^-Loire, Dordogne und Aude heute den Ort Bigorre < iber. (*I*-)*bai-gorri* 'roter Fluß', in H^te^-Loire Les Yverras: iber. *ibarr* 'Tal' im Ortsnamen *I-bar-ca*, usw.

Mit den I. verwandte Völker und Sprachen lassen sich überall im Gebiete der mittelländischen Rasse nachweisen, nicht nur auf den Balearen, in Korsika, Sardinien und Sizilien, sondern auch in Italien, Griechenland und Teilen Kleinasiens, hier allerdings stark überschichtet durch Völker brachykephaler Rasse (Armenoide), deren Sprachen den heutigen Kaukasussprachen verwandt sind. Über sprachliche Spuren mittelländischer Völker auf den brit. Inseln s. Britische Urbevölkerung B.

§ 5. Besonders schwierig ist das baskische Problem. Die Basken (romanisch *Gascons*) sind die alten *Vascones*, mit 'Artikel' *Ausci* < **a-vasci* < **a-basci*, welche Form im modernen (*e*)*uska-ra* 'baskisch' steckt. Zahlreiche aquitanische Namen lassen sich aus dem Baskischen deuten. Die Personennamen *Belex*, *Cison*, *Andere*, *Nescato* gehören zu bask. *beltz* 'schwarz', *gizon* 'Mann', *andere* 'Frau', *neskato* 'Mädchen', die Götternamen *Arixus*, *Leheren*, *Sutugio*, *Ande*, *Aherbelste* zu bask. *aritz* 'Eiche', *leher* 'Fichte', *su*[*t*] 'Feuer', *andi* 'groß', *ak*(*h*)*er* 'Bock', *beltz* 'schwarz', usw. Die greifbarsten Beziehungen hat das Baskische zum Iber. und weiter zum Hamitischen.

Der iber.-berber. Artikel *i-* findet sich im Baskischen: *i-bai* 'Fluß', *i-di* 'Ochse', *i-gel* 'Frosch' (berber. *a-geru*), *i-kus-i* 'gesehen' (kopt. *ǵošᵉt* 'blicken'); der weibl. iber.-hamit. Artikel *t*, der auch nachgestellt werden kann (iber. *Ili-t-urgi* neben *Il-urgi*), ist in der Kompositionsfuge erhalten: *begi-t-arte* 'Augenzwischenraum' = 'Gesicht', *otondo* < *ogi-t-ondo* 'Brotscheibe', usw.

Die in § 4 erwähnten hamito-iber. Namen gehören zu bask. *kala*, *gorri*, *iri*, *berri*, *idi*, *bide*, *zaldi*, *su*[*t*], *beltz*, *ibai* und *ibarr*. Ortsnamen mit iber. *Ili-* < *Iri-* finden sich in ganz Spanien, weitab vom bask. Gebiete; ebenso *Oros-peda* 'Kalbs-Weg' zu bask. *orots* und *bide*, usw. Andere baskisch-hamito-sem. Entsprechungen sind: bask. *zazpi* '7': kopt. *sašf*; bask. *ak*(*h*)*er* 'Bock': berber. *iker*, *akar* 'Widder', hebr. *kar* 'Lamm'; bask. *umerri* 'Lamm': assyr. *immeru*, arab. *immar*; bask. (*h*)*andi* 'groß': kunama *ándā*; bask. *anai* 'Bruder': berber. *aña*; bask. *nagusi* 'Herr': saho *nugūs*, hebr. *nogēś*, usw. Die bask. Personalpronomina erinnern stark ans Hamito-Sem. Zum bask. Pron. 1. sg. *ni*, *ni-k*, 'ich', soulet. *ene* 'mein', vgl. berber. *ne-k* 'ich', somali, galla *áni*, bedauye *anī* 'ich', und das sem., am Verbum suffigierte *-nī*; zur 2. sg. *hi* < **ki*, *hi-k* vgl. berber. *śe-k*, *kii* 'du', *-kᵘ* 'dein' (masc.), somali *kī* 'dir, dich', das hamitische Possessivsuffix mit *-k-* und das sem. suffigierte fem. *-k*(*ī*), masc. *-k*(*a*).

Das Partic. Perf. Pass. wird im Bask. und Berberischen auf gleiche Weise gebildet: bask. *i-za-n* 'gewesen': berber. *i-lla-n* 'ayant été', ebenso kehrt das bekannte hamito-sem. Kausativformans *s* im Bask. wieder: *j-arri* 'sich setzen', aber *e-z-arri* 'setzen'; berber. *ers*: *s-ers*. Das hamito-semitische Präfix *ma-* kommt vereinzelt auch im Bask. vor: *tšardanga*, *sarda* neben *ma-tšarda* 'Gabel'.

Anderseits wieder lassen sich die iber. Inschriften, von ganz wenigen Worten abgesehen (*DC*, *ΘG* = bask. *dago* 'hier ruht'), vorläufig nicht aus dem Bask. deuten, ebenso ist heute dessen Sprachcharakter von dem des Hamitischen durchaus verschieden. So kennt das Bask. keine Possessivsuffixe, keine Doppelsetzung von Pronominalelementen als Präfix und Suffix (wie berber. *t-aggun-t* 'Stein') usw. Der ganze Aufbau, den man als berichtigend, wiederaufnehmend, im Gegensatz zu dem einfach anreihenden Aufbau des Hamitischen bezeichnen kann, gleicht in der inneren Form, vornehmlich was das einverleibende Verbum und den passiven Charakter des Transitivs betrifft, den nordkaukas. Sprachen, vor allem dem Tscherkessischen und Abchasischen, derart genau, daß es schwer fällt, an unabhängige Entwicklung auf ähnlicher psychologischer Grundlage zu glauben. (Auffällig ist auch, daß der Name der Abchasen in ältester Überlieferung *A-baski* lautet.)

Ebenso kann ich mir nicht vorstellen, wie man den so komplizierten Bau der bask. Konjugation jemals mit den viel einfacheren und ganz anders gearteten hamitischen Verhältnissen in Einklang bringen könnte.

Wenn die bask.-kaukas. Übereinstimmungen im Wortschatz an Zahl und Sicherheit hinter den bask.-hamitischen zurückstehen, so mag das an den ungleich größeren räumlichen und zeitlichen Zwischenräumen und dem Fehlen oder vielmehr Verlust der Bindeglieder n. des Mittelmeeres liegen. Vgl. bask. *zor-tzi* '8' = (um) zwei weniger: las. *žur, dzur*, ingiloi *or* < **zor* '2'; bask. *sagar* 'Apfel': agul. *žaχar*, tabass. *džeχer* 'Birne'; bask. *garagar* 'Gerste': tabass. *gargar*, kürin. *gerger*; bask. *kai, gai* 'brauchbar': georg. las. *kaï, gai* 'gut'; bask. *neg-ar* 'Träne': ud. *neγ*; bask. *hobi* 'Grab': georg. *khvabi* 'Höhle', awar. *χob* 'Grab', usw.

In einzelnen Fällen mag es sich auch um indirekte Zusammenhänge handeln, da es ebenfalls an bask.-kaukasisch-hamitischen Gleichungen nicht fehlt. Diese erklären sich teils durch Verbreitung der mittelländischen Rasse von Afrika aus, einerseits nach Spanien, anderseits nach dem Kaukasus (wohl weniger wahrscheinlich), teils durch Vordringen kaukas. redender Brachykephaler (Armenoider) sowohl n., wie auch s. des Mittelmeeres (Seevölker). Vgl. das sicher afrik. Wort für 'Esel': bask. *asto:* berber. *ezeṭ, ežeḍ*, abchas. *atššad*, tscherkess. *šid*, ferner bask. *azari* 'Fuchs': lib. βασσάρια, kopt. *bašar*, kabardin. *baže*, karata. *sare*, oder bask. *sagu* 'Maus': lib. ζεγῆριες, nub. *džigid*, kabardin. *zugo*, swanet. *šthuga*; bask. *harri* 'Stein': agau *kariñ, χariñ*, chürk. *kar-ka*, lak. *čaru*, usw.

Da die frz. Basken anthropol. ein Mischvolk aus Dolichokephalen und Angehörigen brachykephaler Rasse (Armenoide?) oder Rassen sind, so ist nicht einzusehen, warum nicht auch ihre Sprache eine Mischsprache sein könnte. Bei Überschichtung eines Volkes durch ein anderes bleibt oft die innere Sprachform der unterliegenden erhalten, während die Sieger im Wortschatz und der Formenlehre triumphieren. Vielleicht darf man diese mit den I. identifizieren und die besiegte Urbevölkerung irgendwie mit dem Kaukasus in Verbindung bringen, doch ist auch die Möglichkeit einer von beiden verschiedenen dritten Urbevölkerung nicht von der Hand zu weisen, und die baskisch-kaukasischen Beziehungen könnten sich auf indirektem Wege oder durch spätere Beeinflussung (Seevölker, Alanen) erklären. S. a. Basken.

A. Luchaire *Les origines linguistiques de l'Aquitaine* 1877; Aem. Hübner *Monumenta linguae Ibericae* 1893; H. Schuchardt *Die iberische Deklination* SB. Wiener Ak. 157 Bd. 2. Abh.; ders. *Nubisch und Baskisch* Rev. intern. des étud. basques 1912 S. 267 f.; ders. *Baskisch und Hamitisch* ebd. 1913 S. 627 f.; A. Trombetti *Delle relazioni delle lingue caucasiche, ecc.* Giornale della Soc. Asiat. Ital. 1902 S. 177 f. 1903 S. 145 f.; ders. *Come si fa la critica di un libro* 1907 S. 148 f.; Heinr. Winkler *Das Baskische u. d. vorderasiatisch-mittelländ. Völker- u. Kulturkreis* Jahresber. Johannesgymn. Breslau 1909; ders. *Uhlenbeck u. meine Arbeit: Das Baskische* 1909; A. Schulten *Numantia* 1914; ders. s. v. Hispania in *RE*²; ders. *Tartessos* 1922; P. Bosch-Gimpera *Die Kelten und die kelt. Kultur in Spanien* Mannusbibliothek Nr. 22; ders. *Ensayo de una reconstrucción de la etnología prehistórica de la peninsula ibérica.* Santander 1922; ders. *El problema etnológico vasco y la arqueologia.* S. Sebastián 1923; F. Ribezzo *Carattere mediterraneo della più antica toponomastica italiana* Riv. Indo-Greco-Italica 3 S. 93 ff. und 4 S. 83 ff., 221 ff.; Uhlenbeck *Over een mogelijke Verwantschap van het baskisch met de palaeokaukasische Talen* Meded. d. koninkl. Akad. v. Wetensch. Afd. Letterkunde, d. 55, ser. A, num. 5, Amsterdam 1923; W. Meyer-Lübke *Das Baskische* Germ.-Rom. Monatsschrift 12 (1924) S. 171 f.

J. Pokorny

C. Anthropologie. Ein nach A. Schulten aus Nordafrika nach Spanien eingewanderter Stamm (Iberer = Berber), der sich dann zeitweise bis nach Südfrankreich ausdehnte. Darüber, daß es sich bei den I. nicht um Angehörige der nord. Rasse (nicht um „Indogermanen") handelt, sind sich alle Autoren einig, nur sehen einige in ihnen die Urbewohner Spaniens, während andere als solche die Ligurer (s. d.) ansprechen. Der Typus der I. wird von röm. Schriftstellern folgendermaßen beschrieben: dunkle Hautfarbe, gelocktes (gekräuseltes?) Haar (torti crines; Tacitus Agricola II), ziemlich schmales Gesicht, aber starke Backenknochen, dichte Augenbrauen, stumpfe Nase, dicke Unterlippe, kleiner, magerer, sehniger, schmiegsamer und beweglicher Körper. Es handelt sich also zweifellos um die Mittelmeerrasse (*Homo mediterraneus*; s. d.), vielleicht mit einem Einschlag ihrer afrik. Varietät (*Homo mediterraneus var. africana*). Ganz

scheint übrigens auch der nord. Einschlag nicht gefehlt zu haben, der ja auch bei den Berbern (s. d.) seit dem Neol. vorhanden war, denn bei Tacitus wird auch ein iber. Jüngling beschrieben mit schneeweißer Haut und rötlichem Haar. An geistigen Eigenschaften wird ihre „Unzivilisierbarkeit" erwähnt. — Außer Spanien und Südfrankreich sind übrigens auch die Balearen, die Pityusen und Sardinien von ihnen besiedelt gewesen; vielleicht waren auch die Sikaner (s. d.) iber. Stammes.

Archiv f. Anthr. 13 (1881) S. 464 Fligier; Pol. Anthr. Rev. 12 (1913) S. 300 ff. Penka; A. Schulten *Numantia* I (1914) S. 49—53.

Reche

Iberische Halbinsel s. Pyrenäenhalbinsel.

Iberisches Münzwesen. Die ältesten auf der iber. Halbinsel geprägten Münzen stammen aus dem griech. Emporion (s. d.) und Rhode, sind Nachahmungen griech. Typen (4. Jh.) und folgen dem griech. System. Schon im 3. Jh. v. C. werden iber. Münzen mit griech. Typen, aber iber. Legende geprägt, anscheinend in Sagunt. Die Prägung endet mit der Zerstörung Sagunts durch die Karthager.

Die Karthager prägen in Spanien Münzen mit eigenen Typen und Legenden, welche neben den span.-phön. Prägungen von Gades und Ebusus erscheinen.

Eine Blütezeit für die span. einheimische Münzprägung beginnt mit der röm. Eroberung, als die Römer den unterworfenen Stämmen erlaubten, Münzen zu schlagen. Diese Münzen haben iber. Legenden, die den Namen der betr. Städte oder Stämme tragen. Auf den emporitanischen Drachmen kommen zahlreiche iber. Legenden vor, die allerdings schwer zu deuten sind (Beamtennamen?). Die Typen der iber. Münzen in der Hisp. Tarraconensis und in der Baetica weichen stark voneinander ab. In der Tarraconensis sind Typen, Legenden und System einheitlicher. Die Typen entstammen griech. Vorbildern, die Legenden sind wie gewöhnlich in iber. Schrift abgefaßt, das System ist das röm. Auf der Vorderseite erscheint am häufigsten ein männlicher Kopf (Herakles?), auf der Rückseite gewöhnlich ein Reiter. Die verschiedenen Typen auf den Bronzemünzen dienen zuweilen zur Unterscheidung der Wertstufen. In der Baetica sind die Typen sehr verschiedenartig. Die iber. Buchstaben der Legenden weichen von denjenigen der Tarraconensis ab und sind z. T. in turdetanischem, von dem üblichen iber. abweichenden Alphabet geschrieben. Das Ende dieser Per. fällt mit dem lusitanischen Krieg zusammen. Von 80—77 v. C. (Sertorianischer Krieg) ist eine zweite Blütezeit der iber. Münzprägung, mit rein iber. oder zweisprachigen Legenden. Legenden und Typen werden jetzt latinisiert, und die einheimischen Prägungen entwickeln sich weiter bis zur frühen RKZ. Auf den Münzen von Obulco (in der Baetica) erscheinen neben den latein. Legenden iber., die wohl Beamtennamen sind.

Welchen Städten und Stämmen die Münzen zuzuschreiben sind, ist oft eine schwierige Frage, um so mehr, als die Lesung der iber. Buchstaben nicht überall ganz sicher ist und die Fundgebiete der einzelnen Typen nicht immer sicher bekannt sind.

Beispielsweise hier einige der häufigsten Legenden der iber. Serie (mit der wahrscheinlichen Deutung): AUXESKEN (Ausa); LAIESKEN (Laie); UNTKESKEN (Indiketen, von Emporion); CESE (Cese oder Cose, Hauptstadt der Kessetaner oder Cossetaner); CESSE (Cissa); ILTRD (Ilerda-Lérida); AREGRAD; ARZE (Sagunt?); DRIAZU (Turiasso = Tarazona?); ILITURGI (Iliturgi); ILIBER (Iliberris).

Heiß *Les monn. antiques de l'Espagne.* Paris 1870; Delgado *Nuevo método de clasificación de las medallas autónomas de España.* Sevilla 1871—76; Zóbel de Zangróniz *Estudio histórico de la antigua moneda española* Mémorial numismático español 4 (1866—1880) S. 113 ff.; Hübner *Monumenta Linguae ibericae* 1893; Vives *La moneda hispana.* Madrid (im Druck). Das letztere Werk wird eine Zusammenfassung des gesamten Materiales bringen. L. Pericot

Iberisch-insuläre Rasse s. Homo mediterraneus.

Ibero-griechische Kunst s. Cerro de los Santos, Elche, Pyrenäenhalbinsel D.

Ibero-mauritanisches Moustérien s. Pyrenäenhalbinsel A § 4.

Ibéro-Maurusien s. Capsien § 1.

Ibiza. § 1. Die Insel I., die westlichste der Balearen (s. d.), die alte Pithyusa,

Ibosim oder Ebusus, hat bisher keine Besiedlungsreste außer denen aus punischer Zeit geliefert, im Gegensatz zu den zwei anderen größeren balearischen Inseln Mallorca und Menorca. Aber seit dieser Zeit gewinnt I. eine außerordentliche Bedeutung für die Geschichte der Kolonisation im allg., für die karthagische im besonderen.

Die drei wichtigsten FO der Insel sind: die Nekropole Puig d'Es Molins, das Depot von Illa Plana (das alte Tricuadra) und die Höhle d'Es Cuyeram oder Cuyram. Die wichtigste ist die Totenstadt von Puig d'Es Molins, welche einen bedeutenden Umfang hat und mehr als 5000 Gräber enthält. Die Gräber bestehen aus einer Kammer, zu der man durch einen Schacht hinuntersteigt. In den Kammern fand man Steinsarkophage, welche sicherlich den Holzsarg enthielten, in den man die Leiche legte. Die Anzahl der Toten in jedem Grab schwankt zwischen 1 und 20, so daß die Bestattungen der Nekropole auf viele Tausende zu schätzen sind. Die Gräber sind bisher nur zum Teil ausgegraben, die meisten waren schon ausgeraubt (durch die Mauren, welche lange Zeit die Insel besaßen). Nur ein Grab ist bisher unberührt (mit Resten des Holzsarges) gefunden worden.

§ 2. Das Fundmaterial ist sehr bedeutend. Es verdienen folgende Gegenstände besondere Erwähnung:

1. Tonfiguren. Büsten oder ganze Figuren, aufrechte oder sitzende, einige männliche und bärtige, aber im allg. herrschen weibliche vor. Viele derselben tragen eine Taube in der Hand. Man hält sie für Astartebilder. Diese Figuren sind hohl und haben an der Rückseite ein Loch. Sie zeigen griech. oder karthagisch-orient. Stil.

2. Keramik. Einige rotfigurige Lekythoi und viele hellenistische Vasen. Typisch sind die sog. „Milchflaschen" von menschlichen oder tierischen Formen. Sehr zahlreich karthagische Vasen, verziert oder unverziert. Die Verzierungen bestehen aus einfach aufgemalten Streifen.

3. Gläser. Kleine blaue und graue Amphoren mit Fadenverzierung (gelb oder rot), Kollierperlen mit Augenverzierung, kleine Köpfe (bärtige Gestalten, Neger).

4. Schmucksachen. Perlenkolliers, Goldringe, Skarabäen, Anhängsel, Amulette usw.

5. Münzen. Es überwiegen die siculokarthagischen, gaditanischen, ebusitanischen und neopunischen.

6. Metallgegenstände. Rasiermesser, kleine Pfeilspitzen, Nägel, Knöpfe, Glöckchen, Nadeln, kleine Zangen, Fischangeln, Spiegel usw. aus Bronze. Aus Eisen: Messer, kleine Vasen und Lampen, Scheren usw. Aus Blei kleine Dosen.

Auch sind karthagisch-griech. und röm. Lämpchen sehr zahlreich.

§ 3. Der Depotfund von Illa Plana enthielt etwa 100 Terrakottafiguren. Die Glockenform herrscht vor, die Arme sind über der Brust gekreuzt, das Geschlecht ist deutlich erkennbar. Diese Figuren mögen tatsächlich, wie man gemeint hat, älter sein als die oben genannten der Nekropole; sicher feststellen läßt sich aber nur, daß jene in der Form hergestellt, diese, von Illa Plana, mit der Scheibe gemacht sind.

Nicht weit von diesem FO liegt die Höhle d'Es Cuyeram, wo in einer Aschenschicht mehr als 600 Terrakotten vorkamen. Die Terrakotten stellen meistens Frauen dar und sind als Votivgaben gedeutet worden. Sie wurden zusammen mit Scherben schwarzgefirnißter hellenistischer Keramik gefunden. Typologisch treten sie an die Seite der jüngsten Terrakotten aus Puig d'Es Molins, wo freilich durch die frühe Plünderung der Gräber eine sichere Chronologie schwer ist.

§ 4. Es gab zweifellos eine Stadt auf der Insel, deren Reste noch nicht zutage getreten sind. Wahrscheinlich lag sie, wo jetzt die moderne Stadt I. steht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß I. eine karthagische Kolonie war, bedeutender als Gades und die kleine Faktorei, welche in die iberische Stadt bei Villaricos (Baria) aufgegangen ist. I. ist der bedeutendste FO des karthagischen Kolonisationsgebietes in Spanien, da aus der Barkidenhauptstadt Carthago-Nova (Cartagena) so gut wie nichts bekannt wurde. Die Funde aus I. werden im Provinzialmuseum von I., im Madrider archäologischen Nationalmuseum (von den Ausgrabungen von Prof. Vives), im kunstarchäologischen Museum Barcelona (Samm-

lung Costa) und in der Sammlung Rusinyol im sog. „Cau Ferrat" (Sitges, Prov. Barcelona) aufbewahrt.

§ 5. Aus der Geschichte von I. ist wenig bekannt. Nach Timaios soll I. schon vor Karthago gegründet worden sein. Ob von diesen ältesten Zeiten, die auf jeden Fall nach der Gründung Gades' fallen, die Funde aus der Illa Plana zum größten Teil Kunde geben, ist unsicher. Die große Nekropole des Puig d'Es Molins gehört der Zeit des Aufschwunges der karthagischen Macht im Mittelmeer an und enthält nur Gegenstände, welche frühestens ans Ende des 6. oder ins 5. Jh. zu setzen sind. Die meisten gehören in das 4.—3. Jh. und stimmen mit den Funden der Nekropolen aus Karthago, welche in diese Zeit datiert werden (Bordj Djedid, Ard-el-Kheraib, Sainte Monique), überein. Die Grotte von d'Es Cuyeram spiegelt die letzten Zeiten der karthagischen Blüte im 3. Jh. wieder. Doch ist die Nekropole vom Puig d'Es Molins bis spät in die röm. Per. hinein weiterbenutzt worden.

Vives *Estudio de arqueológia cartaginesa. La necropoli de Ibiza.* Madrid 1917 (die a. a. O. von Vives veröffentlichten „prähistorischen" Vasen aus Ibiza sind kleine Gefäße aus der röm.-balearischen Provinzialkultur, die irrtümlich als der bronzezeitl. Talayot-Kultur angehörend angesehen worden sind); Pérez Cabrero *Ibiza arqueológica.* Barcelona 1911; ders. in der Kunstzeitschrift „Museum". Barcelona 1913; Román y Calvet *Los nombres y la importancia arqueológica de las islas Pythiusas.* Barcelona 1908; C. Román *Antiguedades ebusitanas.* Barcelona 1913; Anuari Inst. 5 (1913—14) S. 880ff. (Bericht über die Sammlung Costa im Barcelona-Museum); C. Román gab vorläufige Berichte der neuesten Ausgrabungen des Ibiza-Museum in Memor. Junta Exc. 1917ff. — Für die geschichtlichen Fragen und den Vergleich des arch. Materiales mit Funden aus Karthago und aus dem w. Mittelmeer s. U. Kahrstedt *Geschichte der Karthager* III. Band des Werkes von Meltzer (Berlin 1913). A. del Castillo

Ida. Gebirgsgruppe im mittl. Kreta, die höchste Erhebung der Insel (2498 m). Am Südabhang des gewaltigen Gebirgsstockes hoch oben die Kamares-Höhle, vielbesuchte Kultstätte des MM. Die berühmte Zeusgrotte liegt am Nordabhang des I., vor ihr ein Felsaltar, im Innern zahlreiche Weihgeschenke, sämtlich nachmin. Zeit (eine einzige min. Gemme wohl ein altes Erbstück): die ältesten reichen eben noch in geom. Zeit hinauf (Fragmente eines durchbrochenen ehernen Geräts, wohl eines Untersatzes, und eherner Dreifüße); die Masse der Funde bei den (keineswegs erschöpfenden) italien. Ausgrabungen von 1884 ist jünger, das meiste 7. Jh. v. C.

S. Kreta B, Höhle. — Kamares: BSA 19 S. 1ff. — Ida: Ath. Mitt. 10 (1885) S. 59ff. Fabricius; Mus. Ital. 2 (1888) S. 689ff.; Maraghiannis *Ant. crét.* I Tf. 40ff.; Arch. f. Religionsw. 7 (1904) S. 123; 8 (1905) Usenerheft S. 54ff.; *RE* IX (1914) S. 858ff. Bürchner; XI (1921) S. 1795 Karo. G. Karo

Idol. A 1. Allgemein.

§ 1. Idol und andere Gegenstände mystischer Wirkung. — § 2. Die Beziehungen des Gegenständlichen zum Menschen und die Wirkung der Gegenstände. — § 3. Gegenstände als Sinnbild und Kraftträger. — § 4. Der stoffliche Charakter der Wirkung und der Zusammenhänge. — § 5. Talisman. — § 6. Fetisch. — § 7. Sündenbock. — § 8. Opferstätte. — § 9. Idol.

S. a. Fetischismus, Kultus, Religion.

§ 1. Die bei den zauberischen Handlungen verwendeten Gegenstände oder Bildwerke können in ihrer Bedeutung nicht ohne die Kenntnis des ganzen Zusammenhangs verstanden werden, in dem man sie gebraucht. Erst aus dem Gedankenkreis und der Auffassung von den Zusammenhängen des Lebens und der Welt (s. Primitives Denken) wird die Funktion der verschiedenen heiligen Gegenstände deutlich — mag eine solche Auffassung das Ergebnis eigenen Nachdenkens darstellen oder ganz oder zum Teil von anderen Völkern übernommen, von Vorfahren erlernt oder Nachbarn, mehr oder minder mißverständlich, nachgeahmt worden sein. Alle Gegenstände der Außenwelt werden von Naturvölkern in besonderem Maße als einwirkende Umgebungsfaktoren empfunden, und zwar deshalb, weil diese Menschen vermöge einer ärmeren Technik und geringeren Naturbeherrschung (s. Fortschritt) von der Naturumgebung viel stärker abhängig sind als technisch hochstehende Völker. Die Wirkung dieser Objekte der Außenwelt wird, auch wenn es sich um Erzeugnisse der eigenen Hände handelt, wie das Walten von mit menschlicher Seele ausgestatteten Wesen aufgefaßt, der Widerstand, den z. B. ein Stein der menschlichen Bearbeitung oder sonstiger Einwirkung entgegensetzt, als Hart-

näckigkeit und Ausdauer gedeutet usw. (s. § 2, 3).

Der Begriff „Fetisch" steht ebensowenig fest, wie der Begriff „I.". Bald spricht man von geschnitzten Figuren als Fetischen, ebenso aber auch von Bäumen und anderen Pflanzen, von Tieren von Tierfiguren usw. Er verschwimmt auch nicht selten mit dem, was man sich unter einem Amulett oder Talisman vorstellt.

Insbesondere denkt man bei Fetischen an Figuren, von denen eine gewisse schützende oder heilende Kraft ausgehend vorgestellt wird. So redet man z. B. bei den Mandja Zentral-Afrikas am frz. Kongo von „Fetischen", die gegen eine bestimmte Krankheit schützen oder Kriegswunden heilen, doch gibt es dort nur wenige Fetische in menschlicher Form (Gaud S. 318).

Das Wort „Fetisch" ist zuerst von portug. Seefahrern, die Westafrika wieder entdeckten, angewendet worden. Sie bemerkten in diesen Gegenden eine Verehrung gewisser Objekte: Bäume, Fische, Bildwerke, und verglichen diese mit Amuletten, Talismanen und heiligen Figuren, die sie selbst benutzten. Für diese Gegenstände besaßen sie die Bezeichnung *'feitiço'* (vom lat. *factitius* = geschickt und künstlerisch verfertigt). Später wurde das Wort von August Comte aufgegriffen, und alle Gegenstände der Naturverehrung: Sonne, Mond, Erde, wurden als „große Fetische" bezeichnet. Herbert Spencer schränkte den Begriff jedoch ein und verlangte für einen Fetisch den Glauben, daß ein „Geist in dem Gebilde wohne" (s. § 6).

Die Abgrenzung gegenüber einem Talisman würde ergeben, daß der Talisman einen materiellen Gegenstand darstellt, der mit besonderen Fähigkeiten und Kräften begabt ist, die ihm entweder vermöge seiner Art unmittelbar innewohnen oder durch Zauberhandlungen zugeführt wurden (s. § 5). Das I. kann man als einen Fetisch betrachten, der gleichzeitig die Gestalt des Geistes trägt, den man sich in ihm wohnend vorstellt (s. § 9). — In der Wirklichkeit kommen alle möglichen Übergänge vor, namentlich verschwimmt die Grenze zwischen Talisman und Fetisch, und zwar deshalb, weil es entweder dem Berichterstatter nicht klar ist oder den befragten Eingeborenen selbst nicht einheitlich deutlich geworden ist, wie sie die von dem Objekt ausgehende Kraft sich vorzustellen haben: als besonderen Geist oder anders. Aber auch zwischen Fetisch oder I. ist nicht ohne weiteres eine scharfe Unterscheidungslinie in der Praxis zu ziehen, da man sich mit oft sehr andeutungsweisen Formen begnügt, z. B. nur das Gesicht darstellt oder nur ganz roh menschliche oder tierische Formen andeutet. Außerdem ist aber nicht jedes in menschlicher oder tierischer Form gebildete Holz oder jeder solche Stein ein I., wenn ihm nur eine bestimmte Zauberkraft beigemessen wird. Denn für ein I. ist noch eine Verehrung des diesem innewohnenden Geistes erforderlich.

Denn was immer für eine Gestalt ein I. tragen mag, ob menschliche oder tierische, ob aus Holz, Stein oder lebendig, immer muß noch die Verehrung des dem I. innewohnenden Geistes verlangt werden.

Die Beziehungen des Gegenständlichen zum Menschen erschöpfen sich jedoch nicht in den Formen von Talisman, Fetisch und I. Gegenstände treten auch als Sinnbild und Kraftträger von vorgestellten übernatürlichen Mächten auf. Insbesondere muß dabei die stoffliche Auffassung aller Wirkungen und Zusammenhänge (s. Mana B, Primitives Denken) berücksichtigt werden (vgl. § 2, 3 und 4).

§ 2. Die Bewohner der Andamanen-Insel scheinen schützende Kräfte und Eigenschaften allen denjenigen Substanzen beizulegen, auf die sie irgendwie angewiesen sind, um dadurch Nahrung zu erlangen oder ihre Feinde zu bewältigen. So gilt z. B. Bienenwachs, das zum Bestreichen der Bogensehne verwendet wird, als mit der Macht ausgestattet, Feinde abzuhalten und Krankheit zu heilen (Brown S. 263). Rohr, das von den Eingeborenen für verschiedene Zwecke benutzt wird, gebraucht man auch als Amulett, als Gürtel und für anderen Körperschmuck. Wenn man des Nachts sich auch nur ein paar Schritte weg von der Hütte begibt, so nimmt man einen Feuerbrand mit als Schutz gegen Geister, die herumspuken könnten. Singen hält die Geister ab, dagegen würde Pfeifen sie anziehen (ebd. S. 139). Eine große Zahl mine-

a

b

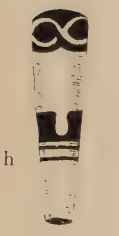
c

d

e

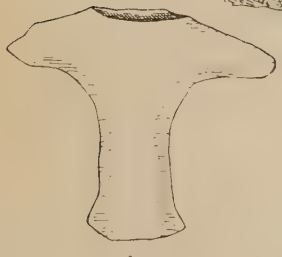
f

g



h

i



k

l

m

Idol A 2. Europa

a—e. Troja: a. Blei. L. 6,9 cm; b—e. Marmor. L. 4—8,9 cm. Nach H. Schmidt. — f. Hal-Sâflieni, Malta. Ton. H. 4,5 cm. — g. Thrazien. Ton. H. $^1/_2$ n. Gr. Nach M. Hoernes. — h—l. Thessalien. Steinstifte und Ton. $^1/_4$ n. Gr. Nach Wace-Thompson. — m. Gradac, Jugoslavien. Ton. Nach M. M. Vassits.

ralischer und vegetabilischer Substanzen stattet man mit geheimnisvollen Kräften aus und verwendet sie zur Beseitigung aller Art Übel (S. 179ff.). Ganz besonders werden dem Feuer (s. d. A) magische Fähigkeiten zugeschrieben, Geister der See und des Waldes sowie wilde Tiere zu bannen. Stets unterhält man neben einem Kranken ein Feuer (S. 183). Brown meint, daß im Falle des Feuers die unmittelbare Erfahrung dem einzelnen Mitglied der Gemeinschaft nicht notwendigerweise bewußt wird, sondern nur auf indirektem Wege durch den traditionsgemäßen Glauben, daß das Feuer Schutz gegen Gefahr bewirkt (S. 264ff.). Jeder Gegenstand, der zum Wohl der Gesellschaft beiträgt, gilt als schutzbringend gegen Übel. Die Art und der Grad dieser schützenden Kraft hängt von der Wichtigkeit der Dienste ab, die der Gegenstand der Gemeinschaft leistet. — Nicht selten wird die Kraft eines Gegenstandes, durch die er magische Wirkung erhält, mit seinem Geruch in Verbindung gebracht. So sagen die Eingeborenen, daß sie mit *Odu* = Tonerde sich nach dem Essen bestreichen, weil ihre Körper sonst einen Geruch verbreiten, der die Geister anziehen würde.

§ 3. Eigenartige Kultgegenstände der zentralaustralischen Aranda und Loritja heißen *tjurunga*. Dem Namen nach bedeuten diese Objekte das 'Eigene Geheime', also etwa das Mystische im Menschen. Es sind Hölzer und Steine, die flach, oval und länglich, und auf ihren Oberflächen mit Zeichen bedeckt sind. Sie gelten als heilige Gegenstände und werden vor Kindern und Frauen geheimgehalten und in besonderen, nur den Männern bekannten Höhlen, *arknanaua*, aufbewahrt. Aus den Sagen geht hervor, daß die Leiber der meisten Totem-Vorfahren (s. Totemismus B) sich in solche *tjurunga* verwandelt haben. Ein Teil der *tjurunga*, die heute noch in den heiligen Steinhöhlen aufbewahrt werden, gelten als solche verwandelten Leiber. Von anderen Totem-Vorfahren wird erzählt, daß sie auf ihren Wanderungen *tjurungas* mit sich herumgetragen haben. Die Leiber dieser Vorfahren verwandelten sich in Bäume, Felsen, Sträucher usw. Der Schöpfer gab z. B. einem Känguruh-Mann ein *tjurunga* und bezeichnete es als das Känguruh, aus dem er entstanden sei. Als *tjurunga* hat man den gemeinsamen Leib des Menschen und seines Totem-Vorfahren zu betrachten. Das *tjurunga* verbindet das Individuum mit seinen persönlichen Vorfahren und gewährleistet seinen Schutz. Der Verlust des *tjurunga* zieht die Rache des Totem-Vorfahren nach sich. Auf dem Wege des *tjurunga* hat der Mensch die Möglichkeit, auch auf sein Totem einzuwirken. Wird das *tjurunga* mit Fett und rotem Ocker bestrichen, so gehen schöpferische Kräfte von ihm aus, die auf das Totem einwirken, ja, es sollen nach der Meinung der Alten beim Bestreichen der *tjurunga* Totem-Tiere herausspringen. Vermöge des *tjurunga* besitzt der Mensch auch Schutz gegen seine Feinde und die Möglichkeit, in direkter oder indirekter Weise auf diese einzuwirken. Es sind Hilfsmittel des Menschen im Kampf gegen seine Feinde. Doch verläßt sich der Mann keineswegs ausschließlich auf diese Hilfsmittel und den Schutz des Ahnen, sondern auf seine eigene Klugheit. Immerhin gilt die Zaubermacht, die der Hilfe durch die *tjurungas* zugeschrieben wird, als derartig, daß sie mit dem gleichen Ausdruck (*arúnkulta*) bezeichnet wird wie das Gift von Schlangen, von giftigen Pflanzen und jetzt von Europäern eingeführte Gifte, z. B. Strychnin. — Diese *tjurungas* gelten indessen nicht als Sitz einer Seele oder des Lebens, vielmehr wird die Ansicht vertreten, daß jeder Mensch aus zwei Körpern bestehe, einem aus Fleisch und Blut und einem aus Stein oder Holz. Doch ist diese ganze Theorie keineswegs scharf oder widerspruchslos bei allen Aranda und Loritja durchgeführt. So gelten z. B. nicht bloß die ganzen Körper, sondern auch einzelne Körperteile der Totem-Vorfahren als *tjurungeraka*, als in Holz oder Stein verwandelt, so z. B. das Fett einer Totem-Schlange, die Niere eines Oppossum-Vorfahren, das Herz eines Emu usw. Ja selbst einzelne Stöcke, die die Totem-Vorfahren besessen haben sollen, werden als *tjurunga* angesehen. — Auch mit jeder Frau ist ein *tjurunga* verbunden, das diese jedoch niemals sehen darf. Hätte früher ein Mann einer Frau ein *tjurunga* gezeigt, so würde man beide getötet haben. Auch wenn eine Frau zufällig ein *tjurunga* fand, tötete

man sie. Noch heute wachen die Aranda ängstlich darüber, daß keine Frau ein *tjurunga* zu Gesicht bekommt. Auch den Orten, an denen die *tjurungas* aufbewahrt werden, den Steinhöhlen, darf weder ein Weib noch ein Kind nahe kommen, sonst wird es getötet. Der Eingang zu den Höhlen ist gewöhnlich so versteckt, daß ein Uneingeweihter ihn nur schwer findet. Die Umgebung der Höhlen gilt ebenfalls als 'tabu' (s. d. B). Ein Tier, das angespeert in der Nähe liegen bleibt, wird nicht angerührt oder weggetragen. Streit wird in der Nähe einer solchen Höhle vermieden. Doch gilt sie nicht als Freistatt, Asyl (s. d.), etwa für einen Mörder. Obwohl die *tjurungas* als persönliches Eigentum (s. d. A) des Mannes gelten, zu dem sie gehören, werden sie doch in den Höhlen aufbewahrt und nur bei festlichen Gelegenheiten hervorgeholt. Stirbt der Eigentümer, so erbt der älteste Sohn oder Schwestersohn das *tjurunga*. Ist das Kind noch zu jung, so fällt das *tjurunga* dem jüngeren Bruder des Verstorbenen zu. Das *tjurunga* einer Frau besitzt ihr Vater oder Bruder, und nach ihrem Tode fällt es einem ihrer Brüder oder ihrem Sohne zu. Die *tjurunga*-Hölzer oder Steine werden manchmal an die Leute eines befreundeten Lagerplatzes verliehen. Dies gilt als besonderer Freundschaftsbeweis.

Dem *tjurunga* wird eine geheime Zauberkraft (s. Zauber A) zugeschrieben, besonders dem *tjurunga* der Totem-Vorfahren, die deren Körper repräsentieren. Wird z. B. das *tjurunga* einer wilden Katze mit Fett und rotem Ocker bestrichen, so geht eine Kraft von ihr auf alle wilden Katzen aus. Diese werden fett und vermehren sich. Steckt sich bei den Kulthandlungen in der Nähe der Höhlen der Darsteller ein geschmücktes Holz-*tjurunga* ins Haar, so verleiht ihm dies die Fähigkeit, gerade so wie sein Vorfahre, sein Totem-Tier oder seine Totem-Pflanze hervorzubringen. Mit einem Stein-*tjurunga*, das als älter und stärker gilt, reibt der Leiter der Kulthandlung den Leib der jungen Männer, damit sie besser sehen, um die Ankunft eines Fremden wahrzunehmen. Bei der Zeremonie der Beschneidung schlägt der Leiter derselben mit einem Stein-*tjurunga* den Jüngling heftig auf die Magengegend, um ihm eine fühlbare Ermahnung zu einem mäßigen Leben zu geben. Wollen sich zwei Menschen schlagen, und hat der eine ein *tjurunga* bei sich, so glaubt der Besitzer, daß dies ihn stärken werde, während der Gegner den Kampf als aussichtslos aufgibt. Auch wenn sich ein Mann schwach oder dem Tode nahe fühlt, so holt man sein steinernes *tjurunga*, schabt etwas von dem Stein ab, vermischt dies mit Wasser und gibt es dem Kranken zu trinken, damit es ihm zu neuen Kräften verhilft. Auch reibt man die Stirne eines Mannes mit einem *tjurunga*, damit sie schön breit werde. Bei den ö. Aranda werden kleine *tjurunga*-Steinchen als Raupeneier einem Sterbenden unter den Kopf gelegt oder sogar mit dem Toten begraben. — Die *tjurunga* sind verschieden an Größe und Gestalt, die aus Holz 20 cm bis über 1 m l. und 2—9 cm br., an einer Seite etwas konvex, an der anderen glatt und ein wenig konkav. Die steinernen *tjurungas* sind gewöhnlich breiter und kürzer, in der Regel von ovaler Form, selten rund. Ausnahmsweise haben sie die Gestalt eines Bumerang. Die meisten *tjurungas* sind mit Zeichnungen bedeckt, manche, die als besonders alt gelten, zeigen keine eingeritzten Figuren. Auf die Zeichnungen kann hier nicht eingegangen werden (s. Schrift A).

Zu den *tjurunga* gehören auch die Schwirrhölzer (s. Totemismus B).

Sobald sich eine Frau Mutter fühlt, heißt es, daß ein *ratapa* in sie eingegangen ist. Dann geht der Großvater des zu erwartenden Kindes zu einem *Mulga*-Baum und schnitzt ein kleines *tjurunga*, auf dem er mit einem Opossumzahn Zeichen einritzt, die mit dem Totem-Vorfahren oder mit dessem Totem zusammenhängen, bestreicht es mit rotem Ocker und legt es in die heilige Höhle zu den anderen *tjurungas*. Ist das Kind geboren und schreit es, so sagt man, das Kind ruft nach seinem *tjurunga*. Zur Beruhigung macht sich der Großvater mit einigen Männern auf, um das *tjurunga* zu holen. Zur Bezeichnung gebraucht man nicht das verbotene Wort '*tjurunga*', sondern den Ausdruck '*papa*'. Man sagt, das Kind habe den *papa* verloren, als es in seine Mutter einging. Das *tjurunga* wird vom Großvater in Schnüre gewickelt, damit die

a

b

Idol A 2. Europa

Tonfigur. Kličevac, Jugoslavien. Ca. $^1/_3$ n. Gr. Nach Wosinski.

Weiber es nicht sehen, und mit der zerriebenen Rinde des Gummibaumes bedeckt in die Holzschüssel gelegt, in der das Kind während der ersten Lebensjahre von der Mutter umhergetragen wird. Der Kopf des Kindes soll gerade über dem *tjurunga* (*papa*) zu liegen kommen. Denn man nimmt an, daß so geheime Kräfte in den Körper des Kindes übergehen, die es schnell wachsen und gedeihen lassen. Erst nach der Beschneidung erhält der Knabe ein großes Schwirrholz (*nankara*), das den geheimnisvollen Leib seines mütterlichen Totem-Vorfahren, seines *altjira*, darstellt, und von dem man annimmt, daß er von jetzt an den beschnittenen Mann auf seinen Wanderungen begleite und beschütze. Nachdem die Subinzision an dem jungen Mann vollzogen ist (s. Jünglingsweihe), gibt man ihm ein kleines Schwirrholz in die Hände, das den Körper seines eigenen Totem-Vorfahren darstellt und mit dem Blute des Mannes und mit Vogeldaunen beklebt ist. Auch diesem Gegenstand werden zauberische Kräfte zugeschrieben, insbesondere wird er als Liebeszauber verwendet. Wenn der Mann das Schwirrholz schwingt, so erscheint das Mädchen, das er heiraten will.

Später führt der Großvater den Erwachsenen zu der heiligen Höhle, in der das *tjurunga* seines Totem-Vorfahren aufbewahrt wird, und zeigt es ihm mit den Worten: „Dies ist dein Körper, es ist das Nämliche wie du selbst. Du sollst es nicht nach einem anderen Ort bringen, sonst wirst du davon Leid haben." Solange das *tjurunga* wohl verwahrt ist, steht die persönliche Sicherheit des betr. Menschen unter der Obhut seines Totem-Vorfahren. Kommt das *tjurunga* abhanden oder wird es den Frauen gezeigt, so heißt es, daß der Totem-Ahne zornig wird und die mit ihm verbundene Person mit seinen Zauberhölzern sticht. Davon erkrankt der mit dem Totem-Ahnen durch das *tjurunga* verbundene Mensch. Wird das Holz-*tjurunga* von weißen Ameisen zerfressen, so erscheint der Ahne dem Menschen im Traum und warnt ihn, keine Gemeinschaft mit fremden Frauen zu haben. Stirbt der Mensch, so wird sein *tjurunga* aus der heiligen Höhle herausgenommen und an einem abgelegenen Ort versteckt, „damit der Anblick seine Freunde nicht traurig mache". Nach etwa zwei Jahren holt man das *tjurunga* und bringt es in die Höhle zurück. Zerfällt ein *tjurunga*, wird es verloren, so erneuert man es nicht. Dies wird als ein Zeichen gedeutet, daß die Existenz des mit dem *tjurunga* verbundenen Menschen erloschen ist.

Bei den Loritja nennt man das *tjurunga*: *kontanka*. Sie fassen die *kontanka* als so eng mit der betr. Person verbunden auf, wie den Schatten mit dem Körper. Im übrigen gilt ungefähr dasselbe, wie von den *tjurunga* der Aranda (Strehlow I, 2 S. 75ff.).

Unter den südkalifornischen Luiseño-Indianern werden im Zusammenhang mit den Pubertätsfeiern verschiedene Gegenstände „geweiht". Diesen Gegenständen kommt aber eine Art symbolische Bedeutung zu. So wird z. B. ein heiliges Netz hergestellt, das die Milchstraße versinnbildlicht, den großen Geist, zu dem die Menschen gehen, wenn sie sterben. Da der große Geist selbst nicht gesehen werden kann, so legt man einen Graben an in Gestalt einer Figur mit ausgespreizten Händen und Beinen. Diese wird dann unter gewissen Zeremonien den Jünglingen gezeigt und erklärt. Sie gilt als Abbild des Milchstraßengeistes im Himmel, den man aber nicht sieht. In dem Boden des Grabens wird nun ein Netz niedergelegt, geradeso wie ein gewöhnliches Netz. Auch Sandmalereien mit angeblichen Darstellungen von Himmel und Milchstraße und von der Welt werden bei den Jünglingsweihen vorgenommen. Bei anderen Zeremonien wurden ein heiliger Korb, ein heiliger Stock sowie Federbänder verwendet. Beim Tode eines Mannes geht der Häuptling Nahrungsmittel und Wertgegenstände einsammeln und verständigt andere, daß er den „Bildertanz" veranstaltet. Fremde Häuptlinge sind ihm dabei behilflich. Man begibt sich an einen entlegenen Ort, um dort im geheimen große Puppen in Lebensgröße anzufertigen. In früheren Tagen wurden die Frauenfiguren mit kurzen Fransenröckchen aus Holunder oder Weiden hergestellt. Auch Haare befestigte man auf dem Kopf. Als

Augen verwendete man Abalone-Muscheln. Nase, Mund und Ohren wurden manchmal noch hinzugefügt. War alles fertig, so begab sich der Häuptling nach dem Tanzplatz und grub dort so viele Löcher, als Figuren aufgestellt werden sollten. Danach ruft er dreimal, und die Leute, die die Puppen tragen, antworten ihm singend: „die Geister erscheinen". Sie setzen die Puppen in die Löcher, während die Frauen wertvolle Geschenke an die verteilen, welche die Figuren gebracht haben. Der Gesang dauert an, während der Häuptling dreimal ein Schwirrholz schwingt. Dann nimmt man die Geisterfiguren wieder weg und bringt sie im Zuge nach einem abgelegenen Platz. Während die Besucher im Tanzschmuck mit Bemalung erschienen sind, schminken sich die Einheimischen erst jetzt und setzen ihren Federkopfschmuck auf. Das Schwirrholz wird wieder geschwungen, und nun erscheinen die Träger abermals mit den Puppen an dem heiligen Platz und bringen eine Schildpattrassel mit. Es beginnt ein Tanz mit Gesängen. Danach werden die Geisterbilder mitsamt Kleidern und Schmuck verbrannt. Die Besucher haben jedoch das Recht, die Kleider den Puppen vorher für sich wegzunehmen, die Verwandten bringen dann andere schlechtere Stücke zum Verbrennen. Während des Verbrennens tanzen die Männer und die Frauen um das Feuer und singen die Schlußgesänge. Nach noch einigen weiteren Gesängen und Tänzen geht man um das Feuer herum mit einigen Besitztümern des Toten, zu dessen Ehren das Fest veranstaltet wurde, und verbrennt auch diese. Hierauf ruft man unter Heulen und Stöhnen und unbeschreiblichen Lauten den Himmel an und wirft noch einige Sachen ins Feuer. Dann findet eine Verteilung von Wertgegenständen durch die Einheimischen an die Gäste statt, und weitere Gesänge beschließen das Fest. Bei einer anderen ähnlichen Zeremonie, auch gelegentlich einer Totenfeier, wurde ein großer Pfosten aus einer Fichte aufgerichtet, an dessen oberes Ende man Körbe hing, die man ähnlich wie bei unserem Maibaumklettern im Wettbewerb der Geschicklichkeit herunterholen mußte. Dieser Baum war hoch wie ein Haus und mit verschiedenen Farben bemalt. Er stellte den Geist des Toten vor. Verschiedene Teile des Pfostens trugen verschiedene Farben, je nach den Körperteilen, die sie andeuteten. Der Pfosten hatte nicht die Gestalt eines Menschen, sondern der eine Teil der Malerei bedeutete das Knie, ein anderer den Arm usw. Die Spitze, die den Kopf darstellte, war immer weiß bemalt. Oben war die abgezogene Haut einer Krähe oder eines Raben befestigt, dieselbe, wie man sie der Leiche auf die Brust legte. Beim Errichten des Pfeilers tanzte man um ihn herum und sang. Das Fest fand unter Teilnahme der Nachbardörfer statt und mit einem großen Aufwand von Speiseverteilung (Dubois S. 85, 91, 100ff.).

Die Totem-Bilder waren bei den Omaha-Indianern kein Objekt der Verehrung und können daher nicht eigentlich als „Fetische" bezeichnet werden. Trotzdem kam ihnen eine besondere Bedeutung zu. Sie waren ein Pfand oder eine Art von Zeugnis über die Erscheinung, die ein junger Mann während seines Fastens hatte. Er wandte sich nicht an das Bild selbst, sondern vielmehr an das, was es vorstellte, die Gestalt, die durch den *Wakonda*, die mystische Lebensmacht, geschickt worden war, die ihn auch persönlich erreichen konnte, die Mitleid mit ihm hatte und darum ihm die Hilfe, die er brauchte, in der Stunde seiner Not zu bringen vermochte. Man hatte eine verehrungsvolle Haltung gegenüber allen Riten und Zeremonien, die sich mit der Beziehung eines Menschen gegenüber dem Unsichtbaren befaßten. — Andersartigen Gebräuchen stand man durchaus tolerant gegenüber (Fletcher und La Flesche S. 602).

Die heiligen Gegenstände der Samoaner hängen z. T. mit totemistischen Vorstellungen zusammen (s. Tabu B, Totemismus B), z. T. sind es aber Gegenstände, wie z. B. Triton-Muscheln, die ohne individuelle Beziehungen in der Häuptlingshalle aufgehängt sind, oder Steine, denen eine besondere Kraft zugeschrieben wird; auch eine Kokosnußschale, die als Trinkgefäß vom Dach herunterhängt, und die zur Beantwortung eines Orakels für die Auffindung eines Diebes gebraucht wird. Die Dorfgeister werden in verschiedener

Form vorgestellt, z. B. als Fledermaus, als Reiher oder als Eule. Fand ein Mann aus dem Eulendorf z. B. eine tote Eule, so saß er nieder und weinte darüber und schlug seine Stirne mit Steinen, bis Blut floß. Dann wickelte er das Tier ein und begrub es in zeremonieller Weise, als wäre es ein menschlicher Leichnam. Der Flug der betreffenden Vögel wurde in bestimmter Weise als Omen (s. d. A) gedeutet (Turner 1885 S. 17ff.). — Zwei längliche Steine, die sich auf einer erhobenen Plattform in einem der Dörfer befanden, galten als die Eltern von *Saato*, dem Regengeist. Wenn sich Häuptling und Volk für einige Wochen in den Busch auf Taubenfang begaben, so wurden Opfer in Gestalt von gekochtem Taro und Fisch auf die Steine gelegt und mit der Bitte um gutes Wetter begleitet. Kam dann doch Regen, so wurde irgendeinem, der etwa keine Gaben geopfert hatte, die Schuld daran zugeschoben. Auch Leute, die zu Zeiten der Not in den Busch auf Suche nach wilden Yams gingen, legten auf die Steine, wenn ihr Sammeln erfolgreich verlaufen war, zum Dank einige Stücke Yams hin, weil sie durch die Steine auf die rechte Spur geführt wurden. Wer zufällig mit einem Korb irgendwelchen gekochten Essens vorbeikam, pflegte davon ein Stück auf die Steine zu legen. Wurden solche Gaben des Nachts von Hunden oder Schweinen oder Ratten aufgefressen, so nahm man an, daß der Geist die Gestalt des betreffenden Tieres angenommen und sie so verzehrt habe (s. a. § 6 u. 9). — Die Triton-Muschel wurde einmal im Jahre mit Haufen von gekochter Speise verehrt. Die Gaben begleiteten Bitten zur Abwendung von Unfällen. Die Verehrung des Octopus verband sich mit der großer hölzerner Tröge, die ebenfalls dazu verwendet wurden, um Orakel für Diebe zu erhalten, namentlich solcher, die kostbare Matten gestohlen hatten (Turner 1885 S. 25f., 31).

Wenig geklärt ist die Bedeutung der *Ulis* und *Malanggane* von Neu-Mecklenburg in der Südsee. Die *Uli*-Figuren sind Standbilder in Menschengestalt und hängen mit komplizierten Festen zusammen, und zwar werden 13 Teile des *Uli*-Festes veranstaltet. Im dritten und letzten Abschnitt findet die feierliche Verbrennung des Schädels eines Großhäuptlings statt, zusammen mit einem großen Schweineschädel. Auch das Fest der Sonnen-*Malanggane* scheint ebenfalls mit einer Totenfeier zusammenzuhängen. Die Feier endigt hier gleichfalls mit einer Verbrennung der Schädel. Zweifellos sind die Vorstellungen von der Bedeutung und Wirkungskraft der Figuren der malayischen Welt entnommen (Krämer S. 59ff., 83).

§ 4. Keyßer (S. 116ff.) schildert den Fetischismus der Kai-Leute des nördlichen Neu-Guinea folgendermaßen: Ein „Fetisch" ist ein Gegenstand, der an sich gar keinen Wert und gar keine Bedeutung hat. Aber er enthält infolge seiner Herkunft von einem Menschen oder Geist oder sonstigem Wesen dessen Seelenstoff. Dieser Seelenstoff ist die durch den Gegenstand wirkende Kraft, die mit oder ohne besonderen Zauberspruch ausgelöst wird. — Solche Fetische sind die Yams und Taro-Steine, mit denen die Stecklinge dieser Früchte vor dem Auspflanzen berührt werden. Fetische sind die Wildsteine, mit deren Hilfe man sich Jagdglück verschafft. Sie sollen von Geistern oder von dem von ihnen erlegten Wild stammen. Den gleichen Zweck hat der Unterarmknochen eines Toten, der zu Lebzeiten ein großer Jäger war. Der in dem Knochen enthaltene Seelenstoff unterstützt den Besitzer desselben auf der Jagd. Mit Hilfe von Regen- und Erdbebensteinen macht man Regen und Erdbeben, mit anderen Blitz und Donner. Wundensteine verursachen Wunden. Die Kriegsamulette stärken den Mut und die Kraft des Trägers und verleihen Schutz in der Gefahr. — Der auf irgendein Lebewesen oder irgendeinen Gegenstand übertragene Seelenstoff kann den vorhandenen mehren oder mindern, je nachdem er gleichartig oder entgegengesetzt ist. Der neidische Mensch, der Feind, der seinem Nachbarn eine Mißernte gönnt und wünscht, kann durch bloße Berührung eines Yamsstockes im Feld das Verkümmern einer Frucht bewirken, während der Freund oder Eigentümer durch leichtes Zupfen an einem Blatt sein Wachstum fördert. Der im Blut erschlagener Feinde vorhandene Seelenstoff bewirkt schlimme Wunden an den Füßen

derer, die darauf treten. — Wie man die Elektrizität durch Nichtleiter isolieren kann, so nimmt der Kai auch eine Isolierung des Seelenstoffes durch bestimmte Mittel vor. Die Seele des Verzauberten im Zauberrohr hindert man am Entweichen durch gewisse Blätter, in die sie eingewickelt wird. Wer sich vor Verzauberung schützen will, reibt den Körper mit dem Safte bestimmter Schlingpflanzen ein oder trinkt diesen. — Übertragener Seelenstoff kann wieder abgeleitet werden. Dadurch, daß ein Mann eines anderen Frau direkt oder indirekt berührt, überträgt er seinen Seelenstoff auf sie und entfacht in ihr Liebe zu ihm. Unter Umständen verlangt der Mann vom Verführer die Zurücknahme seines Seelenstoffes. Dann muß der Betreffende mit einer Zigarette erst die Frau berühren und hernach sich selbst Beine, Arme, Leib damit bestreichen. Hierauf spuckt er die Zigarette an. Dadurch, daß die Frau an dieser Zigarette rauchen muß, zieht sie mit dem Rauch zugleich die Abneigung des Mannes in sich ein, wodurch die bisherige Zuneigung abgetötet wird. Zum Schluß muß der Mann noch über die am Boden sitzende Frau hinwegschreiten. — Es gibt auch eine gegenseitige Anziehung verwandter Seelenstoffe. Weil ein weißes Blatt von der Größe und Form eines Eies des Großfuß-Buschhuhns an dieses erinnert, gilt der Seelenstoff des Blattes mit dem Ei als verwandt. Da nun verwandte Menschen einander zugetan sind, so wird diese Verwandtschaft der äußeren Erscheinungsform unter zwei Gegenständen der Natur in gleicher Weise gedeutet. Der Kai-Mann benutzt das Baumblatt, wenn er sich in den Wald auf die Eiersuche begibt, damit es (wie eine Wünschelrute) seinen Schritt zu den Eiern lenkt. — Was dem Seelenstoff geschieht, erleidet zugleich auch sein Besitzer. Dieser Zusammenhang ist das Unheimlichste für die Naturmenschen vieler Gegenden. Da der Mensch in allem, womit er in Berührung kommt, etwas von seinem Seelenstoff zurückläßt, so schwebt er ständig in Gefahr, daß diesem Seelenstoff und damit zugleich ihm selbst von einem Feinde Leid zugefügt wird. Daher die große Ängstlichkeit des Papua. Bleibt ihm auf dem Wege durch den Busch an einer dornigen Ranke ein Büschel Haar oder eine Faser seines Gürtelstoffes hängen, so geht er nicht weiter, bevor er nicht jede Spur davon beseitigt hat. Darum wirft er auch nichts weg, selbst wenn er in einem befreundeten Dorfe zu Gast ist: jede Betelnußschale hebt er sorgfältig in seinem Netzbeutel auf oder wirft die Überreste ins Feuer. Da auch ein Sitzplatz Seelenstoff von ihm enthält, vertreibt er diesen vor seinem Weggang durch Stampfen mit dem Fuß oder Stoßen mit einem Stock, oder Besprengen mit Wasser oder durch Drauflegen von gewissen „kühlen" Blättern, die den Platz, auf dem er gesessen hat, „abkühlen" sollen, d. h. seinen Seelenstoff verjagen. Aus letzterem Beispiel ist ersichtlich, wie die zurückbleibende Körperwärme den Anstoß zur Deutung des Seelenstoffes gibt. — Alle diese Ausführungen müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir die eigentümliche Bedeutung und Kraft, die Gegenständen wie Fetischen oder I. zugeschrieben wird, verstehen wollen.

In Ruanda (Ostafrika) kommen bildliche Darstellungen von Geistern nicht vor, mit dem Gedächtnis der Verstorbenen verknüpfen sich aber Bäume. Die Verehrung der Gedächtnisbäume scheint hauptsächlich der Batutsi-Schicht anzugehören. Es sind Ficus-Bäume, die auf Anhöhen gepflanzt werden. Solche Bäume dienen auch der Erinnerung an irgendwelche Ereignisse, z. B. an einen Kriegszug oder an einen Lagerplatz (Kandt S. 365).

Ähnlich wie in Tibet und in anderen Gegenden sieht man auch im Konde-Land in Ostafrika am Wege zuweilen Steinhaufen, die jeder Vorübergehende vergrößert. Ein gewissermaßen hist. Steinhaufen ist der *Iripasio*, von dem Merensky (S. 154) berichtet, daß jeder Krieger hieran seinen Speer wetzte und einen Stein, ein Zweiglein oder einen Grashalm auf den *Iripasio* mit der Bitte warf: „Mach meine Beine stark, daß ich auf diesem Zuge nicht schwach werde". — Auch auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau sind solche „Glückshügel" vorhanden, und jeder Vorübergehende nimmt einen Stein, speit darauf, reibt ihn an seinen Beinen und wirft ihn dann auf den Haufen, um so „seine Beine leicht zu machen". Auch in Uhehe gibt es solche

Steinhaufen. — Auf den Zauberhügeln in Ufipa, Ostafrika, wurden von Langheld (S. 511) präh. Steinringe gefunden, die als Regenzauber galten, und von denen man meinte, sie seien beim Gewitter vom Himmel gefallen. In ähnlicher Weise betrachtet man in Togo und Benin die präh. Steinbeile der Gegend als Donnerkeile, eine Anschauung, die auch sonst häufig auftritt. — Solche präh. Steinringe, die auch in anderen Teilen Afrikas gefunden werden, sollen auf dem Njassa-Tanganjika-Plateau keine Seltenheit sein, und man trifft sie oft in der Wildnis, fern von den jetzigen Ansiedlungen (Fülleborn S. 407).

Irgendwelche Gegenstände wirken manchmal nicht vermöge ihrer Materie, sondern kraft der Handlungen, durch die sie hergestellt wurden. Um den Palmwein vor einem Dieb zu bewahren, binden die Kpelle Westafrikas einen Palmwedel um den Stamm. Würde ein Dieb den Stamm berühren, so müßte er sterben. Der umgebundene Wedel würde sich in eine Giftschlange verwandeln und ihn beißen. Westermann (S. 205) meint, daß diese dem Zauber angehängte Strafdrohung wahrscheinlich spätere Zutat sei. Ursprünglich galt es deshalb als „unmöglich", den Baum zu erklettern, weil er „gebunden" sei. Will der Besitzer der Palme den Wein, der oben im Wipfel einer Ölpalme hängt, herunterholen, so bindet er vorher den Wedel los und legt ihn abseits.

Besondere Zaubergegenstände, die in einem Beutel von einer Frau des Häuptlings überallhin mitgetragen werden, wohin sich der Häuptling begibt, dienen dazu, Verborgenes kundzumachen.

Reste, Exkremente, Fußspuren, Speichel, Nägel, Haare, der Schatten sind Dinge, welche sich besonders für den Schädigungszauber verwenden lassen. Sie werden als „wesentliche Bestandteile" der Person betrachtet, und was man diesem Bestandteil zufügt, überträgt sich automatisch auf den Menschen selbst. Deshalb sorgt man dafür, alle diese Dinge entweder zu verbrennen oder zu vergraben, oder Exkremente durch das fließende Wasser zu beseitigen usw.

Die Pfeile, Speerspitzen oder Flintenkugeln werden nicht nur vergiftet, sondern außerdem mit Zauber versehen und durch mündlichen Zuruf zum Treffen des Zieles aufgefordert.

Nicht immer ist der Zaubergegenstand als ursprüngliches unmittelbares Abwehrmittel zu erkennen. An den Kola-Bäumen und an Feldrainen sind auf Schnüren, die sich von Baum zu Baum ziehen, Stengel und Blätter der Tofa-Pflanze befestigt; sie halten Diebe fern.

Um ein Dorf oder ein Haus weiterhin gegen böse Geister zu schützen, legen die Kpelle Westafrikas eine Schnur aus Fasern oder aus Lianen um den ganzen Grundriß der Stadtmauer oder des Hauses, denn man meint, daß die Geister einen solchen Strick nicht zu überschreiten imstande sind. Damit die Toten von einem benachbarten Friedhof her den Ort nicht betreten können, steckt man zwischen diesen und der Niederlassung zwei Stöcke in die Erde und verbindet sie durch Flechtwerk. Hier liegt die geheimnisvolle Wirkung nicht in den Gegenständen selbst, sondern in Beziehungen zur Geisterwelt: ihre Funktion ist innerhalb eines Kreises von phantastischen Vorstellungen gewissermaßen normal geblieben (vgl. § 5). Dasselbe gilt auch für den Fall, daß sich schwangere Frauen für Stunden oder Tage in die Stockfessel legen: man durchbohrt nämlich den Stamm einer Bananenstaude und steckt die Füße der Frau hinein, um zu verhindern, daß böse Geister oder andere schlimme Einflüsse in sie eingehen und der Frucht schaden (Westermann S. 204).

Die besondere Rolle, die den Rindern bei dem südwestafrik. Hirtenvolk der Herero zufällt, kommt am deutlichsten bei den Opfern zum Ausdruck. Bei den verschiedensten Gelegenheiten, im ganzen etwa 16—20, wird ein Tier geschlachtet. Dies muß jedoch in ritueller Weise geschehen, es soll erwürgt werden. Oft wird es wild durch die Werft gejagt, mit Speeren gestochen und, wenn es erschöpft ist, zu Boden geworfen. Dabei muß es in einer bestimmten Weise fallen, nämlich so, daß der Kopf nach N hin liegt. Dann halten 6—8 Mann das Tier fest, so daß es sich nicht bewegen kann, einige knien auf seinem Halse und drücken ihm so lange Kehle, Nase und Maul zu, bis es erstickt.

Dann beginnt die eigentliche Opferhandlung, die der Häuptling des Lagers leitet (Irle S. 81ff.).

§ 5. Ein Gegenstand wird dadurch zum „Zauber" (s. d. A), daß man ihn dazu bestimmt, ihn als Zauber ansieht. Er muß aus solchen Dingen bestehen, deren wertvolle Eigenschaften allgemein anerkannt sind. Besonders sind es Teile des Menschen- oder Tierkörpers (denn sie sind unter allen Wesen die Lebendigsten, Stärksten und Klügsten): Fleisch, Blut, Fett, Nieren, Haare und Nägel, Krallen, Zähne, Knochen, Schnabel, Horn, Haut, Schweiß, Speichel, Exkremente. Weiterhin heilsame oder als heilsam geltende Pflanzenteile, hartes Holz, Steine. Ferner Material zum Binden und Fesseln: Schnüre, Lianen, Werkzeuge. Wer einige von diesen Gegenständen, einzeln oder mehrere gleichzeitig, etwa in einem Teig gemischt und in einem Säckchen verpackt bei sich trägt, sich einverleibt oder in der Hütte aufbewahrt, ist dadurch im Besitze genügender Kräfte, um gegen alle laufenden Unfälle, genauer: gegen alle schädlichen Gegenzauber, geschützt zu sein. Denn jeder Zauber kann mit einem Gegenzauber bekämpft werden.

Jedoch kann nicht jeder einzelne irgendeinen beliebigen Gegenstand zu seinem Schutzzauber auserwählen, vielmehr gibt es eine gewisse Staffelung. Findet einer Zähne oder Krallen eines Leoparden, so verwendet er sie ohne weiteres als Schutzmittel, denn sie wirken auf jeden Fall und für jedermann wohltätig. Ein Stein dagegen oder ein Stück Holz müßte schon durch seine Form oder seinen Fundort (etwa im Flusse beim Fischen ans Licht gezogen oder durch seine zufällig entdeckte wohltätige Wirkung) die Aufmerksamkeit erregen. Auch dienen gewisse Stoffe in der Regel nur für eng umschriebene Zwecke: Steine fast ausschließlich als Stadtzauber, eßbare Teile des Menschenkörpers als Geheimbundzauber, Leopardenfell als Königszauber. Brauch und Überlieferung haben dahin geführt, daß für viele Fälle die Anfertigung eines Zaubers zum Beruf bestimmter Menschen geworden ist. Dadurch wurde insbesondere die Meinung gestärkt, daß die von ihnen hergestellten Mittel wirksamer seien als die von Amateuren. — Eine besondere Bedeutung fällt der Herstellung von Zaubermitteln gegen Krankheiten zu (Westermann S. 205ff.).

Alle technischen Fertigkeiten und Künste, wie die Schmiedekunst, das Kochen des Pfeilgiftes, das Herstellen der Spielbretter usw., werden bei den Kpelle Westafrikas als Ausfluß geheimnisvoller Kräfte betrachtet und in der Poro-Schule mit Hilfe des Poro-Zaubers gelehrt. Hier findet die Übertragung des Zaubers auf den Menschen und von diesem auf seine Arbeit und deren Ergebnis statt. Auch Leute, die den Lehm zu einem Hausbau stampfen, legen das Graskleid des Poro-Busches an und setzen sich dadurch mit dem Poro-Zauber in Verbindung, der an diesem Kleide haftet (Westermann S. 203). Im letzteren Falle wird das Graskleid vermöge des Zusammenhanges mit den Poro-Bünden als Träger besonderer Kräfte aufgefaßt (s. a. Geheime Gesellschaft, Jünglingsweihe).

Nach dem Glauben der Konde-Leute in Ostafrika haben die Seelen bestimmter Menschen die angeborene Fähigkeit, im Schlafe, aber auch im Wachen, und ohne daß es jemand merkt, den Körper ihrer Besitzer in einer diesem ähnlichen Gestalt, aber unsichtbar, zu verlassen, um dann, durch kein Hindernis aufgehalten, in die Ferne zu schweifen und allerlei Unfug zu treiben, z. B. das Vieh zu verhexen, anderer Leute Essen zu verzehren, ihren Feinden allerlei krankmachende Dinge in den Körper zu zaubern oder durch äußerlich unsichtbare Speerwunden zu töten. Leute, denen solche Seelen eigen sind, können auch als Hellseher von Dingen erzählen, die in der Ferne geschehen sind. — Diese Seelen spuken mit Vorliebe in Gestalt von Nachteulen. Oder man stellt sich eine solche „Wanderseele" als eine kleine Schlange vor, die im Leibe des Betreffenden wohnt und jederzeit von diesem ausgesandt werden kann. Nach anderer Darstellung soll es sich dabei um eine Art böser Geister handeln, die von einem Menschen Besitz ergreift. Gegen diese Gefahren trifft man nun allerlei Schutzmaßregeln. Sie bestehen in Zaubergegenständen, die man vom „Arzt" erhält. Wird die wandernde Seele von einem Menschen, der die Fähig-

keit dazu besitzt, gefangen, so erwacht ihr Besitzer nicht wieder und ist tot. Auch bei Stämmen in Kamerun finden sich ähnliche Anschauungen (Fülleborn S. 311). Amulette gegen die Wanderseelen verfertigen die Ärzte = Zauberer. Auch sollen nach dem Volksglauben der Konde-Leute und anderer Njassa-Stämme Zauberer wilde Tiere oder auch nur Bienen schaffen und gegen ihre Feinde hetzen können. — Will jemand einen ihm unbekannten Dieb töten, so geht er zum Zauberer und bittet ihn um Horn-Medizin. Der Zauberer mischt darauf gegen Belohnung in einem großen Horn eine Medizin aus Öl und allerlei Tierteilen. Der Konsulent holt dann aus dem Walde ein bestimmtes Holz, in das eine kleine Höhlung gemacht wird; in diese kommt etwas von der Medizin, der man einen Tropfen Blut beimischt, das durch Abschneiden der Zehe eines Huhnes gewonnen wurde. Das betr. Huhn wird dann lebendig begraben. Doch steckt man ein Bambusrohr in das Grab hinein und gießt nach dem Zuwerfen der Grube etwas von der Medizin in das Rohr, so daß diese auf das Huhn träufelt. Nun legt man auf das Grab das mit dem Zauberöl und dem Hühnerblut getränkte Holz und quirlt in der beim Feuerreiben üblichen Weise mit einem Holzstabe darin umher, bis Rauch aufsteigt. Ebenso muß der Missetäter sterben. — Ist dies als Todesursache festgestellt, so wird ein Gegenzauber angewendet, um weiteres Unheil abzuwenden. Auf das Grab des Verstorbenen setzt man eine Kürbißschale mit Medizin und steckt außerdem ein Horn auf das Grab. In der folgenden Nacht wird dann von dem Zauberer mit einer Fackel Wache gehalten, denn es gesellen sich zu dem einen Horn zwei kleine Hörnchen, die Erde von dem Grabe holen wollen, um damit andere Leute zu verderben. Sobald sie nun kommen, erschlägt sie der Medizinmann mit einem dicken Knüppel (Fülleborn S. 313).

Um die die Hühner stehlenden Wildkatzen zu bannen, war es auf dem oberen Ruwuma in Ostafrika üblich, einen Termitenhügel mit allerlei Medizin zu behängen und auf der Spitze ein Wildkatzenfell zu befestigen (Fülleborn S. 69).

Die Wamakua-Zauberer gebrauchen, wie es auch sonst in Afrika vielfach üblich ist, Wurzelstückchen, Schröpfköpfe aus Horn, Kalebassen mit Öl und Asche, Menschenhaare, eingewickelte Kiesel und auch ein unserem Waldteufel ähnliches Blasinstrument als zauberwirkende Mittel. Am oberen Ruwuma verwendete man in einer derartigen Zaubermedizin von Fellstückchen auch einen Tierschwanz, der angeblich dazu dienen sollte, „den Weg von Gefahren zu säubern". — In der Lukuledi-Gegend sollen auch menschliche Leichenteile, Haare, Nägel und Nasenknorpel zu Zauberzwecken verwendet worden sein. — Solche Leichenteile werden in Buanji zum Fruchtbarkeitszauber für die Felder gebraucht. Ganz besonders wirkungsvoll wird eine Zauberzeremonie zur Fruchtbarkeit der Felder dieser Gegend dann betrachtet, wenn die Medizin in dem Schädel eines neugeborenen Kindes bereitet wird (Fülleborn S. 106).

Die Pflanzungen und Felder schützt man im Konde-Land durch zauberische Mittel und Vorkehrungen. Wo Tabak und Bambus gepflanzt werden, begehrte Dinge, die häufig Diebe anlocken, bindet man eine Zwiebel an einen Stock und steckt sie in der Nähe der Pflanzung in die Erde. Die Zwiebel muß groß, etwa wie ein Straußenei, sein und wird mit 10 großen Hühnerfedern bewehrt. Wer in der Nachbarschaft dieses Abwehrmittels stehlen geht, dem schwellen die Beine an, so daß er nicht davonlaufen kann (Fülleborn S. 315). Auch Körbe mit verbrannten Gegenständen werden an den Weg gestellt, und zwar dorthin, wo man einen bösen Geist vermutet. —

Damit die Tauben tüchtig Eier legen, bindet man in dem Gebiete zwischen Konde-Land und Rukwa-See allerlei Medizin an die Häuschen. Ein kleiner Kürbis, der oft von der Unterseite der Plattform herunterhängt, soll besonders diesem Zweck dienen, ebenso am Taubenschlage angebrachte Schneckengehäuse und grüne Blätter in den Wassernäpfen. Auch die Eischalen der ausgebrüteten Hühner werden ebenso, wie es bei den Wakissi Sitte ist, zum Wohle der jungen Hühnchen aufbewahrt (Fülleborn S. 509).

Vielfach geht man im Konde-Land zum Zauberer, um sich ein Holz und eine besonders zubereitete Nadel von ihm geben zu lassen, die man in das Holz hineinsticht. Der Betreffende, dem der Zauber gilt, wird dann krank und stirbt schließlich, wenn die Nadel lange genug steckenbleibt. Meint jemand, ein Leiden sei durch diesen „*Kirasso*-Zauber" hervorgerufen, so läßt er sich von einem Medizinmann ein Gegenmittel in kleine Hautschnitte an Brust oder Schläfe einreiben, und der böse Zauber schwindet (Fülleborn S. 314).

Ein anderes Zaubermittel aus dem Konde-Oberlande bestand in einer öligen Schmiere, die sich in einem Horn befand, das auch Holzspatel zum Auftragen der Masse enthielt. Kleine Deckelkörbchen von konischer Form, leere Patronenhülsen und Zähne waren außen an dem Horn befestigt. Zähne, Krallen und die Nasen von Leoparden sind für Zaubermedizinen begehrte Dinge. Die Zauberer sollen es verstehen, wie die Sage geht, ihre Medizinen in einem Topfe zu brauen, der auf einem ausgespannten Seil balanciert, ohne daß der Topf dabei umkippt oder das Seil verbrennt (Fülleborn S. 314).

Die Einführung in den Geheimbund ist in Ruanda (Ostafrika) mit Zeremonien verknüpft, bei denen heiliges Bier getrunken, ein Schwur auf ein Schwert geleistet wird, eine brennende Fackel und eine Glocke den Einzuweihenden in seine Hütte begleitet usw. Neben der Kuh soll der Hund ein heiliges Tier sein (Czekanowski S. 307, 310).

Obgleich unter den Akikuyu Ostafrikas vielen Pflanzen bestimmte Eigenschaften, schon dem Namen nach, beigelegt werden, besitzen diese in Wirklichkeit keine medizinische, sondern nur eine vermeintliche zauberische Bedeutung. Aus diesen werden eine Anzahl von sog. Medizinen bereitet (Routledge S. 280). — Der Glaube an die Wirkung solcher Zaubermedizinen ist unter den Männern und Frauen der Akikuyu stark. Unter keinen Bedingungen trennt man sich von einem solchen Talisman. Gewöhnlich werden diese zauberischen Schutzmittel durch Medizinmänner hergestellt. Derartige Schutzzauber bedient man sich z. B. gegen Angriffe von Löwen. Ein solches Zaubermittel wird z. B. in der Weise bereitet, daß man eine Kalebasse halb mit Wasser füllt und Pulver mit dem Finger aus der Kalebasse herausstreicht, damit ein Kreuz auf die Zunge macht und unter weiteren Zeremonien und Aussprechen von Formeln die Kalebasse mit ihrem Inhalt um den Kopf dreht wie einen Schleuderstein und die vier Himmelsrichtungen anruft usw. (S. 269).

Bei den Wahehe-Wassangu und Wabena Ostafrikas ist zwar das Vertrauen in die Wirksamkeit der Amulette und der Glaube an allerlei Geisterspuk und Zauber groß, doch kommen angeblich „Fetische und Götzenopfer" unter den Wahehe und Wassangu nicht vor. Nur die Sultane besitzen nach Wahehe-Glauben eine ihnen von Natur zukommende übernatürliche persönliche Kraft (s. Mana B). Von den religiösen Zeremonien treten die in Verbindung mit der Ahnenverehrung stehenden am schärfsten hervor (Fülleborn S. 217, 222).

Den Charakter eines Talisman tragen z. B. die Darstellungen von Augen, wie sie auf Schiffen in China, Indien, Ceylon, Anam, aber auch im Küstengebiet des Mittelmeeres noch heute gebräuchlich sind und schon im alten Ägypten in einer traditionellen Form angewendet wurden. Im alten Ägypten wurde das Auge mit der Sonne in Zusammenhang gebracht. Für diese talismanartige Anwendung des Auges auf dem Boote finden wir eine tiefere Bedeutung, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß noch heute z. B. in Malta nach der Ansicht der alten Leute die Boote wie lebendige Wesen betrachtet werden, die zur Familie gehören und innerhalb dieser als eine nicht unwichtige Person gelten. Als solche lebendigen weiblichen Wesen müssen sie auch mit Augen ausgerüstet werden, um ihren Weg zu finden (Hornell S. 289ff.).

§ 6. Unter den Kpelle Westafrikas gibt es heilige Steine, die dem Dorfe Stärke und Bestand, Wohlstand und Gesundheit sichern. Es sind größere, meist flache Steine, die gewöhnlich zwischen zwei in die Erde eingerammten, 50—70 cm h. Pfosten in einem Lianengeflecht aufgehängt oder in der Erde gegraben und mit einem kleinen Zaun umgeben sind oder an

einem hohen Galgen über dem Ortseingang aufgehängt oder auf einen umgestülpten Stampfmörser gelegt werden. Kommen Fremde an dem Stein vorbei, so bewirkt das Steinklopfen angeblich, daß sie über den Häuptling des Ortes Gutes denken und reden, seinen guten Namen in die Stätten der Fremde tragen und andere veranlassen, mit wertvollen Dingen wie Elfenbein, Rindern und Sklaven zum Tauschhandel zu kommen. Im nördlichen Kpelle-Land nehmen die neben dem Versammlungshaus oder auf dem Dorfplatz eingegrabenen, aufrecht stehenden Pfosten, auf die ein Kochtopf gestülpt wird, eine ähnliche Stellung ein. Eine andere Form von Stadt-Fetisch besteht darin, daß in der Mitte des Ortes ein Topf mit Zaubermedizinen eingegraben wird. Oft errichtet man darüber noch eine runde Strohhütte mit Kegeldach und hölzerner Tür. Von dem niedergelegten Gegenstand meint man, er sei mit mystischen Kräften ausgerüstet. Diesem bringt der Häuptling als Vertreter des Gemeinwesens öffentliche Opfer dar, die den Charakter einer Weihegabe oder eines Sühneopfers tragen und „Freikaufopfer" genannt werden, weil dadurch die Gemeinde von einem drohenden Unheil oder von dessen Verursacher freigekauft werden soll. Wer der Unheildroher ist, wird nicht gesagt. Wahrscheinlich betrachtet man als Empfänger die an dem Ort weilenden, früheren Generationen angehörenden Toten (Westermann S. 197f.).

Auch sonst steht der Stein in hohem Ansehen unter den Kpelle, denn „er verleiht Dauer und Stärke" (s. a. § 3 u. 9).

Auch in Gambien (Westafrika) spielen Steine eine besondere Rolle. Zweierlei Arten von heiligen präh. Steinen, die von einem inzwischen verschwundenen Volk (karthagische Händler?) aufgerichtet wurden, sind dort zu finden: teils kreisförmig angeordnete Steinklötze von etwa 1—1½m H., teils isolierte Steine ('Menhirs'). Bei Grabungen stellte sich heraus, daß unter den Steinen Tote begraben worden waren. Heute gelten die Steine den Eingeborenen als Sitze des Erdgeistes. Dort bringen sie mit Vorliebe dem Erdgeist Opfer dar, die ihm sonst noch entweder unter einem schattigen Baum oder einem Termitenhügel verehrt werden. Als Opfer dienen schwarze Tiere, ein Hahn, ein schwarzer Widder oder noch besser ein junger schwarzer Stier, ferner Palmwein oder europ. Schnaps, endlich neue Kochgeräte: Töpfe und Kalebassen (Parker S. 173ff.). Auch auf den neuen Hebriden in der Südsee wurden Steinkreise (Rivers I 157, 163; II 274; Speiser S. 91ff.), ebenso auf Madagaskar (Lewis S. 448) und sonst an vielen Orten (Perry) gefunden.

Auf der polynesischen Insel Nukonono-Fakaafo zollte man einem Stein besondere Verehrung. Er wurde *Tui Tokelau* = 'der Herr von Tokelau' benannt. Der Stein war in Matten eingewickelt und wurde für so heilig gehalten, daß auch der König ihn nur einmal im Jahre sehen durfte, nämlich dann, wenn der Stein ein neues Mattenkleid erhielt. Diesem Stein, der als der Sitz einer Gottheit galt, wurden Opfer dargebracht, und man wandte sich an ihn mit Bitten (Turner 1861 S. 527).

Bei den Bakitara von Zentralafrika wird den Hörnern von wilden Tieren eine starke zauberische Wirkung zugeschrieben. Insbesondere sind es Büffelhörner, ferner Klauen großer Raubtiere, wie der Löwen, die um den Hals oder unter dem Arm oder an dem Schild getragen werden. In den Hohlraum des Horns oder der Klaue wurde von Fetischmachern noch etwas Besonderes für bestimmte Götter hineingetan. So können zwei Fetische, die äußerlich gleich aussehen, ganz verschiedenen Gottheiten zugedacht sein. Während diese zauberkräftigen Gegenstände von einzelnen Personen getragen werden, errichtet man für Häuser große Fetische, die den ganzen Haushalt vor Gefahren schützen sollen. Es gibt auch individuelle Fetische. Wenn ein Fetisch oder Amulett dem Besitzer in der Stunde der Not nicht hilft, wird niemals zugestanden, daß es nutzlos sei, sondern man führt das Mißgeschick auf den durchkreuzenden Einfluß einer stärkeren Macht zurück, etwa auf den Fetisch eines mächtigeren Gottes, der zu der betr. Zeit wirksam war. Amulette kommen in allen Formen vor, als Stücke von Baumwurzeln, als Kräuter, als Stöcke oder verschiedene Hörner mit Pulver darin oder Muscheln usw. Sie

sind häufig verziert und werden als Schmuck getragen, obgleich ihr Zweck ursprünglich zauberisch ist. Es sind gewöhnlich Stücke von Dingen, die man als nützlich gegen Krankheiten betrachtet, und die man trägt, um Rückfall in eine Krankheit, von der einer geheilt wurde, zu verhindern (Roscoe S. 46).

Zu den vorgestellten Wesen der Ewe-Stämme Westafrikas gehören Geister, die man sich an steilen Felsabhängen, in Schluchten und Höhlen, in Bäumen, Quellen und Flüssen weilend denkt, die insbesondere den Verkehr zwischen den Menschen und dem fernen Himmelsgott vermitteln. Auf ihren Einfluß führt man Trockenheit und verheerende Stürme, Krankheit und plötzlichen Tod zurück. Auch das Leben und Wohlsein einzelner Menschen und Städte bringt man mit ihnen in Zusammenhang und betrachtet sich von ihnen abstammend. Man unterscheidet einheimische und fremde. Ihre Zahl vermehrte sich im Laufe der Zeit durch solche Geisterwesen, die man von Nachbarn im W und O des Ewe-Landes erwarb. Diese eingewanderten Geister können unter die Zahl der Ererbten aufgenommen werden, wo durch ihr Dienst vom Vater auf den Sohn übergeht. Diese Wesen wurden vielfach als „Fetische" bezeichnet (Spieth S. 67 f.).

§ 7. Wenn unter den Orang der malaiischen Halbinsel ein Mensch krank wird, so macht man eine hölzerne Figur, die einen Vogel, eine Schlange, einen Fisch oder ein anderes Tier vorstellt. Ein Medizinmann nimmt nun eine Beschwörung des Krankheitsgeistes in dem Patienten vor und treibt den bösen Geist in die Figur, die also einen Sündenbock (*Sakat Buang*) darstellt. Hierauf nimmt man die Figur, trägt sie nach dem Strand und wirft sie in das Wasser. Auch aus Holz geschnitzte menschliche Figuren dürften dem gleichen Zwecke dienen (Skeat und Blagden II 374). Solche „Sündenböcke" werden vielfach, insbes. schon im Altertum, bei der Heilung von Krankheiten angewendet.

§ 8. Vor jedem Hause der Kayans in Borneo stehen Stangen oder Pfosten aus Holz, die sehr roh geschnitzt sind und eben nur den Kopf oder die Glieder einer menschlichen Gestalt andeuten. Wenn man sich an die Götter wendet wegen einer bevorstehenden wichtigen Unternehmung oder wegen einer Krankheit oder zum Dank nach Genesung, so findet die Zeremonie gewöhnlich vor einer dieser Stangen statt. Es gibt verschiedene Bildnisse eines höchsten Wesens *Bali-pynalong*, und diese Stangen scheinen gleichzeitig als Opferstätten, als Altäre, zu dienen. Hohe junge Bäume, die der Zweige beraubt sind, und denen man nur die oberste Krone gelassen hat, stehen daneben. Man nimmt an, daß sie näher an den Himmel reichen und daher den Verkehr mit dem Himmelswesen erleichtern. Die Opferriten sollen durch die mythische Persönlichkeit des *Tama-Bulan*, eine Art Hohenpriester, eingesetzt worden sein. Die Opfer bestehen in Hühnern und Schweinen, deren Blut man auf die Bildsäule fließen läßt. Gelegentlich der umständlichen Zeremonie sucht man aus dem Verhalten der getöteten Tiere und ihren Eingeweiden Vorbedeutungen und Antworten auf die Bitten zu lesen (s. Omen A). Außerdem achtet man dabei auf den Vogelflug. Sind die ersten Omina, die man erhält, schlecht, so fährt man so lange fort, weitere Tiere zu töten, bis man zufriedenstellende Anzeichen bekommt. Das Schlachten dieser Tiere gilt als eine Gabe von Wert für die betr. Geisteswesen, sie sind also richtige Opfer (s. d.). Manchmal werden die Tiere gegessen, mitunter aber auf Stöcke vor die Bildsäule gesteckt, um sie dort verwesen zu lassen. Deutlich tritt hier der Gedanke hervor, sich eines Wertobjektes zu entäußern (s. a. Askese), wie z. B. wenn eine Frau eine Glasperle von großem Wert zerbricht, weil bisher ihre Bitte um Herstellung der Gesundheit ihres Kindes nicht erhört worden ist. Dieser Gedanke wird bei den Jingkangs, einer Sippe der Klemantans, so weit getrieben, daß, wenn ein Knabe dem Tode nahe ist und alle Versuche, sein Leben zu retten, vergeblich waren, die Verwandten dann eine kleine Schwester des Knaben töten und diesen veranlassen, ein Stück des gerösteten Fleisches des Mädchens zu essen (Hose und McDougall S. 7 ff., 53).

Stöcke, denen geopfert wird, sind sehr verbreitet. Die Koryaken bringen auf solchen Stöcken Hunde- und Rentier-

opfer dar. Dabei werden die Stöcke mit Blut beschmiert und die getöteten Hunde oder die Schädel und Geweihe der Rentiere daraufgehängt. Durch dieses Verfahren soll eine Siedlung geschützt werden. Auch den heiligen Hügeln und Felsen, die als Stätten der Ahnen betrachtet werden, opfert man in der gleichen Weise. Insbesondere steckt man auf der Höhe der Hügel auch die Köpfe und Geweihe der Rentiere auf solche heiligen Stöcke, die manchmal als Figuren geschnitzt werden (s. § 9). Auch Schmuckgegenstände, Bären, Fleisch, Walfischspeck, Tabak und neuerdings Tee und Zucker wird diesen Bildwerken geopfert. Solche Opfer werden auch dem Feuer und den Toten dargebracht. Vor die Bildstöcke legt man Fleisch oder Teile der getöteten Tiere, gewöhnlich aber sind sie nur mit Fett beschmiert. Vor und nach der Jagd pflegt man Fleisch und Fett in das heilige Feuer zu werfen. Gelegentlich der Opferung werden nicht eigentliche Gebete gesprochen, sondern nur ein paar Bemerkungen gemacht, wie folgende: „Dies ist für dich!" (ohne den Namen dessen zu nennen, an den man sich wendet), oder: „Nimm das, damit du nicht zürnst!", oder: „Gib acht auf den Herd!", oder: „Nimm dies du auf dem Hügel!", oder zum Dank für eine glückliche Jagd: „Gib weiterhin Glück, fahre weiter so fort!", oder: „Wenn du nicht nach mir siehst, wie soll ich leben!" (Jochelson S. 90ff.).

An der ö. Seite vom Zentrum des nach dem N orientierten kreisrunden Lagerplatzes der Herero Südwestafrikas befindet sich ein Haufen Asche von dem heiligen Feuer, und zwar in der Nähe der Hütte der Hauptfrau des Häuptlings. Um diesen Aschenhaufen herum liegen die Schädel und Hörner der geopferten heiligen Ochsen und dienen bei den Ratsversammlungen als Sitze für die Alten. Der Aschenhaufen ist der Ort, auf dem jeden Morgen und abends zur Zeit des Melkens das heilige Feuer angezündet wird, welches die älteste unverheiratete Tochter des Häuptlings ununterbrochen am Glimmen zu halten hat. Am Aschenhaufen sitzt der Häuptling des Lagers, nimmt von den Frauen die frisch gemolkene Milch entgegen und beschmeckt sie. Erst dann darf die Milch in die dazu bestimmte Kalebasse (Flaschenkürbis) gefüllt werden, wo sie zu Dickmilch wird (vgl. § 9). Jede der heiligen Kühe hat eine besondere Kalebasse, in die ihre Milch gegossen werden muß. Auch die Dickmilch, die man in besonderen Gefäßen aufbewahrt, darf erst nach vorangegangener Heiligung, d. i. Besehmecken durch den Häuptling, genossen werden. Der Häuptling benützt für sich eine besondere Kalebasse, die mit Amuletten aus Muscheln, Fingerknöcheln, Schwämmen und Perlenschnüren der Ahnen geschmückt ist. Für Reisende und Fremdlinge wird wieder ein besonderes Gefäß verwendet. Der erwähnte Aschenhaufen dient als Altar, an dem die Opferriten vollzogen werden. In einer heiligen Hütte bewahrt man neben verschiedenen anderen Dingen das *Otjija* auf. In der Hütte befindet sich der Stock aus einem kleinen *Omumborombanga*-Bäumchen, den der Häuptling oder Vater des Stammes in seinem Leben gebraucht hat. Mit ihm wird das heilige Feuer, wenn es einmal erloschen ist, neu angedrillt. Noch andere Stöcke repräsentieren (ähnlich wie die australischen *tjurunga*? — s. § 3) die Ahnen des Stammes. Das *Otjija* repräsentiert den Stamm-Stier der Herde. Es sind die Wurzeln eines heiligen Busches, die in Fleischteile eines Stieres gewickelt wurden. Auf der faulen, zunderartigen Wurzel des heiligen Busches wird nun vermittels der Ahnenstöckchen das heilige Feuer durch Drillen entzündet (Irle S. 79f.).

Eine umständliche Zeremonie des Regenmachens wird bei den zentralafrikanischen Bakitaren von einer bestimmten Gruppe von Leuten ausgeübt, die behaupten, imstande zu sein, das Wetter zu regulieren, und Töpfe besitzen, von denen sie sagen, daß sie die verschiedenen Arten von Wetter bergen, Regen, Wind, Hagel usw. enthalten. Bei diesem großen Zauber durch den Wetterpriester und seine Gehilfen wird unter anderem auch ein Altar errichtet, der aus einem langen Kuhhorn und drei Speeren besteht, die der Reihe nach in den Boden gesteckt werden. Das Horn ist mit Kräutern gefüllt und mit Kauri-Muscheln geschmückt. Das dicke Ende des Horns, das nach oben gerichtet ist, wird durch einen ungeheuren Stöpsel verschlossen.

Daneben stand ein kurzer Eisenspeer. Vor diesem ist ein Leopardenfell auf dem Grund ausgebreitet, auf dem ein Stuhl mit einem zweiten Leopardenfell bedeckt steht, und auf diesem liegt nun als besonderer Regenfetisch ein großes Büffelhorn. Neben dem Fetisch befinden sich ein Bogen und Pfeile, die ihn stets begleiten. Auf der anderen Seite des auf dem Boden liegenden Felles liegt ein Sack mit aller Art von Gegenständen, die man zum Anrufen des Regengottes braucht: kleine Ziegen- und Schafhörner, viele geschmückt mit Fellstreifen von Ziegen, Leoparden, Wildkatzen oder Affen, ferner Topfstücke, Wurzeln, Muscheln und verschiedene Arten von Kräutern. Diesen Dingen pflegt man noch Sachen europäschen Ursprungs beizumischen, wie Stücke von Konservenbüchsen und Spiegel, von denen man annimmt, daß sie zur Ehrfurcht eines jeden beitragen. Etwas abseits im Busch stehen etwa 20 alte Wassertöpfe und um diese herum Bruchstücke von anderen, die früher durch den Gebrauch zerbrochen sind. Von diesen Töpfen macht man während der Zauberzeremonie Gebrauch. Der Priester tötet ein Huhn oder eine schwarze Ziege oder ein ebensolches Schaf und schmiert etwas Blut davon auf die Fetische. Zwei Gruben wurden mit Fett und Blut begossen und der Leichnam des Tieres in die eine geworfen. Nach weiteren Zeremonien wurde ein Gefäß mit Wasser von einer nahen Quelle gebracht. Daraufhin betete der Priester. Dann goß er das Wasser in die Töpfe und ließ es daselbst, damit es von da aus vermöge sympathetischen Zaubers Wasser anziehen sollte. Hiernach wurde das Opfertier aus der Grube wieder herausgenommen, gekocht und vor dem Gotte gegessen, die Knochen wurden verbrannt, das Fell aber vom Wetterpriester für heilige Zwecke verwendet. Dieses Verfahren dauerte ungefähr zwei Stunden, darauf kehrte der Priester heim und verrichtete weitere Riten (Roscoe S. 28ff.).

§ 9. Unter den Pangwe Westafrikas errichtet man, besonders im Zusammenhang mit der Jünglingsweihe, Figuren, die man plastisch auf dem Boden bildet. Jede dieser Figuren hat eine besondere Form und Bedeutung. Um diesen Figuren aber Zauberkraft zu verleihen, müssen sie geweiht, d. h. mit einer Kraft gebenden „Medizin" ausgestattet werden. Tagelang ziehen sich die Feste hin. Keiner dieser lebens- oder überlebensgroßen heiligen Figuren werden als Verkörperung der Naturkräfte von vornherein persönliche Eigenschaften und Fähigkeiten zugetraut. Die Kraft erhalten sie erst durch die „Medizinen", und ihre Aufgabe ist es, anderen Zauberwesen entgegenzutreten und deren Einfluß zu paralysieren. In diesem Kampf müssen sie gegen die zauberischen Angriffe der Feinde durch anderen Zauber geschützt werden. Der *Copaifera*-Stamm ist der Sitz der abgeschiedenen Seelen, vor denen sogar die Zauberwesen Achtung haben. Der Ameisenbaum soll den Zauberwesen anzeigen, daß sie ebenso zerfressen werden sollen, wie der Baum selbst von Ameisen, die in den Zweigen wohnen, zerfressen wird. Die Früchte von *Solanum duplosinuatum* sind innen vollkommen mulschig, während sie äußerlich glatt und gesund erscheinen. Beim Zerdrücken der dünnen Schale spritzt das Innere heraus: ebenso soll es dem Zauberwesen ergehen usw. Das Termitennest ist ein memento mori für die Zauberwesen, da die Seelen zuletzt, wenn sie sehr lange im Himmel gelebt haben, auf die Erde fallen und von Termiten verzehrt werden. — Bei der Einweihung der *Elong*-Figur wurden die Neulinge an das Gebilde herangeführt, das sie voll grausigen Staunens betrachteten. Dann wurden die Trommeln gerührt, die Mirlitons geblasen, und der Medizinmann zerbiß drei Tausendfüße und spuckte sie in ein Loch, wobei sich die Umstehenden vor Entsetzen und Ekel schüttelten. Hierauf bewaffnete einer den Neuling mit einem Speer, führte ihn langsam um die Figur herum und hieß ihn den Speer tief in die Seite der Figur stoßen. Dann schleifte er ihn von hinten mit dem Bauch über die Figur hinweg und machte ihm mit Lehm vom Kopfe der Figur einen Strich auf die Stirn. Zum Schluß lief der Medizinmann unter Trommelklang vor die Figur und sprang mehrmals über diese hinüber, um sich von den Kräften, die sie enthält, etwas anzueignen. (Ebenso steigt man über einen Toten hinweg.) Die Tausendfüße, die der

Medizinmann zerkaut, betrachtet man als Medizin gegen Zauberwesen, welche ebenso langsam kriechen sollen, wenn sie die heiligen Plätze aufsuchen, wie zerbissene Tausendfüße. Bei einer Figur handelt es sich um eine Darstellung eines Toten, bei einer anderen Figur, den *Ngi*, um eine Verbildlichung des Feuers usw. (Teßmann S. 40, 63, 72ff.).

Bildwerke kommen bei den Akikuyu Ostafrikas verhältnismäßig selten vor. Nur bei dem Maiserntetanz treten solche in Erscheinung. Die Männer sind in ritueller Weise geschmückt, eine kleine Gruppe von Alten steht gegenüber der Menge, und einer der Alten hält während gewisser Tanzbewegungen der geschmückten Männer eine Ansprache. Darauf erscheint ein anderer Alter mit einer Figur aus an der Sonne getrocknetem Lehm, die er aus ihrer grünen Bananenblätterhülle löst, sie in Gesichtshöhe hält und damit zu tanzen beginnt. In diesem Augenblick bemächtigt sich der umstehenden Menge große Erregung, und die anderen Tänzer verstärken ihre Bewegungen. Drei- oder viermal wird das Bildnis erhoben und darauf wieder sorgfältig eingewickelt und zur Seite gelegt. Diese Idole sind manchmal männlichen, manchmal weiblichen Geschlechts. Die Figur soll zwar nicht als besonders heilig gelten, doch würde sie niemand respektlos behandeln. Während sie sich nicht im Gebrauch befindet, wird sie vergraben, um vor Beschädigungen geschützt zu sein (Routledge S. 190f., 108).

Eine besondere Rolle spielten die heiligen Stiere und die heiligen Kühe bei den Bakitara in Ostafrika, insbesondere im Zusammenhang mit den täglichen Riten im Leben des Königs. Wenn der König nach einer mit bestimmten Riten verbrachten Nacht des Morgens aufstand, begab er sich in den Baderaum, in den von einem Pagen verschiedene Fetische gebracht wurden. Einer von diesen Fetischen wurde ihm gereicht, den er mit seiner Stirn und einer jeden Schulter berührte und hierauf bespuckte. Dann erhob er sich und begab sich zur Türe, wo zwei junge Stiere ihn erwarteten. Diese Tiere wurden jeden Morgen zu seinem Badezimmer gebracht und hatten bald gelernt, wie sie sich zu verhalten hatten. Der eine von ihnen, *Ruhinda* mit Namen, war schwarz, mit einer weißen Stirn. Das Weiße sollte alles Übel vertreiben. Der andere, *Lutimba*, war rot und schwarz. Ein jeder trug eine eiserne Glocke um seinen Nacken als Dienstabzeichen. Der König nahm den schwarzen Stier an den Hörnern, und indem er seinen Kopf gegen die Stirne des Stieres preßte, sagte er: „*Ruhinda*, nimm allen üblen Zauber und alle Feinde von mir!" Darauf tat er das gleiche mit dem anderen Stier und sagte: „Gieße deinen Segen auf mein Land und mein Volk!" Dann entließ er die Stiere. Wenn während dieser Zeremonie einer der Stiere urinierte, so fing ein Page etwas in seine Hand auf und berührte damit die Stirn des Königs, weil das als Segen für ihn und das Land betrachtet und als Zeichen davon angesehen wurde, daß seine Bitte erhört wurde. Diese Stiere hatten das Amt nur so lange inne, als sie jung waren, und wurden, wenn voll erwachsen, durch andere ersetzt, was ebenfalls nach einem bestimmten Ritus vor sich ging. Hatte ein anderes Paar den Dienst übernommen, so wurden die alten Stiere in zeremonieller Weise getötet (s. Häuptling § 7). — Nach der Stierzeremonie kehrte der König zu seinem Sitz im Baderaum zurück, und auf jede seiner Schultern, zwischen seine Beine und hinter ihn wurde ein Fetisch gesetzt. Nach weiteren Zeremonien mit diesen Fetischen wurde warmes und kaltes Wasser gebracht, das warme hieß das „männliche" und das kalte das „weibliche" Wasser. Darauf wurde von einer der Frauen des Königs dieses Wasser zu einer entsprechenden Temperatur gemischt und zwei- oder viermal über die Hände des Königs gegossen. Pagen halfen dem König, sein Gesicht und seine Hände waschen. Darauf wurde er geschmückt und bekleidet, sowie in zeremonieller Weise von seinen Dienern und seinen Frauen begrüßt. Auf dem Hofe bewillkommte ihn morgens das Volk gleichfalls mit ganz bestimmten Worten, wenn er sich nach seinem Thronsaal begab. Dorthin wurden zwei heilige Kühe gebracht, die der besonders gehaltenen Herde von 80—100 Kühen des Haushalts des Königs entstammten. Unter neun für den König auserlesenen Kühen

waren diese zwei besonders heilig. Beide hatten zum erstenmal gekalbt, und zwar hatte die eine ein weibliches, die andere ein männliches Kalb. Diese zwei Kühe wurden nun zur Tür der Thronhalle gebracht, während die übrigen sieben Stück der königlichen Kuhherde sich im Hofraum aufhalten durften, um gemolken zu werden. Das Melken der Kühe war ein höchst heiliger Ritus und wurde durch Männer vollzogen, die durch Reinigung und Beachtung strenger Tabuvorschriften (s. Tabu B) dazu vorbereitet waren. Das Amt des Obermelkers war erblich. Wenn er starb, so wurde einer seiner Söhne zum Nachfolger bestimmt. Die übrigen Melker wurden einem bestimmten Klan, dem *Muhango*-Klan, entnommen und wechselten der Reihe nach im Dienst. Während des Monats, in dem einer Dienst hatte, mußte er sich nicht nur vollkommen von allen Frauen fernhalten, sondern auch in seiner Sprache und Rede äußerst zurückhaltend und keusch sein. Das geringste Vergehen in dieser Richtung wurde mit dem Tode bestraft. Jeder dieser Männer kam für den Hauptdienst zwei Tage hintereinander dran und mußte sich dafür wieder ganz besonders reinigen und zwei Tage vorher fasten. Während sich einer im Hauptdienst befand, durfte er nicht einmal eine Frau ansehen und mußte sehr vorsichtig sein, nicht die Frauen des Königs anzublicken, die bei der Melkzeremonie halfen. Diese Melker durften auch zu keinem Mann außer zu einem ihrer Gruppe reden, und dann nur, was unbedingt notwendig war. Wenn sie den Hauptdienst antraten, hatten sie ihre Gesichter, die Brust, die Hände und Arme mit weißer Erde beschmiert. Ein besonderer Junge aus einem anderen Klan trieb wieder die Kühe heran. Auch er hatte eine Reihe von Vorschriften zu beobachten. Die Kühe wurden nun zur Tür der Königshalle gebracht, wo frisch gemähtes Gras ausgestreut war. Zwei bestimmte Frauen des Königs, die ebenfalls Reinigungszeremonien durchgemacht hatten und wie die Männer weiß bemalt waren, erschienen. Die eine von ihnen trug ein Horn mit Wasser und ein Bündel Blätter oder Gras, während die andere die Milchtöpfe hatte. — Die eine Kuh wurde nun auf die Grasmatte geführt und das Kalb an die Euter gelassen. Sowie es zu saugen begonnen hatte, zog man das Kalb wieder weg und stellte es vor die Kuh. Darauf nahm einer der Männer eine Bürste von einer der Frauen und reinigte das Euter. Dann wurden die Hinterbeine der Kuh mit einem Riemen festgebunden und der Schwanz so gehalten, damit er nicht Staub in die Milch schleudern konnte. Die Frau mit dem Wasser goß nun ein wenig auf die Hände des Melkers, der seine Arme wie zum Gebet erhob, bis er fertig zum Melken war. Er hockte an der rechten Seite der Kuh, und einer der Männer hielt sein Gewand unter ihm so, daß es ihn nicht hinderte und er es nicht mehr zu berühren brauchte; denn nachdem seine Hände einmal gewaschen waren, mußte er vorsichtig sein, nicht irgend etwas anderes anzufassen.

Die eine der Frauen reichte ihm über seine Schulter von hinten den Topf, weil er sie nicht sehen sollte. Nun molk er soviel Milch, als er meinte, daß in den Topf hineingehört, hob dann wieder seine Hand, und die Frau nahm den Topf ihm in der gleichen Weise, wie sie ihn ihm gereicht hatte, aus der Hand und brachte ihn in den Milchraum. Die Kuh wurde darauf entlassen und das Kalb wieder an die Euter gesetzt. Sodann brachte man die zweite Kuh und verfuhr mit ihr in der gleichen Weise. Sollte beim Melken etwas Milch auf den Boden getropft sein, so wurde Milch aus einem solchen Topf für den König nicht verwendet. Die Milchtöpfe wurden einer Molkereifrau, einer der anderen Frauen des Königs, übergeben, die in gleicher Weise wie die zuerst erwähnten zwei Frauen sich einer Reinigungszeremonie unterworfen hatte und weiß bemalt war und stets eine Jungfrau sein mußte. Sie überwachte die Molkerei und gab dem König zu trinken, wann er immer wünschte. Ihre Aufgabe bestand vor allem im Reinhalten der Milchtöpfe, die sie zu waschen und an der Sonne zu trocknen hatte. Aus den Töpfen wurde die Milch wieder in besondere Schüsseln gegossen und darin dem König gereicht. Dabei, wie bei allen anderen Dingen, mußte nach einem strengen Ritus verfahren werden, den bestimmte Worte und Wendungen begleiteten (Roscoe S. 93ff., 187).

a

b

c

Idol B. Ägäischer Kreis

a. Paros. H. 6 cm. — b. Paros. H. 11 cm. — c. Delos. H. 23,5 cm. — Sämtlich aus Marmor nach H. Th. Bossert.

Die Kenyahs von Borneo stellen rohe Holzbilder von den kleineren Gottheiten, z. B. von *Bali-Atap*, in einem nach dem Wasser zu gelegenen Wohnraum auf. Der Gott hält einen Speer in der rechten Hand, einen Schild in der linken. Um den Hals trägt er ein Band aus geknotetem Rottan-Streifen, so viele Knoten als Mitglieder den Raum bewohnen, in dem er steht. Gewöhnlich findet man neben ihm noch einen aus Holz geschnitzten Habicht oben auf einem hohen Pfosten. Die Kenyahs verfertigen solche Bilder sorgfältiger als die Kayans. Die Kenyahs behandeln die Bilder auch mit mehr Sorgfalt als die Kayans. Die Kinder des Hauses dürfen ein solches Bildnis nicht berühren, sowie es einmal als Altar (s. § 8) verwendet, nämlich mit Blut von Hühnern oder Schweinen besprengt wurde. Einer anderen Gottheit, *Bali-Urit*, werden auch Altarpfosten geschnitzt und gewöhnlich mit einem Bronzegong gekrönt. Verbunden mit den Altarpfosten der Kenyahs sind Dracaenen-Pflanzen, deren rote Blätter man gewöhnlich in der Nähe sieht, sowie auch große sphärische Steine (s. § 3 u. 6). Sie bilden ein dauerndes Besitztum des Hauses. Man nimmt an, daß die Blätter größer werden und sich bewegen, wenn dem Hause Gefahr droht. Wenn eine Haushaltung umzieht und eine Heimstätte errichtet, werden diese Steine unter Zeremonien nach dem neuen Wohnort gebracht. — Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Vorstellungen von der Götterwelt und ihre bildliche Darstellung in I. geradeso wie auch die Opfer Erwerbungen und Nachahmungen fremder Gebräuche, solcher der Malaien, darstellen (Hose und McDougall II 13ff., 19).

S. a. Kultus, Mana B, Omen A, Opfer, Primitives Denken, Totemismus, Zauber A.

Brown *The Andaman Islanders* 1922; Czekanowski *Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet* 1917; Dubois *The Religion of the Luiseño Indians* Univ. Calif. Public. Am. Arch. and Ethnol. 8 (1908); Fletcher und La Flesche *The Omaha Tribe* 27. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1911; Fülleborn *Das deutsche Njassa- und Ruwuma-Gebiet* 1906; Gaud und Overbergh *Les Mandja* 1911; Hornell *Survivals of the Use of Oculi in Modern Boats* Journ. Anthrop. Instit. 53 (1923); Hose und McDougall *The Pagan Tribes of Borneo* 1912; Irle *Die Herero* 1906; Jochelson *Religion and Myths of the Koryak* Mem. Am. Mus. Nat. History 10 (1905 bis 1908); Kandt *Caput Nili* 1904; Keysser *Aus dem Leben der Kaileute* in Neuhauß *Dtsch.-Neu-Guinea* 1911; Krämer *Die Malanggane von Tombara* 1925; Langheld in Nachrichten aus Dtsch.-Ostafrika 1893; Lewis im Journ. Anthrop. Inst. 47 (1917); Jos. Meier *Die Zauberei b. d. Küstenbew. der Gaz. Halbinsel* Anthropos 8 (1913); Merensky *Deutsche Arbeit am Njassa* 1894; Parker *Stone Circles in Gambia* Journ. Anthrop. Inst. 53 (1923); Perry *The Megalithic Culture of Indonesia* 1918; Rivers *History of Melanesian Society* 1914; Roscoe *The Bakitara* 1923; Routledge *With a Prehistoric People (The Akikuyu)* 1910; Skeat und Blagden *Pagan Races Malay Peninsula* 1906; Speiser *Ethnograph. Mater. a. d. Neuen Hebriden usw.* 1923; Spieth *Die Ewe-Stämme* 1906; Strehlow *Die Aranda und Loritja-Stämme in Zentralaustralien* 1908—10; Teßmann *Die Pangwe* 1913; Turner *19 Years in Polynesia* 1861; ders. *Samoa* 1884; Westermann *Die Kpelle* 1921. Thurnwald

A 2. Europa. Allgemein (Tf. 1 u. 2). § 1. Bei dem streng anikonischen Charakter der alteurop. Kunst ist zu erwarten, daß die Verbreitung der Idolplastik räumlich und zeitlich beschränkt war. In der Tat deckt sich die „Idolregion" mit dem Ausstrahlungsgebiet der orient. Kulturen und gehen die meist verbreiteten Idoltypen zweifellos auf fremde Vorbilder aus dem außereurop. S und SO zurück. Charakteristisch ist, daß statt einer Entwicklung zu größerer Natürlichkeit wiederholt eine Rückbildung zu geometrischen, anikonischen Formen stattfindet, die der Entnaturalisierung fremder figuraler Motive in der einheimischen Ornamentik (s. d. A) entspricht.

§ 2. In der jüngeren StZ scheint Südrußland (s. d. B) das Verbreitungszentrum einer Idolplastik in Ton gewesen zu sein, die sich von den pontischen Küstenländern, Ostgalizien, Siebenbürgen bis Südmähren und Schlesien, über Rumänien bis Serbien-Bosnien und Bulgarien verfolgen läßt. Die Figuren sind fast immer weiblich, mit deutlich betontem Geschlecht, zumeist stehend, mit geschlossenen Beinen, nackt. Die Arme sind sehr häufig nur durch zwei Stümpfe angedeutet, wobei zweifellos an die gleichfalls vertretene Armhaltung mit unter der Brust gekreuzten oder zusammengelegten Händen oder an „gehenkelte" Arme zu denken ist. Das Gesicht ist roh, die Augen nur durch Punkte und Löcher angedeutet,

die Nase kann schnabelförmig aus dem Ton ausgedrückt werden, so daß Ähnlichkeit mit einem Vogelkopf entsteht. Die Figürchen erinnern an das orient. Bleiidol der zweiten trojanischen Stadt und verwandte zyprische Formen, die eine unmittelbare Erklärung für die Armstümpfe der südruss. I. bieten (Schliemann *Ilios* Nr. 226; Cesnola-Stern Tf. 37 Abb. 5; Bossert *Alt-Kreta*[1] Abb. 118); die gleiche Armhaltung kehrt an Inselfiguren (s. B), aber auch an elamischen und altchaldäischen weiblichen Statuetten wieder. Weitestgehende Schematisierung des ukrainischen Typus zeigen bulgarische flache Knochenidole (Sultan, Kr. Šumen; vgl. Band II Tf. 92). — In mehrerer Hinsicht unterscheidet sich von dieser ö. Gruppe die serb., die man mit s. Formen in Zusammenhang gebracht hat, so daß sich auf der Balkanhalbinsel zwei fremde Strömungen begegnen würden. Die Modellierung, besonders der Köpfchen, kann hier, wie auch in Bosnien, auffallend gut sein, reiche Ornamentierung aus eingeritzten oder aufgemalten Spiralen (Band II Tf. 97a) und Mäandroiden (wohl kaum als Körperverzierung) findet sich in Serbien, Rumänien, Bulgarien, Ostrumelien, Thessalien. Sitzende d. h. thronende Figürchen sind nicht selten (Serbien, Ostrumelien, Thessalien, aber auch Südrußland). Neben verhältnismäßig realistisch durchgebildeten Gestalten trifft man überall auf stark verkümmerte Formen, diese letzten häufig in den höheren Schichten (Vinča [s. d.] in Serbien, Kodža Dermen [s. d.] bei Šumen in Bulgarien; auch an die bronzezeitl. I. Bosniens ist hier zu denken). Neben schmalhüftigen, stabförmigen Figürchen begegnet ausgesprochen steatopyge Körperbildung auf dem gesamten Balkan und nordwärts bis in Mähren (Boskowstein) und Siebenbürgen (Priesterhügel bei Brenndorf; s. d.; Band II Tf. 67c).

Hoernes *Urgesch.*[2] S. 284ff. mit Literaturangaben für die einzelnen bandkeramischen Provinzen. Dazu: Mannus 1 (1909) S. 236ff. Kossinna; Präh. Z. 4 (1912) S. 103ff. R. Poppoff; Schles. Vorz. NF 6 (1912) S. 37f. J. Richter; ebd. 7 (1919) S. 8. H. Seger; Präh. Z. 2 (1910) S. 27ff. M. M. Vassits.

§ 2. Aus Thessalien (Rhakmany 3. Schicht) stammen zweiteilige I., die aus einem oberen kegelförmigen Stift und breitem Sockel mit zwei flügelartigen Ansätzen bestehen: der Sockel ist der Körper, die Ansätze sind Armstümpfe, der Stift ist der Kopf, dessen Bemalung noch Augen und Nase andeutet. Es kann aber auch nur ein kubischer Sockel und unbemalter Stift gegeben sein. Diese Rhakmany-Idole haben ihre Vorstufen unter den prämyk. „Inselfiguren". Am nächsten stehen die weitverbreiteten geigenförmigen I., in denen Hoernes wohl mit Recht Sitzfiguren gesehen hat und deren Entwicklung aus einer sitzenden weiblichen Gestalt mit stark übertriebener Gesäßbildung (u. a. aus Sparta) Glied für Glied zu verfolgen ist. Es ist möglich, daß die Urformen dieser Entwicklungsreihe nicht im O, sondern auf Malta und damit vermutlich in der afrik. Kunst liegen. Unter den einzigartigen, überraschend naturalistisch gebildeten, steatopygen Kalksteinfigürchen aus Hagiar-Kim (s. d.) und Hal-Saflieni (s. d.) auf Malta befinden sich neben stehenden und liegenden auch sitzende Frauen, bei denen auffallenderweise der Kopf wie bei den Rhakmany-Idolen separat gearbeitet wurde. Auf keinen Fall aber läßt sich die angedeutete Entwicklung umdrehen in dem Sinn, daß die ursprünglich anikonischen I. nach und nach eine mehr anthropomorphe Gestalt angenommen hätten (dagegen Schuchhardt). Im übrigen ist der Charakter der Inselfiguren sehr gemischt; neben stark schematischen Formen begegnen Figuren, die an die Negerplastik erinnern und in der Beherrschung der Körperformen beträchtlich über die Tonidole der ukrainischen und serb. Gruppen hinausgehen; neben solchen, die an die fettleibigen Frauen — auch die stehenden — aus Malta erinnern, scheinen andere eher auf die nackte babyl. Göttin zurückzugehen.

Thessalien: Wace-Thompson *Thessaly* u. a. S. 41. — Ägäis: Hoernes *Urgesch.*[2] S. 366ff.; Bossert *Altkreta*[1] Abb. 115ff. — Malta: A. Mayr *Die Insel Malta im Altertum* 1909 S. 46ff.; C. Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 164f. (168ff.)

§ 3. Wie die äußerst primitiven trojanischen I. der I.—V. Stadt aus Marmor, Knochen oder Ton zu verstehen sind, ist nicht klar. Die Formen sind z. T. den ägäischen verwandt (Oval, trapez-, geigen-, achterförmig). Augen, Augenbrauen, Nase,

a

b

Idol B. Ägäischer Kreis

a. Harfenspieler. Keros. H. 21,5 cm. — b. Flötenspielerin. Keros. H. 20 cm. — Beide aus Marmor. Nach H. Th. Bossert.

Halsschmuck können angedeutet sein. Eine Entwicklungsreihe ist nicht festzustellen, die Bleistatuette der II. Stadt zeigt aber, daß man bessere Vorbilder kannte. — Auf Zypern zeigen zahlreiche Ton- und Kalksteinfiguren die gradweise Degeneration der gleichen, aus dem O importierten, nackten Göttin bis zu den rohen, flachen Tonidolen der einheimischen Kunst.

Hoernes *Urgesch.*[2] S. 364; M. Ohnefalsch-Richter *Kypros* 1893 S. 58 Anm. 5, S. 151 usw.; Schmidt in Dörpfeld *Troja* I 379ff.

§ 4. Den Inselfiguren verwandte Erscheinungen finden sich auf Sizilien (Stentinello), Sardinien (Gräber von Anghelu Ruju), namentlich aber auf der iber. Halbinsel. Die spätneol. iber. I. sind aus dem verschiedensten Material: Kalkstein, Alabaster Ton, Schieferplatten, Tierphalangen oder Röhrenknochen hergestellt; die trapez- oder geigenförmigen, zylindrischen, oblongen Figürchen sind den ägäisch-trojanischen z. T. sehr ähnlich. Die eingeritzte, selten aufgemalte Zeichnung bezieht sich auf Haare, Halsschmuck, vor allem aber auf die Augen, Augenbrauen oder Augenumrahmung bzw. auf ein Wangenmuster (Tätowierung?), das sich zu einem die ganze Figur überziehenden Ornament aus konzentrischen Kurven und geradlinigen Zickzack-, Rauten-, Wolfszahnmotiven auf den Knochenidolen (Almizaraque) und völlig anikonischen Schieferplatten entwickelt. Diese Entwicklung mündet teils in die allgemein-europ. neol. Ornamentik ein, teils führt sie zu halb symbolischen, halb dekorativen Formen („Augenornament"), die auf den span. Gefäßen (Los Millares) wiederkehren, und die von Déchelette bis in die Dolmengravierungen der Bretagne (Gavr'inis) verfolgt wurden (gegen die phantastischen Deutungen L. Siret's). — Ausläufer der iber. Idoiplastik gelangten bis nach Britannien (Kalksteinzylinder von Folkton Wold, Yorkshire). Dagegen ist das Augenornament der späten nord. Megalithkeramik wohl nicht aus der westeurop. Idolplastik abzuleiten (Déchelette), sondern aus dem vermutlich einheimischen Sonnenrad (s. Kreismuster.)

Déchelette *Manuel* II 594ff.; L'Anthrop. 23 (1912) S. 29ff.; Rev. étud. anciennes 13 (1911) S. 436 H. Luquet; Rev. d'Anthrop. 1909 S. 224, 1910 S. 348 ders.; L. Siret *Questions de chronol. et d'ethnogr. ibériques* 1913.

§ 5. Es ist anzunehmen, daß die Tonfigürchen der spätneol. ostalpinen Pfahlbauten (Laibacher Moor) mit der bandkeramischen Idolplastik zusammenhängen. Dagegen verwirft Brøgger mit Recht die Ansicht mehrerer Forscher, daß der Einfluß dieser s. I. sich bis in das balt. Gebiet erstreckt habe. Die menschlichen Figuren aus Ton (Ålandsinseln; s. d.; Band I Tf. 24c), Bernstein (Schwarzort-Ostpreußen; Band I Tf. 133c), Tropfstein (Mnikow bei Krakau) wurzeln wahrscheinlich in dem gleichen einheimischen Naturalismus, der auch die freie oder dekorativ verwendete Tierplastik der arktisch-baltischen Jägerkultur hervorbrachte (s. Plastik B, Tierornament.) — Nach Hoernes ist die bronzezeitl. Idolplastik in Ungarn und Serbien aus einer ununterbrochenen Tradition seit dem Neol. zu erklären, er selber macht aber auf die Wahrscheinlichkeit neuer s. Einflüsse aufmerksam. In der Tat muß die ansehnlichste Vertreterin dieser Gruppe, die Statuette von Kličevac (Serbien; Tf. 2; verwandte ungar. I. aus Temes-Kubin; Wosinsky *Die inkrustierte Keramik* 1904 Tf. 92), mit reichem Hängeschmuck, nacktem Oberkörper, Gürtel und weit abstehendem, schachbrettartig gemusterten Glockenrock irgendwie mit den bekannten weiblichen Tonstatuetten aus Knossos zusammenhängen. S. a. Plastik B.

Ostalpen: Hoernes *Urgesch.*[2] S. 347. — Baltikum: A.W. Brøgger *Den arktiske Stenalder i Norge* 1909; Finska F. Tidskr. 26 S. 21 B. Cedervharf; Hoernes a. a. O. S. 242ff.; R. Klebs *Der Bernsteinschmuck* 1882 Tf. 10 Abb. 1, 3, 6; Zbior 6 (1882) Tf. 5 Abb. 2. — Ungarn-Serbien: Hoernes a. a. O. S. 408ff. F. A. v. Scheltema

B. Ägäischer Kreis (Taf. 3—5). § 1. Tönerne und steinerne I. sind im ganzen ägäischen Bereich schon in neol. Zeit in Nordgriechenland häufig: stehende, selten sitzende steatopyge Figuren, plump, aber mit charakteristischer Betonung der Hauptformen und des fast stets weiblichen Geschlechts; in Thessalien sind die tönernen I. der 2. neol. Per. viel schlechter, oft fast formlos, daneben ganz naturfremd abstrakte flache, steinerne I., konventionell mit Mustern bemalt, und ein paar große, verhältnismäßig naturtreue sitzende Exemplare (Frau mit Kind, riesiger Mann; s. Ägäische Kultur § 3). In der Kupferbronzezeit eine Unmenge marmorner

brettförmiger, abstrakter, sog. Violin-Idole (Tf. 3a, b) auf den Kykladen und bis nach Troja (s. d.) hinüber, daneben sehr zahlreiche, ebenfalls recht flache Marmorfiguren von Frauen und (sehr viel seltener) Männern, primitiv, aber von ganz ausgeprägtem Stil (Tf. 3c). Vereinzelt auch sitzende Harfner und stehende Flötenspielerinnen (Tf. 4).

§ 2. Diese Inselidole (s. Ägäische Kultur § 13) sind oft recht groß, vereinzelt bis über 1 m h.; kleine Exemplare werden auch nach Kreta und dem Festlande exportiert; doch erscheint hier auch eine auf den Kykladen fremde steatopyge Form (Sparta, Ägina, ähnliche Typen sehr weit verbreitet, von Kleinasien bis Malta; s. Ägäische Kultur § 9). Auf Kreta in neol. Zeit primitive, aber nicht unlebendige, meist weibliche Tonfiguren; im FM gehen merkwürdige, ganz naturfern stilisierte Tonidole mit spitz keilförmigem Leibe neben ziemlich naturgetreuen einher, die schon die ersten Beispiele min. Tracht (Schurz der Männer, weiter Frauenrock) zeigen. Zahlreich eingeführte Inselidole, auch einige kret. Nachbildungen, haben eingewirkt. Im MM I bereits die sehr lebendigen Tonidole von Petsofà, Chamaizi, Juktas. MM II—III dann die schönen Statuetten aus Fayence und Elfenbein (s. Kreta B; Band III Tf. 36, 37, 13). Daneben gehen aber im Kult merkwürdig altertümlich plumpe Gebilde weiter: ein Typus von Göttin mit zu einer zylindrischen Basis umgestaltetem Rocke ist von MM III (? Phaistos, die Basis mit Warzen bedeckt) bis SM III (Gurnià, Knossos [Tf. 5a], Prinià) bezeugt; bisweilen halten auch diese unförmlichen Gebilde Schlangen oder tragen Tauben auf dem Haupte, wie die nackten Frauen auf Goldreliefs der myk. Schachtgräber.

§ 3. Nackte Frauen fehlen sonst auf Kreta, vereinzelt ein Beispiel aus der späten Hauskapelle von Knossos. Dieser Neigung zu unförmlich altertümlichen I. entspricht die Verehrung natürlicher, entfernt menschenähnlicher Steinbildungen im „Kleinen Palast" zu Knossos (SM I). Auf dem Festlande in jungmyk. Schichten sehr zahlreiche Tonfigürchen, wiederum ganz naturfern stilisiert, meist stehend mit geschweift zylindrischem Leib und gekreuzten oder flügelartig erhobenen Armen (dieser Typus wieder uralt, vgl. das „kykladische" oder frühmin. Silberdiadem von Siphnos; Ἐφ. ἀρχ. 1899 Tf. 10, 1), seltener thronend, bisweilen mit einem Kind im Arm. Männliche I. auch hier ganz vereinzelt. Die kultische Verwendung bleibt vielfach ungewiß, gesichert ist sie bei einem von Frickenhaus entdeckten Depot von Votivfigürchen an der Straße von Mykenai nach Nemea, dem ersten ländlichen Heiligtum auf dem Festlande (Arch. Anz. 1913 S. 116). — Kypros (s. d.) geht auch hier eigene Wege.

§ 4. In geom. Zeit sind tönerne und eherne Figürchen häufig, aber die erhaltenen scheinen größtenteils aus dem Ende dieser Per. zu stammen, und der Unterschied zwischen I. und einfacher Votivfigur läßt sich sehr schwer feststellen. In Ton überwiegen brettförmige, langgewandete Frauenfigürchen mit hoher Stephane (fälschlich Polos genannt), vor allem in Böotien, auch glockenförmige sind nicht selten. Die in den Heiligtümern so häufigen Kriegerstatuetten aus Bronze stellen wohl so gut wie immer Menschen dar. Ein paar nackte elfenbeinerne Frauenfiguren aus Eleusis dürften dagegen I. sein.

Thessalien: Chr. Tsuntas Διμήνιον καὶ Σέσκλον 1907 S. 283ff. Tf. 31ff.; Wace-Thompson *Thessaly* 1912 S. 49, 57, 123, 147, 162f. — Kykladen: Ἐφ. ἀρχ. 1898 Tf. 10f. Tsuntas; W. Müller *Nacktheit und Entblößung* 1906 S. 3ff. Tf. 1ff.; Ath. Mitt. 11 (1886) S. 33ff. Dümmler; ebd. 9 (1884) S. 156ff. Tf. 6 Köhler (Musikanten); ebd. 16 (1891) S. 46ff. Wolters (Sparta); Arch. Anz. 1910 S. 47 (Ägina); Bossert *Altkreta*[3] 1923 Abb. 8—23. — Kreta: Neol.: Evans *Pal. Minos* I 45ff. FM: Mem. Ist. Lomb. 21 (1905) S. 251 Tf. 11 Halbherr. — Importierte Inselidole: Mon. Lincei 6 S. 169; 19 S. 207. — MM I: BSA 9 S. 360ff. Tf. 8ff. (Petsofà); Ἐφ. ἀρχ. 1906 S. 137ff. (Chamaizi); Evans *Pal. Minos* I 151ff. (Juktas). — Schöne MM II—III-Figürchen: Evans *Pal. Minos* I Titelblatt; BSA 9 S. 74ff; Amer. Journ. Arch. 1915 Tf. 10ff.; Bossert a. a. O. Abb. 103ff.; 117ff. — Fortleben primitiver Typen im SM: Mon. Lincei 14 S. 725f. (älteres Idol von Phaistos); *Gournia* Tf. 11; Maraghiannis *Ant. crét.* I Tf. 26, 36; III Tf. 50; BSA 8 S. 95ff. (Knossos Hauskapelle); Ath. Mitt. 26 (1901) S. 247ff. (Prinià). — Kl. Palast in Knossos: BSA 11 S. 2ff.; Evans *Tomb of the Double Axes* 1914 S. 74f.; Bossert Abb. 115, 140. — Festländisch myk. Idole: Winter *Typenkat.* S. 2f.; Perrot-Chipiez VI 742ff. — Kyprische Idole: Winter a. a. O. S. 11ff.; Myres *Handbook Cesnola Coll.* 1914 S. 329ff. — Geom. Idole: Winter S. 4ff.; Perrot-Chipiez VII 143ff. Tf. 3; Olympia IV Tf. 15ff.; *Fouilles de Delphes* V Tf. 1f.

G. Karo

a

b

Idol B. Ägäischer Kreis

a. Weibliches Idol. Knossos. Ton. H. 22 cm. — b. Dgl. Bronze. Kreta. H. 9,8 cm. Nach Th. Bossert.

Iflatun Bunar. Ö. des Bejschehir-Sees in Zentralkleinasien liegt an einem zum Teich gestauten Bache (Platos) ein Quaderbau aus 14 Blöcken mit Reliefs einer einheitlichen Darstellung: zwei geflügelte Sonnenscheiben nebeneinander, getragen von Genien und Symbolen. Das Ganze überdeckt ein großer Architravblock mit einer dritten Sonne, die seitlich von Blöcken mit je zwei ähnlichen Genien übereinander gestützt wird. Die Reliefs sind sehr verwittert; man schreibt sie den Hettitern zu (etwa 13. Jh.).

Hamilton *Researches in Asia Minor* II 350; Amer. Journ. Arch. 2 (1886) S. 49 Tf. 1 Ward; Ed. Meyer *Reich u. Kultur der Chetiter* 1914 S. 114, 162 Tf. 13; Rev. arch. 3. Serie 5 (1885) S. 257 f. Sokolowsky-Perrot; Arch. epigr. Mitt. 19 (1896) S. 39 f. Sarre.

Eckhard Unger

Igriez-Höhle s. Rumänien A.

Île Longue. Auf dieser kleinen Insel an der Küste des frz. Dép. Morbihan (Commune Baden) liegt ein interessantes Kuppelgrab. Es besteht aus einer 10 m l., 1 m br. und 1,20 m h. Galerie, aus großen Steinplatten und kleinen Steinen gebildet, und einer Kammer mit halbkreisförmigem Grundriß, deren Wände zehn $1^1/_2$ m h. Steinplatten, die teilweise durch kleine Steine ergänzt sind, bilden. Aus kleinen Steinen ist auch das falsche ca. 4 m (über dem Bodenniveau) h. Gewölbe aufgeführt (Band IV Tf. 36 b).

Das Grab liegt unter einem runden Hügel von etwa 25 m Dm; um dessen Inneres, die Kammer, zieht sich eine dreifache, aus kleinen Steinen errichtete Mauer, wohl um jene vom Erddrucke des Hügels zu entlasten. Funde daraus sind nicht bekannt.

Z. Le Rouzic *Dolmen à coupole et galerie de l'Île Longue* Bulletin de la Société Polymathique du Morbihan 1916.

J. de C. Serra-Ràfols

Iljincy (Kurgan von). Skyth. Grabhügel (Höhe: 8,5 m) bei dem Dorfe I., Kr. Lipovec (Gouv. Kiev) mit einer aus Holz errichteten quadratischen Kammer (5,70×5,70 m). Das Grab war zum größten Teil ausgeplündert, enthielt aber noch u. a. den goldenen Beschlag eines Goryts, das genaue Gegenstück des Köcherbeschlages von Čertomlyk (s. d.; Band II Tf. 153). Erste Jahrzehnte des 3. Jh. v. C.

Bobinskoj-Festschrift 1911 S. 45 ff. Farmakovskij.

M. Ebert

Illa Plana s. Ibiza.

Illemose (Ksp. Rynkeby in der Nähe von Kjerteminde, Fünen, Dänemark). Fundplatz eines bekannten bronzenen Kessels aus der Zeit um C. Geb. (Band III Tf. 123). S. Gundestrup.

Müller *Ordning* II Abb. 185; Nord. Fortidsm. I 59 Abb. 12; H. Petersen *Vognfundene i Dejbjerg Praestegaardsmose* 1888 S. 39 Abb. 1.

Hanna Rydh

Illinois-Stufe s. Diluvialgeologie § 8.

Illyrier. A. Archäologie. S. besonders Albanien, Italien, Jugoslavien, Lausitzische Kultur, Österreich, Ungarn.

B. Sprache.

§ 1. Die Begriffe Illyrien und Illyrier. — § 2. Feststellung der Verbreitung der Illyrier im Ost-Adriagebiete und darüber hinaus. — § 3. Sprachliche Charakteristik des Illyr. — § 4. Verwandtschaftliche Beziehungen des Illyr. (thrak., balt., griech., ital.-kelt.). — § 5. Ausgangspunkt des illyr. Volkstums, Zeitpunkt seiner Ausbreitung nach S. — § 6. Voridg. Elemente.

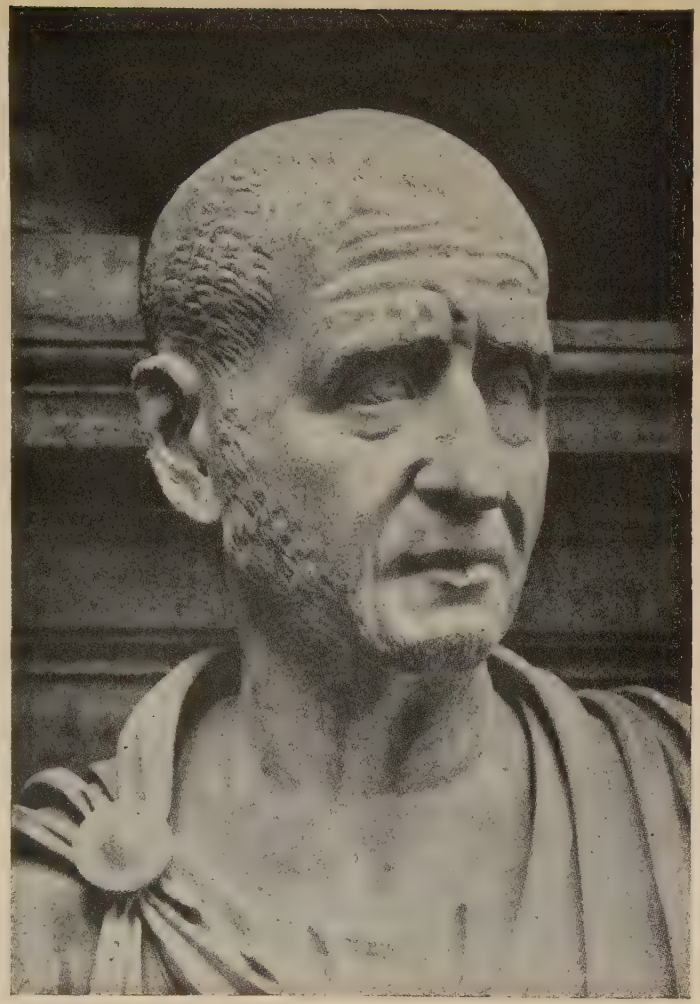
§ 1. Der Name Illyrien wird in der Überlieferung in mehrfacher Bedeutung gebraucht. Die Griechen nannten Illyrien zunächst die im N von dem hellenisierten Epirus und w. von Mazedonien gelegenen Landschaften, ein Gebiet, das die adriatische Küste bis zu den Golfen von Fiume und Triest und ihr Hinterland mit der Donau als Nordgrenze umfaßte. Die unter Augustus organisierte Provinz Illyricum erstreckte sich von der Arsia bis zum Mati; kurze Zeit ist auch Pannonien mit ihr verbunden. Der illyr. Zollsprengel (portorium illyricum) vereinigte in der Kaiserzeit die Provinzen Raetia, Noricum, wahrscheinlich Dalmatia, sicher Moesia (und seit Traian Dacia). Die Verwaltungsreorganisation Diokletians und Konstantins endlich schuf als eine der 4 großen Präfekturen des Reiches die Präfektur Illyrien, die sich über den größten Teil der Balkanhalbinsel mit Ausnahme des ö. Thraziens und ihrer nw. Teile, die als Dalmatien zu Italien geschlagen wurden, erstreckte. Entsprechend dieser Vieldeutigkeit der Benennung Illyrien, Illyricum ist auch der Begriff Illyrier von Haus aus schillernd und unbestimmt. Daß schon die Alten auch den

Namen Illyrii nicht in einheitlichem Sinne verwendeten, lehrt die Stelle Plinius III 144, wo die proprie dicti Illyrii erwähnt werden. Gegenstand der sprachlichen Untersuchung wird es daher sein, zu entscheiden, ob der Gebrauch der Bezeichnung Illyrier für die zahlreichen Stämme dieser Landschaften berechtigt ist, d. h. ob für die Sprachen dieser Völker gemeinsame Merkmale, die eine Zusammenfassung durch eine einheitliche Bezeichnung empfehlen, nachgewiesen werden können; allenfalls ob solche Merkmale über das genannte Gebiet hinausgreifen.

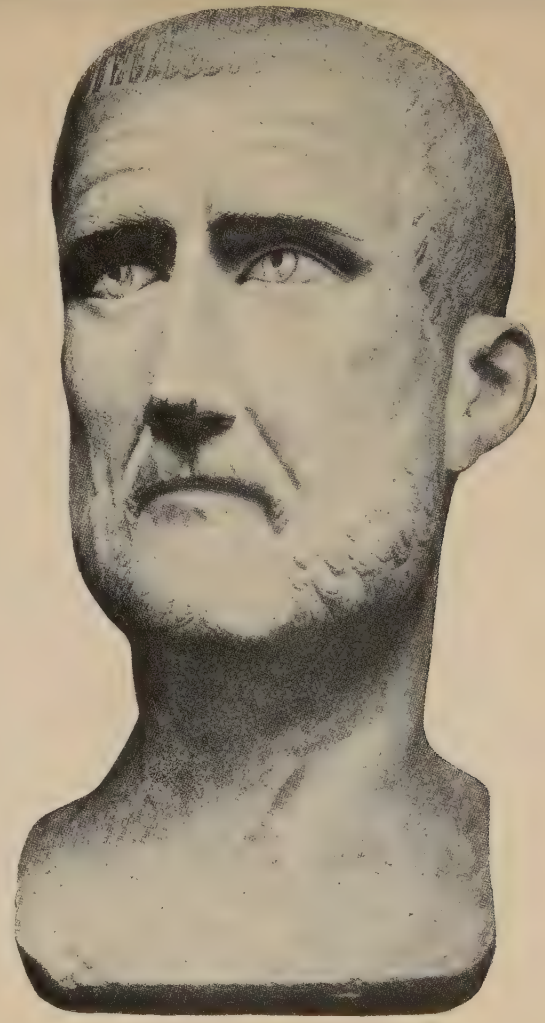
Bartoli *Das Dalmat.* I (1906) S. 115f. (Liter.); Kretschmer *Einl.* S. 245; Z. f. Schulgeogr. 21 (1900) S. 359f. Gorge; Arch. ep. Mitt. 13 (1890) S. 129f. v. Domaszewski.

§ 2. Die Feststellung der Verbreitung der I. auf Grund sprachlicher Merkmale, die somit als erste Aufgabe notwendig wird, hat bei der Spärlichkeit und semasiologischen Unsicherheit des überlieferten sprachlichen Materials (in der Hauptsache sind es Orts- und Personennamen, nur sehr wenige Glossen) im wesentl. von formalen Kriterien auszugehen. Wir beschränken uns bei diesem Verfahren zunächst auf ein Gebiet, das nach der Überlieferung unzweifelhaft den I. zuzuweisen ist: die Ostadrialänder. An charakteristischen Suffixen können wir feststellen: *-este*, *-ista*: *Tergeste* (Istr.), Τεδίαστον (Liburn.), *Bigeste*, *Ladesta*, *Deremistae*, *Burnista* (Dalm.); Ἔμαστος (Dardan.), Αἰγεσταῖοι (Epir.), Λυγκηστίς (Pelagon.), Αὐδάριστος (ebd.), *Euristus* (Paeon.); *-untum*, *-onto-*: *Argyruntum* (Liburn.), *Siparuntum*, *Dalluntum* (Dalm.); *-ant-*: *Taulantii*, *Amantia* (Illyr. gr.), Ἀρριβάντιον (Dardan.), Οἰδάντιον (Illyr.); *-ōn-*: Τέρπωνος (Japodenl.), *Salona* (Dalm.), *Sidrona* (Illyr.); *-an-*: Ἀγριᾶνες, *Almana* (Paeon.), Ὀτευδανός paeon. Name des Apollo, Ἄλδανες (Bez. Naissus), *Dardani*, Βέρζανα (Dardan.), Ἄλβανοί (Illyr.), Ἀτιντᾶνες (Epir.); *-in-*: *Delminium*, *Leusinium* (Dalm.), Οὐλκίνιον (Illyr. gr.), Ἀργυρῖνοι (Chaon.), Κερκίνη Gebirge (Paeon.); *-ur-*: Ἰλλυριοί (*Hilurii*), *Masurius* Name eines dalm. Bergmannes (CIL III, p. 938), *Tilurius* Fluß (Dalm.), Πάλυρος (Epir.), Κέρκυρα dalm. u. westgr. Insel; *-or-*: *Apsorus* Insel (Dalm., cf. *Apsus* Fluß in Illyr.), Ἴωροι (wohl in Paeon.), Ἄλωρος (Paeon.); *-ar-*, *-er-*: *Siparis* (Istr.), *Scirtari* (auch *Scirtones* (Dalm.), Τάλαρες, Δέξαροι (Epir.), Τόμαρον (Gebirge ebd.), *Longarus* Personenn. (Paeon.); *-r-*: Τέργεστρον (cf. Mommsen CIL V S. 53) neben Τέργεστον bei Ptolem. u. a., Ἄβραι Volk an der Adria, cf. Ἄβαι in Phokis, Ἄβαντες, *Idria* Fluß in Krain (Beleg: 1083), cf. *Id-assa* in Liburn.; *-b-* (idg. *-bh-*): *Catar-b-ates* Fluß und Stamm in Dalm. (cf. Κάτταρος ebd.: Prokop), Τουρρίβας illyr. Kastell (Prokop; cf. Τουροῦς ebd.), Βρε-β-ατή, Βρέ-β-ετα Kastelle in Epir. n. (cf. thrak. βρία, βρέα Feste); *-op-*, *-ap-*: *Hadriopes* Bewohner der Stadt *Hadra* in Liburn. (Mitt. Bosnien 7 [1900] S. 194 Jelić), *Osopus* (Venet.), Δερρίοπες (Dalm., Nachbarn der Δέρριοι, *Deuri*), Δευρίοπες (Paeon.), Νόροπες (am Axius), Βούρδωπες Feste in Illyr. (Prokop), μόνωπος, μόναπος paeon. Name des Wisents; mit *-l-* erweitert: Παιόπλαι Stamm der Paeonen, *Ortopla* (Liburn.): *Ortōna* (Land der Frentaner an der Adriaküste), *Magaplini* (Venet.); *-et-*, *-etium*: *Clambetae* (Liburn.), Μονήτιον (Japod.), *Aleta*, *Seretium* (Dalm.), Ἄζετα (Dardan.), *Dassaretii*; *-ud-*: *Japudes* (Ἴαπις Bach in Attika), *Endirudini* (illyr. Völkerschaft: Ἔνδηρον), Σκεντουδίες Kastell im Geb. von Καβετζός (Prokop), Personennamen *Apludus* (CIL III 2773, Dalm., Riditae): *Aplus* (ebd. V 1113 Aquileia), *Aplo* m. (ebd. III 4244 Pannon., Scarbantia). Es zeigt sich also, daß das gesamte Ostadria-Gebiet (Japuden-Land, Liburn., Dalmat., Epir., Dardan., Paeon.), z. T. auch das Land der Veneter, Namen aufweist, die der Bildung nach gleichgeartet sind.

Es ist nun weiter zu untersuchen, ob die aufgezählten Bildungsmerkmale auch über dieses Gebiet hinausgreifen. *-este*, *-isto-*: *Lepavista*, *Ramista*, *Cataristae*, *Jovista*, Σκορδίσται (sämtliche in Pannon.), Ταυρίσται (Nor.), *Agasta* (urkundl. aus der Karolingerzeit belegt = Ober-Aist in Oberösterr.), *Naristi* (zwischen Donau und Böhmerwald, cf. *Narona*, später germ. umgedeutet), *Venostae* (Tirol), *Humiste* (belegt 763 = Imst, Tirol), Λευκάριστος (im ö. Teil der Germania magna), Ἀζωριάσται, Φακιάσται, Φαλωριάσται Einwohner der



a



b

Illyrier

Porträts römischer Kaiser illyrischer Herkunft: a. Trajanus Decius (249—251 n. C.). — b. Probus (276—282 n. C.). — Marmor. Kapitolinisches Museum, Rom. Nach R. Delbrück.

Städte Ἄζώριον (Ἄζωρος), Φάκιον, Φαλώρια in Thessalien, ferner hier Πενέσται (eigentlich ein Ethnikon), Κυρρέσται Einwohner von Κύρρος, Διέσται Einwohner von Δῖον (Maked.); *-untum*, *-onto-*: *Carnuntum* (Pann.), *Surontium*, *Aguontum* (cf. *Agasta* o.; Nor.), *Mal-ont-ina* (urk. a. d. 10. Jh. belegter Name des Flusses Maltein in Kärnten), Κορκοντοί Volksstamm im nö. Böhmen (cf. Κόρκυρα), wohl auch Μαλοῦς, -οῦντος Fluß in Arkadien (s. u.), Κόροντα (Akarn.), *Butuntum* (Apul.); *-ant-*: *Scar(a)bantia* (Pann.; cf. *Scarbia* Nor.), vielleicht *Tigantia* (Eugippius vita Sever. IV 4 nach cod. L., nach anderen Hss. *Ticuntia*), *Atrans*, *-tis* (Nor.), Μυλαντία (Vorgeb. auf Rhodus, cf. Μύλαι in Thessalien, Näheres weiter unten), Πευκετίαντες Einwohner von *Peucetia*, Nachbarn der Oenotrier in Unterital.; *-ōn-*, *-on-*: Παννονία, *Marsonia* (Pann.), *Arrabona*, *Emona* (ebd.), Στραγόνα, Σιγγονή (ö. Germanien), Μεθώνη (Messen.), Πάννονα (Kreta), Καυλωνία (Bruttium); *-an-*: *Ur-b-anus* Nebenfluß der Save (Pann., cf. *Ur-ula* der Urlfluß in Niederösterr., Beleg: 906, zu *-b-* s. u.), Ἀκαρν-ανία (cf. Κάρνος Insel, Akarnanien vorgelagert), *Bradanus* Fluß in Unteritalien, *Hadranum*, *Adranum* (Sizil., cf. *Hadra* in Liburn., s. o.); *-in-*: Βατεινοί (Nordrand von Böhmen, cf. *Bato* Personenname), Βολίνα (Achaia, cf. Βόλουρος in Illyr., *Bolentia* Pann.), Ἀσίνη (Peloponn.), *Carbinia* (Messap.), *Terina*, Λακίνιον (Bruttium); *-ur-*: Βαλύρα (Bach in Messen.), Τίτυρος, Ἔλυρος (Kreta), Μανδύριον (Messap.); *-ōr-*: Κεσκώραι Fluß bei Gortyn in Kreta, *Helorus* Fluß in Unterital.; *-ar-*, *-er-*: *Sabaria* (Pann.), *Namare* (Nor., cf. *Namio* Personenname in Pann.; anders [kelt.] nach Holder *Altkelt. Sprachsch.* II [1904] S. 674), *Medaria* (Möderndorf in Kärnten, bei. b. Paulus Diaconus), Τιτάριον (Thessal.), Ὤλερος (Kreta); *-b-*: *Ur-b-anus* (Pann., s. o. bei *-an-*), *Scar-b-ia* (Nor., cf. *Scar-antia* bei. 763, 768, heute Scharnitz, Tirol, ferner Σκάρες Dardan.), vielleicht Ἄδραβαι Κάμποι (n. der Donau, cf. *Adra*, *Hadra* Liburn.; s. o.), Βολ-βός (Maked., cf. *Bolentia* Pann.), *Baster-b-ini* Einwohner von *Basta* (Messap.); *-op-*, *-ap-*: *statio Miltopae* (Messap.), Δρύοπες ihrem Ursprung nach gleichfalls hierher gehörig, nach dem ausdrücklichen Zeugnis Strabos (VII 323), der sie zu den vorgriech. Bewohnern Griechenlands zählt, sowie nach Ausweis der euböischen Stadt Κάρυστος, die Thukyd. VII 57, Diodor IV 37 als dryopisch bezeugen, Δύστος, Γερα(ι)στός mit ihrem *st*-Suffix, ferner ihrer Wohnstätte im Peloponnes Ἀσίνη (Näheres s. u. § 3); *-et-*: Ἀν-διζ-ήτιοι, *Piretis* (Pann.), *Baletium* (Messap.), *Peucetia* (Japyg.), *Clampeta* (Bruttium). Die Ortsnamenbildung dieses großen Gebietes, das die Landschaften der mittl. Donau, Teile von Griechenland und Italien umfaßt, stimmt sohin mit der des Ostadriagebietes überein. Ein geographisch angeordneter Überblick, der auch die Namensstämme berücksichtigt, vermag diese Tatsache noch deutlicher zu machen und wird auch für Griechenland und seine Landschaften die Ausdehnung der illyr. Unterschicht genauer umgrenzen können. Freilich kann die Zuweisung der einzelnen Namen an das Illyr. in Anbetracht der nahen Verwandtschaft der idg. Sprachen nicht immer mit eindeutiger Bestimmtheit erfolgen, wie ja auch die aufgezählten Suffixe nicht auf das Illyr. beschränkt sind. Das Urteil muß daher versuchen, auch im Einzelfalle die Gesamtheit der geographischen und namenkundlichen Tatsachen im Auge zu behalten.

Pannonien. *Aquae Balissae* — Βαλύρα (Bach in Messen.), *Baletium* (Messap.); *Az-ali* — Ἄζ-ετα (Dardan.), Ἀζετινῶν Münzumschr. (Messap.); *Metu-bar(b)is* Inselland zwischen Bosut und Save (s. Albaner B § 3) — Σύ-βαρις (Epir., ferner Quelle in Delphi, in Achaia), Σού-βαρας (Bez. Remesiana, Prokop); *Bolentia* — Βόλουρος (Illyr.), Βολίνα (Achaia); Μοῦρσα, das heutige Essek (serbokroat. Osijek), cf. neugriech. dialekt. (Epirus) μοῦρσα Grube (Vasmer *Osteurop. Ortsnamen* Acta Un. Dorpat. B I 3 [1921] S. 10); *Sarnade* — Σαρνοῦς, -οῦντος (Dardan.), Σαρνοατες (auf illyr. Münzen); *Breuci* — *Breuni* (Raet.); *Catari* — *Catarbates* (Dalm., s. o.), Κάτταρος (Feste in Dardan., Prokop); *Emōna* — *Emota* (Dalm.); *Sala* Fluß — *Saloca* (Nor.), *Salapia* (Messap.); Οὐλκαῖα ἕλη — Οὐλκίνιον (Illyr. gr.). Sudetenländer und angrenzende Gebiete. *Oppa* und ihr Nebenfluß *Mora* = čech.

Opava, Moravice (d. i. „kleine March") sind vorslav. und vorgerm. Nach Ausweis von *Ap-sus* Fluß in Illyr., *Col-apis* Fluß in Pann., Μεσσάπιον ὄρος Gebirge in Böot., hart an der Küste, Μέταπαι in Ätol., hart am Ufer des Sees Trichonis und wegen des vorgerm. Flußnamens *Marus* (d. *March*, č. *Morava* in Mähren): *Margus* in Moesien (serb. *Morava* in Serbien), *Marisus* in Dac. sind sie dem Illyr. zuzuweisen. Dahin ferner: *Coridorgis* — *Corinium* (Dalm.), messap. *Corinenses* (zweideutig wegen Κορίννιον in Britann.); *Cusus* n. Zufl. der Donau ö. der March — Κούσινες Kastell in Dardan., *Cusum* Stadt in Pann.; *Nedad* Fluß im Geb. d. Quaden u. Markomannen — *Nedinum, Neditae* (Liburn.), Νέδα Fluß in Arkadien; Κορκοντοί — Κορκύρα wgr. u. dalm. Insel, Κορκόρας, Fluß in Pann.; Ἀσανκαλίς (nach Muchs u. Kossinnas Emendation für überliefertes Ἀσκανκαλίς ZfdA. 41 [1897] S. 141) — illyr. Αὐσανκαλεί (Dalm.); Λευκάριστος. Noricum und angrenzende Gebiete. *Adragave* der Attergau in Oberösterr. (belegt: Indic. Arn.), Ἄδραβαι Κάμποι — *Adra, Hadra* (Liburn., s.o.); *Isarcus* der Fluß Eisack (illyr. gemäß J. Pokorny KZ 46 [1914] S. 293); *Isontus* Name der Salzach — *Sontius* der heutige Isonzo; *Parthanum* — *Parthini* (Illyr.); *Venostes, Aguontum, Agasta, Humiste, Scarbia, Scarantia, Malontina, Breuni* s. o.; *Lai-anci* Gau in Nor. — Λαι-αῖοι paeon. Stamm. Griechenland. Epirus. Πευκεστοί (IG IX_1 484) Gemeinde der Chaoner (vgl. Πευκέτιοι, Πευκετίαντες in Unterital.); Αἰγεσταῖοι; Βουτρωτός, Βουθρωτός — Βουτερίες Kastell in Illyr. (Bez. Καβετζός Prokop); Ἀργυρῖνοι (Chaon.) — *Argyruntum* (Liburn.); Φανώτη — Βάνες Kastell in Illyr. (zum Lautlichen s. § 3); Λαρίνη — *Larinum* im Frentanerlande; Ἔφυρα alter Name von Kichyros — *Ebura* bei Salernum (Fick *Vorgr. Ortsn.* 1905 S. 85); Βούνειμα, Βούνιμαι — *Buni* (Liburn.); Δοεσστός, wohl identisch mit Δυεσταί (vgl. Bezz. Beitr. 3 [1879] S. 278 Fick); Σύβοτα Insel, trotzdem im Griech. neutr. pl., was bei griech. Herkunft jedenfalls selten (vgl. Fick a. a. O. 22 [1897] S. 37); daher wohl *Su-b-ota* mit ähnlicher Suffixverkettung wie *Catar-b-ates*; Personenname Πλάτορος gen. (Ambrakia Bechtel-Collitz *GDI* 3183) — illyr. *Plator* (CIL III 2773, 2788, Dalm., Riditae u. ö.). Thessalien. Νεσσωνὶς λίμνη, Νέσσων Stadt — *Nedad* Fluß (s. o.), *Nedinum* (Dalm.), *Nedinates* (Venet., zum Lautl. s. § 3); *Cambūni montes* — *Campona* (Pann.); Περ(ρ)αι-βοί (vgl. Περαιθεῖς in Arkad.); in ihrem Gebiete der Berg Ἴωλον, benannt nach den Ἴωλοι, illyr. gemäß der charakteristischen Nichttrennung von Ethnikon und Ktetikon (W. Schulze *Eig.* S. 541); desgleichen Πρᾶς, Πραντός, Einw. Πράντες; Μελίτεια — Μελίτη dalm. Insel, Μελιτήιον ὄρος auf Korkyra (Fick *Hatt. u. Dan.* 1909 S. 30); Τυφρηστός (Land der Doloper); Πενέσται — *Penestae* im s. Illyrien (Livius 43, 21); Personennamen: Γένθιος in Magnesia (Bechtel-Collitz *GDI* 2536) = dem des illyr. Königs; Δάζος (IG IX_2 553 Larisa), Δαζέτα (ebd. 1042 Gonnus) — vgl. messap. δαζου, δαζιhι usw. (Mommsen *Unterit. Dial.* 1850 S. 80f.), *Dasas* (CIL III 14950 Dalm., Andetrium); Ὄπλουν (IG IX_2 517 Larisa) — *Oplus* (CIL III 3322 Pann. inf.); Δίτα (IG IX_2 274 Metropolis) — *Dito* (CIL III 1927 Dalm.); Πλάτουρ (IG IX_2 953 Larisa) — illyr. *Plator* (wie oben); Τιτυρεία (ebd. 638 Larisa) — *Titurisa* (CIL III 9822 Dalm. Vrlika), messap. Τιτουρ (Mommsen a. a. O. S. 94). Akarnanien. Ἀ-καρν-ᾶνες: Κάρνος vorgelagerte Insel (Kretschmer *Einl.* S. 422), *Carnuntum* (Pann.), *a-* wie in *Atintanes*; Ἄναπος kleiner Fluß („wasserlos", vgl. *Apsus* und die oben besprochenen Namen); Κόροντα — *Corinium* Dalm.; Κριθώτη — messap. *kriϑon*; Μεδεών, ebenso ein Ort der Labeaten; Μελίτη s. das vor.; Personenname Δάζιμος — messap. δαζιμαιhι. Ätolien. Πλευρών — vgl. die illyr. Personennamen Πλευρᾶτος, Πλευρίας; Personennamen Τίτυρμος — illyr. *Titurisa*, messap. Τιτουρ (s. o.). Ozolische Lokrer. Ὀζόλαι — *Azali* (Pann.; zum Lautl. s. § 3); Μεσσάπιοι s. o. Phokis. Σύβαρις Quelle in Delphi (s. o.); Μεδεών (s. o.); Στίρις — *Stiriatis* (Nor.); Βοῦλις (Βούλεια) — Βουλινοί (Dalm.), Βουλιβάς (Epir. vet.); Τιθορρα, Τιθορα (so inschriftl., handschriftl. Τιθορέα vgl. die Personennamen illyr. *Titurisa*, messap. Τιτουρ-, thessal. Τιτυρεία (zum Lautl. s. § 6).

Östliche Lokrer. Der Name der Lokrer selbst kommt unter illyr. Stämmen (auf Korkyra) vor (Kiepert *Lehrb. d. alt. Geogr.* 1878 S. 288); Λακίνιον ὄρος — *Lacinienses* (Liburn.), Λακίνιον (Bruttium). Boeotien. Μεσσάπιον ὄρος s. o.; Μεδεών s. o.; Ὄλμωνες, nach Pausanias früher Ἄλμωνες — *Almopes* Stamm der Paeonen, *Almana* Stadt in Paeon., Ἀλμήνη (Epir.), *Alma* Gebirge in Pann.; hierher wohl auch das boeot. Ἄλμος (Ἀλμών im Ethnikon Ἀλμώνιος); anders über Ἄλμος Bezz. Beitr. 23 (1897) S. 37 Fick. Attika. Λακιάδαι ein Demos — *Lacinienses* (Liburn. usw., s. o.); Παιονίδαι ein Demos — Παίονες; Μελίτη Demos — Μελίτη dalm. Insel usw. (s. o., u. Thessal.); Ἰαπίς Bach — *Japudes*. Argolis. Ἀσίνη, von Dryopern bewohnt (vgl. auch Ἀσίνη in Lakon.) — *Asamum* Dalm. (Näheres s. § 3); Μίδεια — Μεδεών (s. o., vgl. Fick a. a. O. S. 203). Lakonien. Μεσσαπέα (s. o.); Κάρυστος, Ζάραξ, Ἀσίνη s. § 3; Σκαρδα-μύλα, so der volkstümliche, im heutigen *Skardhamula* noch fortlebende Name. Die Stadt lag „auf einer steilen Felshöhe" (Bursian *Geogr. v. Griechenl.* II [1868—72] S. 154); der Name m. E. im ersten Bestandteile: *Scardona* (Dalm.), lit. *skardùs* steil, *skařdis* steiles Flußufer, im zweiten Ablautsform zu dem in *Malontina*, alban. *mal'* usw. erscheinenden illyr. Wort für „Berg, Höhe" (vgl. lett. *mala* „Rand, Ufer"); Σκαρδαμύλα demnach „steiler Berg, steile Höhe". Die Form mit *s*-losem Anlaut in Καρδαμύλη auf Chios. Zu *-mula* vgl. auch Μύλακες Völkerschaft in Chaon. u. die aus Ark. u. Thessal. zu erörternden Namen der Gruppe. Messenien. Νέδα Fluß (s. o. Sudetenländer); Βαλύρα Bach — *Aquae Balissae* (Pann.); Δενθάλιοι s. § 4. Arkadien. Μανθυρεῖς — Μανδύριον (Japyg.); Σκιρτώνιον — Σκίρτονες, *Scirtari* (Dalm.), Σκίρτιοι paeon. Stamm (Steph. Byz.); Τευθίς, vgl. den illyr. Personennamen *Teuta* (oder das darin steckende Appellativum: „Volk, Gemeinde"); zum Lautl. s. § 6. Gewässernamen: Νέδα Quelle *Nedad* Fluß (s. o. Sudetenländer); Λάδων — *Ladesta* (Dalm.). Das zu Σκαρδα-μύλα (Lakon.) Bemerkte erklärt auch das Verhältnis der beiden bei Methydrion sich vereinigenden Bäche Μαλοίτας und Μυλάων. Die Namen stehen im Ablautverhältnis. Beachtenswert die gleiche Doppelheit in Thessalien: Μύλαι („auf einer steilen Anhöhe" Bursian a. a. O. I [1862] S. 56) und in derselben Gegend Μάλ(λ)οια (Wortausgang wie im Personennamen *Tatoia* CIL III 2749, Dalmatien Vrlika). Wegen des Ablauts ist die Sippe idg. (anders Riv. indogr.-it. 4 [1920] S. 226 Ribezzo). Μαλοίτας ist ein Flußname, dessen Bildung dem von Βρενθεάτης (: Βρενθέα Arkad.) entspricht. Ficks zweifelnde Vermutung Μαλοίτας = μαλοφόρος (Bezz. Beitr. 22 [1897] S. 62) ist innerhalb der zusammengesetzten Flußnamen ohne Analogon. Die angeführten Umstände machen es auch wahrscheinlich, daß der Name des Fl. Μαλοῦς, -οῦντος, der so nur von Pausanias überliefert wird, nichts mit μᾶλον Apfel zu tun hat (so Fick a. a. O. S. 57), sondern Gräzisierung eines illyr. *mal-ont-* ist (das im Flußnamen *Malont-ina* in Kärnten erscheint). Vgl. Σιποῦς — *Sipontum* in Unteritalien; Τουθόα im Ablaut zu Τευθίς, Wortausgang erinnert an *Buthoe* (Dalm.; vgl. Bezz. Beitr. 23 [1897] S. 222 Fick). Zu beachten ist, daß die örtliche Überlieferung in Arkadien noch die Erinnerung an den Zusammenhang mit Dardanos, dem Eponym des dardanischen Volkes, eines illyr. Stammes, bewahrte (Pausan. VIII 24, 3). Achaia. Βοῦρα — Βουραία· πόλις Ἰταλίας (Messap., Steph. Byz.); Σύβαρις Quelle bei Βοῦρα — Σούβαρας (Bez. Remesiana, Illyr., Prokop) *Metubaris* (Pann.); Ἄρβα Demos von Πάτραι — *Arba* (Dalm.); Βολίνα — *Bolentia* (Pannon.), Βόλουρος (Thesprot., Epir.), Τευθέα am Fluße Τευθέας, wohl zu der bei Τευθίς (Arkad.) besprochenen Sippe; gebildet wie Τιθορέα (Phokis; vgl. Fick a. a. O. S. 204ff.). Westgriech. Inseln. Κορκύρα, zugleich Name einer dalm. Insel — Κόρκορας Fluß in Nor.; Μελιτήιον ὄρος — Μελίτη dalm. Insel, s. a. o. u. Thessalien, Attika); Κάρνος s. o. u. Akarnanien; Ἱστώνη Berg auf Korkyra — *Histonium* bei den Frentanern; Βαία Berg auf Kephallenia — Βαιάκη (Chaon.); bildungsgleich damit Ἰθάκη; Νήριτον Gebirge auf Ithaka — Νήρητον (Ptolem. III 1, 76) im Sallentinerland in Unterital. Ostgriech. Inseln. Euboea. Im S, wo Dryoper ansässig waren, weisen

die Namen der Städte Κάρυστος, das ausdrücklich als dryopisch bezeugt wird (Thukyd. VII 57, Diod. IV 37), Δύστος, Γεραιστός, Ἴριστος (vgl. Bechtel-Collitz *GDI* 5341 und dazu die Bemerkungen Bechtels) das charakteristische illyr. Suffix auf. Hier auch das Gebirge Ζάραξ, dessen Name gleich dem von Κάρυστος auch in Lakonien wiederkehrt (Näheres s. § 3); Πεταλία Inselgruppe — *Petelia* Unterital., Personenname *Patalius* CIL III 13295 (Dalm., Curicum). Kreta. Κάδιστον der nö. Teil der Hauptmasse der Dikte (Bildung!), Stamm auch in Καδία Teil Illyr. (Phot. 62a 38; bei Deutung von Κάδιστον aus dem griech. „der teuerste" steht der Name der inneren Wortform und Bildung nach ganz vereinzelt da; vgl. Bezz. Beitr. 21 [1896] S. 242 Fick); Κύδωνες — Κύδραι Stadt der Brygen in Chaon.; Τίτυρος Berg — *Titurisa* (dalm. Personenn.), messap. Τίτουρ usw. (s. o. Thessalien, Phokis); Μεσσάπιος Bach — Μεσσαπία (Unterital., s. o. bei Sudetenl.); Πάννονα — Παννονία; Ἄρβιον Berg — *Arba* dalm. Insel, Ἄρβα Demos in Achaia (anders hierüber Fick *Vorgriech. Ortsnam.* 1905 S. 24); Δορθάννας (acc. plur.; Bechtel-Collitz *GDI* 5060), Δορθόνναν (Ἐφ. ἀρχ. 1908 S. 212f.) — *Dardania* (zum Lautl. s. §§ 3, 6; Wortausgang wie bei Φάλαννα, Stadt Thessaliens u. Kretas). Dardaner. Die Wohnsitze der Dardaner umfaßen das Gebiet des oberen Axios und der Quellflüsse der oberen Morava. Ihren illyr. Charakter erweisen ebenso die Personennamen wie die Ortsnamen. Die Fürstennamen Μενούνιος (= Μονούνιος), *Longarus* zeigen die echt illyr. Bildungsart auf *-onius, -arus* (*Dripponius* CIL III 5031 Noreia; *Plassarus* ebd. 4376 Arrabona); *Bato*, Name eines Dardaners (Livius XXXI 28) ist illyr. und für Pannonien und Dalmatien bezeugt: CIL III 4377 Arrabona, 2749 Vrlika (davon zu scheiden griech. Βάτων). Das gleiche ergibt sich aus den Ortsnamenbildungen auf *-sto-*: Ῥαβεστόν, Ἔμαστος (Prokop) sowie aus den Ortsnamenparallelen: Οὐενδενίς — Οὐένδων (Liburn.); Ἀρριβάντιον — *Arrabona* (Pann.); Ἄζετα — *Azali* (Pann.); Γαλάβριοι — Καλαβροί (Japyg.); Κούσινες — *Cusum* (Pann.); Σαρνοῦς, -οῦντος — *Sarnade* (Pann.).

Paeonien. Das Gebiet der Paeonen schließt sich sö. an Dardanien. Nach N und W begrenzen es Bigla, Baba und Suha Gora, gegen O umfaßt es noch die Täler des Ἀστιβός und Πόντος. Die Zugehörigkeit zu den Illyriern, die von Beloch *Griech. Gesch.* I_2 (1913) S. 56ff. bestritten, von Kacarov a. a. O. S. 24f. verteidigt wird, zeigt die Toponomastik mit ihren Parallelen: Ἀγριᾶνες — Ἀγραῖοι (Epir.), Λαιαῖοι — *Laianci* (Nor.), Ἀξιός Fluß — *Anaxum* Flüßchen in Venet.; Μεσσάπιον ὄρος, Grenzgebirge gegen die thrak. Maiden (s. o. u. Sudetenl., Lakon., Kreta); *Euristus* (Suff.!); Ἄψαλος — *Apsus* Fluß in Illyr.; Σκίρτιοι — *Scirtari*, Σκίρτονες (Dalm.). Das gleiche Bild gewähren die Personennamen. Für den Namen des Λάγγαρος, Königs der Agrianen, gilt das eben für den dardan. *Longarus* Bemerkte; ebenso stellt sich Πάτραος (CIA II 312, 37) den illyr. Namen auf *-avus* an die Seite (*Lomoliavus* CIL V 450 Piquentum); der Name Αὐδολέων entspricht illyr. Αὐδάτα (Athen. XIII 557). Die Ausbreitung des illyr. Elementes in Italien wird in besonderen Artikeln behandelt. Eine Reihe von Ortsnamen aus ital. Gebieten mit illyr. Bevölkerungselementen sind übrigens schon erwähnt worden.

Kretschmer *Einl.* S. 244ff.; Fick *Vorgr. Ortsn.* 1905 S. 85, 95, 142—143; ders. *Hattiden u. Danubier* 1909 S. 1—38; ders. Bezz. Beitr. 21 (1896) S. 237—286; 22 (1897) S. 1—76, 222—238; 23 (1897) S. 1—41, 189—244; 25 (1899) S. 109—127; v. Scala *Umrisse d. ältest. Gesch. Europas* (1908; Innsbrucker Rektoratsprogr.); Hist. Z. 108 (1912) S. 1ff. ders.; MAGW 42 (1912) S. 49ff. ders.; ZfromPh. 37 (1913) S. 273 Gelzer; Kacarov *Peonija* 1921 S. 1ff.; Diskussion über die Illyrierfrage MAGW (Sitz.-Ber.) 1917 S. 33—43; Tomaschek *Die alten Thraker* I (= SB. Wien. Ak. 128/4 [1893]) S. 17—27; Hirt *Indogerm.* I 150f., II 604ff. (1905—07); Annuario Univ. Padova (1901) S. 23ff. Ghirardini; Stolz *Urbevölk. Tirols* 1892 S. 45ff.; Mitt. Geogr. Ges. Wien 41 (1898) S. 477ff. Walde; Anthrop. Korr. Bl. 1905 S. 103ff. Much; Mitt. Bosnien 12 (1912) S. 168ff., insbes. S. 222ff. Nopcsa; Progr. d. II. Gymn. Graz 1903 S. 1ff. Gutscher; Rendic. Acc. Linc. Ser. V 19 (1910) S. 329ff. Maiuri.

§ 3. Das Illyr. ist eine Satem-Sprache, u. zw. m. E. im Gesamtbereiche seines Gebietes, wie es im vorigen § bestimmt wurde und hier noch näher abzugrenzen sein wird. Dies lehren folgende Ortsnamen, deren Bedeutung noch ermittelt werden kann.

Ῥίζων bzw. Ῥιζοῦς, -οῦντος, die antike Bezeichnung des Meerbusens von Cattaro, kann nach der Stelle bei Pseudoskylax 24 (Ἐγχελεῖς, ἐχόμενοι τοῦ Ῥιζοῦντος) wegen des mask. Artikels nur auf einen Fluß bezogen werden (Gail in Klausens Ausg. 1831 S. 283; Forbiger *Handb. d. alt. Geogr.*[2] III [1877] S. 559 Anm. 2; Archaeologia 48 [1883] S. 40 Evans). Evans erschließt hieraus und aus dem sonstigen Vorkommen des Namens an der Adria mit Recht eine heimische Bezeichnung für „Fluß", „Fiumara". Ich stelle sie zu alb. *rjeð*, *roda* fließe, lat. *rigare* bewässere, idg. **reĝ*. (*Oseriates* Plattenseeanwohner: slav. *jezero* See [**aĝhero*: Kretschmer u. hier S. 43]. K.-N.) Δίζηρος ist nach Lykophron 1026 der Name eines Flusses bei der Stadt Pola; er gehört als Bildung mit dem besprochenen Suff. *-ero* zur Sippe von thrak. διζα, -διζος Burg (: ai. *dēhī* Aufwurf, Wall, Damm, gr. τεῖχος idg. *dhiĝh-*), hat seinen Namen von der Nähe der Stadt und kann so der inneren Wortform nach slav. Flußbezeichnungen wie *Gradašica* (: *grad* Burg) oder einer germ. wie *Wīlina* (heute *Weil*, die auf dem Hofe einer röm. Villa entspringt) entsprechen. Möglicherweise steckt darin — nur dies ist der Erklärung der Stelle durch Holzinger in seiner Ausg. des Lykophron zuzugeben — auch ein Völkername (vgl. Δέξαροι weiter u.). Jedenfalls steht der echt illyr. Charakter des Wortes nicht nur durch die Überlieferung (Scholien z. Lykophronstelle, Ausg. v. Scheer, 2, 318) fest. Denn das so gewonnene *diza* ist auch sonst im Illyr., u. zw. „Nordillyr." nachweisbar: *Andizetes* ist ein pannonischer Stammesname („Burganwohner"). *Andizetes*, Ἀνδιζήτιοι: *diza* = *Andautonia* (Pann., so CIL III 3679) : *Dautonia* (so im Itin. Ant.). (Über illyr. *an-* vgl. Mitt. Geogr. Ges. Wien 23 [1880] S. 553 Tomaschek.) In Lakonien und Euboea, wo illyr. Namen nachgewiesen wurden, findet sich der ungriech. Bergname Ζάραξ, eine Bezeichnung, die sich m. E. aus den Mitteln einer Satem-Sprache ohne Schwierigkeit erklärt: avest. *zarštva-* Stein, mars. *herna* saxa, cymr. *garth* Berg, Vorgebirge, Vorst. *ĝhar-*. Für die Richtigkeit dieser Deutung läßt sich aus der griech. Überlieferung ein Beleg erbringen. Etymolog. Magn. 408, 10 enthält die Notiz: Ζάραξ ὠνόμασται ἀπὸ Ζάρακος τοῦ Πετραίου υἱοῦ Καρύστου. Der auf Ζάρακος folgende Zusatz: τοῦ Πετραίου (der von den Erklärern verschieden, teils als nomen propr., teils als Ethnikon gefaßt wurde, vgl. Höfer in Roscher *Lex.* 3_2 S. 2173), stellt in Wahrheit die griech. Übersetzung zu Ζάρακος (einer Weiterbildung der Bezeichnung für „Stein") dar. Die angeführte Stelle lehrt im übrigen auch den hist. Zusammenhang zwischen Κάρυστος und Ζάραξ; und da nun Κάρυστος nach dem bereits angeführten Zeugnis des Thukydides (VII 57) eine dryopische Gründung ist, so folgt hieraus, daß auch das eben analysierte Wort Ζάραξ der dryopischen Sprache angehört. Des weiteren zeigt Κάρυστος ebenso wie die anderen dem dryopischen Bereiche auf Euboea angehörigen Ortsnamen Δύστος, Ἴριστος, Γεραιστός das charakteristische illyr. Suffix. Die Namen Κάρυστος, Ζάραξ, Δρύοψ, das sich seiner Bildung nach der illyr. Namengebung wohl einfügt („Waldbewohner", vgl. *Hadriopes* Bewohner von *Hadra* oben § 2), sind also dryopisch und gehören zum weiteren Verbande des Illyr., einer Satemsprache. Die Namen Κάρυστος und Ζάραξ treffen wir auch in Lakonien, zugleich mit einem anderen, den Dryopern eigentümlichen Ortsnamen: Ἀσίνη (vgl. E. Curtius *Peloponnes* II [1852] S. 466, 580; W. H. Engel *Kypros* I [1841] S. 224); sicher dryopisch ist Ἀσίνη in Argolis, in Messenien und auf Kypros. Was das lakonische Ἀσίνη betrifft, so war es nach Curtius (a. a. O. S. 274) vielleicht identisch mit Λᾶς („Stein"). Jedenfalls aber waren die Städte benachbart. Die Reste dieses lakon. Ἀσίνη befinden sich bei dem heutigen Πετροβούνι („Steinberg"; Bursian *Geogr. v. Griechenl.* II [1868—1872] S. 146 Anm. 2). Auf einer Felszunge stand das argivische, von Dryopern gegründete Ἀσίνη (Curtius a. a. O. S. 466). Diese topographischen Tatsachen ermöglichen zusammen mit dem Satemcharakter des Dryop.-illyr. die Deutung des Ortsnamens Ἀσίνη: er bedeutet „Stein" (vgl. die deutschen Ortsnamen „*Stein*") und gehört zu: altind. *ašan-* Schleuderstein, *ašman-* Felsstück, griech. ἀκόνη Wetzstein, lit. *aszmũ* Schneide. Hierher

auch *Asamum* in Dalmatien, unfern vom heutigen Ragusa, das auf steinigem Gelände liegt, mit der Halbinsel *Lapad* (*Lapida* [„Stein"] im Statut von 1272) in in der Nähe. Den Namen der dalmatischen Feste *Bersumno*, *Burzumon*, *Birsiminium* stellt Ribezzo *La lingua degli ant. Messapi* 1907 S. 23 Anm. 1 zu ai. *bṛhánt-* stark, hoch, arm. *berj* Höhe, idg. **bṛĝh-*. Die Ortsnamen erweisen also eine idg. Satembevölkerung von Pannonien und der Westküste Istriens bis in den Peloponnes. Diese Satembevölkerung ist auch einerseits bis in die Sudetenländer, andererseits bis Kreta nachweisbar; sie ist in Griechenland vorgr.; sie ist kraft der toponomastischen Übereinstimmungen als illyr. oder den Illyr. nahestehend zu betrachten. Der graphische Ausdruck für idg. *ĝ*, *k̂* ist nach den bisherigen Beispielen in der Überlieferung *z*, *s* (ζ, σ). Doch finden wir für *k̂* auch θ (*th*): die illyr. *Parthīni* (Παρθῖνοι) siedelten nach den Berichten der Alten in der Gegend von Dyrrhachium; die Stadt Πάρθος bezeugen Polybius und Steph. Byz., die Feste Παρθίων Prokop. Παρθ-ῖνοι sind die „Küstenbewohner", „Höhenbewohner", worin ein Nomen **parḱ-* Küste, Höhe sich aus der geographischen Lage wie aus altind. *paršu-h* Rippe, avest. *peresu* — Rippe, Seite, osset. *fars* Seite, Gegend, alban. (geg.) *parz* m. Brust ergibt. Entwicklung der Bedeutung wie in frz. *côte* Rippe, Küste, alban. *briñë* Rippe, Anhöhe, Küste. Sippenangehörig ist auch *Parthanum* (Raet.). Die Doppelheit der Schreibungen θ, σ ist bei der Wiedergabe eines solchen Lautes selbst innerhalb eines und desselben Wortes nachweisbar: Δανθαλῆται, *Denseletae*. Ven. *exo*, *mexo*, die Kretschmer *Einl.* S. 266f. mit Pauli *Veneter* 1891 S. 244f. und unter Zustimmung Sommers (IF 42 [1924] S. 129—131) als 'ich', 'mich' deutet, können nach dem Gesagten für Zuweisung des Venet. zur Centum-Gruppe sprechen (*exo*, **eĝō*). Auch anderes (*bh* s. u.) ergibt eine Sonderstellung des Venet. Das Nebeneinander dieser trennenden Kriterien und der venet.-illyr. Gemeinsamkeiten (s. o. § 2) ist namentlich auch im Hinblick auf die Verbreitung des Namens der Veneter (ö. der Weichsel, Gallien, Makedonien, Paphlagonien) wohl mit Much (Hoops *Reall.* IV 508 § 5) im Sinne einer ursprünglichen Selbständigkeit eines altidg. Veneterstammes, der später durch die sprachliche Umgebung beeinflußt wurde, zu fassen. — Die sprachliche Stellung des illyr. Satemidioms ist insofern eine eigentümliche, als es noch die Labiovelaren hatte (wie auch das Alban. gemäß der auch hier unter „Albaner" vertretenen Auffassung Pedersens): *Aquilis* Fluß in Istrien, *Aquincum* ein Thermenort in Pannonien weisen auf die Sippe von lat. *aqua*, got. *ahva*. Allerdings ist *aqᵘa* als Grundform dieser Sippe zweifelhaft geworden, da Sibree *Academy* 1891$_{II}$ S. 411, Fay in Amer. Journ. Phil. 17 (1896) S. 5 Spuren eines altind. *aśvā* Wasser durch Interpretation von Rigvedastellen und aus gr.-ind. Flußnamen wie Ὑδάσπις gewinnen. Danach wäre **ak̂uā* anzusetzen; und MAGW Sitz.-Ber. 1917 S. 40 vermutet Much aus diesem Grunde Zugehörigkeit des illyr. Dialektes, dem *Aquincum* entstammt, zu einer Centumsprache. Indes ist **aqᵘa* vielleicht noch auf dem Boden einer europ. Satemsprache, im Balt., nachzuweisen: lit. *Akele* Name eines Flusses (also wie dtsch. *Ache*), lett. *Ace* Name eines Teiches, apreuß. *Akicz* ein See, lett. *aka* Brunnen, lit. *akas* Wuhne. (Die bisherigen Deutungen der zuletzt genannten balt. Appellativa, die von dem lit. Flußnamen *Akele* nicht zu trennen sind [vgl. Gerullis *Altpreuß. Ortsnamen* 1922 S. 8], wie **oqu-* Auge, gr. ὄχετος Wasserleitung befriedigen sehr wenig.) Im übrigen erscheint auch *k̂* vor *u*-Laut im Illyr. als Verschlußlaut (s. u.), wie auch im alban. *qᵘi-* und *k̂ui-* die gleiche Behandlung erfährt (IF 40 [1922] S. 51 Reichelt). Zugehörigkeit zur Centumgruppe vermögen also illyr. *Aquincum*, *Aquilis* unter keinen Umständen zu erweisen. Andererseits ist *qᵘ* für das Illyr., u. zw. für das Paeon., noch aus dem Personennamen Λυκκειο, Λυκπειο, Λυππειος zu erschließen. Kretschmer *Einl.* S. 247 ermittelt aus dieser mehrfachen Wiedergabe ein heimisches **Λυκϝειος*. Ist dies der Fall, dann handelt es sich m. E. um einen Reflex der idg. Wolfsbezeichnung **luqᵘo-*, die so oft zur Bildung von Personennamen verwendet wird (dtsch. *Wolf*, serb. *Vuk*). Ein Ortsname in Dar-

danien lautet Κουινώ (Wz. *qu̯ei-*); ein für die gleiche Gegend überliefertes Γέρμεννε (Prokop) kann mit Barić (Zbornik Belić 1921 S. 188) als **garm-* gefaßt werden. Ein illyr. *garmā* (auch vom Standpunkte des Alban. die lautgerechte Fortsetzung von idg. **g̑horm-*) ist unter „Albaner" aus dem Serbokroat. nachgewiesen worden; Wechsel von *e* und *a* in der spätantiken Überlieferung dieses Namens wird aus Γερμάνη (Hierocl.) ersichtlich. — Der Satemcharakter des Illyr. ist so zu verstehen, daß in den Reflexen von idg. *ḱ*, *ǵ* auch noch ein Verschlußelement gesprochen wurde, wie ja auch für andere Satemsprachen *ḱ*, *ǵ* als mouillierte Verschlußlaute zu erweisen sind (KZ 41 [1907] S. 42, 44 Hermann u. a.). Einen Hinweis auf diesen Lautcharakter gewährt möglicherweise noch: Δέξαροι· ἔθνος Χαόνων (Hecataeus) ist mit dem oben erörterten Δίζηρος seinem Ursprung nach (**dhiǵhā*) gewiß identisch. Auch für thrak. δίζος, δίζα wird δέξιον überliefert. Die dargelegte Natur der *ḱ*-, *ǵ*-Laute macht auch eine Reihe anderer illyr. Namen verständlich: *Peucetiae* (Plin. III 139): gr. πεύκη Fichte, lit. *puszis*, idg. **peuḱ-*. Nur wenn noch ein Verschlußelement vorhanden war, konnte die von Solmsen (KZ 45 [1913] S. 98) beobachtete assimilatorische Wirkung hinterer Laute auf vordere Gutturale wirksam werden. Demnach *peuḱ-* zu *peuk-*. Auch die Πευκετίαντες in Italien (Hecat. 57) tragen einen verwandten Namen, der schon nach Ausweis des Suffixes heimischen Ursprungs ist. Phonetisch gleichartig sind *Argyruntum* (Liburn.), Ἀργυρῖνοι (Epir.): idg. **arǧuro-* Silber (weiß). Die Verwendung in der Toponomastik sowie das heimische Suffix von *Argyruntum* machen die Annahme Ribezzos *La lingua d. ant. Messapi* 1907 S. 25, daß es sich bei diesem auch im Messap. in dieser Lautung auftretenden Metallnamen (Ἀργυριαν usw.) um Entlehnung aus dem Gr. handle, unwahrscheinlich. Die Einwirkung des *u* kann auch bei dem Nebeneinander von Ἀκούμιγκον in Pann. — so die ältere Überlieferung (Ptol. II 15, 15; heute nach Mommsen CIL III 1 p. 420 *Szlan kamen* d. i. Salzstein) — und *Asamum* in Dalm. (s. o.) im Spiele sein. Die Lautfolge *-ku-* zeigt diese Sippe auch im Urkelt. **akulenā* Stein (altcorn. *ocoluin* usw.). Übrigens hat auch das Lit. *akmů* und *aszmů* nebeneinander. Demnach verdankt Κανδαουία in Illyr., *Candavii montes* (idg. **ḱu̯n-* Hund) ebenso wie lyd.-phryg. Κανδαύλης („Hundswürger") seinen Anlaut dem von Solmsen (a. a. O.) festgestellten Vorgang. Desgleichen Ἄγρων, Name eines illyr. Königs (Polyb. II 4, 6) (: idg. *aǧro-* Acker, Einwirkung der umgebenden Vokale), ferner Ἀγριᾶνες, Name einer paeon. Völkerschaft. Über eine Reihe charakteristischer Züge des Illyr.: Vertretung von idg. *-dt-*, *-tt-* (: *tš*, geschr. σσ), *-kt-* (: χt), *sr-* (: *str-*), *-pn-* (: *m*) ist unter „Albaner" gehandelt worden. Wichtig ist, daß die Mediae aspiratae (*bh*, *dh*) zur Zeit der älteren illyr.-griech. Berührungen noch als solche gesprochen wurden. Dies ergibt sich aus dem Verhältnis von Φαίακες : Βαιάκη Name einer Stadt im inneren Chaonien (Kretschmer *Einl.* S. 281). Ebenso ist zu beurteilen: γράβιον Holz einer Eichenart, zu Fackeln verwendet, nach Athen. XV 699e ein in Makedonien gebrauchtes Wort, illyr. nach Ausweis der Personennamen Γράβος, Γράβον gegenüber der griech. Nebenform γράφιον Art Fackel (Erotian Gl. Hippocr. p. 77, 3; Festschrift f. A. Bezzenberger 1921 S. 90, 93 Kretschmer). Später wurde dieses *bh* zu *b:* messap. βουρία· οἰκία vergleicht Kretschmer *Einl.* S. 265 mit got. *bauan*; zur gleichen Sippe auch alban. *ban*(ε) Wohnung, Aufenthalt (Grundf. **bhauonā*, **bhoy̯onā* SB. Wien. Ak. 168, 1 [1911] S. 7 N. Jokl), alban. *bun*(ε) Sennhütte, *buń* übernachte, sowie der Name der liburn. *Buni* (s. Albaner); Suffix illyr. *-b-* (*Catar-bates* Dalm., *Baster-b-ini* [Plin. III 105]: *Basta* Messap., *Scar-b-ia* [Nor.] neben *Scar-antia*) ist idg. *-bh-* nach Ausweis von ital. *Agrifanus: Agrius*, *Allifae: Allius* (W. Schulze *Eig.* S. 78, 214). So sehen wir als spätere Entwicklung des idg. (und auch noch altillyr.) *bh* auf dem ganzen Gebiete, einschließlich des N, *b*. Das Venet. weicht ab. Es hat für idg. *bh-* gemäß den Ermittlungen Sommers (IF 42 [1924] S. 124—125) *f-* (*vhraterei*: idg. **bhrāter* 'Bruder'). Andere Fälle, die für eine besondere Behandlung des *bh* im N des Illyr. (Vertretung durch *f*) angeführt werden könnten (Kretschmer *Einl.* S. 268), gehören nicht dem illyr. Namenmaterial an,

sondern weisen auf ein anderes Volkstum. Es handelt sich in erster Linie um kleinas.-etrusk. Namen aus dem N des adriatischen Küstengebietes: *Feltria* im n. Venetien stellt sich mit etrusk. *-tr-* Suff. zu etrusk. *felial*, *Felius* (vgl. CIL VI 1057; W. Schulze *Eig.* S. 186, 333); Bildung wie *Aetrius*, *Fretrius*. *Flanates*, *Flanona* (Liburn.): etrusk. *flave* (ebd. 167) mit etrusk. gentilizischem *-na:* **Flauna* (= *cneuna* : *cneve*). Dabei muß es unentschieden bleiben, ob die obigen Namen *Flanōna*, *Flanates* hiervon mit illyr. Suffix abgeleitet sind oder etrusk. Erweiterungen des Gentilnamens auf *-na* darstellen wie *Vegnonius* : *vecne*, *śauχnate* : *śaucni* (W. Schulze *Eig.* S. 412). Der Lautwandel *au* zu *a* ist für das Messap., aber auch für das Nordillyr., nachweisbar (*Arupium*, Αὐρουπῖνοι [Appian. Illyr. 16 nach einer Reihe v. Hss.], Ταυλάντιοι, Ταλάντιοι [Hecat. 68, 69], Δάορσαι, Δαούρσιοι [Polyb., Ptol.], Δάρσιοι [Appian]) und im übrigen dem Illyr. und dem Etrusk. gemeinsam: etrusk. *afle* = *aufle* (W. Schulze *Eig.* S. 114), *raufe*, *rafe* (Glotta 2 [1910] S. 86f. G. Herbig). Φουλφίνιοι (auf Veglia, Ptolem.) vergleicht Schulze a. a. O. S. 216 mit den ihrem Ursprung nach etrusk. Personennamen *Fulfēnius*, *Fulfennius* : etrusk. *pulfna*. Wie *Flanates* enthält auch der Name der *Focunates* das gentilizische *-na:* etrusk. Familienbezeichnung *facui*, *facual* (vgl. W. Schulze *Eig.* S. 324). Etrusk. *cenquna* : *cencu* (ebd. S. 266) veranschaulicht die etrusk. Bildungsweise von *Focunates* aufs deutlichste. Die *Fertinates* auf der Insel Veglia, die *Fertini* in Raetien gehören m. E. in die echt etrusk. Personennamenreihe *Fertinius*, *Fertrio* (welch letztere W. Schulze a. a. O. S. 335, 592 erörtert), *Faveria* in Istrien in die von *Faberius*, *Fabrinius* (W. Schulze a. a. O. S. 162, SB. Bayer. Ak. 1914, 2 S. 16 Herbig). Noch weniger beweisend für illyr. *f* aus idg. *bh* sind die Personennamen, da ja ihr Etymon nicht bekannt und an sich *f* auch anderen Ursprung als den aus *bh* haben kann. Übrigens gehen auch sie zum großen Teil auf das Etrusk. zurück: *Fasaca* (CIL V 410, Montona) hat seiner Endung nach gall. Gepräge, der Stamm ist etrusk.: *Fausa(n)* (vgl. W. Schulze a. a. O. S. 365); bei *Fasena* aus Issa (vgl. ebd. S. 16, 45 Anm. 2) ist es auch die Endung. *Fervalocus* (CIL V 437, Piquentum) hat den für die Gentilnamen dieser Stadt charakteristischen Ausgang auf *-ocus*, erweist sich jedoch schon durch sein *-al* als etrusk. Familienbezeichnung: *faru*, *farui* wie *facual* : *facui*, *trazlual* : *trazlui* (vgl. W. Schulze a. a. O. S. 324). (Über sonstigen Einfluß des Etrusk. s. auch u. § 6.) Bei einem weiteren Teil von Namen mit *f* im N des Illyr. ist zu beachten, daß wir für die Landschaften im Nord-Winkel der Adria auch eine ital. Bevölkerungsschicht anzunehmen haben. Nicht nur die arch. Forschung (Veröffentl. Halle I, 3 [1918] S. 10f. Wilke) erweist die Einwanderung der Italiker nach Italien aus den Ostalpen, auch die Ortsnamen deuten darauf. Die istrischen *Quarqueni* (Plin. III 130), deren Namen Benussi *L'Istria sino ad Augusto* 1883 S. 96 mit den *Querquetulani* in Latium vergleicht, sind die „Eichenmänner" — Istrien war im Altertum durch seinen Waldreichtum berühmt — und entsprechen morphologisch einem lat. *alienus*, volsk. *Fibrenus* (Bach), einem gall. *Carnutenus* (*-e-* aus *-ei-* oder *-oi-*). Der *qu̯*-Anlaut in diesem Eichennamen (Grundform wohl **perq̑o-*) beruht wie in *quinque*, *coquos* auf Assimilation an ein folgendes *qu̯* und ist spezifisch ital. Diese Umstände nötigen dazu, Hammarströms Beobachtung (Glotta 11 [1921] S. 217), wonach zahlreiche Beispiele von *f* gegenüber vorauszusetzendem labialem Verschlußlaut als mundartliche ital. Entwicklung anzusehen sind, auch auf das nordillyr. Gebiet anzuwenden. Dies gilt insbesondere für den häufigen venet. Namensstamm, der in Bildungen wie *vhuχi(i)a* (Pauli *Veneter* 1891 S. 316), *Fougonia*, *Fuctoria* (CIL V 2780, Ateste; 8422 Aquileia) auftritt. Schon die Bildungsweise der zuletzt erwähnten Namen zeigt das von Schulze aufgedeckte etrusk. Namensschema (W. Schulze *Eig.* S. 299, 332). Finden wir in Pannonien (CIL III 3823, Igg) *Buctor*, so ist auch für den Namensstamm von etrusk. *puce* (CIE 1639, Clusium; Schulze a. a. O. S. 134) auszugehen. Das lautliche Verhältnis entspricht dem von *Fulfennius* : *Pulpidius* u. a. Hingegen handelt es sich um illyr. Suffigierung dieses ursprünglich fremden Stammes bei *vhouχ-ont-iiaka* (Pauli a. a. O. S. 316), *Feuc-ontis*

(CIL III 10722, Nauportus Pann.; W. Schulze *Eig.* S. 46; s. auch die obige Suffixübersicht). Ähnlich ist *Fonnius*, ein in Oberitalien verbreiteter Personenname, zu beurteilen: der Name der in Aquileia verehrten Göttin *Fonio* zeigt etrusk. Ausgang (W. Schulze a. a. O. S. 306), und *Ponenus*, *Ponnienus* (Patavium), *punace* (Clusium) usw. sind die Parallelbildungen mit labialem Verschlußlaut. So ergibt diese Einzelheit der Lautlehre keinen Anhaltspunkt für eine tiefgehende Sonderung des Nordillyr., wohl aber haben wir die auch arch. und geschichtlich bezeugte ethnographische Buntheit dieses Gebietes stets in Erwägung zu ziehen und eine sekundäre, die Verschlußlaute ergreifende lautliche Entwicklung festzustellen.

Über Fragen des Vokalismus (Vertretung von idg. *ŗ*, *ņ*, *eu*, *au*) ist im Artikel „Albaner B" gehandelt. Besonders erwähnenswert ist die Vertretung von idg. *o*. Sind hier in der Tat der N und S des illyr. Gebietes gesondert? Das Venet. hat in den Nominativen auf *-os* den *o*-Vokal beibehalten (*eloknos*, *vottos*, *kovetkos*), das Messap. bietet *Metapontinas*. Doch gilt eben für das Venet. das bereits zum Konsonantismus Bemerkte. Im Alban. erscheint gleichfalls *a*. Indes ist diesem Umstand nicht allzu großes Gewicht beizumessen. Gehen doch sonst ganz nah verwandte Dialekte, die sich erst spät getrennt haben, in der Vertretung eines Vokals auseinander (so das Lit. und Lett. bei idg. *ō*). Im übrigen schwankt die Überlieferung auch innerhalb derselben Wörter sowohl im N als im S des illyr. Gebietes: die *Pasini*, ein Volksstamm der Japyden (Plin. III 140), sind wohl identisch mit Appians Πόσηνοι (Illyr. 21), Σαλούα, *Salva* in Pannonien (so bei Ptol. II 15, 4 nach den meisten Handschriften bzw. Itin. Ant.), *Solva* in der Not. Dign.; Ὄλμωνες in Böotien hieß früher Ἄλμωνες (Paus.). In der Gegend von *Aquae Balizae* in Pannonien liegt (CIL III 507 Mommsen) das namensverwandte *Bolentia* (so im It. Hieros.), hingegen beim Rav. *Balenilla* genannt. Dazu vielleicht auch der See Βόλβη in Mazedonien und die Feste Βολβός (Prokop). Die *Serrapilli* in Pannonien, von Plin. III 147 neben den *Serretes* genannt, verhalten sich zu diesen ganz ähnlich wie in Dalmatien die Δερρίοπες: Δέρριοι; der Name enthält also *-ap-* für das oben erörterte *-op-*. Der kret. Ortsname Δορθάνναι (Bechtel-Collitz *GDI* 5060) wurde oben (§ 2) mit *Dardania* verglichen. (Die Nebenform Δορθόννα [Ἐφ. ἀρχ. 1908 Sp. 213, 215] beruht auf einem Steinmetzversehen. Zum inlautenden Konsonanten θ s. u. § 6.) Die in § 2 vertretene Gleichung *Azali* (Pann.) — Ὀζόλαι (Lokr.) hat unter diesen Umständen nichts Auffallendes. (Der Name der Plattenseeanwohner *Oseriates* [s. o.] stellt sich: slaw. *jezero* See, griech. ἀχερούσια sumpfiges Gewässer [Glotta 14 ⟨1925⟩ S. 98 Kretschmer], daher **aĝhero*. K.-N.) Auf Schwankungen innerhalb des Messap. selbst macht Ribezzo *La lingua d. ant. Messap.* 1907 S. 31 Anm. 1 aufmerksam (Μοκατανοας — *makatanoas*, Δοζας — Δαζας). Selbst innerhalb des Venet. finden wir *a* für *o* in: *Magaplini* (mit *-ap-* für *-op-*), das W. Schulze *Eig.* S. 36 in der Bildung mit *Ortoplina*, Ὀρτοπλα (Liburn.) vergleicht. Daß es sich in der Tat um echt illyr. Wortbildung handelt, zeigt der paeon. Stammesname der Παιόπλαι. Ebenso hat das Paeon. μόναπος Wisent neben μόνωπος, μόνωψ. („mähnenartig, großmähnig", mit einer Bedeutungsentwicklung wie z. B. in čech. *listovitý* blattartig, blattreich. Ähnlich Glotta 1 [1909] S. 377 Kretschmer). Wenn also Hehn *Kulturpflanzen* [8] S. 551 dem Illyr. eine Zentralstellung innerhalb des Idg. zuschreibt, so wird dieses mehr intuitiv gewonnene Urteil durch die sprachliche Analyse bestätigt.

Vgl. insbesondere die zu § 2 genannten Werke von Kretschmer und Hirt, ferner KZ 36 (1900) S. 277ff. Pedersen; W. Schulze *Eig.* insbes. S. 29—48; IF 42 (1924) S. 90—132 Sommer.

§ 4. Ein nahes Verwandtschaftsverhältnis zwischen Illyriern und Thrakern ergibt sich aus dem weitgehenden lautgeschichtlichen Parallelismus ihrer Sprachen (s. Albaner B). Bestätigt wird dieses Urteil auch durch die Morphologie. Die für das Illyr. charakteristischen Suffixe sind auch thrak.: *-est-*: Ῥησιστόν *Resiston* an der Küste der Propontis (Plin. IV 48), Ῥαιδεστός (Prokop De aedif. IV 9, 17); *Libistos* (Plin. IV 44) vielleicht identisch mit Prokops Ῥουβοῦστα; *Gerastos* im Gebiete von Serdica (Cod. Theodos. XVI 5, 1), namensgleich mit Γερα(ι)στός im s. (dryop.)

Teil von Euboea. — *ant-:* Βριάνται, Βριαντική Volksstamm (Herodot): thrak. βρία Burg, Wehr („Burgbewohner„), Μελαντιάς thrak. Niederlassung am Flusse Μέλας (vgl. SB. Wien. Ak. 131/1 [1894] S. 66 Tomaschek); Ἄβαντες (Euboea) ist gemäß dem Zeugnis des Aristoteles bei Strabo X 445 von Haus aus das Ethnikon zu Ἄβαι, einer von Thrakern bewohnten Stadt in Phokis; als Gründer von Βυζάντιον gilt der mythische Βύζας, -αντος; die Inschriften überliefern als thrak. Personennamen Βύζος (Tomaschek a. a. O. S. 16). — *-op-:* Ἀξίοπα in der Nähe des Schwarzen Meeres (Prokop De aedif. IV 11); daneben das abtönende *-ep-:* Μελανδέπται sind die Einwohner von Μελανδία in der Sithonia (Xenoph., vgl. *Hadriopes* Bewohner von *Hadra* in Liburn.; s. § 2); dem Βουρδέπτω Prokops (in Haemimontus) entspricht *Burdenis* der Tab. P. (demnach ein anderer Bewohnername); Δατυ-λ-έπται ist der Name eines thrak.-edon. Stammes bei Δάτος. (Die Anschauung Penkas *Die vorhellen. Bevölker. Griechenl.* 1911 S. 21, der die Völkernamen mit *-op-* ausschließlich den Thrakern zuschreibt und sie als Patronymika faßt, erweist sich demnach sowohl in bezug auf die Feststellung der Verbreitung als in der Bedeutungsangabe als zu eng.) — *b(h)-:* Ἐντριβαί· ἔθνος Θράκης (Hecat.; „die Inneren"), Βύβαι (Steph. B.). Historisch wichtig ist m. E. eine Übereinstimmung bei einer Suffixverkettung von *-u̯d-* (s. o.): Λακ-εδ-αίμων verhält sich zu dem von Fick *Vorgriech. Ortsnam.* 1905 S. 90 verglichenen Λάκε-θεν (dem Topikon eines Demos von Eretria) ähnlich wie Καρπουδ-αῖμον im Haemus (Ptol.) zu Κάρποι, Καρπ-άτης (illyr. Reste in Lakon., o. § 2). Der umbr.-illyr. Götterbeiname *Grabov-ius* entspricht in der Bildung einem dak. *Bers-ov-ia* (Festschr. f. Bezzenberger 1921 S. 94 Kretschmer). Bei den Personennamen erstreckt sich die Übereinstimmung sowohl auf den Namensstamm als auf die Bildungsart: illyr. Πίννης — thrak. Πίννας; *Dina* (CIL III 11430a, 14316 Tragurium) — thrak. *Dinis, Dinus,* Δίνης (W. Schulze *Eig.* S. 31 Anm. 4); messap. *Solahiaihi* — thrak. *Sola*; illyr. *Surus* — thrak. *Surus* (CIL VI 3195; der Name ist auch kelt. (W. Schulze a. a. O. S. 43 Anm. 3); Ἄρτας Fürst der Japyger — thrak. Ἀρτίλας; *Ditus* ein Daversus (CIL III D XV), *Dito* Frauenname (CIL III 1927 Epetium) — thrak. Δίτας usw. Λάγγαρος Fürst der Paeonen (Arrian I 5, 2), *Longarus* König der Dardaner — Πάταρος König der thrak. Bithynen (Arrian b. Eust. ad Dion. per. 322); illyr. *Etuta* Gattin des Genthius, *Suputa* (CIL III 5262 Nor.), *Ammuta* (ebd. 15151 Pann. inf. Annamatia) — thrak. *Tithutes* (vgl. Tomaschek a. a. O. S. 37); illyr. *Assoparis* (gen. m. CIL III 4332 Brigetio), *Voltuparis* (ebd. 3791 Igg) — thrak. Μοκάπορις, Δινδίπορις, *Natoporus* usw. (Kretschmer *Einl.* S. 269); illyr. *Volt-imesis* (CIL V 461, 465 Piquentum: *Voltio* usw., W. Schulze a. a. O. S. 40) — thrak. *Tur-esis* (Tacitus, Ann. IV 50). Im Illyr. überwiegen die Kurznamenformen; doch sind diese, wie die Beispiele zeigen, auch dem Thrak. nicht fremd. So dürftig die auf uns gekommenen Reste des illyr. und des thrak. Wortschatzes sind, so bemerkenswert sind auch hier die Übereinstimmungen: thrak. δίζα, δίζος Burg, Feste, Mauer ist auch illyr. (s. § 3), desgleichen βρία (s. § 2). Illyr. *Asamum* „Stein" (s. § 3) ist auch thrak.: Ἄσαμος Nebenfluß des Ister in Moesien (vgl. serb. *Kamenica* Name eines Flusses, auch „Steinbruch, Steingefäß", dtsch. *Steinbach*). In Messenien, wo Ortsnamen auf eine illyr. Bevölkerung weisen (s. o. § 2), findet sich die Festung Δενθάλιοι, deren Name dem der thrak. Δενθηλῆτοι (Polyb.), Δανθαλῆται (Steph. Byz.) entspricht; ferner der Ort Μεθώνη (so Thukyd. II 25, Strabo VIII 359, nach anderen Quellen Μοθώνη), der mit Μεθώνη τῆς Θρᾳκίας (Strabo IX 436) namensgleich (oder namensverwandt) ist; endlich Ἀβία, das an das der Überlieferung nach thrak. Ἄβαι in Phokis (s. Thraker B) erinnert. Die thrak. Τιντηνοί (Babelon *Traité de numism.* II 1, 1109; thrak. nach der Bildung ihres Namens und gemäß ihrer Sitze) führen einen den illyr. Ἀ-τιντ-ᾶνες verwandten Namen. Auf die Wiederkehr folgender Orts- und Stammesnamen im thrak. und illyr. Gebiet hat Fick *Hattiden u. Danubier* 1909: Τράλλεις, Τράλλιον (im Lande der bithyn. Thraker) — Τραλλία (in Illyrien); Σαλῶναι (Dalm.) — Σαλώνεια (Bithyn.); Βαντία (Illyr., Apul.) — Βάντιοι (Volk in Thrak.;

S. 27, 29, 31) hingewiesen. Die hier gegebenen Ortsnamenparallelen lassen sich übrigens reichlich vermehren. Die nahe Verwandtschaft zwischen Illyriern und Thrakern liefert auch den Schlüssel zum Verständnis der schwankenden Überlieferung der Alten betreffs der Nationalität mancher Volksstämme, die bald als Thraker bald als Illyrier bezeichnet werden. So sind nach Appian Illyr. 8 und wohl auch nach Strabo VII 314 die Istrer Illyrier, nach Apollodor frg. 119, Pseudoskymn. 391 Thraker. Die dalmat. Δάρσιοι *Daorizi*, die Appian Illyr. 2 und ebenso Plin. III 143 zu den Illyriern zählt, nennt Hecat. bei Steph. Byz. ein thrak. Volk; als Thraker gelten den Schol. zu Aristoph. equ. 78 und Suidas die epirot. Chaonen. So ist die zuletzt von Fick a. a. O. S. 29 (und schon früher von Hehn *Kulturpflanzen* [8] S. 551 und D'Arbois de Jubainville *Les prem. habit. de l'Europe*[2] I [1889] S. 300) ausgesprochene Ansicht von der nahen Verwandtschaft der Illyrier und Thraker durchaus gerechtfertigt.

Engere Beziehungen verknüpfen das Illyr. auch mit den balt. Sprachen. Toponomastische Namensgleichungen zwischen Illyr. und Balt. sowie die morphologische Analyse der Sprachreste nötigen zu diesem Urteil: *Nar* nach Pomponius Mela II 4 ein Fluß zwischen Pyreern und Liburnern, *Naro* Νάρων Fluß in Dalm. — altpreuß. *Narus* ein Bach, lit. *Nãr-upė* Fluß, lett. *Nãr-užas* Fluß (: lit. *nerti* tauchen; die hier beigebrachten balt. Belege aus Gerullis *Altpreuß. Ortsnamen* [1922] und aus Rocznik slaw. 6 [1913] S. 1ff. Būga); Σιδρῶνα (Dalm. Ptol.) — balt. (jatving.) *Sīdra* linker Nebenfluß des Bober; Τίτος, *Titius* Fluß in Istr. (Ptol. II 17, 3, Plin. III 129) — lit. *Týtuva* Nebenfluß der Dubysà; *Arsia* Fluß in Istr. — altpreuß. *Arse* Fluß in Nadrauen (Klio 11 [1911] S. 45 hält Kannengießer den istr. Flußnamen für etrusk. und vergleicht die etrusk. Personennamen *arzni*, *Arsius*). Illyr. *-st-* (*-ist-*, *-ast-*, *-ust-*), das Zugehörigkeitsbezeichnungen (Ethnika) und Ortsbezeichnungen bildet (*Burnista : Burnum*, *Tergeste*), hat ein Seitenstück im Balt.: lit. *gentýsta* Verwandtschaft : *gentìs*, *jaunýsta* Jugend: *jáunas* jung, *žmonystos* = *žmónės* Menschen, apreuß. *wosistian* Zicklein: *wosee* Ziege, Nomina, die nach Leskien *Bildung d. Nom. i. Lit.* 1891 S. 581f. die Zugehörigkeit zu Art und Stand des Grundwortes, bzw. die Deminution ausdrücken. So stimmen denn m. E. auch die sekundären alban. Adjektiva vom Typus *l'igšts* schlecht, feige (: *l'ik*, *l'igu* böse, mager) zu lit. Fällen wie *ligústas* kränklich: *ligà* Krankheit. (Auch die Wortstämme gehören zusammen.) *-opes*, das im Illyr. Bewohnernamen bildet, auch die örtliche Nähe bezeichnet (*Hadriopes* Einw. v. *Hadra*, Δερρίοπες in Dalm. Nachbarn der Δέρριοι), möchte ich mit lit. *sveczopas* fremdartig: *svẽczas* fremd, *savopas* eigenartig: *sãvas* vergleichen. Zur Erklärung der lit. Bildungen hat Brugmann *Distribut. u. kollekt. Numer.* 1907 S. 52 gewiß das Richtige beigebracht: Verbauung einer von den drei Präpositionen: *po*, *pas* oder *-pi* (d. i. idg. *epi*, *opi*). Die angezogenen illyr. und thrak. Bildungen entscheiden für den letztgenannten von Brugmanns Vorschlägen. Kulturgeschichtlich erklärt sich der Zusammenfall der Bezeichnungen für Artzugehörigkeit und Distribution mit den Bewohnernamen aus der Siedlungsweise nach Sippenverbänden, die Appian Illyr. 22 für die pann. Illyrier bezeugt. — Illyr. *-ant-* (s. o. § 2): lit. *Laukantė* Fluß (: *laũkas* Feld), *Salantas* Fluß (: *salà* Insel, vgl. Gerullis a. a. O. S. 256, gegen dessen Ansicht vom partizipialen Ursprung des balt. *-ant-* seine Verwendung in der nominalen Ableitung spricht). Illyr. *-ur-*: *Tilurius* Fluß in Dalm., Βαλύρα Bach in Messen.: usw. — lit. Flußnamen *Vinturà*, *Indura* (Būga a. a. O. S. 38). *-is-*: *Natiso* Fluß in Venet. (: griech. νότιος naß, feucht usw.) — lit. *Dubysà* Fluß (: *dubùs* tief), *Iwisa* See (lit. **Ievysa* : *ieva* Faulbaum, vgl. Būga a. a. O. S. 7ff.). Den unter „Albaner B" aufgezählten alban.-balt. Übereinstimmungen reiht sich aus dem Illyr. selbst *Pannonia* an, das Vasmer *Osteurop. Ortsnamen* (Acta Univ. Dorpat. B I 3) 1921 S. 11 mit preuß. *pannean* Sumpf vergleicht. — Die Verbindungsfäden, die das Illyr. mit dem O verknüpfen, lassen sich bis Kolchis verfolgen. Die Insel *Apsoros* in der Adria (Pomponius Mela II 7, 13 = Ἄψορρος Ptol. II 15, 13, *Absarus* It. Ant. 519) findet am kolch. Fluß und Küstenkastell Ἄψορρος Ptol. V 6, 7 (Ἄψα-

ρος ποταμός Scyl. 81, App. Mithrid. 101, *Apsarum flumen* Plin. VI 12) eine genaue Namensentsprechung; beide Namen mit *r*-Suff.: *Apsus* Fluß in Illyrien (idg. **ap*- Wasser). Desgleichen stellt sich der illyr. Ῥίζων, Ῥιζοῦς, nach antiker Auffassung ein Fluß (s. § 3), zu Ῥίζιος, einem Fluß in Kolchis, wo es auch ein Ῥιζοῦς *Rhizion* gab. Die Nachricht des Lykophron von einem illyr. Fluß Δίζηρος (s. o. § 3), dessen Namen mit einem den Kolchern benachbarten Volksstamm der Δίζηρες übereinstimmt, hat daher nichts Befremdliches und bedarf keiner gekünstelten Interpretation. Ebenso gibt Hecat. fr. 190, wonach die kolch. Χοί an die Δίζηρες grenzen, wohl kaum zur Emendation Anlaß: Χοί: Χάονες ganz ähnlich wie Ἀγρίαι : Ἀγριᾶνες, *Dardi*: Δαρδανεῖς. — Diesen Beziehungen des Illyr. zum idg. O stehen nicht minder bedeutungsvolle Übereinstimmungen mit dem W, insbesondere mit dem Griech. und Ital.-kelt. zur Seite, die von Kretschmer *Einl.* S. 256ff., 274 ermittelt wurden. Mit dem Gr.: die Ortsnamen auf *-ōn*, *-ōna* (Μηκώνη, Μαραθών); die Ethnika mit *-to-*, dem Gr. sonst fremd, gehen wohl auf Rechnung des Illyr.: Βοιωτοί, Θεσπρωτοί. Mit dem Ital.-kelt. und dem thessal. Dialekt des Griech.: die Bildung des genit. der *o*-Stämme: messap. *Dazimaihi*, thessal. Ἀσκλαπιοῖ, altlat. *Latini*, gall. *Segomari*. Mit dem Ital. die Bildung des nom. sing. der *io*-Stämme auf *-ies:* messap. *Θeotorres* aus *-ries*, picen. *Alies*. Eine morphologische illyr.-ital. Parallele: Suff. *-bh-* in Ethnika und Ktetika ist bereits oben (§ 3) zur Sprache gekommen. — Auf Übereinstimmungen der illyr. Toponomastik mit der des ligur. Gebietes hat D'Arbois de Jubainville *Les prem. habit. de l'Eur.*[2] II (1894) S. 154f. aufmerksam gemacht: *Dravus* Nebenfluß der Donau — *Draon* Nebenfluß der Isère; *Mur* Nebenfluß der Drau — *Mura* Name verschiedener Dörfer (in Südfrankreich, ferner in Italien, Prov. Brescia); Suff. *-ant-* (vgl. auch das oben erwähnte balt. *-ant-*). Diese Übereinstimmungen können, da die Ligurer wohl kein idg. Element darstellen, nur so verstanden werden, daß vereinzelte Schwärme idg. Siedler, die vielleicht mit dem illyr. Zweige verwandt waren, in ligur. Gegenden vorstießen.

§ 5. Das bisher Erörterte ermöglicht es einigermaßen, den Ausgangspunkt des illyr. Volkstums zu bestimmen. Ortsnamen wie Λευκάριστος, Στραγόνα, Σινγονή (Germ. magna des Ptol.), Σετουία im Lande der Quaden (vgl. *Setovia* in Dalm.) und andere aus dem Sudeten- und Donau-Gebiete angeführte Namen rechtfertigen im Verein mit den dargelegten illyr.-balt. Parallelen die Annahme einer ns. Wanderung des Illyriertums. Einen Fingerzeig für die Lösung der hier aufgeworfenen Frage vermag auch die unter „Albaner B" (§ 6) ermittelte lexikalische Übereinstimmung zwischen dem Alban. und den finn.-ugr. Sprachen (alban. *pištar* Spleißenhalter, esthn. *piht* dass., Grundform **pišti*) zu geben. Die Übereinstimmung beruht auf Entlehnung seitens der finn. Sprachen. So weisen alle Umstände nach NO. Zu welcher Zeit ist ungefähr die Ausbreitung des illyr. Stammes erfolgt? Das Vorhandensein einer idg. Satembevölkerung in Griechenland, insbesondere im Peloponnes, gewährt einen gewissen Anhaltspunkt. Diese hier auf Grund sprachlicher Erwägungen vertretene Annahme stimmt zu den arch. Ermittlungen Weeges über die Anfänge der präh. Ansiedlung an der Stelle des späteren Olympia; die Ansiedlung ist die Gründung eines Volkes, das von N her eindrang, Spuren seiner Kultur längs der Ostküste der Adria, z. B. in Bosnien, hinterließ, vielleicht eines Zweiges desselben Volksstroms, der kurz vor dem Ende der äneol. Zeit die ganze ital. Halbinsel durchzog. So gewinnen wir wohl einen relativen chronol. Fixpunkt: Die Griechen treffen bei Besiedlung des s. Teiles der Balkanhalbinsel die Illyrier hier an. Dabei ist aber zu beachten, daß neue illyr. Vorstöße auch noch später, nach der griech. Besiedlung, in landschaftlich beschränktem Umfange bezeugt sind; so in Epirus.

E. Meyer *G. d. A.* [3] I_2 S. 857; Ath. Mitt. 36 (1911) S. 184f. Weege; Veröffentl. Halle I_3 (1918) S. 10 Wilke; Kretschmer *Einl.* S. 257; Manus 4 (1912) S. 291 Kossinna; Anthrop. Korr. Bl. 1905 S. 107 Much; ders. Art. Pannonier Hoops *Reall.*; Archiv f. Anthr. 45 (1919) S. 98ff. Treidler.

§ 6. Das Illyriertum hat bei seiner Verbreitung über so weite Gebiete starke Durchsetzungen mit fremden Elementen erfahren. Besonders in den s. Sitzen stießen

die Illyrier auf eine voridg. Bevölkerung, von der sich einige Spuren auch in der Sprache erkennen lassen. Bei sprachlicher Charakteristik und Erwägung der Verwandtschaftsverhältnisse sind diese allophylen Beimengungen in Abzug zu bringen. Dabei ist jedoch zu beachten, daß in der Verwendung einiger Suffixe (*m[e]no-*, *-r-*, *-s-*, *-n-*) das Voridg. mit dem Illyr. zusammentrifft, wie ja auch bei einzelnen im vorigen besprochenen Namen Zuweisung an das Voridg. oder an das Idg. gleich gut möglich ist. Für Griechenland ist die voridg. Schicht durch die grundlegenden Untersuchungen Kretschmers und Ficks festgestellt. Nicht gering war der voridg., u. zw. kleinas.-etrusk. Einfluß im N, NO und NW der Adria. Zu dem oben (§ 3) über *f* Ausgeführten sei hier der Hinweis auf die Nachwirkung des Kleinas.-Etrusk., wie er sich in Orts- und Personennamen äußert, hinzugefügt. *Liburnia* (Plin. III 141), *Teurnia* Stadt am l. Ufer des Dravus (ebd. III 146) haben die Ableitungssilbe *-urn-*, die W. Schulze *Eig.* S. 138, 523 Anm. 5 als etrusk. erwies, gemeinsam: *calpurn-* (CIE 2556 Clusium), *Calpurnius. Liburnia: Libo* = *Cafurnius : Cafo, Rapurnius: Rapo, scatrnial : scatu.* Die Secusses zwischen Tergeste und Pola (Plin. III 133 ed. Ian) führen einen Namen, den seine Bildung m. E. gleichfalls zu den kleinas.-etrusk. stellt: *Secusses : secu, secunei* (CIE 317 ff.) = *Calussa : calunei, Namusa : namu* (Schulze a. a. O. S. 326). (Zieht man die Lesart *Fecusses* vor, so läßt sich bei unverändertem morphologischen Gepräge hinsichtlich des Stammes gleichfalls leicht Anknüpfung an das Etrusk. finden.) Die Ἴσ-μενοι bilden mit den von Scymn. in ihrer Nähe erwähnten Ἴσ-τροι (lat. auch *Histri*) eine Namenreihe, die an etrusk. *hisu* (CIE 1902), *Histria Ichimas* (CIL IV 22; Schulze a. a. O. S. 164 Anm. 382) angeknüpft werden kann. Νίνια (Dalm.) — Νινόη (Kar.; Ribezzo a. a. O.). Bei Ἴδασσα, das Scyl. 21 als Name einer πόλις in Liburn. erwähnt, sowie bei *Lissa, Cissa, Gissa* (Dalm.) hat bereits v. Scala (Hist. Z. 108 [1912] S. 11) Anm. 3 kleinas. Gepräge festgestellt; desgleichen bei *Assos, Molossos* in Epirus, *Naissos* in Dardan., Ὀργησσός, Πανύασσος (Illyr.). Hinzugefügt sei Γουρασσῶν Festungsname bei Prokop. Und daß die voridg. Toponomastik ziemlich weit nach N reicht, zeigen, wie ich annehmen möchte, die Namensübereinstimmungen: *Mutenum* (Pann. sup.) — *Mutina* in Italien (etrusk. nach Liv. XXXIX 55), etrusk. Personenname *muteni* (CIE 3082); *Tarn-asi-cum* (Nor.; zur Analyse s. auch u.); *Celeia* — etrusk. *celmnei* (CIE 1532 Clusium). Weiter im O den kleinas. Flußnamen Κίος (var. lect. Σκίος), der nach Herod. IV 49 im Paeonenlande entsprang, zu finden, dürfte wohl kaum befremden. Κίος ist auch ein Fluß- und Stadtname in Bithynien. — Das gleiche Bild gewähren die Personennamen. Im Veneterlande, in Noricum, Dalmatien, ja auch in Pannonien finden wir etrusk. Namenmaterial. Vermöge Stamm und Bildung lassen sich als etrusk. belegen: venet. *akutnah* (gen. fem.; vgl. *Acutius* aus Clusium, *axu* Schulze a. a. O. S. 403); *Vesius* CIL III 1797 Narona Dalm. (*vesi* CIE III 1376 Clusium); *Voltrecs* (*Voltrex*) CIL III 3805, 3825 Igg Pann. sup. (*velθe, veltna, velθurna* CIE 426 Arretium, *Volturcius* CIL VI 29478); gen. *Talsi* CIL III 3811 Igg Pann. sup., Vater des *Volturex* (*Talonius, Talenus, Thalna*; *Talsi* zu letzterem wie *Persius : Perna*); venet. *vottos*, f. *votte* (etrusk. *vetie, vete, veti* CIE 178 f., *Vottonius* CIL X 1079); venet. *vhremahs, Fremantioni* d. fem. CIL V 2794 Patavium (etrusk. *fremne* CIE 278) u. a. m. Den intensiven sprachlichen Austausch, der auf enges Nebeneinanderleben schließen läßt, zeigen Mischbildungen und Suffixentlehnungen. Beispiele für Mischbildungen sind wohl: *Voltuparis* (gen. CIL III 3798 Igg Pann. sup.; über *-paris* s. o. § 4); venet. *kovet-kos* : etrusk. *cuie, cueθnal, cveθnal*; Ortsname *Tarn-asi-cum* (Nor.) : etrusk. *tarna* (Belege b. Schulze a. a. O. S. 96 f.); *Veroni-ca* (CIL V 461 Piquentum) : etrusk. *veru* CIE 544 f., *Veronius* CIL X 4890 Venafrum. Im etrusk. Personennamensystem verwendete Suffixe, die auch im Nordadriagebiete nachweisbar sind, sind beispielsweise: *-tor : Veitor* (CIL V 1807 Ad Tricesimum) vgl. *Veianius*, etr. *veane, veiane* CIE 2081, 2408 usw.; *Aetor* (CIL III 3158 wahrsch. Dalm. Salona), *Aeta* (ebd. 6513 Nor. Eberstein): *Aius* (vgl. Schulze a. a. O. S. 116); *-meno- :* venet. *voltiomnos : voltios* (Pauli Venet. 1891 S.

312), vgl. o. Ἴσ-μενοι, etrusk. *malamenaś : Malanius* (W. Schulze *Eig.* S. 382 u. 335). — Eine Eigenart des etrusk. Konsonantismus, die in lat. Wiedergaben etrusk. Namen wie *Bebenius : pepna, Durdenius : turte* zum Ausdruck kommt und ihren phonetischen Grund in einer von der lat. abweichenden Kombination der zwei Faktoren: Stimmhaftigkeit und Muskelspannung haben dürfte, finden wir auch im Illyr.: *Tastus* (CIL III 4282 Pann. sup.) ist ein Sohn des *Dasus*. Daß dies aber ein illyr. Name ist, lehren die Nachweisungen über die Verbreitung der Namensippe bei W. Schulze *Eig.* S. 38f. (vgl. a. Albaner B § 7). Auch eine andere lautliche Eigenheit des Etrusk., Wechsel von Tenuis und Tenuis aspirata (*veltne, velθe*; *leti, leθial* W. Schulze a. a. O. 259, 177f.), ist dem Illyr. nicht fremd. *Gentius* (Liv. 44, 31) steht neben Γένθιος (Bechtel-Collitz *GDI* 2536 aus Magnersa), *Ditus* (*Daversus* CIL III D. XVI) neben messap. *diθehaihi* (vgl. W. Schulze a. a. O. S. 43 und Anm. 5). So erklärt sich auch das Nebeneinander von Βουτρωτός und Βουθρωτός (Epir.), der Personennamen Πεθάλα (IG IX_2 597 Larisa), *Petale* (CIL V 455 Piquentum), wie denn auch die oben (§ 2) gegebenen Gleichungen Τιθόρα (Phokis) — Personenn. *Titurisa* (Dalmat.), Τιτυρεία, Τευθίς, Τουθόα (Arkad.), Τευθέα (Achaia) — illyr. *Teuta* sich so in einen weiteren lautlichen Zusammenhang einfügen. Die Parallele Δορθάνναι — *Dardania* gehört insofern in diese Reihe, als sie ein *Δορταννα voraussetzt, das sich zu *Dardania* verhält wie Ἐορταῖος (Dyrrhachium): Ἐορδαῖος, Ἐορδοί (Schulze a. a. O. S. 32 Anm. 4; Forbiger *Handb. d. alt. Geogr.*[2] III [1877] S. 724). — An Mischbildungen, wie sie soeben für das Nordadriagebiet nachgewiesen wurden, fehlt es auch im O nicht. Ist das oben (§ 2) erläuterte Σκαρδαμύλα, Καρδαμύλη (Lakon., Chios) illyr., so ist das von Steph. B. ohne Angabe der Lage angeführte Καρδαμυλησσός eine illyr.-kleinas. Mischbildung, bestehend aus illyr. Stamm + kleinas. Endung. Umgekehrt liegt wohl die Sache bei dem nach Wortausgang und Überlieferung dryopischen (illyr.) Κάρυστος (s. o. § 3). Im Wortstamme deckt sich der Name mit kar. Καρυάνδα, eine Tatsache, die wohl so zu erklären ist, daß der euböisch-lakon. Ortsname Κάρυστος eine Weiterbildung eines voridg. Wortstammes mit illyr. Suffix darstellt. Gleichgeartete Fälle lassen sich beispielsweise aus heutigen deutsch-slav. Gebieten leicht erbringen (čech. *Slezsko*, poln. *Śląsk* Schlesien, d. i. aslav. *Slęzĭ*, Reflex eines germ. Σιλίγγαι + slav. Suffix *-bsko-* u. ä.). — Auch sonst ist es zu Völkermischungen und -schiebungen gekommen. Die so nahe verwandten Thraker sind gemäß den Ermittlungen Patschs gewiß auch im illyr. Gebiete nachweisbar. Insbesondere ist ein Ortsname wie *Thermidava*, von Ptol. II 16, 7 unter den Δαλματίας πόλεις μεσόγειοι angeführt, zweifellos beweisend.

Über Illyrier in Italien s. Messapier, Novilara, Räter, Sikuler, Veneter, Vorsabeller.

Kretschmer, Fick, v. Scala s. o. § 2; Pauli *Veneter* 1891 S. 413ff.; Öst. Jahresh. 10 (1907) S. 169ff. Patsch; Riv. indo-gr.-it. 4 (1920) S. 221—236 Ribezzo; Oštir *Beiträge z. alarod. Sprachwiss.* I (1921) passim.

Norbert Jokl

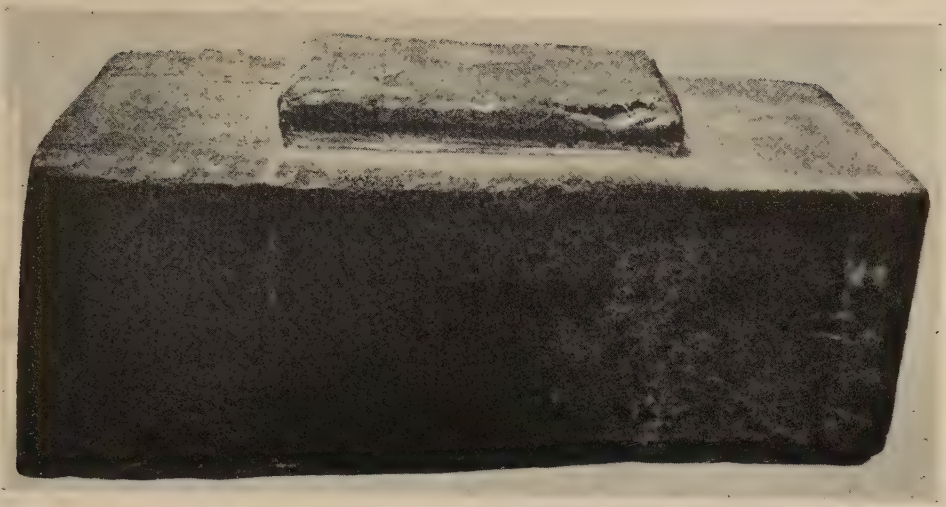
C. Anthropologie. Die I. sind Stämme mit nord. (*Homo europaeus;* s. d.) Oberschicht, die sich besonders im Küstengebiet der Adria festsetzten. Noch heute findet man hier nicht selten Leute, die im Wuchs, im Schnitt und Ausdruck des Gesichtes nordeurop., z. T. ausgesprochen „deutsch", aussehen; blondes, sogar hellblondes Haar ist hier sehr häufig. Weiter im Gebirge trifft man aber sehr viel dunklere Leute, Angehörige der dinarischen Rasse (*Homo dinaricus;* s. d.) und Leute, die fast mongolisch aussehen (*Homo brachycephalus var. europaea*; s. d.). — Nach A. Wirth findet sich noch heute in der schwer zugänglichen sumpfigen Niederung zwischen Skutari und dem Meere eine Bevölkerung, die „am wenigsten arisch (gemeint ist nordeurop.) von allen ist; sie gemahnt ohne weiteres an Drawida". Von den Alten werden uns Illyrier und die ihnen verwandten Pannonier übrigens als kleines, mageres, brünettes Volk geschildert und ihr Charakter als treulos und hinterlistig; demnach scheinen auch Angehörige der Mittelmeerrasse (*Homo mediterraneus*; s. d.) im Lande gewohnt zu

a

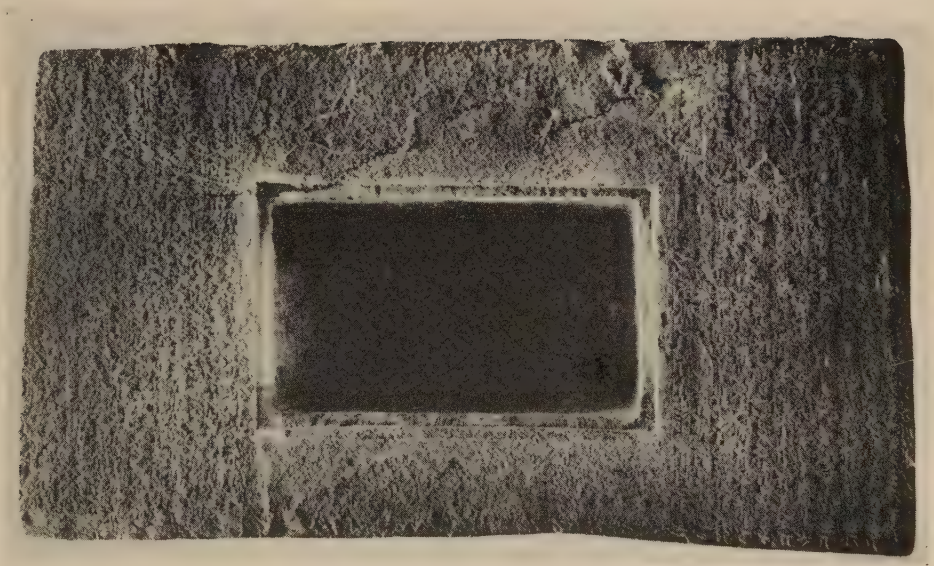
b

Imgur-Enlil

a. Thronaltar des Assurnassirpal II. (880) an Gott Enlil im Tempel E-Kidmuri. London (Nimr. Gall. 71). — b. Runder Pfostenteil des Bronzefrieses vom Tor am Tempel des Traumgottes Machir; Schlacht bei [Magari]su(?) in (Bit-) Jaḫiri (878). London (Assyr. Saloon). Nach Budge.



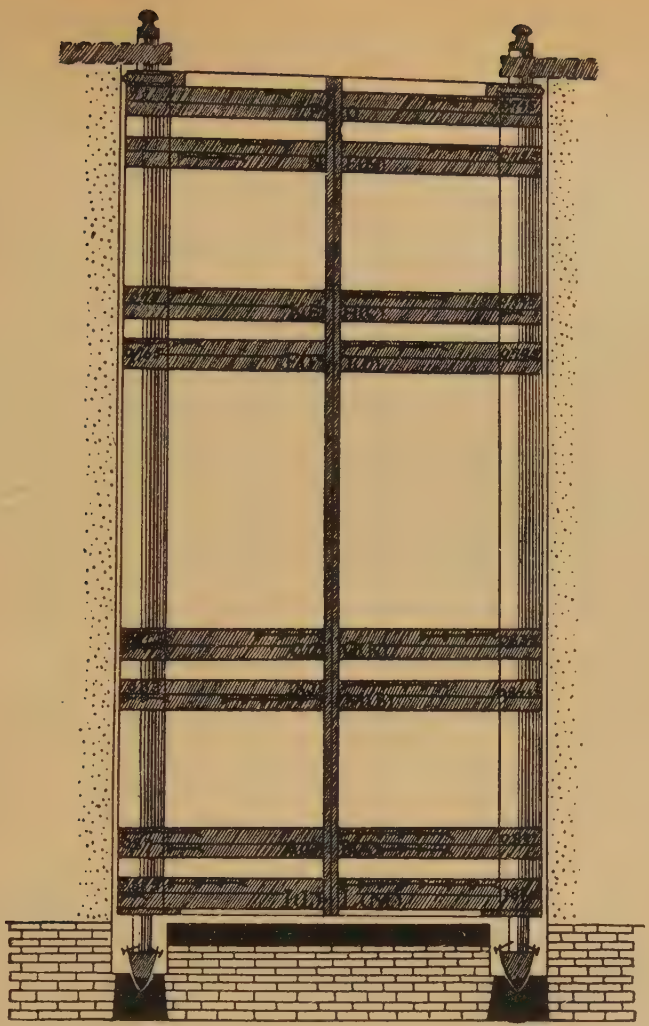
a



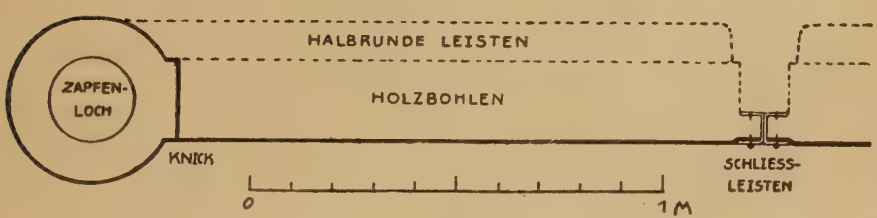
b

Imgur-Enlil

a. Kalksteinkoffer Assurnasirpals II. (880) vom Tempel des Gottes Machir. Gründungsurkunde, enthaltend 2 Alabastertafeln (Br. M. 90 980/1). London (Babyl. Room 73). — b. Aufsicht und Einblick in den entleerten Koffer. Nach Budge.



a



b

Imgur-Enlil

a. Bronzetor Salmanassars III. (847). Wiederherstellung. — b. Unterer Querschnitt des linken Türflügels mit Schließleiste des rechten. Nach E. Unger.

haben. Die neol. Station von Lengyel (s. d.) in Pannonien zeigt übrigens nur dolichokephale Schädel. Reche

Imgur-Enlil. (Tf. 7—9) § 1. Assyr. Stadt bei Kalchu (s. Kalḫu) in der Ebene zwischen Tigris und oberem Zab gelegen, von H. Rassam angeblich in dem Hügel Balawat wieder gefunden, wo er 1877 erfolgreich grub. Die Gleichsetzung ist bestritten. 1886 erwarb das Britische Museum weitere Funde von I. Die Reste eines Bauwerks gehören vermutlich dem Tempel des Gottes Machir an, der von Assurnassirpal II. und Salmanassar III. (9. Jh.) ausgeschmückt wurde.

§ 2. Die Denkmäler Assurnassirpals II. sind: 1. ein Koffer aus Gipsstein (Tf. 8) mit zwei Steintafeln aus demselben Material, jetzt im Br. Mus. Nimr. Gall. Nr. 73 und Nr. 90980—81 (Budge Tf. 7—9). 2. Thronaltar (Tf. 7a) mit Inschrift an den Gott Machir, Br. Mus. Nimr. Gall. Nr. 71 (Budge Tf. 7). 3. Zwei einfriesige Bronzebänder (Tf. 7b) eines Torbeschlages, gemäß den Beischriften, den Feldzug nach Elipi und nach Bit-Iachiri illustrierend (King Tf. 78—80).

§ 3. Am bekanntesten ist der Bronzebeschlag der zweiflügligen Prunktür Salmanassars III. (Tf. 9), die noch in altem Zusammenhange, nur umgestürzt, ausgegraben wurde. Das Tor hatte $7^1/_4$ m H. und 3,70 m Br. An jedem Flügel saßen je 8 zweifriesige Platten mit Rosettenbändern verziert, um den zylindrischen Drehpfosten herumlaufend. Die getriebenen Reliefs illustrieren die Kriegstaten des Königs, zuweilen mehrfach dasselbe Kriegsjahr behandelnd, die Jahre 859—848 umfassend. Danach ist das Bronzetor Salmanassars frühestens 847 entstanden. Obere und untere Beschläge der Türpfosten sowie die Beschläge der Türkanten sind ebenfalls erhalten. Die Schließleisten tragen zwei gleichlautende Inschriften Salmanassars, seine Feldzüge in geographischer Ordnung bis 850 (Zug nach Chaldäa) erzählend. Die Reliefdarstellungen sind sehr wechselvoll und reichhaltig. Sie sind von mehreren verschiedenen Meistern gearbeitet und geben einen vortrefflichen Einblick in das assyr. Kriegsleben. Am interessantesten ist Platte D (J), die eine eigenartige Landschaft, die Quellen des Tigris, in Nachbildung bringt, eine in der Kunst des Altertums überhaupt sehr merkwürdige Erscheinung. Die umfangreichen Reste der Bronzebeschläge sind in verschiedene Sammlungen zerstreut: die Hauptmasse im Brit. Mus. in London, andere Bruchstücke in der Sammlung Rassam, Schlumberger, de Clercq, im Antikenmuseum in Konstantinopel, endlich 4 unveröffentlichte Fragmente im Louvre (Band III Tf. 97b, Band IV Tf. 72, 73).

§ 4. In der Geschichte spielt I. eine geringe Rolle. I. wird sehr selten erwähnt; es gehörte zu den 27 Städten Assyriens, die unter Anführung des Sohnes Salmanassars III., Ašur-danin-apli, im Jahre 827 einen Aufstand machten, der erst 821 von Schamschi-Adad V. niedergeschlagen war (vgl. dessen Stele Kol. I 48 KB I 177).

§ 5. Über den Kult des Gottes Machir ist ebenfalls wenig bekannt. Er gilt als Gott der Träume (IV. Rawlinson 59 [2] Nr. 2 Rs. 24; M. Jastrow *Religion Babyloniens und Assyriens* S. 241).

Transact. Soc. Bibl. Arch. 7 (1882) S. 45f. H. Rassam; ebd. 83f. Th. Pinches; Birch u. Pinches *The Bronze Ornaments of the Palace Gates of Balawat* 1881—1902; L. W. King *Bronze Reliefs from the Gates of Shalmaneser, King of Assyria* 1915; Gaz. arch. 4 Tf. 22—24 S. 119 F. Lenormant; de Clercq *Collection* II Tf. 28[bis]—33; E. Pottier *Les Antiquités Assyriennes* Musée du Louvre. Paris 1917 Nr. 151 S. 131; Billerbeck u. Delitzsch *Die Palasttore Salmanassars II. von Balawat* Beitr. z. Assyr. 6, 1 (1908); E. Unger *Zum Bronzetor von Balawat* Diss. Lpzg. 1912; E. Unger *Die Wiederherstellung des Bronzetors von Balawat* Ath. Mitt. 45 (1920) S. 1f.; E. A. W. Budge *Assyrian Sculptures in the British Museum Reign of Ashurnasir-pal.* London 1914. Eckhard Unger

Imhotep. Als Arzt, Baumeister und Dichter berühmt, lebte er unter König Tosothros (Zoser) der 3. Dyn. um 3000 v. C. als dessen Obervorlesepriester und Berater und liegt nahe der Stufenpyramide seines Königs bei Saqqara begraben. Schon um 700 v. C. finden wir ihn vergöttlicht; zahlreiche Bronzefiguren des Gottes I., als Halbgott dargestellt, sind aus dem 7.—4. Jh. erhalten (Tf. 10a). Der oberste Gott seiner Heimatstadt Memphis, Ptah, gilt nun als sein Vater. U. Wilcken hat jetzt nachgewiesen, daß der angebliche Asklepios-Tempel von Memphis, sö. am Wüstenrande, der Grabestempel des I. gewesen ist, der zu Ptolemäerzeiten als Ἰμούθης mit Asklepios

a

b

Imhotep

a. Imhotep, der ägyptische Heilgott. — b. Der ägyptische Arzt Iwti (19. Dyn.). — Nach Meyer-Steineg und Sudhoff, Geschichte der Medizin im Überblick.

identifiziert war. In hermetischen Schriften (s. Hermetische Bücher) wird er mit Unrecht als „medicinae primus inventor" bezeichnet (Ps.-Apulei Asclepius c. 37), während die äg. Medizin auch nachweislich weit älter ist als die festzulegende Lebenszeit dieses später vergöttlichten Menschen unter König Zoser, von dessen wirklichen Leistungen auf ärztlichem Gebiete wir nichts wissen, ebensowenig über solche als Astronom und Astrologe, von denen das hermetische Buch (s. d.) Κόρη κόσμου gleichfalls spricht.

Kurth Sethe *Imhotep, der Asklepios der Ägypter, ein vergötterter Mensch aus der Zeit des Königs Doser* 1902; U. Wilcken *Urkunden der Ptolemäerzeit* I (1922) S. 38ff. Sudhoff

Impasto-italico-Gefäß. Seit etwa 30 Jahren eingebürgerte Bezeichnung für in ital. Siedlungen und Gräbern gefundene Tongefäße, welche, freihändig oder mit Hilfe noch primitiver Scheiben oder Formen hergestellt und am offenen Feuer, daher ungleich und unvollkommen gebrannt, sich von den aus reiner Tonerde gearbeiteten, auf der ausgebildeten Töpferscheibe geformten und in Töpferöfen mit geschlossenem Feuer gebrannten, wesentlich dünnwandigeren Gefäßen, in Italien erst durch griech. Import eingeführt, unterscheiden. Sie wurden auch in Italien dann bald mehr oder weniger vollkommen nachgeahmt, ohne jedoch die einheimische, neben ihnen noch lange hergehende Hauskunst der I. sogleich zu verdrängen, die namentlich für Küchengeschirr und sonstige Gebrauchsgefäße noch lange neben den Vasen aus Töpfererde hergingen und sich durch deren Beispiel noch vielfach vervollkommneten (s. a. Bucchero).

Die Masse, aus der das I. verfertigt wurde, war das Produkt einer Mischung von mehr oder minder toniger Erde mit, je nach der Örtlichkeit der Herstellung, verschiedenen Beimengungen, sei es von vulkanischen Bruchstückchen oder von Kohlen oder zerstoßenem Ziegel u. a., um dadurch festeren Zusammenschluß der mangelhaften Tonerde zu erzielen und die Gefahr des Springens oder die Formveränderungen beim Trocknen zu verhindern. Diese Wirkung war natürlich nur möglich bei noch ziemlich schwacher Brennung in unvollkommenem Feuer, da starkes Feuer diese beigemischten wichtigen Bestandteile verbrannt und dadurch die gewünschte Wirkung unmöglich gemacht hätte. Das noch warme Gefäß wurde mit dem Stecken poliert und bzw. mit einem Überzug von Wachs oder Harz undurchlässig gemacht. Diesem Überzug wurde, sei es durch zerstoßene Kohle oder Eisenocker, sei es durch gelöschten Kalk, gern eine Farbenbeimengung gegeben, nach der man bald mehr schwarze, bald rötliche, die Wirkung von Kupfergefäßen wiedergebende, bald weiße oder gelbliche I. unterscheidet.

Mon. Lincei 4 (1894) S. 168—269 Barnabei. v. Duhn

Index. In der Anthropologie das Verhältnis zweier Zahlen: die eine wird in Prozenten der anderen ausgedrückt, und zwar indem man meist die kleinere mit 100 multipliziert und durch die größere dividiert; man erhält auf diese Weise leichter zu handhabende Zahlen unter 100 (s. Kraniometrie). Reche

Indien. A. Paläolithikum (Tf. 11).

1. Altpaläolithikum des NO und SO. — Lateritfunde. — § 2. Jung- und epipaläolithische (?) Vorkommnisse. — § 3. Anthropologische Funde. — Höhlenmalereien. Ceylon, Celebes.

§ 1. Geschlagene Steinbeile von typischer Faustkeilform erregten in Indien seit etwa dem J. 1860 die Aufmerksamkeit der Fachkreise. Schon im J. 1869 betonte Oberst Meadows Taylor, daß kein nennenswerter Unterschied zwischen den einschlägigen Entdeckungen bestünde, welche man in England bzw. Indien gemacht hätte, und noch entschiedener drückte sich zu gleicher Zeit Edward B. Tylor aus, wenn er schrieb: „Indien muß von jetzt ab unter die Länder gezählt werden, welche nicht nur Spuren des Neol. sondern auch solche der paläol. Zeit lieferten".

Seitdem hat sich eine ansehnliche Anzahl von Forschern und Interessenten dem Problem des indischen Quartärmenschen gewidmet, so V. Ball, H. F. und W. J. Blanford, P. O. Bodding, J. Coggin Brown, J. Cockburn, A. Cunningham, J. Evans, M. Faraday, R. Bruce Foote, A. H. Francke, Haswell, W. King, H. T. Knox, A. C. Logan, Macleod, H. Rivett-Carnac,

G. Smith, F. H. Short, W. Theobold, G. Twemlow, E. H. C. Walsh, W. L. Wilson, Worthington u. a.; eine moderne Zusammenfassung der geleisteten Arbeit verdanken wir P. Mitra (1923).

Wenn wir von den zweifelhaften Funden von Burma (s. Eolithenproblem), den „Prächelléenvorkommnissen" aus den alten Schottern des Nerbudda-Flusses und den von Rajendrakumar Bhattacharyya gemeldeten „Rostrocarinates" der Cudappah-Gegend absehen, so findet sich Altpaläol. vornehmlich im nö. Zentralindien, sowie im SO.

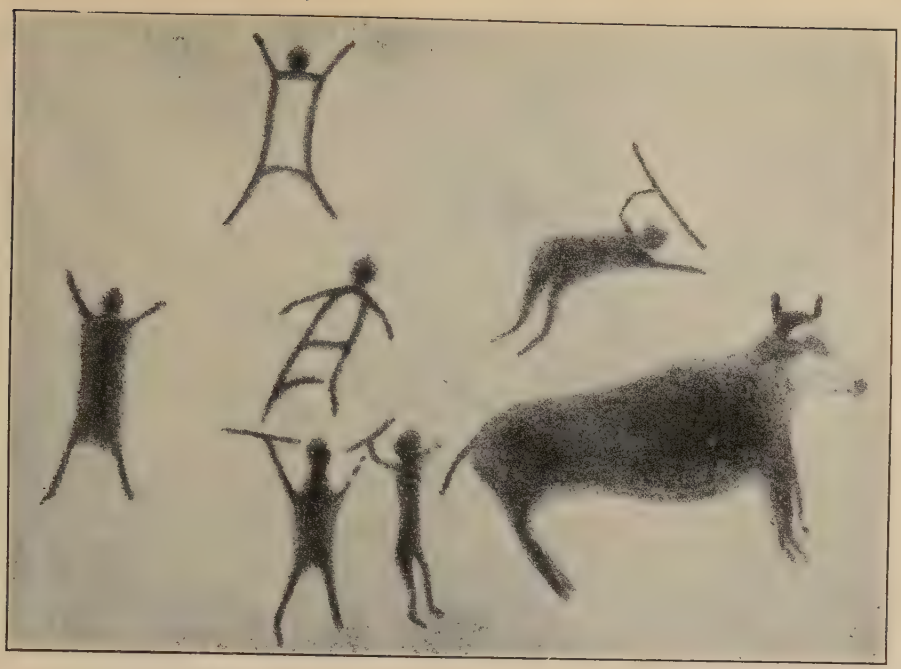
Im N kamen Chelléenkeile aus Quarzit beispielsweise bei Jaipur (Rajputana), im Godavari-Distrikt (Haidarabad) und im Bundelkhand (Oberindien) zutage. Bei Mirzapur (Bengal) entdeckte Cockburn (1883) altpaläol. Komplexe von Chelléo-Acheuléengestalt im Singrauli-Tale *in situ*, eingebettet in einem alten verfestigten Schotter, aus dem sie stellenweise herausgemeißelt werden mußten. Über dieser sicher quartären, leider aber faunenlosen Bildung lagert verschiedenerorts 2—14 Fuß tiefes Alluvium, unter derselben der „Talchir boulder bed", der als Glazialgebilde der paläozoischen Periode interpretiert wird (Journ. anthr. inst. 17 [1888] S. 57). Mitra fand einen Fäustel *in situ* in einer der Terrassen des Kharsuti-Flusses (Singbhum-Distrikt), auch das Levallois-Stück von Moongee bei Pyton ruhte in ungestörter Lagerung 27 Fuß t. in der Uferterrasse des Godavari-Flusses.

Noch reicher sind die Fundergebnisse im SO, d. i. in der Madras Presidency, die sich über die Gebiete von Nellore, Madras, Karnul, Arcot, Chingleput, Tanjore, Madura, Tungabhadra, Bellary, Cuddapah, Mahratta verteilen. So liegen, um nur einige FO zu nennen, umfangreiche und mannigfaltige Aufsammlungen aus Attrampakkam, Caradepootoor, Manajakaramsi Hire, Chik Mulungi, Puttrer und Amarambeda vor.

Die Serien umfassen das ganze „europäische" Fundinventar, sowohl an Faustkeilen als auch an Kleintypen. Die ersteren sind in ihrer großen Mehrheit aus Quarzit geschlagen und geben mandelförmige, ovale, gestreckt spitze, diskoide und selbst mehr oder minder dreieckige Typen wieder. Es fehlen ebensowenig plumpe Chelléen- als feinere Acheuléenformen, zu denen sich die bekannten Moustérientypen gesellen können, welche sich aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso in zeitliche Untergruppen gliedern lassen, wie in Europa. So lieferte tatsächlich der FO von Bennihallah, nahe amMalprabha-Flusse, grobe Chelles-Fäustel; die Serien von Attrampakkam, im Chingleput-Distrikt, erwecken durchaus den Eindruck eines vollkommeneren Acheuléen.

Ein Teil dieser Funde lagert oberflächlich, ein anderer ruht in Laterit eingebettet. Diese letztgenannte Formation besteht aus einem rötlichen, eisenhaltigen Ton, der häufig Quarz-, Quarzit- oder Gneißkiesel enthält und dann und wann sich zu Konglomerat verfestigt. Man hat sie wiederholt als lakustre Bildung angesprochen, wahrscheinlicher dürfte es sich um allmähliche Aufschwemmungsprodukte aus dem unmittelbar benachbarten Hügellande handeln. Fossilien fehlen bis zur Stunde. Laterit tritt hauptsächlich an den Bergflanken der Küstendistrikte von Arcot, Madras und Nellore auf und birgt vielfach steinzeitl. Einschlüsse, so z. B. in Heera und Chik Mulungi unfern Kaira. Es geht nicht an, ihn als mehr oder weniger „junge Oberflächenbildung" zu bezeichnen, denn das moderne Alluvium lagert nicht selten diskordant oder horizontal über ihm. Angesichts dessen kann ihm ein hohes Alter nicht abgesprochen werden (Seton-Karr spricht von 250000 Jahren) — und das gleiche gilt für die in ihm eingeschlossenen arch. Funde von rein altpaläol. Gepräge. Sie sind jedenfalls desgleichen quartär, wie die form-identischen Schotterfunde von Bengal.

§ 2. Mit dem Jungpaläolithikum würde nach der Vermutung Mitras die erste Höhlenbesiedlung einsetzen, leider sind die Grotten Indiens aber unter diesem Gesichtspunkte wissenschaftlich noch soviel wie unerforscht. Eine ansehnliche Höhlenzone ist im Gebiete von Karnul (Madras) gelegen, mit den Billa Surgam-Höhlen der Yerrakonda-Berge bei Benganapalli, der Yerrazari-Höhle u. a. In ihnen wurden große Mengen tierischer Reste angetroffen, z. T. von ausgestorbenen Arten,



a

b

Indien A. Paläolithikum

a—b. In Ocker ausgeführte Felsmalereien von Singapore. Nach Panchanan Mitra, Prehistoric India 1923.

welche das diluv. Alter wenigstens gewisser Straten zweifellos erhärten. Wir erwähnen, nach Lydekker, *Semnopithecus entellus* (?), *Cynocephalus* (erloschen), *Felis tigris* oder *leo*, *Felis pardus*, *Felis chaus*, *Felis rubiginosis*, *Hyaena crocuta* (erl.), *Viverra* (erl.), *Prionodon* (erl.), *Herpestes griseus*, *Ursus labiatus*, *Hystrix crassidus* (erl.), *Atherura karnuliensis* (erl.), *Equus asinus* (erl.), *Equus sp.*, *Rhinoceros karnuliensis* (erl.), *Manis gigantea* (erl.), *Bos* oder *Bubalus sp.*, *Boselaphus tragocamelus*, *Gazella Bennetti*, *Antilope cervicapra*, *Tetraceros quadricornis*, *Cervus aristotelis*, *Cervus axis*, *Cervulus Muntjac*, *Tragulus meninna*, *Sus cristatus*, *Sus karnuliensis*. In 10—12 Fuß T. auftretende Aschenplätze und verschiedene Beigeräte wären, nach unserem Gewährsmann, vielleicht älter als das „Magdalénien".

Oberflächlich gelagerte lithische Industrien, durchaus ähnlich jenen des europ. Aurignarien, Capsien, Solutréen oder Magdalénien, wurden vielerorts entdeckt, besonders im SO, an den N- und O-Ausläufern des Vindhya-Gebirges und in der Gegend von Banda (n. Bundelkhand).

Mitra nimmt schließlich für Indien auch eine epipaläol. Phase mit Zwergtypen an, welche dem europ. Tardenoisien entsprechen würde. Diesbezügliche Funde sind keineswegs selten in der Vindhya- und Bandazone und erscheinen in den Höhlen in 15—90 cm T., manchmal mit rohen Topfscherben, nie mit geschliffenen Beilen vermischt (Congr. intern. préh. Genève I [1912] S. 335 L. Coutil).

Ob diese Vorkommnisse tatsächlich quartär, d. h. „jungpaläol." im Sinne der Funde unseres Kontinents sind, hat die Zukunft zu entscheiden.

§ 3. Ansehnlich, aber desgleichen ungewiß ist das Alter von zwei Menschenschädeln; jener von Bayana wurde im J. 1903 unweit des gleichnamigen Ortes, s. von Delhi, gefunden, anläßlich der Herstellung eines Brückenpfeilers. Das an den Wedda-Typus erinnernde Fossil lag in Schottern, 35 Fuß t. unter dem gegenwärtigen Bette des Gumbhir-Flusses und war weder von Faunen- noch von menschlichen Industrieresten begleitet. Der im J. 1912 im Punjab zutage gekommene Sialkot-Schädel lagerte etwa 6 Fuß t. und dürfte das Überbleibsel einer alten Bestattung sein.

Hohes Interesse bieten die neuestens in Indien bekanntgewordenen Höhlenwanddarstellungen, meist Malereien. Sie finden sich zunächst im Raigarh-Distrikte bei Sirguja-Singanpur (Zentralprovinzen), wo sie 1910—1911 von P. Brown und C. W. Anderson entdeckt wurden. In roter Ockerfarbe ausgeführt, stellen sie Jagdszenen vermummter Jäger, anderweitige Gruppen menschlicher Figuren, Tierbilder und nicht näher bestimmbare „Zeichen" dar und erinnern, nach P. Brown, lebhaft an die westeurop. Paläolithkunst, vorab an jene Ostspaniens (s. Kunst A III). Sollte sich bewahrheiten, daß unter den Jagdbildern, die sich zumeist auf Büffel oder Elefanten (Mammut?) beziehen, auch die Erlegung eines Känguruhs vorliegt, so würde dieser Umstand für ein sehr hohes Alter dieser Piktographien sprechen, da diese Tierart seit langem auf Australien beschränkt ist.

Mehr schematisiert und an die neol. Felsmalereien anklingend, sind die über 20 Gruppen umfassenden Bilder der Kapgallu-Berge im Bellary-Distrikt (Madras); unter ihnen figurieren Vögel, Elefanten, eine Jagdszene von zwei mit Speer und Schild bewehrten Männern u. a. m. Als neol. faßt Mitra auch die Tier- und menschlichen Maskenbilder der Edakal-Höhle, bei Wynaad-Calicut (Madras), ebenso wie jene von Ghatsila, bei Maubhandar (im Singhbum-Distrikt; Nagpur), letztere anscheinend von „australischem Stile", und nach der Vermutung Mitras Zeugen einer indoaustralischen Kultur, die vom Jungpaläol. zum Neol. übergeleitet hätte, auf.

Cockburn publizierte seinerseits bereits in den J. 1883 und 1899 wichtige Wandmalereien aus verschiedenen Höhlen der Kaimur-Berge, im Distrikt von Mirzapore (unweit Benares am Ganges), welche, m. E. verfrüht, mit dem Jungpaläol. bzw. Azilien in Verbindung gebracht werden. Ziemlich gut ausgeführt ist eine Nashornjagd der Ghormangar-Höhle, doch steht die Zeichnung immerhin ziemlich hinter jenen des ostspan. Paläol. zurück.

Weitere Entdeckungen dieser Art sind anscheinend aus Bughelkhand, Bundel-

khand und Kalat (Belutschistan) zu erwarten, ferner aus Tibet und Ceylon.

Für Ceylon vermochten bereits P. und F. Sarasin den endgültigen Beweis der Existenz einer alten StZ zu erbringen. Die große Nilgala-Höhle und jene von Wauluwelagalge enthielten in ziemlicher Tiefe — neben Herd- und Küchenresten — Quarz- und Hornsteinartefakte, so messerartige Lamellen, Spitzen, Bohrer, Schaber, Spateln und Glätter aus Knochen u. ä., ohne irgendwelchen neol. Einschlag. Auch als Oberflächenfunde kommen ähnliche Industrien, stets örtlich näher umgrenzt, vor, so z. B. im Berglande von Uwa. C. Hartley wies seinerseits auf weitere Vorkommnisse hin, besonders auf tardenoisienähnliche Zwergtypen, C. G. Seligman und Wayland (Spolia Zeylanica 11 [1919] part 41) auf Steinwerkzeuge von Chelléen-, Moustérien- und Aurignacien-Typus. Da aber in den Ceylon-Höhlen eine durchaus moderne Fauna vorliegt, haben wir es sicherlich mit einem relativ jungen „Paläolithikum" zu tun, das trotzdem teilweise vor die „Weddazeit" fallen könnte.

In Malakka und im malaiischen Archipel hat man in den Höhlen vergeblich nach Steinzeitspuren gesucht, ausgenommen die Toála-Höhlen von Celebes. Sie wurden desgleichen von den Vettern Sarasin erforscht, welche dort abermals geschlagene Steinwerkzeuge, Geräte aus Knochen und Zähnen, einen Holzstab und Bastfaserknoten antrafen. Der äußeren Gestalt der Artefakte nach sind auch diese Plätze wieder „jungpaläolithisch", so daß die gegenannten Forscher sie als „Toalien", als ein „Magdalénien mit neol. Einschlag" (später als mesolithische Fazies) bezeichneten. Augenscheinlich kommt aber auch diesen Höhlenfunden nur ein geologisch junges Alter zu.

E. Cartailhac *L'âge de la Pierre en Asie* Congr. des Orientalistes. 3. Session. Lyon 1878; Panchanan Mitra *Prehistoric cultures and races of India* The University of Calcutta Journal of the Department of Letters 1 (1920); ders. *Prehistoric India. Its place in the world's cultures.* Calcutta 1923 (mit zahlreichen Literaturangaben).

P. und F. Sarasin *Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon.* IV. *Die Steinzeit auf Ceylon* 1908; C. G. Seligman *Quartz implements from Ceylon* Man 8 (1908); C. Hartley *The stone implements of Ceylon* Spolia Zeylanica 9 (1913) S. 117ff.; ders. *On the occurrence of pigmy implements in Ceylon* ebd. 10 (1914) S. 54ff.

H. Obermaier

B. Jüngere Perioden. Vgl. das in der Einleitung Bd. I S. IV Gesagte und die Literaturhinweise bei Panchanan Mitra *Prehistoric India. Its place in the world's cultures.* Calcutta 1923; G. Slater *The Dravidian element in Indian culture.* London 1924.

Indogermanen. A. Sprache.

Inhalt: § 1. Das Problem. — § 2. Urheimat. — § 3. Rasse des idg. Stammvolkes. — § 4. Erstes Auftreten der idg. Völker. — § 5. Die einzelnen idg. Sprachen. — § 6. Gruppierung der idg. Sprachen. — § 7. Ausbreitung des idg. Sprachstammes.

§ 1. Die Indogermanen, vereinzelt auch Arier (s. u.), in außerdtsch. Ländern Indoeuropäer genannt, sind kein hist. beglaubigtes Volk, sondern nur eine Abstraktion aus sprachlichen Tatsachen. Den Griechen und Römern, auf deren Anschauungen vom Wesen und Bau der Sprache sich unsere Sprachlehren aufbauen, ist nie die Erkenntnis gedämmert, daß ihre Sprachen untereinander und den Sprachen der „Barbaren" (Perser, Thraker, Kelten, Illyrer, Germanen usw.) eng verwandt seien. In neuerer Zeit fielen manche Übereinstimmungen im Wortschatz zwischen Persisch und Deutsch (IF 35 S. 182ff. Streitberg) oder zwischen Litauisch und Lateinisch (SB. Preuß. Ak. 1921 S. 293ff. W. Schulze) den Gelehrten auf; doch schon die Bekanntschaft mit dem Sanskrit, der Sprache der heiligen Bücher der Inder, die den europ. Sprachforschern im 18. Jh. vermittelt wurde, ermöglichte es Franz Bopp (geb. 14. Sept. 1791 in Mainz, gest. 23. Okt. 1867 in Berlin), in seiner Erstlingsschrift: *Über das Konjugationssystem des Sanskrit in Vergleichung mit jenem der griech., latein., pers. und germ. (insbesondere got.) Sprache* (1816) den Nachweis der Verwandtschaft der genannten Sprachen zu liefern. Der Kreis wurde von von ihm selbst und seinen Nachfolgern bald erweitert; es traten das Kelt., Slav., Lit., Armen. und Alban. hinzu. Erst in diesem Jh. wurde das Tocharische entziffert; die Zugehörigkeit des in den letzten Jahren entzifferten Hettit. zum idg. Sprachstamm ist dagegen zweifelhaft (s. u.).

a

b

c

d

Indogermanen in Vorderasien

Terrakottafiguren von Skythen aus Kappadozien. a, b, d. Ashmolean-Museum; c. Louvre. — Nach M. Rostovcev.

Franz Bopps Nachfolger, August Schleicher (1821—1868), ging einen Schritt weiter, indem er zuerst die Rekonstruktion der idg. Stammsprache nach Lauten und Formen versuchte. Da nun eine Sprache ein Volk zum Träger haben muß, so lag der Gedanke nahe, sich ein Bild von der Kultur dieses idg. Stammvolks zu machen. Man versuchte, sie aus dem für die Ursprache erschlossenen Wortvorrat zu ermitteln. Neben dem Berliner A. Kuhn (*Zur ältesten Geschichte der idg. Völker* 1845) und J. Grimm (*Geschichte der deutschen Sprache* 1848) zeichnete sich besonders der Genfer Adolphe Pictet aus, der ein reichlich phantasievolles Bild des Urvolks konstruierte (*Les Origines indoeuropéennes ou les Aryas primitifs* 1859), das A. Schleicher in seinem Buche *Die deutsche Sprache* (1859) in manchen Punkten berichtigte. Auf diesen grundlegenden Arbeiten beruhten die später erschienenen Werke von Otto Schrader, P. v. Bradke, Hermann Hirt, E. de Michelis, S. Feist, Albert Carnoy, Harald Bender u. a., die sich alle vornehmlich auf die von Pictet erdachte „Paléontologie linguistique" stützen, wenn auch Vorgeschichte, Anthropologie, Ethnologie, Volkskunde und andere Wissenschaften nebenher in wachsendem Umfang berücksichtigt wurden.

Von einem anderen Standpunkt aus wurde das Problem des idg. Urvolks durch die Prähistoriker in Angriff genommen. Indem man die „Urheimat" in die dem betreffenden Gelehrten aus arch. Gründen dafür geeignete Gegend verlegte, rekonstruierte man die materielle Kultur des idg. Stammvolks aus den daselbst gemachten Bodenfunden. Den Weg wies Ludwig Lindenschmidt in der Einleitung zum *Handbuch der deutschen Altertumskunde* I (1880—89), dem M. Much mit seiner *Heimat der Indogermanen* (1901) folgte.Auf ihren Spuren wandelten dann später Forscher wie Gustaf Kossinna, G. Wilke u. a., die mit immer größerer Bestimmtheit für Nordeuropa als „Urheimat" eintreten. Ja, G. Kossinna geht sogar so weit, den Ursprung der „Urindogermanen" auf die paläol. Cro-Magnon-Rasse des diluv. Südfrankreich zurückzuführen. Er hält also die I. für eine „Urrasse", ganz wie Fr. Bopp anfangs des Glaubens war, durch die Erforschung des Idg. dem Ursprung der Sprache überhaupt näherkommen zu können. Aber so wenig das Idg. eine „Ursprache" ist, so wenig sind seine Träger eine der „Urrassen" der Menschheit gewesen. Die Unmöglichkeit, das Indogermanenproblem rein arch. zu erfassen, hat S. Feist in einem Aufsatz *Archäologie und Indogermanenproblem* (Anthr. Korr. Bl. 47 [1916] S. 67ff.) darzulegen versucht. Erwiderung darauf von G. Wilke unter demselben Titel (Veröffenlt. Halle 1918).

Auch einzelne Anthropologen haben sich des Indogermanenproblems angenommen. Ihnen gilt (wie übrigens den genannten Prähistorikern) fast ausnahmslos die blonde, blauäugige, dolichokephale nordeurop. Rasse als Urtypus des I. So Th. Poesche in dem Buche: *Die Arier, Ein Beitrag zur hist. Anthropologie* 1878, Karl Penka in den *Origines Ariacae* 1883 und der späteren Schrift: *Die Herkunft der Arier* 1886, L. Wilser *Herkunft und Urgeschichte der Arier* 1899, G. Retzius *Crania suecica antiqua* 1900. Nur vereinzelt sind die Stimmen unter der Anthropologen, die eine andere europ. Rasse (nicht-europ. Rassen kommen bei ihnen nicht in Frage) als die typisch idg. ansehen; so Ch. de Ujfalvy in *Le berceau des Aryas d'après les ouvrages récents* 1884, der die Urindogermanen in der brachykephalen Rasse Zentraleuropas wiederfindet. Ihm schließt sich G. Sergi in *Gli Arii in Europa e in Asia* 1903 an. Die Anthropologie scheidet bei der Betrachtung des Indogermanenproblems aber aus dem Grunde aus, weil nicht festzustellen ist, welcher Rasse (und ob überhaupt einer einheitlichen Rasse) das idg. Stammvolk angehörte, wenn man nicht (wie es z. B. G. Kossinna tut) diese Frage autoritativ dadurch entscheidet, daß man Indogermanen = nordeurop. Rasse als Dogma hinstellt (s. u.).

§ 2. Wir können die Zugehörigkeit des idg. Stammvolkes zu einer bestimmten Rasse um so weniger feststellen, als wir nicht wissen, von wo die idg. Sprachbewegung ihren Ausgang genommen hat. Diesen Ausstrahlungspunkt pflegt man die „Urheimat" des idg. Stammvolks zu nennen.

Aus dem für die Ursprache durch den Vergleich der verschiedenen idg. Sprachen ermittelten Wortvorrat gewinnt man nur unbestimmte Andeutungen für eine Lokalisierung der Urheimat. Über das ganze idg. Sprachgebiet verbreitet sind z. B. einheitliche Ausdrücke für Winter und Schnee, auch für manche Tiere der gemäßigten Zone, woraus zu folgern ist, daß die Ursitze in einer n. Gegend gewesen sein dürften. Negativ ergibt sich dasselbe Resultat aus dem Fehlen gemeinsamer Wörter für die Tiere der heißen Zone (Löwe, Tiger, Kamel usw.). Trügerisch sind alle Argumente, die man aus dem Vorkommen bzw. Fehlen bestimmter ursprachlicher Ausdrücke für den Aal, die Schildkröte, die Biene u. dgl. m. ziehen wollte, da sich keine dieser Gleichungen über das ganze Gebiet der idg. Sprachen erstreckt und die Verbreitung der genannten Tierarten im Laufe der Jahrtausende Schwankungen unterworfen war, je nachdem in einer Gegend Steppe oder Wald, Wasser oder Trockenheit vorherrschte. Auch mit den Baumnamen ist nicht weiter zu kommen. Am verbreitetsten ist ein gemeinsamer Name für die Birke (ai. *bhūrjas*, osset. *bärz*, abulg. *brěza*, lit. *bẽržas*, ahd. *birha*, *birihha*), der eigentlich „Baum mit leuchtender Rinde" bedeutet. Aber das Verbreitungsgebiet der Birke in ihren vielen Abarten ist die ganze n. Zone Europas und Asiens, und aus diesem Grunde ist sie zur näheren Bestimmung der Ursitze des idg. Stammvolks nicht verwendbar (reine Waldbestände bildet sie allerdings nur ö. der Weichsel).

Ein anderer Baum, die Buche, ist mit größerem Nachdruck zur Bestimmung der Urheimat herangezogen worden. Übereinstimmung der Benennung besteht freilich nur zwischen Germ. (ahd. *buohha*) und Latein. (*fagus*), während das entsprechende griech. Wort φηγός (dor. φᾱγός) „Speiseeiche" bedeutet. Doch hat man weiter dazu gestellt: slav. *bŭzŭ* Hollunder (Hoops *Waldbäume* S. 126; dagegen KZ 46 S. 193ff. A. Brückner) und kurdisch *būz* Ulme (IF 9 S. 271f. Bartholomae; dagegen Z. f. deutsche Wortf. 11 S. 4ff. O. Schrader), was an sich unbedenklich wäre, da die Bedeutung von Baumnamen von einer idg. Sprache zur anderen bei demselben Wortstamm oft zu wechseln pflegt (SB. Heidelb. Ak. 1918, 1 Bartholomae). Aber aus dieser „partiellen" Gleichung ergibt sich nur mit Sicherheit, daß Germanen, Italiker und Griechen einen Baumnamen gemeinsam besitzen, der in den erstgenannten Sprachen für die Buche, in letzterer für eine Eichenart verwendet worden ist. Was der idg. Name *bhāgos* ursprünglich bedeutete (Baum mit eßbaren Früchten?), ist nicht sicher zu sagen. Keinesfalls können wir daraus schließen, daß das idg. Urvolk die Buche gekannt haben und daß die Urheimat w. einer Linie Königsberg—Odessa liegen müsse, weil darüber hinaus die Buche nicht vorkommt. Das nur in den europ. Sprachen belegte Wort braucht ja dem Bestande der Ursprache gar nicht angehört zu haben, sondern kann erst später aus gemeinsamer Quelle dem Wortschatz der Einzelsprachen einverleibt worden sein.

Häufig wird angenommen, daß das idg. Stammvolk das Meer gekannt habe, weil sich eine europ. Wortgleichung: ahd. *meri*, lat. *mare*, air. *muir*, abulg. *morje* Meer findet. Je nach dem Standpunkt des Forschers schloß man daraus, daß es am Schwarzen Meer oder an der Ostsee gewohnt habe. Aber es ist zunächst nicht sicher, daß das idg. Wort *mari* „Meer" bedeutete. Es ist bemerkenswert, daß mehrere der Völker, die das Wort in dieser Bedeutung gebrauchen: Slaven, Italiker, Kelten ursprünglich sicher nicht am Meer gewohnt haben. Bei den meeranwohnenden Germanen ist der Ausdruck „See" (got. *saiws*) die eigentliche Bezeichnung für das Meer. Auch die Griechen verwenden nichtidg. Ausdrücke: θάλασσα, πέλαγος, ὠκεανός. Die Wörter für das Seewesen sind bei Griechen (ἄγκυρος, κυβερνήτης) und bei den Germanen vielfach nichtidg. Die Grundbedeutung des idg. Worts *mari* scheint „stehendes Wasser, Teich" (wie as. *mere*, ahd. *meri*) gewesen zu sein; vgl. apreuß. *mary*, lit. *mãrės* Haff, ahd. *muor* Moor (ablautend), ae. *merisc*, engl. *marsh*, ndd. *marsch* „sumpfige Niederung". Also auch dieses Argument läßt sich zur Lokalisierung der Urheimat nicht mit Sicherheit verwerten.

Eher könnte dafür der Umstand in Betracht kommen, daß ein gemeinsamer Aus-

druck für „Pferd" durch alle idg. Sprachen geht (ai. *aśvaš*, av. *aspō*, toch. B. *jakwe*, gr. ἵππος, lat. *equus*, air. *ech*, aisl. *jōr*), und daß mit diesem Wort gebildete Eigennamen in vielen idg. Sprachen beliebt sind (ai. *Áśva-patiš*, av. *Aspa-yaoδō*, apers. *Aspacana*, skyth. Ἄσπ-ουργος, gr. Ἱππομέδων, gall. *Epopennus*, ae. *Eomēr* u. a.). Das Pferd hat also bei den I. eine wichtige Rolle gespielt. Es ist aber ursprünglich ein Steppentier, dessen Heimat in Asien zu suchen ist, wo es als Wildpferd (*Equus caballus Pumpellii* und *Przewalskii*) noch heute in der zentralas. Steppe lebt. In neol. Zeit, in der das im Paläol. von der Steppe in Europa eingenommene Land von Wald bedeckt ist, war hier kein Raum mehr für das Pferd (s. d. A) unter seinen natürlichen Lebensbedingungen. Wie das Pferd ein für das Indogermanenvolk charakteristisches Tier ist, so ist es der Esel (s. d.) für die Semiten, die jenes erst durch arische Völker kennenlernten. Der Gebrauch des Wagens (s. d.), der nach der auf ihn bezüglichen reichlichen ursprachlichen Terminologie dem idg. Stammvolk sehr vertraut war, zeigt uns, daß das Pferd wohl schon als Zugtier gezüchtet wurde; ob auch schon als Reittier, ist nicht zu erweisen, aber nicht ausgeschlossen, da die meisten idg. Völker als vortreffliche Reiter bekannt sind. Nach den Berichten der röm. Schriftsteller waren die Germanen aber nicht im Besitz eines guten Pferdeschlages, und die Reiterei spielte bei ihnen nur eine untergeordnete Rolle, während die Kelten ein rossezüchtendes Volk waren, das auf die Pferdezucht bezügliches Wortmaterial an Römer wie Germanen abgab (nhd. *Pferd* aus lat. *paraveredus* ist kelt. Ursprungs). Nordeuropa und das Germanengebiet kommt, wenn das Pferd als für das Urvolk charakteristisch anzusehen ist, als Ausgangspunkt der Indogermanenbewegung daher nicht in Betracht.

Gegen eine nordeurop. Urheimat spricht noch ein weiteres Moment. Dem idg. Urvolk scheint der Bau befestigter Plätze (oppida der Kelten bei Cäsar B. G. passim) schon bekannt gewesen zu sein, wenn die Gleichungen ai. *pūr*, *puram*, *puriš* „Burg", gr. πόλις „Stadt", lit. *pilìs*, lett. *pils*, apreuß. *pil* „Schloß, Burg" oder ai. *dēhī* „Wall", av. *pairi-daeza-* „Umzäunung", pers. *diz* „Festung", thrak. -διζος -διζα „Burg", gr. τεῖχος „Mauer", osk. *feihuss* „Mauern" zu Recht bestehen. Auf nordischem Boden gibt es keine Burgen, die älter als die Völkerwanderungszeit sind.

Es ist in dieser knappen Skizze unmöglich, auf alle sprachlichen Gleichungen und Gründe einzugehen, die zur Bestimmung der „Urheimat" dienen sollen. Sie sind alle nicht unbestritten, und über eine gewisse Wahrscheinlichkeit kommen wir nicht hinaus. Diese Wahrscheinlichkeit spricht aber m. E. gegen die nordeurop. Herkunft und neigt mehr zu osteurop.-asiat. These.

Zwar kann man dafür nicht nach Joh. Schmidt (Abh. Preuß. Ak. 1890) den Umstand ins Feld führen, daß das sumer.-babyl. Duodezimalsystem das idg. Dezimalsystem durchkreuzt habe (vgl. das germ. Großhundert = 120, Ausdrücke wie „Schock", gr. σῶσσος, babylon. šušše u. dgl.); denn solche Einflüsse machen sich nicht nur in unmittelbarer Nachbarschaft, sondern im Gefolge des Handels über weite Strecken hin geltend.

Zum Beweis für die ö. Herkunft der I. hat man außerdem die Berührungen der idg. Stammsprache mit dem Finnisch-Ugrischen herangezogen. Es bestehen allerdings Übereinstimmungen im Wortschatz wie in Flexionsformen zwischen beiden Sprachgruppen; aber dasselbe ist der Fall zwischen dem Idg. und Sem., ohne daß sich aus diesen zweifellos vorhandenen Übereinstimmungen bis jetzt unanfechtbare Schlüsse ziehen ließen (S. Feist *Kultur der Indogermanen* 1913 S. 397ff., 522ff.). Wir verlieren uns bei solchen Versuchen in das Dunkel ungreifbarer Sprachperioden, die weit vor jeder hist. oder auch nur erschließbaren Zeit liegen. Ob es sich um uralte Entlehnungen oder gemeinsamen Ursprung handelt, läßt sich mit unseren Hilfsmitteln nicht mehr ausmachen. S. a. Finno-Ugrier B.

Dagegen hat das Urfinnische zweifellos aus dem Urarischen (d. h. Indo-iranischen), und zwar in sehr alter Zeit, Lehnwörter entnommen. So stammt wotjakisch *zareź*, *zariź* „Meer" aus einer dem ai. *jrāyas* „Ausdehnung", av. *zrayō* „Wasserbecken, Meer"

entsprechenden urarischen Wortform. Es ist aber nicht zu entscheiden, wo das Meer lag, in dessen Nähe die Ugro-Finnen den Ariern das Wort entlehnten. Die Entlehnungen, die jene aus dem Arischen oder Uriranischen bezogen haben (M. Jacobsohn *Arier und Ugrofinnen* 1922), machen es m. E. wahrscheinlich, daß die Berührungen zwischen den beiden Volksstämmen nahe den Ursitzen der Ugrofinnen, also etwa an der s. Wolga, stattgefunden haben. Sicher ist es nicht an der Ostsee gewesen, wo die sprachlichen Berührungen zwischen Germanen und Finnen in eine viel jüngere, wenn auch immerhin noch vorgesch. Zeit, zum Teil vielleicht vor die germ. Lautverschiebung, fallen.

Aus den vorstehenden, freilich nur lückenhaften Betrachtungen ergibt sich, daß es bis jetzt nicht möglich ist, mit Hilfe sprachlicher Gleichungen die genaue Lage der Ursitze des idg. Stammvolks zu bestimmen, wenn auch (wie schon gesagt) die größere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die idg. Völkerbewegung (wie so viele andere in vorgesch. und geschichtl. Zeit) von Vorderasien ausgegangen ist. Für diese Annahme spricht vor allem das mit der fortschreitenden Entzifferung der Boghasköj-Urkunden immer deutlicher hervortretende frühe Auftauchen idg. Völker im Machtbereich der Hettiter in Kleinasien und die Möglichkeit, daß diese selbst dem idg. Sprachstamm nahestehen. E. Forrer hält es für wahrscheinlich, daß die Trennung der Hettiter (Kanisier nach seiner Bezeichnung) von den I. in den Anfang des 3. oder das Ende des 4. Jht. v. C. fällt. Er sieht das Hettit. (Kanisische) für eine Schwestersprache des aus den idg. Sprachen erschlossenen Uridg. an (MDOG 61 [1921] S. 26f). Erweist sich diese Annahme als haltbar, dann wäre sie eine weitere starke Stütze für den asiat. Ursprung des Idg. Ja, die alte Ansicht A. Ficks von der kleinas. Herkunft der I. könnte schließlich dadurch wieder zu Ehren kommen.

Vielleicht dürfen wir auch aus hist. Nachrichten des chinesischen Volks, die in ein sehr hohes Altertum zurückreichen, noch mehr Licht über idg. Stämme erwarten, die mit diesem uralten Kulturvolk in Berührung traten, wenn die in Frage kommenden Quellen eindeutiger aufgehellt und die sehr entstellten Namen in ihrer alten Aussprache festgestellt sind. In Betracht kommen die Jüe-tschi, die Tahia, Tuholo und andere mit den späteren Tocharern zusammenhängende Volksnamen (O. Franke *Das alte Ta-hia der Chinesen* Ostasiatische Z. 8 S. 117ff; ebd. S. 74ff. Feist). Erstere werden jetzt mit den Arśi, der herrschenden Klasse der Tocharer (s. u.), identifiziert, und wenn diese Gleichsetzung richtig ist, so läßt sich die Bekanntschaft der Chinesen mit diesem idg. Stamm mindestens mehrere Jahrhunderte v. C. zurückdatieren. Ist aber ein idg. Stamm schon in so früher Zeit bis zur westchines. Provinz Kansu vorgedrungen, so wäre dieser Umstand eine gewichtige Stütze für den asiat. Ursprung der I. Doch vorläufig kommen wir über ein non liquet nicht hinaus.

§ 3. Es ist von vornherein klar, daß man bei einem nur hypothetischen Volk, wie es nach den obigen Ausführungen die I. sind, die Frage der Rassenzugehörigkeit vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gar nicht stellen darf. Da es aber dennoch verschiedentlich (auch von Sprachforschern) geschehen ist (s. o.), so sei auch hier zu dieser Frage Stellung genommen. Die hist. Nachrichten über die Körperbeschaffenheit einzelner idg. Völker gehen sämtlich nicht in sehr frühe Zeit zurück. Das älteste Zeugnis ist wohl in den Inschriften des Königs Tiglatpilesers III. von Assyrien (8. Jh. v. C.) enthalten, wo die Meder (also ein Zweig der Arier) als „dunkel" bezeichnet werden (KZ 42 S. 12 E. Meyer). Mit schwarzen Bärten werden die Perser auf dem pompejanischen Mosaik nach einem Gemälde der Alexanderschlacht des Philoxenos dargestellt. Demnach scheinen die Iranier im 4. Jh. v. C. sich nicht wesentl. von den heutigen Persern im Aussehen unterschieden zu haben. Die Inder freilich erscheinen neben den dunkelhäutigen Urbewohnern Indiens, den Dravidas (Dasjus), als hellfarbig; aber einen Schluß auf ihre Rassezugehörigkeit können wir aus diesem Umstand nicht ziehen. Ebensowenig aus dem Beiwort ξανθός, das manche griech. Helden: Menelaos, Achill, Odysseus (κάρη ξανθὸς Μενέλαος Od. XV 133 usw.; Fr. Passow *Handwb. d. gr. Spr.*[5] III[1] 1 S. 378)

bei Homer führen. Erstens steht die Bedeutung „blond" nicht ganz fest (ξανθός wird auch auf die bräunliche Hautfarbe bezogen), und dann führen das Beiwort auch Männer nichtgriech. Abstammung wie Rhadamanthys (Arch. Jahrb. 28 S. 35ff. L. Malten), einer der Herrscher im Elysium (Odyssee IV 563ff.). Die vorgriech. Bevölkerung Südosteuropas war aber schwarzhaarig, wie sich aus ägyptischen Darstellungen ergibt.

Blond und wohl zumeist auch blauäugig waren die nördlicher wohnenden idg. Völker, Thraker, Kelten, Germanen. Gelbes Haar sollen die Alanen, ein iran. Stamm, besessen haben. Es ist also möglich, daß Teile des idg. Stammvolks, wenn sie in n. Gegenden ansässig waren, solche hellfarbigen Elemente aufwiesen. Ob es aber in seiner Gesamtheit hellfarbig war, wird sich nie feststellen lassen. Denn selbst im N fanden und finden sich dunkelfarbige Menschen (die Siluren in Irland und Wales, noch heute viele Iren, Schotten, Polen usw.). Wenn man also von einem einheitlichen blonden, blauäugigen, langschädligen idg. Typus redet, so ist diese Behauptung in das Gebiet des Mythos zu verweisen.

§ 4. Wir kennen den idg. Sprachstamm aus einer Anzahl erheblich voneinander abweichender Sprachen. Wie und wann sich die Trennung der Einzelsprachen von dem Hauptstamm vollzogen hat, können wir für die vorhist. Zeit nicht mehr feststellen. Man kann annehmen, daß der Beginn der idg. Sprachausbreitung schon früh im 3. Jht. v. C. anzusetzen ist, da uns die aus NO in Vorderasien eingedrungenen Manda schon um 2750 v. C. entgegentreten; sie wohnen n. des Taurus zwischen Antitaurus und Hoch-Armenien. Sie sind derselbe Stamm, der im 1. Jht. als Madai in assyr. Quellen auftritt, und identisch mit den späteren Medern (ZDMG NF 1 S. 247ff. E. Forrer; s. a. Indogermanen in Vorderasien). Aus der Mitte des 2. Jht. sind uns schon Götternamen in rein arischer Sprachform in keilschriftlichen Urkunden der Mitanni (s. d.) bekannt. Als Schwurgötter werden hier Mitra, Varuna, Indra und die beiden Nāsatyāu (Dioskuren) genannt (MDOG 35 [1907] H. Winckler). Arisches Gepräge tragen auch zahlreiche Namen von Fürsten bei den Mitanni in den Boghasköj-Urkunden und aus Palästina in den Amarna-Briefen. Unter den in Boghasköj gefundenen Tontafeln finden sich in einem Werk eines Verfassers Kikkuli aus Mitanni eine Reihe arischer Wörter: Zahlwörter wie *aika-*, *tēra-*, *panza-*, *satta-*, *nava-* (SB. Preuß. Ak. 1919 S. 367ff. P. Jensen) sowie die Ausdrücke *vartanna* (Runden) und *auzamē* (*wa*) (Jagen), die sich auf Wagenwettrennen in einem Stadion (*vasanna* genannt) beziehen (ZDMG NF 1 [1922] S. 253ff.). Einen hettitischen Gott Akniš oder Agniš (= dem ai. Feuergott Agnis?) glaubt Fr. Hrozný nachweisen zu können (Rev. d'Assyr. 18 S. 34ff.). Bei den Kossäern (Kassiten) in den Bergen zwischen Elam und Medien, die weder Semiten noch I. sind, erscheint ein Sonnengott Šuriaš, dessen Name mit ai. *sūryas* Sonne identisch ist. Arische Stämme hatten also um 1500 v. C. Vorderasien überschwemmt, Dynasten eingesetzt und den Völkern ihre Kulte aufgedrängt.

In dieselbe Zeit etwa führt uns der Niedergang der min.-myk., vorhellenischen Kultur, der durch das Eindringen Fremder, also doch wohl griech. Stämme, in die Ägäis verursacht wird. Auf dem griech. Festland müssen sie schon früher eingerückt sein, denn bei den Griechen der hist. Zeit ist (abgesehen von den Dorern im Peloponnes) die Erinnerung an ihren Einzug in das Land verloren gegangen; sie halten sich für Autochthonen, wenn sie auch noch zur Zeit der Perserkriege sprachfremde Elemente (Karer, Leleger) auf den Inseln kennen und die Anwesenheit von Pelasgern an mehreren Orten (z. B. in Athen) für eine frühe Zeit bezeugt wird.

In völliges Dunkel gehüllt ist die Zeit, da Thraker und Illyrier die Balkanhalbinsel besetzen; auch der Einzug der Italiker in ihre neuen Sitze läßt sich weder geschichtlich noch arch. mit Sicherheit zeitlich festlegen. Kelten und Germanen treten erst spät in den Gesichtskreis der klassischen Völker ein; sie selbst sind bis dahin und z. T. noch länger ohne schriftliche Überlieferungen. Ihre Urzeit liegt fern vom Licht der Geschichte.

Andere idg. Völker treten erst in später geschichtl. Zeit in die Erscheinung: Slaven, Balten, Armenier, Albanesen. Erst in

diesem Jh. sind Urkunden und Reste von Schriftwerken, die von den Tocharern, einem seit 1000 Jahren untergegangenen idg. Stamm, herrühren, zutage gekommen (s. u.). Nicht einmal bei den Slaven, deren Ausbreitung doch in geschichtl. Zeit erfolgt, lassen sich die Ursitze mehr ermitteln.

§ 5. Wie schon erwähnt, treten die Arier in Vorderasien zuerst von allen idg. Völkern in die Erscheinung, und ihre sprachlichen Denkmäler sind die ältesten in der Reihe der idg. Literaturen (von den hettitischen Sprachresten, die noch älter sind, ist weiter unten die Rede; aber ihr idg. Charakter ist zweifelhaft). Die Bezeichnung „Arier" (Ἄριοι) begegnet uns bei Herodot (VII 62) als alter Name der Meder; er bringt bei den Völkern arischer Herkunft den Gegensatz zu den dunkelfarbigen Urbewohnern (*Dāsas* oder *Dasyus* in Indien) zum Ausdruck. Auch als Personenname ist er auf der Siegesinschrift von Sargon von Assyrien (714/713 v. C.) für einen Stadtfürsten von Medien belegt (KZ 42 S. 4 E. Meyer). Für die arische Sprachgruppe ist der Zusammenfall der idg. Vokale *a*, *e*, *o* in einheitliches *a* charakteristisch. Sie zerfällt in mehrere selbständige Sprachen: 1. das Altindische dessen ältestes Denkmal, die Hymnensammlung des Rigveda, zugleich das früheste Sprachdenkmal aller idg. Sprachen ist; 2. das Iranische, das in die Mundarten des Altpersischen, den Dialekt der Keilinschriften der pers. Könige, und des Avestischen, den Dialekt der kanonischen Schriften mit den Lehren der zoroastrischen Religion, zerfällt. Aus jüngerer Zeit ist uns neuerdings durch die Funde von Handschriften in Ostturkestan das Sogdische bekannt geworden, das im 1. Jht. n. C. weite Verbreitung in Mittelasien (bis in die Mongolei) besaß. Die Iranier, die zum Teil noch als Nomaden in den Steppen Vorderasiens lebten, hatten sich schon im Altertum weit ausgedehnt; als Massageten leben sie nach Herodot in der heutigen Kirgisensteppe; von ihnen läßt Ammianus Marcellinus (31, 2, 12) die späteren Alanen abstammen. Die Skythen in Südrußland sind ebenfalls Iranier oder wenigstens iranisierte Urbewohner. Ein Rest der iran. Bevölkerung Südrußlands sind die Osseten im mittl. Kaukasus.

Zur Gruppe der arischen Sprachen gehört auch das von R. Hoernle und E. Leumann entzifferte Nordarische in Manuskripten aus der Gegend von Khotan im SW von Ostturkestan. Es steht dem Iran. näher als dem Ind. und zerfällt in mindestens drei Dialekte. H. Lüders hat nachgewiesen, daß das Nordarische die Sprache der Indoskythen, auch Saken genannt, war. Es ist erst aus nachchristl. Zeit überliefert, und die Sprachformen sind in sehr verwittertem Zustand.

Neu entdeckt ist ebenfalls in den beiden letzten Jahrzehnten das Tocharische in Manuskripten aus dem n. und ö. Ostturkestan. Die längst ausgestorbene Sprache liegt in zwei verschiedenen Variationen vor, die man vorläufig als die Dialekte A und B bezeichnet (literarische und lebende Sprache?). Die Handschriftenfragmente stammen aus Kaschgar, Turfan, Kutscha, Duldur-Aqur und Tuenhwang. Die meisten sind von A. von Le Coq und A. P. Pelliot nach Berlin bzw. Paris gebracht und von E. Sieg, W. Siegling, S. Lévy und A. Meillet entziffert und gedeutet worden. Das Tochar. ist zwar eine im Grunde idg. Sprache, hat aber durch Mischung mit vorderas. Sprachen manche fremde Elemente im Wortschatz und in suffixalen Elementen aufgenommen. Auch das Volk selbst scheint — wie übrigens alle idg. Völker — nicht einheitlicher Rasse gewesen zu sein; ein Herrschervolk, das sich selbst Arśi nannte, hat sich wohl über die eigentlichen Tocharer gelagert und ihnen die idg. Sprache gebracht (Ostasiat. Z. 8 S. 74ff. S. Feist). Auffallend ist, daß das Tochar. den westidg. Dialekten in Europa nähersteht als den räumlich benachbarten asiat.-idg. Sprachen; es gehört zur Gruppe der Kentum-, nicht der Satem-Sprachen (s. u.). Auch die Bildung der Zahlwörter stimmt mehr zum europ.-idg. Sprachgebrauch als zum Indo-Iranischen. Das Tochar. harrt noch seiner endgültigen Erschließung, da die im J. 1921 erschienene Ausgabe der Texte des Dialektes A noch nicht erschöpfend wissenschaftlich bearbeitet ist.

Ähnliche Schicksale wie das Tochar. scheint das Armenische (s. Armenier) erfahren zu haben. Es ist uns erst seit dem 5. Jh. n. C. bekannt und wurde

anfangs nicht als selbständige idg. Sprache betrachtet. Durch die Bewahrung der drei grundsprachlichen Vokale *a*, *e*, *o* stellt es sich zur europ. Gruppe der idg. Sprachen, verwandelt indes wie das Arische (und Balt.-Slav.) die ursprachlichen Palatale in Spiranten, gehört also zu den Satem-Sprachen. Wir wissen, daß die Vorfahren der heutigen Armenier erst im 7. Jh. v. C. in das kleinas. Hochland eingewandert sind, vermutlich als Kolonisten der gleichfalls idg. Phryger (s. d.), die einst (nach Herodot VII 73) als Nachbarn der Makedonen auf der Balkanhalbinsel saßen, vermutlich eng verwandt mit den gleichfalls idg. Thrakern (s. d.), denen auch die Geten oder Daker jenseits der Donau sprachlich nahestanden. Alle diese idg. Sprachen sind schon in den ersten Jahrhunderten n. C. untergegangen und wie das Illyrische am Adriatischen Meer (und noch weiter n.) vom Latein., Griech. und slav. Sprachen verdrängt worden (s. Illyrier B).

Die Südspitze der Balkanhalbinsel, die Inseln und die kleinasiatische Küste waren in historischer Zeit die Heimat des Griechischen (s. Griechen), das von Beginn seiner schriftlichen Überlieferung an in eine große Anzahl getrennter Mundarten zerfiel. Das Ionische, vornehmlich in Kleinasien, mit dem nahverwandten Attischen, der klassischen Sprache Griechenlands, in Attika; das Dorische im Peloponnes und auf einigen Inseln, besonders Kreta; das Achäische oder Äolische in Thessalien, Böotien und auf Lesbos, dem das Arkadische im Hochland des Peloponnes und das Kyprische nahestehen; endlich das Pamphylische, ein Mischdialekt, und das nw. Griech. in Epirus, Akarnanien und Ätolien. Erst in hellenistischer Zeit erfolgte wieder eine sprachliche Einigung aller Griechenstämme, als die griech. Gemeinsprache, die sog. Koine, die Literatursprache und bis zu einem gewissen Grade auch die Umgangssprache der griech. Welt wurde. Das Neugriech. ist die Fortsetzung der Koine, nicht der alten Dialekte. Das Griech. hat besonders im Vokalismus, zum größten Teil auch im Konsonantismus, vielfach in der Flexion die altertümlichen Verhältnisse der idg. Grundsprache oder wenigstens ihre direkten Auswirkungen erhalten. Im Wortschatz freilich ist es von der Sprache der kulturell überlegenen vorgriech. Bevölkerung stark beeinflußt worden. Ebenso haben die einziehenden Griechen zahlreiche Orts-, Fluß- und Gebirgsnamen von ihr übernommen, wie sich aus Übereinstimmungen mit entsprechenden kleinas. Namen ergibt.

Die heutigen Nachbarn der Griechen am Westrand der Balkanhalbinsel, die Albaner (s. d.) — sie selbst nennen sich Schkjiptaren — sprechen ebenfalls eine vom Idg. herstammende, wenn auch mit fremdartigen Elementen stark durchsetzte Sprache. Es ist unter den Sprachforschern strittig, ob das Alban. vom Illyr. oder Thrak. abstammt; vielleicht sind die beiden Schichten darin vertreten. Bekannt ist das Alban. erst seit dem 17. Jh. n. C. und daher nur in einem sehr fortgeschrittenen Stadium der Entwicklung.

Aus sehr alter Zeit dagegen ist uns das Italische (s. Italiker) bekannt, das (wie das Griech.) in eine Anzahl Mundarten zerfällt, die beträchtlich voneinander abweichen: das Umbrische, das Sabellische (besonders durch das Oskische bekannt), das Latein. in Latium, das schließlich die anderen Mundarten unterdrückt und sich als Sprache des Imperium Romanum außer in Italien über weite Gebiete Europas (Frankreich, die Iber. und die Balkanhalbinsel) ausdehnte und andere idg. Sprachen (Kelt., Illyr., Thrak.) oder nichtidg. Sprachen (Etrusk., Rät., Iber.) aufsog. Die Tochtersprachen des Latein. in seiner volkstümlichen Form sind die heutigen romanischen Sprachen.

Dem Ital. stand im Wortschatz und in den Flexionsformen das Keltische (s. Kelten) am nächsten. Von seinem ältesten Zweig, dem Gall., sind nur einige Inschriften und eine große Anzahl Orts-, Fluß-, Gebirgs- und Personennamen bekannt. Trotz seiner einstigen weiten Verbreitung auf dem europ. Festland ist heute nur noch ein dürftiger (und dazu nicht einmal ein bodenständiger, sondern von Britannien zurückverpflanzter) Rest in der Bretagne erhalten. Lebendig ist das Kelt. dagegen noch in Irland und in Wales sowie auf einigen Inseln (Isle of Man u. a.) und in abgelegenen Teilen Schottlands.

Beiden idg. Sprachen, dem Latein. wie dem Kelt., ist das Germanische (s. Germanen) eng verwandt. In der erst nach dem Siege des Christentums einsetzenden literarischen Überlieferung tritt es uns in allen seinen Mundarten gegenüber den älteren idg. Sprachen in sehr zerrüttetem Zustand entgegen. Doch diese Fortentwicklung scheint ziemlich rasch vor sich gegangen zu sein; denn in den freilich nur vereinzelten Runeninschriften älterer Zeit (3.—6. Jh. n. C.) auf nord. und dtsch. Sprachgebiet sind uns noch viel altertümlichere Formen erhalten. Zweifelsohne haben die Völkerverschiebungen seit dem 3. Jh. n. C. ein schnelleres Tempo in die Sprachentwicklung gebracht. Aber ein charakteristisches Kennzeichen des Germ. tritt uns schon in den genannten ältesten Inschriften entgegen: Die sog. Lautverschiebung, d. h. die Artikulationsveränderung bei fast allen Konsonanten, durch die stimmhafte Laute stimmlos, stimmlose Laute zu Spiranten werden. Durch die Lautverschiebung, die in geringerem Umfang auch in n. Gebirgsdialekten Indiens, im Tochar. und Armen., für einzelne Laute in fast allen idg. Sprachen auftritt, ist das Germ. scharf von allen idg. Schwestersprachen getrennt. Es ist schwer denkbar, daß die tiefeingreifenden lautlichen (und flexivischen) Änderungen eingetreten wären, wenn das Idg. sich auf dem germ. Gebiet ungestört weiter entwickelt hätte, obwohl nicht in Abrede zu stellen ist, daß ein Lautwechsel auch ohne äußere Einwirkung (spontan) eintreten kann. Da andererseits seit undenklichen Zeiten kein Bevölkerungswechsel in Nordeuropa eingetreten ist, so nehme ich an, daß das idg. Idiom den Germanen von irgendeinem selbst dem Namen nach verschollenen idg. Stamm des italo-kelt. Zweiges gebracht und von ihnen ihren altererbten Artikulationsgewohnheiten angepaßt wurde. Dazu gehörte auch ein Starkton am Wortanfang, der im Laufe der Entwicklung den beweglichen und musikalischen idg. Wortakzent ganz verdrängte.

Der älteste germ. Dialekt, der uns in literarischen Denkmälern entgegentritt, ist das Gotische (Ulfilas Bibelübersetzung), das in Handschriften des 6. Jh. aus Oberitalien vorliegt. Das ihm nächststehende Nordische (Altisländische) ist erst aus viel jüngerer Zeit bekannt; die Handschrift der Edda, der Codex regius, stammt aus der 2. Hälfte des 13. Jh. Doch ist die sprachliche Entwicklung des vom Weltverkehr abgelegenen N keine so schnelle gewesen wie in anderen germ. Ländern, wo auch die Mischungen verschiedener Völker der Sprache ihren Stempel aufgedrückt haben. Älter ist die Überlieferung des Angelsächsischen, dessen früheste Denkmäler dem 7. Jh. n. C. angehören; erst aus dem 9. Jh. stammen die ältesten umfänglicheren Denkmäler des Hoch- und Niederdeutschen. Die anderen Mundarten sind uns erst aus jüngerer Zeit bekannt.

An das German. schließt sich ostwärts die baltisch-slavische Gruppe an, die das jetzt ausgestorbene Altpreußische, das Lettische, Litauische, Polnische, Klein- und Großrussische, Ruthenische, Tschechische und das Südslavische als Hauptdialekte umfaßt (s. Baltische Völker, Slaven). Das Slav. wie das Balt. sind die altertümlichsten idg. Sprachen der Jetztzeit und stehen einander näher als irgendeiner anderen idg. Sprache. Im Wortschatz, in den Flexionsformen und besonders in der Akzentuation bewahren sie vielfach noch den für die idg. Ursprache vorauszusetzenden Zustand. Die jetzige weite Verbreitung der slav. Sprachen ist das Ergebnis einer jahrhundertelangen Expansion, die zu Beginn des Mittelalters zur Beherrschung Ostdeutschlands bis weit über die Elbe hin geführt hatte. Der Gegenstoß des Deutschen seit dem 12. Jh. hat das Slav. auf seine heutigen Grenzen zurückgedrängt; doch ist das Vordringen des Deutschen im 19. Jh. zum Stillstand gekommen.

Mit dem Slav. ist der Ring der idg. Sprachen Europas geschlossen, da es sich s. an das Griech. und das Armen. anlehnt. Es bleibt uns noch eine neuerdings als idg. angesprochene Sprache zu betrachten, das dem Armen. auch räumlich benachbarte Hettitische. Schon 1902 hatte J. A. Knudtzon die Sprache der beiden sog. Ar-

zawa-Briefe (aus den schon erwähnten Amarna-Funden) als idg. erklärt (hauptsächlich wegen eines Imperativs *eštu* „es sei" und einiger Übereinstimmungen in Suffixen). L. Messerschmidt hatte erkannt, daß dieselbe Sprache in den von H. Winckler in Boghasköj, der Stelle der Hettiterhauptstadt (Hatti; s. d.), aufgefundenen Urkunden in Keilschrift vorliege. Doch erst Fr. Hrozný versuchte energisch den Nachweis des idg. Charakters der hettitischen Sprache zu erbringen (F. Hrozný *Die Lösung des hethitischen Problems* MDOG 56 [1915] S. 17ff. und ausführlicher: *Die Sprache der Hethiter, ihr Bau und ihre Zugehörigkeit zum idg. Sprachstamm*; *Boghazköi-Studien* I [1917]). Sein Beweis stützt sich auf die gleichen Argumente wie der frühere Knudtzons, nur daß er über ein weitaus reicheres Material verfügt. Es sind im wesentlichen auffällige Übereinstimmungen in Pronominalstämmen und in Verbalbildungen, die Stützpunkte für die Hypothese des idg. Charakters des Hettitischen abgeben. Aber der Wortschatz ist nicht idg. Ein Forscher (ZDMG NF 1 S. 153ff. J. Friedrich) hat die sicheren idg. Bestandteile der bisher publizierten Texte zusammengestellt und im ganzen 14 (vierzehn) haltbare Etymologien ermittelt. Die Zahl hat sich inzwischen vermehrt, ist aber im Verhältnis zu dem bis jetzt bekannten hettitischen Wortschatz noch immer nicht sehr groß (Feist *Indogermanen und Germanen*[3] S. 123ff.). Das zu Anfang des 14. Jh. v. C. lebende Hettitische wäre also zugleich die älteste bekannte und am meisten mit fremdem Sprachmaterial (im Wortschatz wie auch in Suffixen) durchsetzte idg. Sprache, zerrütteter als das heutige Alban. oder Neupers. Es besteht noch eine Unsicherheit: Der Name hettitisch kommt der Sprache wohl nicht zu; die Hettiter sind die unterworfene Schicht, über die sich vermutlich eine arische Herren- und Kriegerkaste gelagert hat (also ähnlich wie die Tocharer und die Asianer-Arśi), deren eigenen Volksnamen man bis jetzt nicht kennt (ZDMG NF 1 S. 174ff. E. Forrer). Die Frage wird noch durch einen weiteren Umstand verwickelt: Das Hettit. ist nicht die einzige Sprache, die in den Boghasköj-Urkunden aufgetaucht ist. E. Forrer (SB. Preuß. Ak. 1919 S. 1029; dazu F. Hrozný *Boghazköi-Studien* 5 S. 24ff.) glaubt außer den schon bekannten noch 4 verschiedene Sprachen darin entdeckt zu haben, die sich in den Ritualgesängen bei der Anrufung der verschiedenen im Hettiterreich verehrten Gottheiten nachweisen lassen. So bietet das Hettitische trotz mancher idg. anmutender Bestandteile in Flexionsformen und im Wortschatz vorläufig noch ein großes Rätsel, dessen Lösung der Zukunft vorbehalten bleiben muß. S. Altkleinasiatische Sprachen § 2—10.

§ 6. Nachdem man die Vorstellung aufgegeben, das Ind. sei die Stammutter der idg. Sprachen, und sie alle als gleichberechtigte Glieder derselben Familie anzusehen gelernt hatte, erhob sich naturgemäß die Frage, ob nicht zwischen einzelnen von ihnen nähere Verwandtschaft bestehe, die eine Gruppierung der verschiedenen Sprachen ermögliche. August Schleicher war der Ansicht, daß neben der arischen (indoiran.) Gruppe eine germ.-slav.-lett. Gruppe anzunehmen sei, die auf eine nordeurop. Grundsprache zurückgehe. Diese sei zuerst aus der idg. Grundsprache ausgeschieden. Andererseits seien Latein., Griech. und Kelt. wieder enger verwandt und gingen auf eine südeurop. Grundsprache zurück, die mit der arischen Gruppe länger in Verbindung geblieben sei als mit der nordeurop. Grundsprache. Daneben fand die weitergehende Annahme eines engeren Zusammenhangs der nordeurop. mit der südeurop. Grundsprache in einer europ. Grundsprache auch ihre Anhänger (Joh. Schmidt, C. Lottner, Aug. Fick, Georg Curtius). Dieser Gedanke war besonders durch die räumliche Verteilung der idg. Sprachen naheliegend. Man stellte sich dabei die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen nach Art eines Stammbaumes vor; die genannten Gruppen bildeten die größeren vom Stamm sich abzweigenden Äste, die sich ihrerseits wieder in die Einzelsprachen verzweigten. Den systematischen Nachweis für diese Theorie und die ursprüngliche Spaltung in einen asiat. und einen europ. Zweig hat Aug. Fick in dem 1873 erschienenen Buch: *Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas* versucht. Das VIII. Kap.

trägt die Überschrift: Die Indogermanen Europas ehemals ein Volk. Die Gründe für diese Annahme waren: 1. die reiche Entfaltung des *e*-Vokals gegenüber dem ursprachlichen und arischen *a*; 2. die Entwicklung des *l* aus dem *r* der Ursprache gegenüber dem *r* der arischen Einheitssprache; 3. die Ausprägung einer reichen Fülle von Wortbildungen, der gemeinsame Besitz von mehreren Hunderten, teilweise höchst originellen Wörtern.

Doch schon bevor dies Buch erschien, hatte einer der früheren Verfechter derselben Theorie, Joh. Schmidt, seine Ansicht geändert und in einer 1872 erschienenen Schrift: *Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogerm. Sprachen* sich geäußert: „Wie Europa-Asien geographisch keine Grenzen haben, so schwindet auch die bisher gezogene scharfe Demarkationslinie zwischen den arischen und europ. Sprachen ... Wir sehen überall nur stufenweisen kontinuierlichen Übergang von Asien nach Europa ... Wollen wir nun die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen in einem Bilde darstellen, so müssen wir die Idee des Stammbaums gänzlich aufgeben. Ich möchte an seine Stelle das Bild der Welle setzen, welche sich in konzentrischen, mit der Entfernung vom Mittelpunkt immer schwächer werdenden Ringen ausbreitet." Die „Wellentheorie" Joh. Schmidts hat seitdem die Wissenschaft beherrscht und äußerst fruchtbar (auch auf die Dialektologie der lebenden Sprachen z. B.) gewirkt.

Inzwischen ist dank der Forschungen H. Hübschmanns das Armen. als selbständige idg. Sprache in Kleinasien erkannt worden, und da es sich mit seinem Vokalsystem an die europ., nicht an die arischen Sprachen anschließt, mußte die Ansicht von einer Trennung der idg. Sprachen in eine asiat. und in eine europ. Gruppe aufgegeben werden.

An ihre Stelle trat eine neue Erkenntnis, die von dem italien. Sprachforscher G. J. Ascoli, dem Franzosen L. Havet und dem schon genannten A. Fick begründet und von noch anderen Gelehrten später weiter ausgebaut wurde, die Tatsache nämlich, daß alle idg. Sprachen nach der Entwicklung der ursprachlichen Palatallaute (d. h. *k*-ähnliche, am harten Gaumen artikulierte Laute) in zwei Gruppen zerfallen: die Kentum- und die Satem-Sprachen. (Diese Benennungen stammen von P. v. Bradke *Methode und Ergebnisse der arischen Altertumswissenschaft* 1890 S. 63.) Sie werden mit diesen Worten, die im Latein. und Iran. „Hundert" bedeuten, benannt, um an einem charakteristischen Beispiel die verschiedenartige Wiedergabe der idg. Palatallaute in den beiden Gruppen zu kennzeichnen: in der Kentum-Gruppe bleiben die Palatallaute (die übrigens hier mit den Gutturallauten zusammenfallen) erhalten, während sie in die Satem-Sprachen zu Spiranten (Zischlauten) werden. Was die geographische Lage der beiden Gruppen betrifft, so ist die Kentum-Gruppe in West- und Südeuropa, die Satemgruppe in Osteuropa und Asien beheimatet. Jene umfaßt das Kelt., German., Latein., Alban. und Griech.; diese das Slavo-Lett., Armen., Iran. und Ind.

Diese Gliederung galt jahrzehntelang als sicherste Errungenschaft der Indogermanistik. Dann hat im J. 1908 die Entzifferung des Tochar. eine Bresche in das anscheinend festgefügte System geschlagen. In dieser Sprache sind die idg. Palatallaute wie in der westeurop. Gruppe erhalten: toch. A. *känt* hundert wie lat. *centum*; *ku* Hund wie gr. κύων gegenüber ai. *śvā*, av. *spā* usw. Sehen wir die idg. Abstammung des Hettitischen als glaubhaft an, so würde das bis jetzt herrschende Einteilungsschema der idg. Sprache eine weitere Einbuße erleiden. Denn während man bisher der Ansicht war, daß die Labiovelaren des Idg. (*u*-haltige Gutturallaute) nur auf ital., kelt. und german. Boden erhalten seien, taucht hier ein dem lat. *quis* entsprechendes Pronomen *kuiš* „welcher" auf.

Offenbar sind die aus idg. Mundarten hervorgegangenen späteren Einzelsprachen doch mehr durcheinander gerüttelt worden, als man bisher anzunehmen gewohnt war, wo man an langsame, wellenförmige Ausbreitung dachte. Die neuen Entdeckungen der letzten Jahre zeigen, daß eine Schematisierung der Verteilung der idg. Sprachen vorläufig aufgegeben werden muß.

§ 7. Wenn wir zunächst die Tatsachen, die uns im Lichte der Geschichte entgegentreten, ins Auge fassen, so beobachten wir, wie idg. Sprachen einerseits nichtidg. Spra-

chen verdrängen, andererseits wie eine idg. Sprache sich über eine andere idg. Sprache lagert. Wie sehen, wie das Etrusk. in Italien, das Rät. in den Alpenländern, das Iber. in Spanien usw. von dem Latein. verdrängt werden, wie das Griech. die Sprachen der Urbewohner der Ägäis aufgesaugt hat oder in neuer Zeit das Russ. zahlreiche finno-ugr. oder turko-tatarische Sprachen zurückdrängt. Daneben steht das Zurückweichen einer idg. Sprache vor einer anderen: Das Kelt. weicht dem Latein. in Oberitalien und Gallien, dem German. in Mittel- und Süddeutschland sowie in England; das Makedon., Thrak., Phryg. dem Griech. auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien usw. In vorgesch. Zeit werden die Sprachverschiebungen nicht anders vor sich gegangen sein. Die idg. Kolonisten oder Eroberer zogen wohl selten in menschenleere Gegenden ein, sondern stießen zumeist auf die Vorbewohner des neubesetzten Landes, die unterworfen und sprachlich assimiliert wurden. Die Fälle, wo das Ergebnis das umgekehrte war, indem die idg. Schicht in der älteren, bodenständigen Schicht auch sprachlich untertauchte, was wohl zuweilen geschehen sein wird, kommen natürlich nicht zu unserer Kenntnis; in rassenhafter Hinsicht ist es überall so gewesen, wenn die idg. Ankömmlinge überhaupt reinrassig waren, was zweifelhaft ist. Manche idg. Sprache mag schon in vorgesch. Zeit spurlos untergegangen sein, ohne daß uns auch nur ihr Name überliefert ist, wie es bei dem seit dem Ausgang des Altertums untergegangenen Thrak., Phryg., Makedon., Illyr., Skyth. der Fall ist.

Der Verlauf der sprachlichen Aufsaugung Europas und großer Teile Asiens durch die idg. Sprachen ist kein gradliniger gewesen. Die Wellentheorie Joh. Schmidts (s. o.) ist nicht so aufzufassen, daß die ausschwärmenden idg. Stämme sich wie die Meereswellen ungestümer oder sanfter in konzentrischen Kreisen von ihrem Ausstrahlungspunkt her ausgebreitet hätten, sondern sie ist nur in dem Sinne als sprachliche Erscheinung zu werten, als gleichartige Entwicklungen sich von einem Mittelpunkte aus wellenförmig ausdehnten. Sie greifen nicht selten von einem Sprachgebiet auf das andere hinüber, umfassen einen Teil seiner Angehörigen, während sie andere unberührt lassen. So teilt das Ital. die Labialisierung der idg. Labiovelaren in einigen Mundarten (z. B. osk. *Puntius* = lat. *Quintus*) mit dem Gall. und Britann., also kelt. Mundarten (abrit. Stadtname Πετουαρία, gall. *petor-ritum* vierrädriger Wagen gegenüber ir. *cethir*, lat. *quattuor* vier). Offenbar ist dieser Lautwandel in vorhist. Zeit in einem Punkt des italo-kelt. Sprachzweiges aufgetreten und hat sich in beiden idg. Sprachen verbreitet, ohne sie in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Die Welle verläuft sich, wenn ihre Kraft erloschen ist. Die früher benachbarten Mundarten der beiden Gruppen werden aber im Laufe der Zeit weit voneinander verschlagen; der räumliche Zusammenhang hört auf, nur der gleichartige Lautwandel verrät ihn uns noch nach langer Zeit.

Im fernen Asien, in Ostturkestan, lebte bis vor über 1000 Jahren eine idg. Sprache, das Tochar., das mit dem Kelt. und Latein. die Eigenart einer Verbalform darbietet, die sonst auf dem ganzen idg. Sprachgebiet nicht vorkommt: die mediopassiven Verbalformen auf *-r* (lat. *nascitur*, air. *gainithir*, toch. B. *cmetär* wird geboren). Liegt hier auch eine Spur ursprachlicher Sonderentwicklung eines räumlich begrenzten Teiles der idg. Mundarten vor oder selbständige Weiterentwicklung von Keimen, die in der idg. Grundsprache vorhanden waren? Im ersteren Fall wäre das Tochar. ganz aus seinem ursprünglichen Zusammenhang gerissen, und es wäre entweder das Tochar. oder das Italo-Kelt. weit von den Ursitzen verschlagen worden. Übrigens weist auch das Hettitische solche mediopassiven Präsensformen auf *-r* auf (vgl. zuletzt Odé *De uitgangen met R van het Deponens en het Passivum in de indo-europ. talen* 1924).

Eigenartig ist andererseits die Erscheinung, daß eine nordeurop. idg. Sprache, das Lit., in der Flexion, der Betonung und z. T. auch im Wortschatz dem Zustand der erschlossenen Ursprache noch heute sehr nahesteht, näher als das benachbarte Russ. Ist das Lit. etwa in unmittelbarer Nähe der Ursitze geblieben? Aber gleich w. stößt es an das Germ., das schon zu Beginn seiner Überlieferung zu den am

meisten fortgeschrittenen idg. Sprachen zählt, da das Lautsystem und die Flexionsformen sehr zerrüttet sind und der Wortschatz mit vielen nicht idg. Elementen durchsetzt ist. Wie erklärt sich diese ganz entgegengesetzte Entwicklung? Beim Lit. Erhaltung ursprachlicher Zustände bis auf den heutigen Tag; bei dem Germ. Zerfall seit seinem ersten Auftreten in literarischer Überlieferung! Wir haben oben eine Erklärung für die Entwicklung des Germ. zu geben versucht; aber auf die Frage, weshalb das Lit. sich so hoch altertümlich erhalten hat, können wir keine Antwort geben.

Wenn sich das Idg. über vorher andersprachige Länder ausdehnte, verlor sich der alte Zusammenhang mehr und mehr; an Stelle des einen Mittelpunktes traten viele neue Ausstrahlungsgebiete. Die Sprachen dieser Zentren weisen gewisse Eigentümlichkeiten auf, die sie von den benachbarten idg. Sprachen scharf trennen. Diese sekundären Spracheinheiten bezeichnet man als das Urarische, das Urgriechische, das Uritalische, das Urgermanische usw. Die neuen Spracheinheiten, die sich z. T. aus dialektischen Verschiedenheiten der Ursprache herausbildeten — genau erweisen läßt sich dies nicht —, zerfielen dann ihrerseits infolge ihrer Ausbreitung über neues Landgebiet in Mundarten, die ihren eigenen Entwicklungsgang gehen. Verkehrsmittelpunkte oder religiöse Zentren müssen den Herd der Sonderentwicklung gebildet haben; Verkehrshindernisse (Flußläufe, Wälder, Gebirge, Wüste) oder politische Grenzen hemmten ihre Verbreitung. Die Annahme, daß die Ausbreitung der idg. Sprachen in kontinuierlichem Zusammenhang erfolgte, ist nach dieser Darstellung natürlich nicht statthaft; wenn sich in hist. Zeit zwei idg. Sprachgebiete berühren, wie das Griech. und Thrak., das Kelt. einerseits mit dem Ital., andererseits mit dem Germ., dieses mit dem Lit. und Slav., so haben wir uns den Vorgang so zu denken, daß die unmittelbare Nachbarschaft der oft ganz verschiedenartigen Sprachen erst eine junge Erscheinung ist. Infolge der räumlichen Berührung und des sich hieraus entwickelnden Verkehrs entstehen nun neue Gemeinsamkeiten, besonders im Wortschatz, doch auch in den Flexionsformen zwischen den nunmehr benachbarten Sprachen. Vieles davon wird auch aus der gemeinsamen Quelle, der Sprache der voridg. Bevölkerung eines bestimmten Gebietes herrühren. Dieser Faktor ist in seiner Bedeutung noch lange nicht ausreichend gewürdigt (einige Beiträge für Südosteuropa von A. Cuny Rev. des ét. anc. 12 S. 154ff., 14 S. 262ff.; A. Meillet *Aperçu d'une hist. de la langue grecque* 57, 63; älter P. Kretschmer *Einl. in die Gesch. d. griech. Spr.* 289ff.), kann auch schwer richtig eingeschätzt werden, da uns die voridg. Sprachen Europas nur an einzelnen Stellen bekannt sind (Etrusk., Iber., Bask.) und nur aus ihren Einwirkungen auf die sie verdrängenden idg. Sprachen beurteilt werden können (S. Feist *Indogermanen und Germanen*[3] 1924 S. 38ff.). Schwerlich aber wird sich der von den russ. Gelehrten N. Marr und Fr. Braun in die Diskussion geworfene Gedanke der engen sprachlichen Verwandtschaft der kaukas. Sprachen, des Etrusk., Iber. und Bask. und ihre Einreihung in einen ganz Europa in voridg. Zeit umfassenden „japhetitischen" Sprachstamm (Fr. Braun *Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen* 1922; N. Marr *Der japhetitische Kaukasus* 1923) bewähren. Aus den in Aussicht gestellten weiteren Veröffentlichungen auf diesem Forschungsgebiet dürfen wir kaum neue Einblicke in die Geschichte der Indogermanisierung Europas erwarten. Denn wir haben allen Analogien (Kleinasien, Indianersprachen, Afrika) zufolge im voridg. Europa nicht ein einheitliches, sondern ein vielzerklüftetes Sprachgebiet anzunehmen, das erst nach und nach im Laufe der Jht. vereinheitlicht worden ist, wenn man die heute bereits wieder sehr differenzierten verschiedenen idg. Sprachen noch als Einheit auffassen will. S. a. die Artikel über die idg. Einzelsprachen, Altkleinasiatische Sprachen, Finno-Ugrier B, Semiten B. S. Feist

B. Anthropologie. I., ein aus der vergleichenden Sprachwissenschaft übernommener Ausdruck, der vielfach zur Bezeichnung der blonden nordeurop. Rasse benutzt wird (*Homo europaeus*; s. d.), was aber zu Mißverständnissen Anlaß geben kann, da sich in den meisten, einst von

Nordeuropäern besiedelten Gebieten Rasse und Sprache längst nicht mehr decken, d. i. die nordeurop. Träger der idg. Sprachen der Bastardierung erlagen. Reche

Indogermanen in Vorderasien. Durch die Boghasköj-Texte sind die idg. Hettiter (s. d.) und Mitanni (s. d.) in den Vordergrund des Interesses gerückt. Bei Beginn der idg. Völkerwanderung (ca. 2000 v. C.) saßen in Ostkleinasien die Protohattier, ö. und sö. von ihnen die Subaräer; über sie ergoß sich eine zwiefache idg. Invasion. 1. Die Westwelle bildeten die Hettiter, die um 1900 v. C. unter Muršiliš I. dem babyl. Reiche der Ḫammurabi-Dynastie ein Ende bereiteten, dann aber allmählich nach Kleinasien zurückfluteten und damit Babylonien den den Elamiern verwandten Kassiten überließen. — Das Hettitische, von dem sich noch das Luwische abgespalten hat, gehört zur Gruppe der sog. Kentum-Sprachen. — 2. Eine zweite idg. Wanderung drang von O her vor; ihre ersten Spuren lagen bereits in indischen oder doch wenigstens arischen Personennamen in Amarnabriefen vor; sodann brachte der Boghasköj-Fund (s. Hatti) Vertragsurkunden, in denen unter den Göttern des Mitanni-Staates Mitra, Indra, Varuna und die Našatia genannt werden, ferner Teile eines „Handbuches" über Wagenrennen mit echtindischen Sportfachausdrücken; ebenfalls aus Mitanni. — Wie es scheint, ist der Druck dieser ö. Wanderungsgruppe bis nach Ägypten hin fühlbar geworden in der sog. Hyksoszeit (s. Hyksos). — Die von den genannten idg. Völkern gegründeten Staatengebilde gingen im 14.—13. Jh. zugrunde: das Hettiterreich durch die idg. Thrako-Phryger (s. Kleinasien B, Phryger, Thraker), Mitanni durch die Assyrer (s. d. A).

Einer neuen Wanderungsschicht gehören die seit dem 10./9. Jh. v. C. in dem später nach ihnen Medien benannten Ländergebiet nachweisbaren Meder an; ferner die oft unter dem Sammelnamen der „Manda-Horden" (s. d.) zusammengefaßten Kimmerier und Skythen (Tf. 12; s. Kimmerier und Skythen in Vorderasien). Besteht ein Zusammenhang zwischen Mitanni und Manda bzw. Medern? S. a. Altkleinasiatische Sprachen.

A. Ungnad *Die ältesten Völkerwanderungen Kleinasiens* 1923; F. Hrozný *Die Sprache der Hethiter* 1917; MDOG 35 S. 56, 58, 61, 63 Winckler. O. Schroeder

Indogermanen und Finnen s. Finno-Ugrier B § 8f., 24.

Indo-Iranier s. Indogermanen A § 5, Iranier.

Ingävonen s. Germanen B § 5.

Ingling (Oberösterreich). Fünfzehn Goldmünzen, untereinander angeblich ganz gleich, mit kelt. Torques und halbkreisförmigem Wulst mit Endkugeln wurden hier angetroffen. Es handelt sich um einen spätlatènezeitl. Schatzfund, von dem offenbar nicht der Gesamtbestand erfaßt werden konnte.

A. Mahr *Die La Tène-Periode in Oberösterreich* Mitt. präh. Kom. II 318f. G. Kyrle

Inkrustation s. Einlage.

Inlandeis s. Diluvialgeologie.

Innsbruck (Tirol). Am Berge Isel wurde bei Anlage des Militärschießstandes 1844 und 1858 ein großer Depotfund angetroffen, der besonders eine oberständige Lappenaxt, Rasiermesser, zahlreiche Ringe, darunter einen Scharnierbuckelring, Roll-, Scheiben- und Kugelkopfnadeln, Bogen-, Kahn- und Hörnchenfibeln, Gürtelbleche, Tutuli, Gußseelen, Gußfladen und Schlackenstücke, Zistentraghenkel und anderes Bruchmetall sowie wenige keramische Überreste ergab. In dem ganzen Fundkomplexe befinden sich auch eine Reihe röm. Bronzen. Es sind offenbar zwei Inventare, die aus verschiedenen Fundplätzen stammen, vereinigt worden und, da Fundaufschreibungen fehlen, nicht mehr sicher zu trennen. Die präh. Funde reichen typol. vom Ende der BZ bis zum Ende der HZ. Wie sie sich auf die beiden Fundplätze aufteilen, ist nicht mehr zu sagen.

G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreichische Kunsttopographie (im Erscheinen). G. Kyrle

Inselidol s. Idol B, C.

Instinktive Therapie s. Therapie.

Intarsia s. Einlage.

Interglazialfauna s. Diluvialfauna § 6, 7.

Interglazialflora s. Diluvialflora § 3.

Interglazialperioden s. Diluvialgeologie § 6—8.

Interpluvialperioden s. Diluvialgeologie § 9.

Intiu s. Antiu.

Inzest s. Blutschande.

Ipswich (Südengland). Im J. 1911 wurde in einer Lehmgrube unweit London durch Reid Moir ein Skelett gefunden. In gleicher Tiefe lagen Steingeräte von etwas fortgeschrittnerem Typ, als sie das Moustérien aufweist. Der Schädel ist ausgesprochen lang und verhältnismäßig klein. Aus den langen Knochen wurde eine Körpergröße von etwa 177 cm errechnet. Der Fund dürfte zur Rasse des „Lößmenschen" (*Homo Aurignaciensis* [Klaatsch]; s. d.) gehören. Das geol. Alter ist unsicher. Von dem Entdecker wird angenommen, daß die Fundschicht in der Haupteiszeit gebildet wurde, also sehr alt ist, nach anderen Autoren ist die Schicht sehr viel jünger.

Pol. Anthrop. Rev. 1912 S. 386ff. Wilser; G. Schwalbe *Die Abstammung des Menschen* usw. in *Anthropologie* 1923 S. 293. Reche

Iran. A. Paläolithikum. Das hauptsächlich das heutige Persien umfassende Hochland von Iran lieferte bis zur Stunde noch keine nennenswerten paläol. Funde.

Rev. d'Anthrop. 17 (1907) S. 213ff. J. de Morgan. H. Obermaier

B. Jüngere Perioden s. Medien, Persien B.

Iranier. A. Archäologie und Sprache s. Indogermanen A § 5, Kaukasische Völker B, Kaukasus, Meder A, Perser A, Skythen.

B. Anthropologie. Zusammenfassender Name für Perser, Meder, arische Inder und ihre Verwandten: eine der nord. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.) entstammende, hellhäutige, blonde Herrenschicht, die das von einer dunklen Urbevölkerung bewohnte Land eroberte und durchsetzte. Von dieser dunklen Urbevölkerung kennt man nur einige Namen. Zu ihr sollen die Elamiten im SW, die Cossaei und Susiani in Medien und die Tapuri, Amardi, Cadusii, Gelae, Albani, Caspii am Caspi-See gehört haben; vielleicht auch die Colchi, von denen berichtet wird, daß sie braune Haut und krauses Haar hatten. Möglicherweise handelt es sich um Negroide, Verwandte der wahrscheinlich negroiden Urbevölkerung Babyloniens.

E. Meyer *G. d. A.*[3] I 2 S. 876 ff. u. 897; G. Huesing *Völkerschichten im Iran* MAGW 46 (1916) S. 199 ff.; J. Strzygowski *Altai-Iran und Völkerwanderung* 1917. Reche

Iranier und Finno-Ugrier s. Finno-Ugrier B § 8, 24.

Irland s. Großbritannien und Irland.

Isarci s. Räter.

Ischâra, Tell s. Tirqa.

Ischtar s. Ištar.

Isel (Berg) s. Innsbruck.

Isin. Altbabyl. Stadt am Euphrat bzw. einem davon abgeleiteten Kanal, dem „Gulakanal", Ortslage noch nicht wiederentdeckt. Man vermutet sie entweder in dem 18 km n. von Nippur (s. d.) belegenen Tell Ziblîje (so Meissner) oder aber in einem Hügel Bahriyât (so Clay). Die Stadtgottheit war *Ninni* oder *Nin-Isina* („Herrin von I."), die später mit *Ninkarak* gleichgesetzt und als Erscheinungsform der Heilgöttin *Gula* betrachtet wurde; den Stadttempel *Êgal-maḫ* restaurierte zuletzt Ḫammurabi.

Nach dem Sturz der Dyn. von Ur (2357 v. C.) erhoben sich in Isin und in Larsa neue Dyn., zwischen denen ständiger Kampf um die Vormachtstellung herrschte. Die sog. „Dyn. von Isin" zählt 16 Herrscher mit insgesamt $225^1/_2$ Regierungsjahren (2356—2131 v. C.); die offizielle Titulatur lautet „König von Isin, König von Sumer und Akkad", daneben wird die Herrschaft über Nippur, Ur, Eridu und Uruk durch entsprechende Wendungen betont. Wie aus Kultliedern ersichtlich ist, legten sich die Herrscher von I. schon bei Lebzeiten göttliche Würde bei.

Der erste König war Išbi-Irra, dessen Geschlecht in direkter Folge bis zum 5. Lipit-Ištar regierte. Der 16., letzte Herrscher namens Damiḳ-ilišu erlag dem anscheinend gemeinsamen Ansturm des Rîm-Sin von Larsa und Sinmuballiṭ von Babel; damals scheint die Stadt verwüstet, die Bevölkerung nach Larsa verbracht worden zu sein. Rîm-Sin regiert 31 Jahre hindurch „nach der Eroberung von Isin", bis er selbst durch Ḫammurabi gestürzt wurde, der Isin neu besiedelte. Nach dem Datum des 37. Jahres Ammiditânas scheint Isin noch einen Aufstandsversuch gemacht zu haben; damals wurden die von Damiḳ-ilišu gebauten Mauern zerstört. I. wird später noch in kassit. Inschriften (1300ff.) genannt als *I-si-in*, *I-ši-in* oder *I-šin*. Ein kassit. Siegelzylinder der Slg. Morgan

(Nr. 125; s. Glyptik C) erwähnt einen *Iriba-Marduk* als Sproß der Dyn. von I. Von 1170—1039 regierte die 2. Dyn. von I. über Babylonien. Sin-mušallim war im 2. Jahre des Königs Ninurtakudurriussur Statthalter von I., Enlil-šumi-ibni dgl. im 20. Jahr des Nabuaplaiddina (um 870; King *Babyl. Boundary Stones* S. 58, 105ff.). In späterer Zeit spielt I. keine Rolle mehr.

Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1881 S. 225; OLZ 1917 S. 140ff. Meissner; ZDMG 1920 S. 423ff. Ungnad; Clay *A Hebrew deluge story in cuneiform* 1922 S. 86; Journ. R. Asiat. Soc. 1922 S. 430 Clay. O. Schroeder

Isis s. Religion C.

Isnello-Kultur, Äneolithische. § 1. Wenn das unter der Obhut von P. Orsi stehende Südostsizilien von diesem unermüdlichen Forscher in jedem Winkel untersucht ist, so daß wir heute wohl sagen können, daß wir seine Vorgeschichte nicht nur in den großen Linien, sondern auch in den Einzelheiten kennen, so ist das Gegenteil bei der anderen Hälfte der Insel der Fall, wo nur von Zeit zu Zeit und auch nicht immer kontrollierte Zufallsfunde gemacht worden sind.

Immerhin hat sich herausgestellt, daß zwischen dem einen und dem anderen Teil der Insel kein vollkommener Parallelismus in der Entwicklung besteht.

Dieser Umstand findet unserer Ansicht nach eine einleuchtende Erklärung in der geographischen Lage der Insel zwischen dem ö. u. w. Teile des Mittelmeeres.

§ 2. Die äneol. Sikuler (s. d. A) haben frühzeitig ihre Herrschaft über die Insel ausgedehnt. Ihr Zentrum lag im SO. Von dort schoben sie sich gegen W und drangen ins Innere ein, wie uns dies die gewaltige Grabanlage von Vallelunga zeigt. Vor allem rückten sie aber längs der Südküste vor, legten starke Befestigungen in der Prov. Girgenti an und drangen bis in den entferntesten Teil der Prov. Trapani. Die Ausdehnungskraft ihrer Kultur wird je weiter nach W immer schwächer. Dies kann natürliche Gründe haben, aber es kann auch durch besondere Verhältnisse bedingt sein, die im folgenden angedeutet werden sollen.

§ 3. Einige Schatzsucher gruben in der Grotte von Il Fico, die im Tale von Isnello, nahe bei Cefalù, liegt. Sie fanden dort in T. von über 1 m eine große Steinplatte, unter der in einer Grube etwa 100 Skelette aufgehäuft lagen. Die Knochen wurden großenteils umhergeworfen, entgingen aber der Vernichtung. Weiter wurden dort gehoben: Messer und Schaber aus Obsidian, drei oder vier gut gearbeitete Steinperlen von einer Halskette, ein Ring ebenfalls aus Stein von 7 cm Dm mit Grübchen in gleichen Abständen, einige in der Mitte durchlochte Steinscheibchen, ein Knopf aus Bein mit konvergierenden Löchern, ein birnenförmiger Keulenkopf aus Marmor mit bikonischer Durchlochung in der Mitte, zwei andere Keulenköpfe, ebenfalls aus Marmor, und endlich zwei Stückchen Kupfer in Form unregelmäßiger Sechsecke, die $^1/_2$ cm br. und poliert waren. Außerdem kamen daselbst 8 Tongefäße zutage. Sie waren ohne Anwendung der Scheibe roh geformt und am offenen Feuer gebrannt. Verzierungen trugen sie nicht (Atti della Società Romana di antropol. 8 [1891] H. 3 V. Giuffrida-Ruggeri.)

§ 4. Von einer anderen, in verschiedene Galerien geteilten natürlichen Grotte in der Gemeinde Isnello berichtet uns L. Failla Tedaldi (Rivista ital. di scienze naturali 11 [1891] H. 7, 16 [1896]; Bull. Paletn. Ital. 17 [1891] S. 188, 22 [1896] S. 304). Das Erdreich war tiefhin von Schatzsuchern durchwühlt. Als man in einer noch nicht gestörten Ecke nachgrub, fanden sich fünf menschliche Schädel, viele Knochen, einige davon gespalten und verbrannt, zwei Obsidianmesser, ein Instrument aus Quarzit, eine roh aus der Hand gearbeitete Tonvase ohne jedes Ornament, eine Steinperle und neben einem Schädel ein roh gearbeiteter kupferner Dolch mit zwei Löchern an der Basis und eine viereckige *verghetta* von dem gleichen Metall.

§ 5. Diese beiden Zufallsfunde machen uns mit der Hinterlassenschaft einer Bevölkerung bekannt, die schon aus dem Neol. hinausgeschritten war. Das Vorkommen von Kupfergegenständen, die durchlochten Keulenköpfe und die vielen Schmucksachen sprechen dafür. Aber das Fehlen der charakteristischen künstlichen Grotten a forno und der typischen bemalten Keramik, welche immer, auch in den bescheidensten Grabanlagen der Sikuler zu finden ist, geben uns die Gewißheit, daß wir es hier mit ihnen nicht zu tun haben.

Welches die Bevölkerung dieser äneol. Station von Isnello war, können wir nicht sagen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich hier um dieselbe neol. Bevölkerung handelt, die ihre Kultur unter dem Einfluß von Kulturströmungen aus dem w. Mittelmeer umwandelte. Aber da systematische Ausgrabungen nicht angestellt sind, ist es untunlich, Hypothesen zu formulieren, die durch Tatsachen umgestoßen werden könnten. Corrado und Ippolito Cafici

Isopata. Örtlichkeit n. von Knossos, wo an einem Hügelhange die reichsten bisher gefundenen kret. Gräber, vor allem das sog. Königsgrab von I. ausgegraben wurden. S. Grab C, Kreta B. G. Karo

Israeliten.

§ 1. Name. — § 2. Gliederung. — § 3. Geschichtliche Anfänge.

§ 1. Der Name Israel (hebr. *Jisrā'êl*) ist wie ein Personen- oder Ortsname gebildet (vgl. ZfSemit. 3 [1925] S. 194ff. W. Caspari) und wird denn auch Gen. 32, 29 als zweiter Name des isr. Stammvaters Jakob aufgefaßt und erklärt (Volksetymologie: 'Der mit Gott streitet', richtiger wohl: 'Gott streitet'; vgl. Caspari a. a. O. gegen ZfAlttestWiss. 34 [1914] S. 1ff. Ed. Sachsse). In der Regel aber dient Israel als Name eines sem. Volkes, das in der 2. Hälfte des 2. Jht. v. C. von der Wüste her große Teile des paläst. Kulturlandes besetzte, und als Bezeichnung eines von diesem Volke dort gebildeten Staates, der etwa von 1000 —722 v. C. bestand. Durch die Identifikation von Israel mit Jakob verknüpft die Überlieferung des AT den Anfang der isr. Volksgeschichte mit der sagenhaften Familiengeschichte ihrer Ahnherren Abraham, Isaak und Jakob, in deren genealogischen Zusammenhängen das Bewußtsein der I. von ihrer Verwandtschaft mit den benachbarten Edomitern, Moabitern und Ammonitern, weiterhin mit Aramäern und Arabern zum Ausdruck kommt (Gen. 11, 10ff.; 19, 30ff.; 22, 20ff.; 25, 1ff., 12ff.; 26, 34f.; 36), während die ältere Bevölkerung Palästinas völlig von ihnen getrennt erscheint. In der Tat bilden die I. mit ihren Verwandten eine besondere Gruppe innerhalb der sem. Völkerwelt und haben das geschichtliche Leben der Länder, die sie besetzten, kräftig umgestaltet.

Vgl. die Artikel über die genannten Nachbarvölker der I.

§ 2. Das Volk Israel gliedert sich in Stämme, die genealogisch als Söhne Jakobs bezeichnet werden (Gen. 29ff. u. o.). Das herrschende Schema, das zwölf Stämme nennt (zur Zwölfzahl vgl. E. Szanto *Die griech. Phylen* Sitzungsber. Wiener Akad. ph.-h. Kl. 144, 5 [1902] S. 40ff.), ist wohl erst nach der Landnahme in Pal., sicher aber vor der Staatenbildung entstanden. Stämme, die frühzeitig ihre politische Selbständigkeit verloren, sind hier noch voll berücksichtigt (Ruben, Simeon, Levi); andere, die sich nach der Ansiedlung in ihre Untergruppen auflösten, erscheinen noch als Einheit (Joseph = Ephraim und Manasse). Innerhalb dieses Schemas ist sodann eine Gruppierung der Stämme vollzogen durch Ableitung ihrer Heroes eponymi von verschiedenen Müttern: Lea und Rahel als Jakobs Hauptfrauen, Zilpa und Bilha als deren Sklavinnen; die Stämme erscheinen also z. T. als nicht vollbürtig, womit ein Urteil über ihre politische und wohl auch ethnische Stellung ausgesprochen wird (die halbbürtigen Stämme sitzen an den Rändern des isr. Wohngebiets in Pal.). Bei der Rahel- und bei der Bilha-Gruppe entspricht der genealogischen Verknüpfung ein territorialer Zusammenhang der Stammesgebiete: Rahel (Joseph und Benjamin) in der Mitte des Westjordanlandes (von Jerusalem bis zur Jezreel-Ebene), Bilha (Naphtali und Dan) in seinem N (Galiläa — wenigstens nach der Übersiedlung Dans dorthin: Ri. 1, 34; 18). Um so auffälliger ist es, daß die ungewöhnlich große Gruppe der Lea-Stämme territorial ganz zerrissen ist: Issachar und Zebulon im N (Untergaliläa; anschließend Asser als Sohn von Leas Sklavin Zilpa), Ruben, Simeon (Levi hat als Priesterstamm kein eigenes Gebiet), Juda im S, w. und ö. des Jordans (an Ruben schließt sich der Zilpasohn Gad). Aus diesem eigentümlichen Tatbestand und aus anderen Symptomen, die hier nicht besprochen werden können, hat man wohl richtig auf zwei Stadien der Einwanderung geschlossen: die Lea-Stämme scheinen zuerst in das Kulturland gekommen zu sein und sich in diesem von Judäa bis Galiläa ausgebreitet zu haben; aber das Mittelstück

ging ihnen wieder verloren (vgl. Gen. 34; 49, 5f.), so daß sich später die Rahel-Stämme dort wie ein Keil einschieben konnten. Wieweit die Sagen von Abraham, Isaak und Jakob ursprünglich zu einzelnen dieser Stammesgruppen gehören (in der Überlieferung erscheinen sie als isr. Gemeingut), ist kaum auszumachen, soweit nicht ihr Haften an bestimmten Örtlichkeiten Fingerzeige gibt; deutlich ist hingegen, daß sich die Erinnerung an den Aufenthalt in Ägypten und an die Einwanderung nach Pal. unter Josua von Hause aus nur auf die Rahel-Gruppe bezieht.

ZfAlttestWiss. 21 (1901) S. 1ff. B. Luther; C. Steuernagel *Die Einwanderung der isr. Stämme in Kanaan* 1901; O. Procksch *Das nordhebr. Sagenbuch* 1906 S. 331ff.; Ed. Meyer *Die Israeliten und ihre Nachbarstämme* 1906 S. 207ff.; ZfAlttestWiss. 30 (1910) S. 1ff. H. Greßmann; C. F. Burney *Israel's Settlement in Canaan* 1918.

§ 3. Die isr. Überlieferung weiß noch von dem halbnomadischen Leben der Ahnen an den Rändern des Kulturlandes, besonders im S Pal. (vgl. Gen. 26), und betrachtet als grundlegendes Ereignis der Volksgeschichte den Zusammenschluß der Stämme unter Mose in dem „Bund" am Sinai, der Jahwes Anerkennung als Nationalgott bedeutet (s. Jahwe). Ob dieser Bund von Anfang an alle zwölf Stämme umfaßte, wie die Überlieferung als selbstverständlich annimmt, ist unsicher wie auch die Zeit Moses selbst. Vielleicht befand sich damals die Gruppe der Lea-Stämme schon in Pal. (§ 2) und wurde erst später in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Auch der Vorgang der Landnahme ist uns nur teilweise erkennbar; Einzelheiten zeigen, daß er nicht überall in gleichen Formen verlaufen ist. An einer Stelle z. B. war es eine Ansiedlung auf dem Gebiet fremder Herren, also zunächst ohne politische Rechte (Issachar: Gen. 49, 14f.; vgl. Pal. Jahrb. 20 [1924] S. 40 A. Alt); anderwärts führte die Zerstörung der vorgefundenen Stadtstaaten sofort zu einer Herrenstellung der I. (so vielleicht Benjamin: Jos. 1—8) und zu vertraglichen Abmachungen mit angrenzenden Stadtstaaten (Jos. 9). Naturgemäß spielte sich der ganze Prozeß von Ort zu Ort verschieden und in einer Reihe von Generationen ab. Die Anfänge mögen bis in die Amarnazeit (s. d.) hinaufreichen; aber erst ein Siegeshymnus Merenptahs um 1220 v. C. (ÄZ 34 [1897] S. 1ff. W. Spiegelberg) — als einziger der ägypt. Texte aus der Zeit der Pharaonenherrschaft in Pal. — erwähnt I. mitten unter pal. Landes- und Stadtnamen. Das Ergebnis war, daß gegen Ende des 2. Jht. die Gebirgslandschaften des West- und große Teile des Ostjordanlandes sich im Besitz der I. befanden, während in den w. Ebenen noch immer das alte Stadtstaatensystem unabhängig von ihnen lebte (vgl. besonders Ri. 1). Trotz der Zersplitterung in Stämme war aber den I. auch nach der Landnahme das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit nicht verlorengegangen; ein Ereignis wie der Sieg des isr. Stämmebundes über eine Koalition kanaan. Stadtstaaten bei Megiddo (Ri. 4f.; vgl. Heer B § 2) konnte zeigen, wozu die I. bei aller technischen Unterlegenheit fähig waren, wenn sie als Nation geschlossen handelten. Ein Umschwung im ganzen politischen System Pal. war auf die Dauer unvermeidlich; er kam um die Wende vom 2. zum 1. Jht., beschleunigt durch den Gegensatz zu den Philistern (s. d.): die isr. Stämme gingen zur Staatenbildung über (s. König C § 2) und gliederten die kanaan. Stadtstaaten ihren Reichen ein (Beitr. z. Wiss. v. AT 13 [1913] S. 1ff.; Pal. Jahrb. 21 [1925] S. 100ff. A. Alt). Daß diese Staatenbildung selbst nicht einheitlich war, sondern von Anfang an zu einem unausgeglichenen Nebeneinander der Reiche Israel (seit Saul) und Juda (seit David) führte, war in der weit zurückreichenden Sonderentwicklung Judas und der mit ihm verbundenen nichtisr. Stämme begründet. Der Prozeß der kulturellen Einbürgerung der I. in Pal., dessen erste Stadien arch. noch nicht recht faßbar sind, kam erst im 1. Jht. v. C. zum Abschluß, vermochte ihnen aber ihre geistige Eigenart nicht zu rauben.

Für alles einzelne vgl. die Darstellungen der Geschichte des Volkes Isr. von B. Stade 1887f.; J. Wellhausen 1894; S. Oettli 1905; H. Guthe [3] 1914; R. Kittel [6] I. II (1923/5); E. Sellin I (1924). A. Alt

Issedonen. Ein sö. der Agrippäer lokalisierter Stamm an der großen Handelsstraße von der nordpontischen Küste und Sky-

thien nach Zentralasien. Sie saßen wohl im Bulunggir- später im Tarim-Becken. Nach Herodot (IV 26) aßen sie die Leichen ihrer Eltern auf, mit Ausnahme des Kopfes, den sie mit Gold zu überziehen und aufzubewahren pflegten, eine Sitte, die noch in neueren Zeiten von tibetischen Völkern berichtet wird. Es herrschte bei ihnen Polyandrie, die Frauen hatten eine sozial einflußreichere Stellung. Wahrscheinlich ein tibetisch-mongolisches Volk.

Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 110 ff.

M. Ebert

Istállóskö-Höhle s. Ungarn A.

Ištar. § 1. In der Gestalt der I. sind eine Reihe ursprünglich selbständiger altbabyl. Göttinnen zusammengeflossen, insbesondere sind die Göttinnen Ninni, Ninâ, Anunitu, Nanâ, Ninlil, Ninisin, Ninmaḫ, Ṣarpanîtu, Ninḫarsag in ihr aufgegangen. Diese waren ursprünglich die weiblichen Entsprechungen bestimmter Stadtgötter und haben dann nach Vereinigung ganz Babyloniens und vollständiger Systematisierung der theologischen Lehren ihre Attribute an I. abtreten müssen. Diese nimmt schließlich eine so hohe Stellung ein, daß Ištar das Appellativ für „Göttin" geworden ist.

Die Etymologie des Wortes ist dunkel; Versuche, es zu deuten, findet man Schrader *KAT* [3] S. 420ff.; Memmon 5 S. 40ff. Theiß.

§ 2. Als Hauptkultorte werden in den älteren Inschriften genannt: Uruk, Girsu, Ur, Hallab, Kiš, Babylon, Agade, Niniveh, später treten dazu noch vor allem Arbela und Harrân. Die I. von Uruk (auch Nanâ, Nanai genannt) ist die Tochter Anus. Sie hat in dieser Stadt einen sehr berühmten Tempel *Eanna* = das Himmelshaus. Nach Angabe des Gilgameš-Epos ist sie hier in erster Linie Göttin der Liebe und der Wollust. In ihrem Dienste stehen männliche und weibliche Hierodulen (s. d.). Ihre Erscheinungsform am Himmel ist der Planet Venus als Abendstern. In Akkad hat die Göttin den Namen Anunitu, ihr Tempel ist Eulmaš. Ihr Zeichen am Himmel ist in der Lehre dieses Tempels der Morgenstern.

§ 3. Die babyl. Theologen nennen sie bald Tochter Anus, bald Tochter des Sin. Einen bestimmten Gatten hat sie nicht, dafür aber viele Liebhaber unter Göttern, Menschen und Tieren, wie das Gilgameš-Epos berichtet; unter den Göttern wird hauptsächlich als ihr Buhle Tammuz genannt. Als sie in späterer Zeit andere Hauptgöttinnen in sich aufgesogen hatte, erscheint sie in enger Verbindung mit Marduk (s. d.) und Ašur (s. A-usar), unter dem Namen Aja auch als Braut des Šamaš (s. d.), dessen Schwester sie im theologischen System ist. Das Symbol der I. ist der 8- oder 16-strahlige Stern; das ist natürlich das Symbol des Planeten Venus, mit dem die Göttin, wie bemerkt, verknüpft wird. Da dieser Stern am Himmel eine hervorragende Stellung einnimmt, so wird die Göttin die Ištar-kakkabē „die Ištar der Sterne" oder auch „Himmelskönigin" genannt. Andere ihr zukommende Sternbilder sind der Sirius (babyl. „der Bogenstern") und die „Jungfrau".

§ 4. In den bildlichen Darstellungen sind zwei Haupttypen zu unterscheiden, die auch in der Literatur ihren Ausdruck finden. Einmal ist I. die Göttin des Geschlechtslebens und der Geburt, die Gebärerin. Als solche erscheint sie im sog. Madonna-Typus; d. h. sie trägt an ihrer offenen Brust ein Kind. Ihr Name in dieser Rolle scheint bêlit-ilê „Götterherrin" gewesen zu sein. Zum anderen findet man Bilder der I. als Kriegsgöttin besonders aus assyr. Zeit. Sie trägt Schwert, Bogen und Köcher, Keule und Wurfholz und steht auf einem Löwen. Dazu gehört auch, daß sie die Jagd unter sich hat.

§ 5. Parallelgestalten zur I., die aus dem Auslande, vor allem aus Palästina, gekommen und schließlich mit der babyl. Göttin zusammengeflossen sind, sind Išḫaru und Ašratu (Aširtu). Letztere ist wohl mit der kanaanäischen Aschera (s. d.) identisch. Die Göttin I. gehört zu den beliebtesten Gestalten des babyl. Pantheons. In allen Situationen des menschlichen Lebens wird sie als Helferin angerufen. Sie heilt Krankheiten und befreit vom Banne der Dämonen, sie gibt in Zweifeln Orakel und erlöst den Sünder von den Folgen seiner Tat. S. Götterbild E, Göttersymbol E.

Schrader *KAT*³ S. 420ff., 183 ff. H. Zimmern; P. Deimel *Pantheon babylonicum* 1914 S. 150ff.; Jastrow *Die Religion Assyriens und Babyloniens* 1903ff. I 183 ff., 214 ff., 528 ff. u. öft.; A. Jeremias *Handbuch der altorientalischen Geisteskultur* 1913 S. 253ff.; J. Plessis *Études sur les textes concernant Ištar Astarté* 1921.

Ebeling

Istävonen s. Germanen B § 5.

Isturitz-Höhle. Gelegen im Gemeindegebiet von Isturitz und Saint-Martin d'Arberoue (frz. Dép. Basses-Pyrénées). Die Höhle birgt reiche paläol. Schichten des Moustérien, Aurignacien, Solutréen und Magdalénien (s. Magdalénien § 1) mit beachtenswerten Werken der Kleinkunst; außerdem etwa 10 Wandreliefs, zumeist von ziemlich schlechter Erhaltung. S. Kunst A I und II.

Entdeckt (1913) und veröffentlicht von E. Passemard *Les bas-reliefs pariétaux de la caverne d'Isturitz* Bull. préh. 1916; ders. *Les sculptures pariétales de la caverne d'Isturitz* Bull. préh. 1918.

H. Obermaier

Italien A. Paläolithikum.

§ 1. Einleitung. — § 2. Altpaläolithikum (Süd- und Mittelitalien; Grotte du Prince in Ligurien; Pocala-Höhle in Istrien). — § 3. Jungpaläolithikum. Einführende Fragestellungen. — § 4. Süd- und Mittelitalien. — § 5. Grimaldi-Höhlen bei Mentone. — § 6. Quartäre Menschenreste. Epipaläolithikum.

§ 1. Die mannigfachen Wandlungen des Quartärs hinterließen auch auf der Apenninenhalbinsel lehrreiche Spuren. Zahlreiche Plätze lieferten Belege interglazialer Faunen (s. Diluvialfauna; Diluvialflora; Diluvialchronologie § 4); in dem von den Alpen umrahmten N und rings um die höchsten Bergstöcke der langgestreckten Apenninen zeugen mächtige Moränen- und Schottergebilde von erloschenen eiszeitlichen Gletschern (s. Diluvialgeologie). Im Gefolge jener Kältewellen drang das Rentier bis in das n. Italien vor, wo seine Reste in den Höhlen von Grimaldi und in Istrien (Pocala-Höhle unweit Nabresina, im Küstenlande) nachgewiesen sind. Ebenda lebten, annähernd zu gleicher Zeit, der Schneehase und das Murmeltier, der kanadische Hirsch und der Elch. Das Mammut gelangte bis in die Gegend von Rom, kaum aber weiter nach S. Noch unsicherer sind die Angaben über *Rhinoceros tichorhinus*, ganz abzulehnen sind *Gulo borealis* und die der Saiga-Antilope entsprechende „*Antilope Saglionei*", beide angeblich in der Grotta dei Colombi auf der Insel Palmaria (im Golfe von Spezia).

Wissenschaftliche Anerkennung erfuhr der Quartärmensch Italiens im J. 1860; im J. 1866 unterbreitete Ponzi der Gelehrtenwelt die von Abbé Rusconi im Travertin von Caprino (Tivoli) 7 Jahre vorher zusammen mit diluv. Tierresten gesammelten Silexwerkzeuge, Pigorini die von Ceselli in Pontemolle entdeckten Moustériengeräte. Hierauf folgten die Funde von C. Rosa im Vibrata-Tale und in den Abruzzen, annähernd zu gleicher Zeit, als J. Cocchi die Diskussion über den mit dem Pliozän in Verbindung gebrachten Olmo-Schädel aufrollte. Immerhin verstummten die letzten bezüglich des paläol. Menschen Italiens gehegten Zweifel (Rellini, Dall' Osso) erst mit Beginn des 20. Jh.

Aus der stattlichen Anzahl der italien. Quartärforscher seien vor allem U. Antonielli, R. Battaglia, R. Bellini, G. Bellucci, G. A. Blanc, A. de Blasio, J. Cerio, G. A. Colini, V. Giuffrida-Ruggeri, Issel, A. Mochi, E. Modigliani, Orsi, G. Patiri, G. dal Piaz, L. Pigorini, N. Puccioni, E. Regàlia, U. Rellini, C. Rosa, R. Schiff-Giorgini, G. Sergi, P. E. Stasi, de Stefani und I. Stefanini genannt.

Trotz der seitens dieser und verschiedener ausländischer Spezialisten geleisteten intensiven Arbeit vermögen wir zur Stunde noch kein klares und erschöpfendes Bild des italien. Paläol. zu entwerfen. Der FO mit einwandfrei studierter Stratigraphie sind verhältnismäßig wenige, was die Gliederung nach Horizonten erschwert. Der Mangel an streng wissenschaftlich vorgenommenen Aufsammlungen legt oftmals die Gefahr nachträglicher Materialvermengungen nahe und erklärt die schroffen Meinungsverschiedenheiten sogar im Kreise der engeren italien. Fachwelt. Dazu kommt, daß auch die einschlägigen Publikationen nicht selten ungenügend illustriert sind, was es dem ferne stehenden Ausländer unmöglich macht, sich selbst ein einigermaßen sicheres Urteil zu bilden.

Malta, Monaco und Sizilien sind unter eigenen Stichwörtern behandelt. Elba und Sardinien lieferten wohl reiche Faunenreste, jedoch noch keine paläol. Belege.

§ 2. Das Altpaläolithikum ist so ziemlich auf der ganzen Apenninenhalbinsel nachgewiesen und (mit Ausnahme des NO) von einer warmen Fauna begleitet, mit *Elephas antiquus*, *Rhinoceros Merckii* und *Hippopotamus major* im Vordergrunde. Nahezu das gesamte Material bedürfte einer modernwissenschaftlichen Überprüfung; die in geol. Einlagerung gehobenen Fundkomplexe sind vielfach noch nicht näher in die sicher vorhandenen Unterstufen des Chelléen, Acheuléen und Moustérien gegliedert, eine dankenswerte Aufgabe, bei welcher nunmehr überdies allenfallsige Sbaikien- und Atérieneinschläge (s. Nördliches Afrika) zu berücksichtigen wären, welche sich jüngst bereits in Spanien zu erkennen gaben. Auch die Oberflächenfunde ließen sich immerhin z. T. genauer charakterisieren und sicherlich, wenigstens vielerorts, befriedigend von den Campignienmaterialien trennen, mit denen sie anscheinend des öfteren vermengt lagern oder verwechselt wurden, so besonders im mittl. und n. Italien.

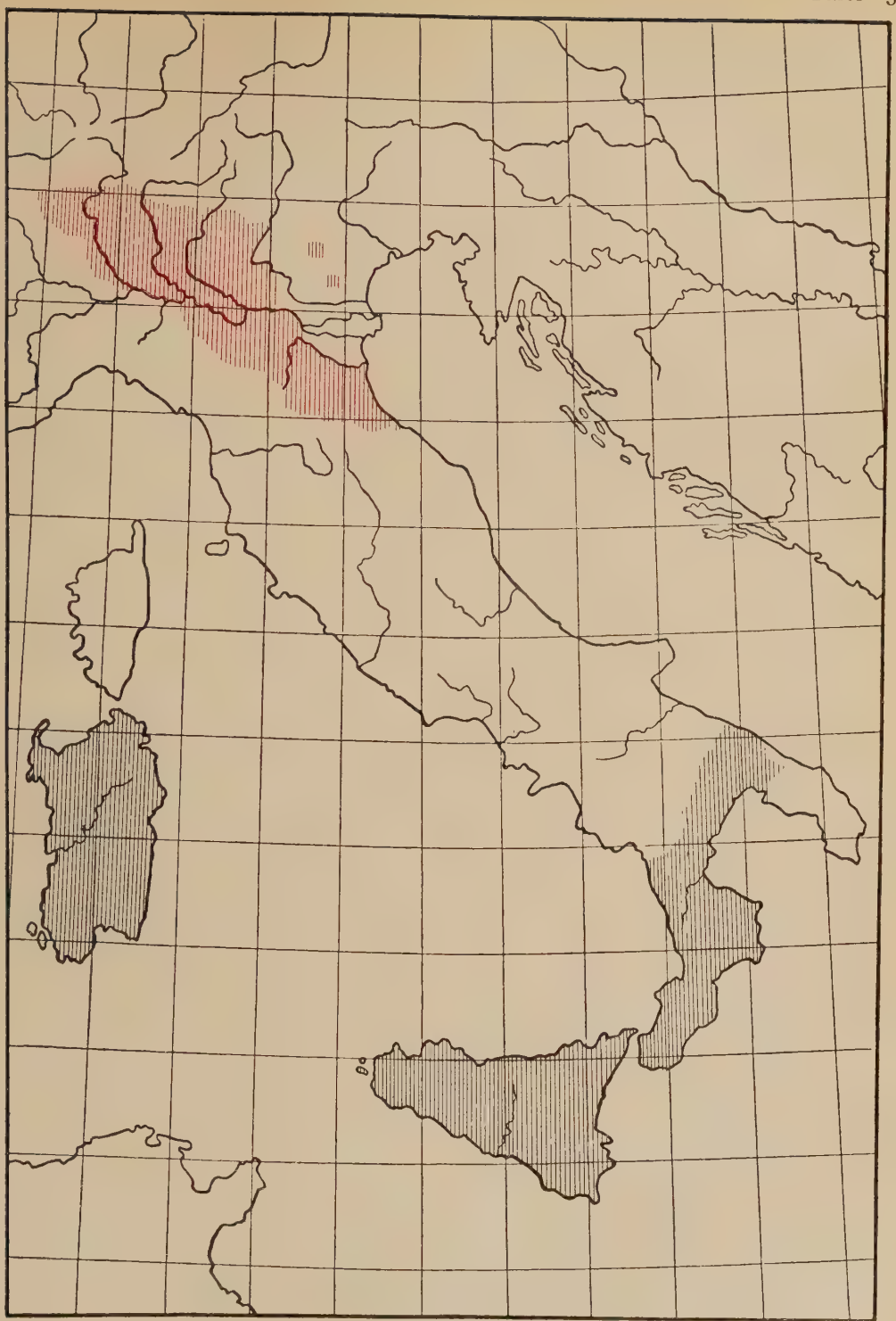
Als wichtigste s. FO kommen, vornehmlich nach den Zusammenstellungen von A. Mochi (1912), R. Battaglia (1917—18) und U. Antonielli (1922), in Betracht die Grotta di Scalea (Prov. Cosenza; Calabrien), deren Breccie Moustérien mit Flußpferd, Merckschem Nashorn, Altelefant, Höhlenbär, Höhlenhyäne, Höhlenlöwe u. a. einschloß. In der Basilicata liegen prächtige Acheuléenfaustkeile aus den faunenreichen vulkanischen Straten von Terranera, und Pinto-Siniscalchi, unweit Venosa (Prov. Potenza), vor und anscheinend teilweise primitivere Industrien aus der Umgebung von Matera, speziell an den Ufern des Bradano und in Serrarifuso. Hohes Interesse bieten die auf der Insel Capri gehobenen Funde, um deren Erforschung sich Cerio, de Blasio, Bellini, Bassani, Galdieri und Giuffrida-Ruggeri verdient machten. Die im Tragàra-Tälchen unweit der Certosa vorliegenden Quartäraufschlüsse enthüllen die nachstehende Stratigraphie:

a) Humus und Ackerboden (1,60-1,80 m),
b) Eruptivmassen (2,80 m).
c) Roter Sumpfschlamm (2—5 m).
d) Kreidekalkstein.

Die lakustre Schicht c) enthält *Hippopotamus major*, *Elephas antiquus*, *Rhinoceros Merckii*, *Equus caballus*, *Sus scrofa*, *Cervus elaphus*, *Canis aureus* (?), *Ursus spelaeus*, *Felis pardus*, *Hystrix* (?) und zahlreiche Artefakte, darunter eine große Menge von Faustkeilen, zumeist aus Quarzit, die auf Chelléen bzw. Acheuléen hinweisen. Ein typisches Moustérien (mit Fauna) vermochte Mochi im Rapido-Tale, bei Cassino (Prov. Caserta; Campanien), namhaft zu machen.

Die Quartärterrassen des Tiber, Aniene, Chiascio (Latium und Umbrien) bergen Chelléen, Acheuléen und Moustérien, teils *in situ*, wie in Bosco und San Egidio, teils oberflächlich ausgewaschen, wie in Pila bei Perugia und Abeto bei Norcia. Schönes Acheuléen sammelte Colini am Maiella-Berge, hauptsächlich in der Umgebung von Caramanico und Roccamorice (Prov. Chieti), reiche Plätze mit Chelléen, Acheuléen bzw. Moustérien scharen sich um Teramo (Vibrata-Tal) in den Abruzzen.

In Toscana fanden sich Fäustel u. a. im Tale von Chiana, ferner bei Grosseto und Montepulciano; der prächtige Acheuléenkeil des letzteren Ortes lag in 6 m T. Noch reichere Ergebnisse lieferten die Ausgrabungen in der „Buca del Tasso" bei Metato (Apuaner Alpen). Unter dem Oberflächenschutt erschienen zunächst Herde mit Endmoustérien und *Ursus spelaeus*, *Cuon europaeus*, *Felis pardus*, *Hyaena spelaea*, *Arctomys marmotta*, *Capella rupicapra*, *Capra ibex*, *Cervus capreolus*, *Rhinoceros Merckii* usw. Die Vergesellschaftung von alpinen Spezies mit dem Merckschen Nashorn hat nichts Überraschendes an sich, angesichts der Gebirgslage der Höhle, an der Flanke des 1220 m h. Monte Prana, und darf nicht einseitig als „Eiszeiteinschlag" interpretiert werden. Darunter folgte eine sterile Schicht und, noch tiefer, eine starke Lehmlage, abermals mit Moustérien, sowie *Ursus spelaeus*, *Arctomys marmotta*, *Cervus capreolus*, *C. elaphus* u. a. m. Auch in der Tecchia-Höhle bei Equi (Prov. Massa; Apuaner Alpen) kam eine identische Bergfauna zutage und, in 8 m T., ein ziemlich reiches Paläol., dessen Moustériencharakter A. Mochi allerdings neuestens bestreitet, die Funde dem Aurignacien zuteilend.



Italien

Um 2000 v. C. Weiß: Urbevölkerungen. — Schwarze Strichelung: Protosikuler (Sikaner, Elymer u. a.). Sikuler, Sarden. — Rot: Verbrennende „Italiker".

Aus der Landschaft Emilia erwähnen wir die FO Traversetolo und Vignale, ferner das Moustérien aus den Schottern der Mittelterrasse des Santerno-Flusses bei Imola und jenes der Umgebung von Parma und Reggio (Terrassen des Parma- und Enza-Flusses); speziell bei S. Maria dei Bagni, unfern Lesignano, entdeckte Colini klassische Straten der genannten Stufe. Chelléen meldete Regazzoni aus der Ebene von Brescia (Lombardei), Schottermoustérien De Rossi aus Castel Ceriolo bei Alessandria (Piemont).

Von großer Wichtigkeit sind die mustergültig vorgenommenen Ausgrabungen in den Höhlen von Grimaldi (Ligurien). Hier lieferte die annähernd 33 m t. und 9 m br. „Grotte du Prince" (unweit Mentone), von unten nach oben, den folgenden Schichtenaufriß:

a) Basale lehmige Kiesschicht (0,08 — 0,20 m).
b) Herdstrate E. — Arch. Einschlüsse; *Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Ursus arctos, Hyaena spelaea* usw.
c) Sterile rötliche Erde (0,70—0,80 m).
d) Herdstrate D (0,20—0,40 m). — Arch. Einschlüsse, in der Mehrheit aus Quarzit; *Hippopotamus amphibius; Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Equus* cf. *Stenonis, Equus caballus, Sus scrofa, Cervus elaphus, C. capreolus, C.* (*Dama*) *somonensis, Capra ibex, Bos* oder *Bison, Ursus arctos, U. spelaeus, Canis lupus, Hyaena spelaea, Felis pardus, F. lynx, Lepus cuniculus.*
e) Hyänenschicht (1,30—2,30 m).
f) Herdstrate C (0,05—0,50 m). — Unter den arch. Einschlüssen wiegen die Silexgeräte gegenüber den Quarzitartefakten vor. — *Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Equus caballus, Capella rupicapra, Capra ibex, Ursus arctos, U. spelaeus, Hyaena spelaea, Felis pardus, F. lynx.*
g) Sehr steinige Zwischenschicht.
h) Erdige Zwischenschicht (1,30 m).
i) Roter Lehm (0,7—2,0 m), mit den Resten von *Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Capra ibex, Ursus spelaeus, Hyaena spelaea, Felis leo, F. pardus, F. lynx* u. a. m.
k) Grünliche Siedlungsstrate („Foyer vert"), mit *Felis spelaea, F. pardus* und häufigen Resten von *Capra ibex.*
l) Siedlungsschicht B, bestehend aus 9 kohligen Straten (2,50—3,00 m). — Arch. Einschlüsse; *Equus caballus, Sus scrofa, Cervus elaphus, C. capreolus, Rangifer tarandus, Capella rupicapra, Capra ibex, Bos primigenius, Bison priscus, Canis lupus, C. vulpes, Ursus spelaeus, Hyaena spelaea, Felis pardus, F. lynx, F. sp., Lepus cuniculus, Arctomys marmotta.*
m) Koprolitenstraten (2,70 m).
n) Herdstrate A. — Arch. Reste; *Elephas primigenius* (?), *Equus caballus, Sus scrofa, Cervus capreolus, C. elaphus, Capra ibex, Bos, Canis lupus, Ursus spelaeus, Hyaena spelaea, Felis lynx, Lepus cuniculus.*
o) Erdigsteinige Oberflächenstraten.

Die warmen Besiedlungsschichten (E, D, C) dieser von L. de Villeneuve, M. Boule und E. Cartailhac trefflich studierten Höhle enthielten ein typisches, ziemlich evolutioniertes Moustérien, die kalten Siedlungshorizonte (B, A) ein ärmliches Aurignacien (Capsien).

Unbedeutendere Moustérienstraten (mit warmer Fauna) lagerten auch an der Basis der benachbarten Cavillon-Höhle, Barma Grande und Grotte des Enfants (s. u. § 5). Wenn M. Boule diese typischen Moustérienvorkommnisse mit Rücksicht auf deren interglaziale Begleitfauna als Bildungen des Chelléen („âge de Chelles") anspricht, so verfällt er einem schweren zoogeographischen Irrtum. Die Grimaldi-Höhlen der Riviera fallen in den „südeuropäischen" Klimabereich, wo boreale Tierarten soviel wie überhaupt nicht mehr auftreten. Letztere machten sich in Italien, ähnlich wie auf der Pyrenäenhalbinsel (s. d. A), fast nur in der n. Kontaktzone geltend, und zwar begreiflicherweise ungleich später, als im mittl. und w. Europa (s. Diluvialchronologie.)

Im Gegensatze hierzu war das Rentier augenscheinlich bereits etwas früher, den Südostrand der Alpen entlang, in das Karstland und die Julischen Alpen vorgedrungen. Dies beweisen die Funde der von K. Moser, C. di Marchesetti und

E. Neumann untersuchten und von R. Battaglia veröffentlichten Pocala-Höhle, welche bei Nabresina-Silvano (im Küstenlande) in 139 m Seehöhe gelegen ist. In ihr kam ein ärmliches Moustérien (ohne Aurignacieneinschläge) zutage, nach Fabiani und Neumann, zusammen mit *Ursus spelaeus, Canis lupus, Felis spelaea, Hyaena spelaea, Lepus timidus* (*variabilis*), *Equus caballus, E. asinus* cf. *hemionus, Sus scrofa, Cervus capreolus, C. elaphus* (*maral*), *Rangifer tarandus, Capra ibex, C. aegagrus, Bos primigenius* und *Bos taurus brachyceros*. Ein Teil der Knochen trägt Benutzungsspuren.

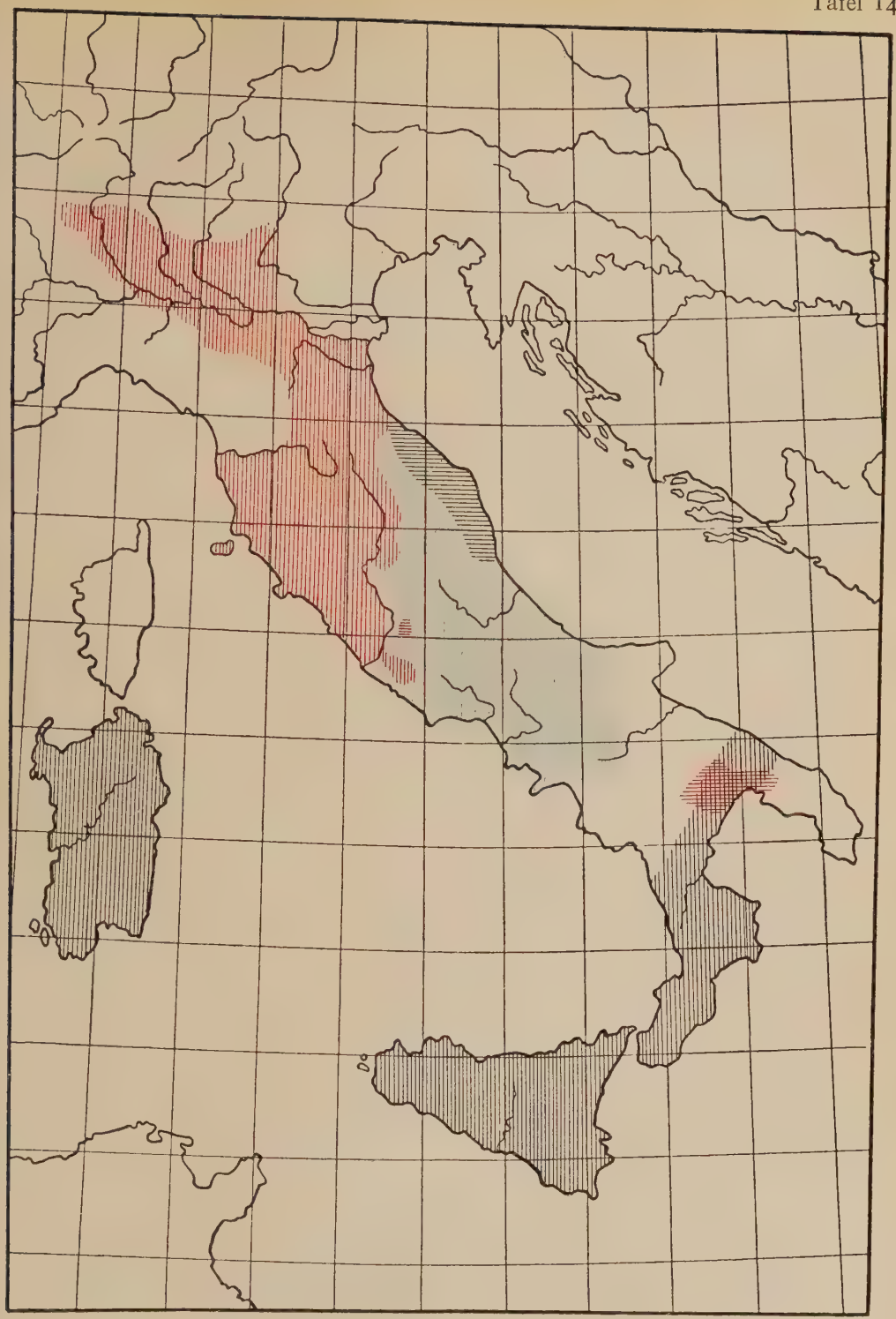
In ähnlicher Weise bergen die diluv. Schotter bei Asolo (Venetien) etwas Moustérien, vergesellschaftet mit Mammut.

§ 3. Viel diskutiert ist auch das italien. Jungpaläolithikum. Eine Anzahl von Forschern stellt seine Existenz geradezu in Abrede. Die tatsächlich mit dem Aurignacien verwandte „Industrie von Grimaldi" („Grimaldien" oder „Miolithikum" nach der Nomenklatur von Issel und U. Rellini) verträte eine nur kurz andauernde Stufe. Dies beweise das Vorkommen von Keramik in einigen paläol. Höhlen (Corchiano-, Cardamone-Höhle) und die intentionelle Totenbestattung in den Grimaldi-Grotten, nach an das Neol. anklingendem Grabritus. Während aber A. Mochi (1920) dem italien. Jungpaläol. immerhin eigene Persönlichkeit (4 „Aurignacienstufen" und 1 „Spätmagdalénien-Phase") zuerkennt, ist dieses für Rellini, Antonielli und andere überhaupt nur ein „evolutioniertes Moustérien". Die älteren Faustkeilstufen hätten an seiner Seite weitergedauert, um sich alsdann in die frühneol. Campignien-Kultur zu verwandeln (Colini, Pigorini, Rellini u. a.).

Diese Anschauungen fußen darauf, daß jungpaläol. FO lange Zeit hindurch in Italien in der Tat zu fehlen schienen, und daß man ziemlich allg. auch für Afrika die gleiche, direkte Entwicklung der Fäustelindustrien zum Neol. annehmen zu müssen glaubte, unter völliger Ausschaltung von Zwischenstufen. Diese Annahme ist heute nicht mehr haltbar, angesichts des endgültigen Nachweises großer Capsienkomplexe im nördlichen Afrika (s. d.), in Ägypten (s. d. A) und Palästina-Syrien (s. d. A), die sich überall trennend zwischen das Altpaläol. und Neol. einschieben und eine wichtige jungpaläol. Kulturwelt konstituieren. Das gleiche ist mit aller Klarheit auch für die Pyrenäenhalbinsel (s. d. A) festgelegt, so daß es außerordentlich überraschend wäre, wenn die zweite große Halbinsel der Mittelmeerzone hierin bedeutsamere Abweichungen aufweisen sollte. Wir sind überzeugt, daß auch Italien ein ausgedehntes Jungpaläol. besaß, wie schon A. Mochi (Congr. intern. préh. Genève I [1912] S. 255ff.) annahm, und daß dieses letztere im wesentlichen einen Capsienstempel trug, was bereits H. Breuil im J. 1912 (Congr. intern. préh. Genève I [1912] S. 165ff.) aussprach. Nicht wahrscheinlich dünkt es uns, daß das mitteleurop. Solutréo-Magdalénien wenigstens auf den N Italiens übergegriffen hätte, ähnlich wie in Spanien. Die des öfteren namhaft gemachten Funde von „Solutréenspitzen" sind wohl größtenteils neol. Alters, außerdem wäre zu untersuchen, ob nicht in manchen Fällen Fein-Acheuléen bzw. Sbaikien vorliegt, so z. B. in Ponte di Veja (Prov. Verona). Den Bildungsherd des tatsächlich aus dem Altpaläol. herausgewachsenen Solutréen (s. d.) vermuten wir im ö. Europa.

Ablehnend verhalten wir uns desgleichen gegenüber den Funden von Keramik in „diluv." Schichten (Felsnischen des Agro falisco, Latium) und der Fortdauer des Höhlenbären bis in die neol. Zeit (Tecchia-Höhle in den Apuaner Alpen).

§ 4. In Süditalien befindet sich unweit Castro (50 km s. von Lecce; Terra d' Otranto) die wichtige, von P. E. Stasi, E. Regàlia und Baron G. A. Blanc vorbildlich untersuchte Romanelli-Höhle (s. d.), welche überdies wertvolle Wandgravierungen enthält. Blanc unterscheidet zunächst einen „oberen Horizont", mit den Straten A—E und hauptsächlich aus dunkelbraunem, mit Steintrümmern vermischten Lehm bestehend. Die Fauneneinschlüsse verteilen sich auf *Equus* (*Asinus*) *hydruntinus* (häufig), *Bos primigenius, Cervus elaphus, C. capreolus, Capra ibex* (sehr selten), *Sus, Hyaena, Canis vulpes, Felis lynx, F. catus ferus, Lutra vulgaris, Pelasgius monachus* usw. Die Anwesenheit des Steinbocks und Wildesels, sowie die Zusammensetzung der überreichen Vogelwelt (mit



Italien

Um 1200 v. C. Weiß: Urbevölkerungen (im N Ligurer und Alpenvölker). — Hellrot: Verbrennende „Italiker". — Blau: Bestattende „Italiker". — Schwarz ≡: Picenter. — Dunkelrot: Verbrennende kleine Gruppe im SO. — Schwarz ||||: Sarden und Sikuler.

Alca [*impennis*?], *Otis tarda*, *Anser finmarchicus* und *Bernicla leucopsis*) verleihen dem Niveau einen kühlen Steppeneinschlag.

Von diesen Straten stellenweise durch einen sehr dünnen Sinterboden F getrennt, folgte als nächsttiefere Bildung der aus hellrotem Lehm bestehende Horizont G, mit *Elephas antiquus*, *Rhinoceros Merckii* (hfg.), *Hippopotamus amphibius*, *H. Pentlandi* (?), *Bos primigenius*, *Cervus elaphus*, *C. corsicanus* (?), *Cervus dama* (hfg.), *C. capreolus*, *Equus caballus*, *Hyaena spelaea*, *Canis lupus*, *C. aureus* (?), *Lepus cuniculus*, *Pelasgius monachus*, *Otis tarda*, *Otis tetrax* u. a. Ein weiterer, mächtiger Sinterboden H schloß seinerseits die steinigen Straten I und K (mit *Elephas sp.*, *Rhinoceros Merckii*, Flußpferd u. a.) ab, an deren Basis ein Herd mit angebrannten Knochen der genannten Dickhäuter und einige atypische Silexgeräte lagerten. Darunter folgen marine Strandbildungen und der Fels.

Der obere Horizont (A—E) barg ein typisches, ziemlich evolutioniertes Aurignacien (identisch mit dem älteren Capsien), mit zahlreichen Silexartefakten und mehreren bearbeiteten Knochen; ziemlich viele Feuersteingeräte kamen auch noch in dem Horizonte G zum Vorschein.

Annähernd gleichen Alters ist wohl auch das Inventar der Papistrelli-Höhle (Basilicata).

Aus den Prov. Campanien, Rom und Umbrien sind wahrscheinlich dem Capsien, im weitesten Sinne, zuzuteilen die Funde aus verschiedenen Höhlen und Nischen der vulkanischen Tuffe von Corchiano (Riparo alla fonte del Sambuco, Caverna di Terra Rossa, Caverna dell'Acqua, Caverna della Stipe u. a.), vielleicht auch die Höhle vom Monte delle Gioie bei Ponte Salario, Caverna della Cala delle Ossa bei Cap Palinuro usw.; immerhin sind neue Untersuchungen und stratigraphische Aufschlüsse nötig.

Weitere Stationen stellen sich in Toscana ein. Ob die in der nach dem Orte Cucigliana benannten Höhle (Pisaner Berge) gemachten spärlichen Funde dem Paläol. angehören, ist zweifelhaft; das gleiche gilt von der schlecht ausgegrabenen Grotta dei Goti (Farnocchia; Apuaner Berge). Die Freilandstationen von Chiocciola (Troghi; oberes Arno-Tal) dürften sowohl älteres wie jüngeres Capsien enthalten (Archivio per l'Antrop. e la Etnol. 44 [1914] S. 25ff.; 45 [1915] S. 156ff.). Als Aurignacien interpretiert Mochi die Mittelstrate „C" der Grotta all'Onda, bei Camajore (Prov. Lucca; Apuaner Alpen) gelegen. Leider sind die Fundmaterialien, begleitet von *Sus scrofa ferus*, *Cervus elaphus*, *Capra ibex*, *Capella rupicapra*, *Arctomys marmotta*, *Bos primigenius*, *Ursus spelaeus* u. a., sehr dürftig und unzureichend für eine vollwertige arch. Diagnose. Dagegen dürfte sich derselbe verdienstvolle Forscher nicht täuschen, wenn er die Golino-Höhle bei Talamone (Uccellina-Berge; Prov. Grosseto) dem späteren Jungpaläol. zuteilt. Dafür spricht auch die Fauna, zusammengesetzt aus *Equus caballus*, *E. asinus* (?), *Sus scrofa*, *Cervus elaphus*, *C. capreolus*, *Bos primigenius*, *Capra sp.*, *Canis lupus*, *Ursus sp.*, *Hyaena spelaea* u. a.

§ 5. Die zahlreichen Höhlen Liguriens (Caverna delle Fate, „La Grotta" bei Pietraligure usw.) versprechen bei systematischer Untersuchung reiche Ausbeute; dies ist wenigstens durch die großartigen Fundergebnisse in den Höhlen von Grimaldi nahegelegt.

Diese Höhlengruppe, auch unter dem Namen „Balzi-Rossi", „Baoussé-Roussé" oder „Grotten von Mentone" bekannt, liegt unweit des Weilers Grimaldi, im Gemeindegebiet von Ventimiglia, ö. von Mentone. Sie umfaßt, von W nach O, die folgenden 6 größeren Höhlen: Grotte des Enfants, Grotte de Florestan, Grotte du Cavillon, Barma Grande, Baousso da Torre, Grotte du Prince.

Die ersten methodischen Ausgrabungen gehen auf F. Forel (1858) zurück, im J. 1871 setzten die erfolgreichen Untersuchungen von E. Rivière ein. Im J. 1882 und 1883 nahm der damalige Erbprinz Albert von Monaco Untersuchungen in der Barma Grande vor, unter dessen Protektorat schließlich in den J. 1895—1902 die „Grotte du Prince" endgültig erschlossen und die gesamten Grimaldi-Höhlen durch L. de Villeneuve, M. Boule, R. Verneau und E. Cartailhac wissenschaftlich bearbeitet wurden (1906—1919).

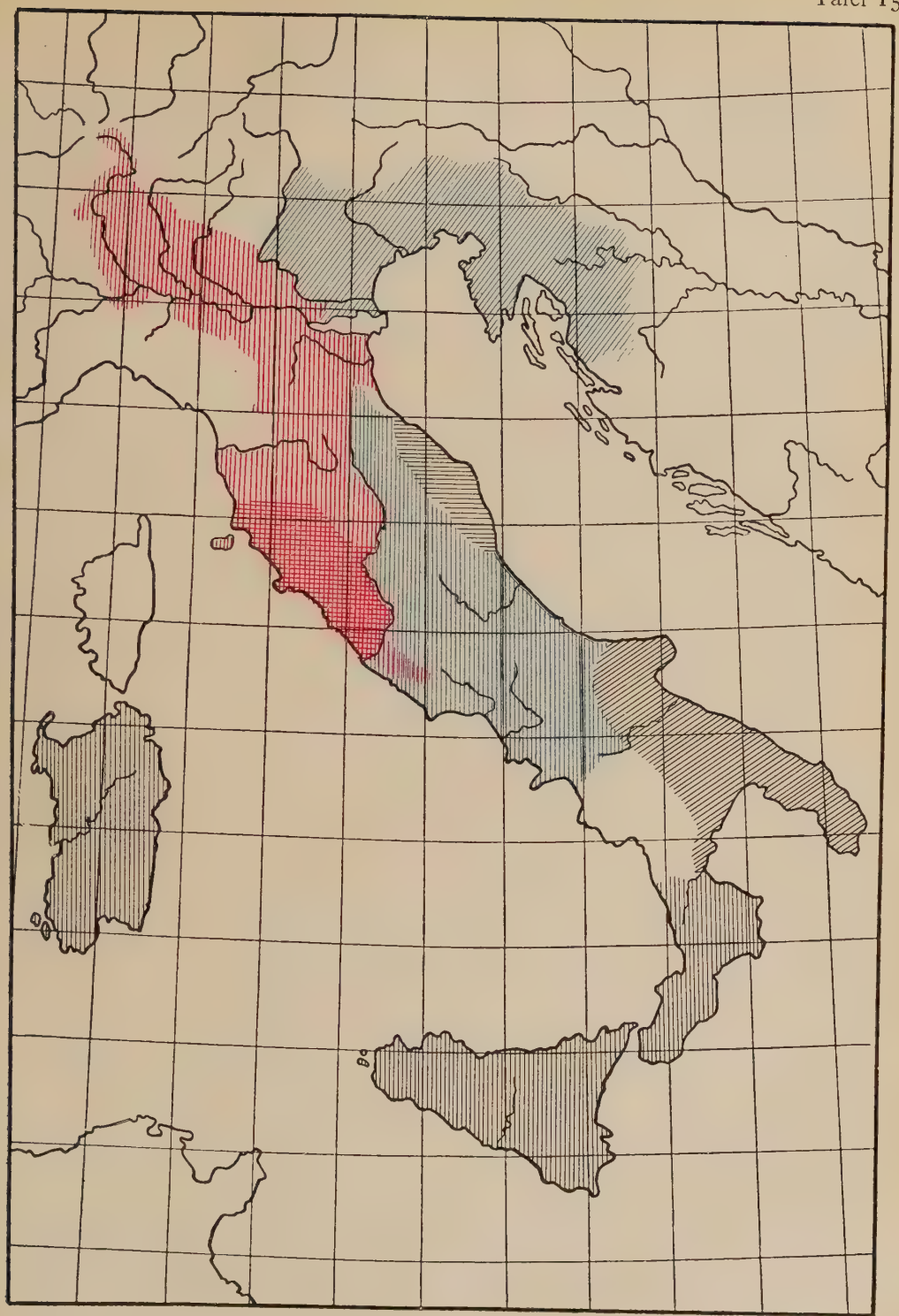
Die 14 m h., im Mittel 6 m br. und wenig t. „Grotte des Enfants" wurde von E. Rivière und hauptsächlich von L. de Villeneuve (1900—1902) untersucht. Die tiefste Kulturschicht L enthielt schwache Moustérienbelege, die nächsthöhere Schicht K bereits ein mittleres Aurignacien mit typischen Knochenspitzen. Die Fauna beider Straten umfaßte: *Rhinoceros Merckii, Capra ibex, Ursus arctos, U. spelaeus, Felis spelaea, Hyaena spelaea, Felis pardus, Equus caballus, Sus scrofa, Cervus elaphus, C. capreolus, C. dama, Bos.* Darüber lagerte die Kulturstrate I, mit der bekannten negroiden Doppelbestattung, und die Schicht H mit zahlreichen Gravette-Spitzen, d. i. Leittypen des oberen Aurignacien. Die Tierwelt dieser zwei Niveaus gehörte einem weder ausgesprochen warmen noch kalten Übergangshorizonte an: *Equus caballus, Sus scrofa, Cervus elaphus, C. capreolus, C. alces, Capra ibex, Capella rupicapra, Bos, Canis lupus, Ursus spelaeus, Hyaena spelaea, Felis pardus, Arctomys marmotta, Castor sp., Lepus cuniculus.* Aus der Schicht G (mit *Cervus alces, Capra ibex, Felis pardus* usw.) sind vor allem eine Anzahl von Aurignacienkerbspitzen beachtenswert. In der Strate F (mit Gravette- und Kerbspitzen, ausgekerbten Klingen u. a.) setzt ein unverkennbarer Kälteeinschlag ein, wie das Erscheinen von *Rangifer tarandus* erhärtet, neben welchem noch *Equus caballus, E. asinus, Cervus elaphus, C. capreolus, C. dama, Capra ibex, Bos, Ursus sp., Sus scrofa* u. a. auftreten. Die Schichten E und D enthielten kein Rentier, aber viel Steinbock, Gemse, Hirsch u. dgl., hingegen tauchte ersteres abermals in den von E. Rivière abgehobenen obersten Schichten C, B und A auf. Beachtenswert ist, daß in den Jungaurignacienschichten F und E eine Reihe geometrischer Silextypen von dreieckiger oder leicht trapezoider Gestalt in die Erscheinung treten als deutlicher „mittelmeerländischer" Capsieneinschlag. Letzterem ist auch die relative Armut an Knochen- und Horngeräten zuzuschreiben. (Bezüglich der Gräber dieser und der folgenden Höhlen s. Grab A I.)

Die hauptsächlich von E. Rivière untersuchte Grotte du Cavillon lieferte abermals an ihrer Basis Moustérienstraten mit *Elephas sp., Rhinoceros Merckii, Equus caballus, Cervus elaphus, C. dama, Bos, Ursus spelaeus, Lepus cuniculus, Capra ibex, Hyaena spelaea* u. a. Die oberen Niveaus waren aurignacienzeitl. und enthielten desgl. Bestattungen. Damit stimmte im wesentl. die Stratigraphie der von L. Julien und Abbo ausgegrabenen Barma Grande überein, deren untere Straten etwas Moustérien (mit *Elephas antiquus*) ergaben, indes die höheren dem Aurignacio-Capsien (mit *Rangifer tarandus*) angehörten. Auch dieser Platz barg mehrere Grabanlagen und merkwürdige menschliche Statuetten (s. Kunst A I). Spätaurignacien trat endlich auch in der Höhle Baousso da Torre zutage (mit verschiedenen Gräbern), während die Grotte du Prince im großen und ganzen moustérienzeitl. war und nur schwache jungpaläol. Spuren, begleitet von Rentierresten, ergab (s. o. § 2).

In den Karst-Höhlen des Küstenlandes entdeckten Marchesetti u. a. interessante Faunenrelikte, darunter *Gulo borealis*, doch kam bislang noch kein unzweideutiges Jungpaläol. zutage.

§ 6. Quartäre Menschenreste. Altpaläol. Alters ist vielleicht der menschliche Schädel, welcher im Jahre 1863 in Olmo, unweit Arezzo (Arno-Tal; Toscana) gefunden wurde. Er hätte nach der Annahme von I. Cocchi und J. Forsyth Major in einer bläulichen, lakustren Tonstrate gelegen, zusammen mit *Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Equus caballus, Cervus elaphus, Bos primigenius* und *Bison priscus*, sowie einer gut retuschierten Silexspitze von Moustériengestalt. Darüber habe ein Schotterniveau geruht, mit *Cervus megaceros* und (nach Mochi) mit einem typischen Aurignacienartefakte. Im Jungmoustérien der „Buca del Tasso" (Toscana) stieß Puccioni auf einige unbedeutende menschliche Femurreste.

Dem Jungpaläol. gehören an: einige unbedeutende Streufunde der oberen Aurignacienschicht der Romanelli-Grotte (Terra d' Otranto), zwei Oberschenkel der Golino-Höhle (Toscana) und die reichen anthrop. Funde der Grimaldi-Höhlen. Von letzteren wurden die Skelette des Doppelgrabes der „Kindergrotte" durch R. Verneau einer negroiden „Grimaldi-Rasse" zugeteilt, der Rest der Cro-Magnon-Rasse.



Italien

Um 1000 v. C. Weiß: Urbevölkerungen (im N Ligurer und Alpenvölker). — Blau ▨: Illyrier (Veneter). — Rot ||||: Verbrennende „Italiker". — Blau ||||: Bestattende „Italiker" (Umbro-Sabeller). — Schwarz ||||: Picenter. — Rot-Schraffiert: Etrusker. — Schwarz ▨: Japyger-Messapier. Schwarz: |||| Sarden und Sikuler.

Unsicher, und daher unverwertbar, sind die Fundangaben bezüglich der angeblich pliozänen Menschenreste von Castenedolo (bei Brescia), welche G. Sergi noch immer für authentisch hält, ferner jene hinsichtlich des Schädels von Mezzana-Corti (Po-Ebene) und der zwei Schädel von Arpino (Val del Liri; Neapel).

Angesichts des unverkennbaren paläol. Capsienhorizontes, welcher die Apenninen-insel im ausgehenden Quartär überzogen haben muß, ist es nicht überraschend, daß ebenda vielerorts geometrisches Silexinventar der Tardenoisien-Kultur bekannt wurde, auf welches Bellucci (1883) zuerst aufmerksam wurde. Leider stehen sein näheres Studium und seine feinere Gliederung noch aus, was desgl. für das besonders im n. Italien häufige Campignien zutrifft.

T. Taramelli *L' epoca glaciale in Italia* Atti Soc. ital. Progr. Scienze, 4. riun. Napoli 1910 (Roma 1911).

A. Mochi *La succession des industries paléolithiques et les changements de la faune du Pleistocène en Italie.* Florence 1912 (vgl. Congr. intern. préh. Genève 1912 I 255ff.); ders. *Sul quaternario e sul paleolitico d'Italia* Archivio per l' Antrop. e l' Etnol. 50 (1921) S. 121ff.; R. Battaglia *Le industrie e le faune pleistoceniche d'Italia* Rivista di Antropol. Roma 22 (1917 — 1918) S. 193ff.; U. Antonielli *La scuola italiana di Paletnologia e le industrie paleolitiche in Italia* Ausonia 10 (1921); U. Rellini *Sul paleolitico di Matera e sulla distribuzione geografica del Paleolitico in Italia* Rivista di Antropologia 25 (1922).

G.-A. Colini *Scoperte archeologiche nella valle della Vibrata* (*Teramo*) Volume I. Parma 1910 (vgl. Bull. Paletn. Ital. 32 [1906]); U. Rellini *L' età della pietra sulla Maiella* Bull. Paletn. Ital. 1914; ders. *Sulle stazioni quaternarie dell' agro Venosino* Mem. Acc. Lincei Cl. sc. mor. stor. filol. 15 (1915); ders. *Cavernette e ripari preistorici nell' Agro falisco* Monumenti Lincei 26 (1920); E. Modigliani, Stefanini, Fabiani, del Campana, Puccioni *La „Buca del Tasso" a Metato* (*Alpi Apuane*) Archivio per l' Antropologia e la Etnologia. Firenze 52 (1922); R. Battaglia *La caverna Pocala* R. Accademia Nazionale dei Lincei 5. Serie 13 (1921) Fasc. 16.

R. Battaglia *Studi sul paleolitico superiore in Italia e in Francia* Rivista di Antropologia 25 (1922); ders. *Solutreano e Campignano* Atti dell' Accademia Veneto-Trentino-Istriana. Padova 14 (1923); P. E. Stasi e E. Regàlia *Grotta Romanelli* (*Castro, Terra d' Otranto*) Archivio per l' Antrop. e la Etnol. 1904 (Fasc. 1); dies. ebd. 1905 (Fasc. 2); G. A. Blanc *Grotta Romanelli* I ebd. 1920 (Fasc. 1—4).

E. Rivière *De l'antiquité de l'Homme dans les Alpes-Maritimes* 1887; Issel *Liguria Preistorica* 1908; M. Boule, E. Cartailhac, R. Verneau et L. de Villeneuve *Les Grottes de Grimaldi* (*Baoussé-Roussé*) 1906—1919; U. Rellini *Lo strato di Grimaldi e l' età miolitica* Rivista di Antropol. 23 (1919). H. Obermaier

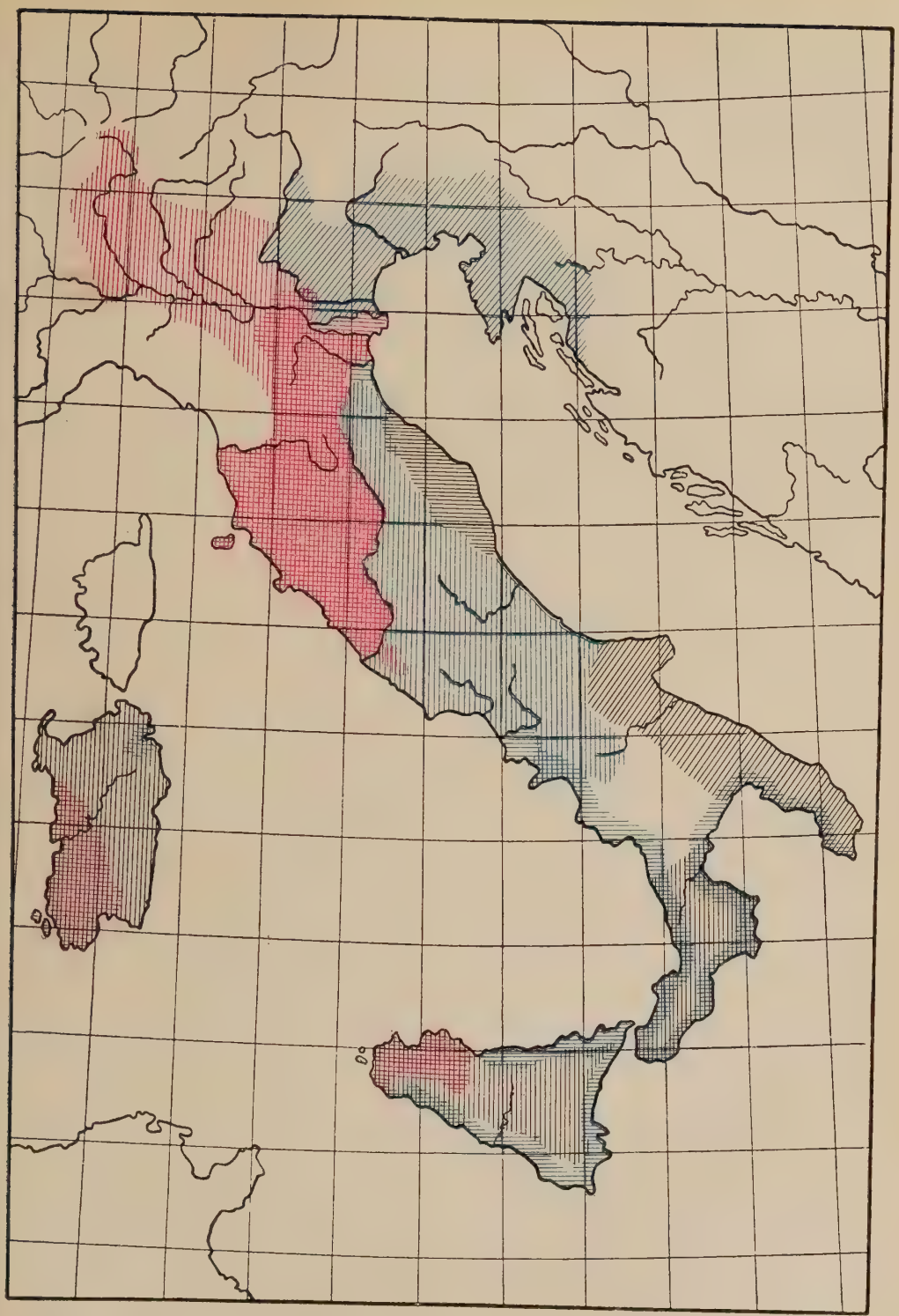
B. Jüngere Perioden Tf. 13—35).

§ 1—3. Einleitung; Geographische Bedingungen. Chronologie. — § 4. Neol.-kuprolithische Zeit in Oberitalien. — § 5—6. Dgl. in Mittelitalien. — § 7—9. Dgl. in Süditalien. — § 10. Dgl. in Sizilien, Malta und Pantelleria s. Malta B, Sizilien B. — § 11. Dgl. in Sardinien. — § 12—14. Bronzezeit. — § 15—17. Ältere, vorröm. Eisenzeit. — § 18. Erläuterungen der Tafeln.

§ 1. Die Frühzeit Italiens läßt sich nicht nach dem Schema nordalpiner Länder (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit) gliedern. Tief ins Mittelmeer hinab streckt sich die schöne Halbinsel, früh verlangend nach jener Lebensbereicherung, welche schon im Morgengrauen menschlichen Erinnerns die um die Osthälfte des Mittelmeers verteilten Länder sich errangen. Erwies sich bereits die vorgriech. Bevölkerung der Gebiete um das ägäische Meer ungemein befähigt zur Aufnahme fremder Anregungen und zu selbständigem Ausbau eines starken Kulturlebens, so hat ihre glückliche Verbindung mit den hochbegabten Griechenstämmen, die sich Achäer nannten oder so genannt wurden, welche im Lauf des 2. Jht. erst die s. Teile der Balkanhalbinsel, dann, im 14. Jh., auch Kreta, Rhodos, Cypern und Südteile Kleinasiens sowie die ägäischen Meergebiete besetzten, Kulturbedürfnisse und -äußerungen erzeugt, welche sich sehr bald dem Lande mitteilen mußten, das vor dem Blick des Bewohners der akrokeraunischen Höhen sich ausbreitete und von den Schiffen der meereskundigen Bewohner der griech. Küsten und Inseln in kurzer, immer in Sicht des Festlandes gehender Fahrt leicht erreicht ward. Die jetzt unbestreitbar gewordene Hinaufschiebung der homerischen Gedichte in das 2. Jht. (s. Homer), die Zeit vor und während der Völkerwanderung, die sich ja auch in der homerischen Völkerverteilung um das ägäische Meer deutlich widerspiegelt, berechtigt uns, schon für jene Zeiten den wö. Metallhandel als wesentlich einzusetzen. Od. I 184 verhandelt der Taphier-Häuptling Mentes sein heimisches Eisen — Eisenschlacken

noch heute festgestellt auf der Insel Kalamos = Taphos (Dörpfeld *Leukasbrief* III 12) — nach Temesa, das mit M. Mayer (*Molfetta und Matera* 1924 S. 113) in der Tat wohl nur als das an der Westküste des Bruttier-Landes von Orsi seit langem gesuchte erkannt werden darf, um von dort Erz zu holen. Und die Kupferbarren von Serra Ilixi im Innern Sardiniens (Bull. Paletn. Ital. 30 [1904] S. 91—107; s. Depotfund B 2 Fundregister Nr. 145) zeigen uns, wie aus ö., wahrscheinlich kyprischen oder kret. Metallagern das gesuchte Kupfer nach der fernen Insel verhandelt wurde, bevor man es als leicht erreichbares, wertvolles Handelsprodukt auf Sardinien selbst entdeckte und ausbeutete. Nur hochwertige Ware, und das war im 3. und 2. Jht. vor allem das in den Bereich der Mittelmeerwelt getretene Metall, reines Kupfer, hernach in der härtenden Verbindung mit Zinn als Bronze, mochte zuerst die Gefahren und Mühen weiten Handels über See lohnen. Wie gewaltig der Hunger nach Metall die Völker bewegte, sobald es als wertvollstes Hilfsmittel menschlicher Hand, Arbeit und Wehr entdeckt war, ergeben die Tatsachen: daß schon im 2. Jht. die an dessen Schwelle oder kurz vorher über die Schweizer Ostalpen in Italien eingedrungenen verbrennenden „Italiker", welche die Kenntnis der Bronzemischung bereits aus ihren früheren n. Sitzen mitgebracht hatten, südwärts drängten in die Kupfer, Zinn und Eisen führenden Landstriche des späteren Etruriens; daß ihnen wohl gegen Ende des Jahrtausends die aus dem O über See kommenden, vielleicht den Achäern ausweichenden Tyrrhener begannen, den Besitz Etruriens streitig zu machen; daß die Phöniker bzw. Karthager, nicht zufrieden mit dem eben des Metalls wegen von ihnen monopolisierten Spanien und sw. Sardinien, in zähem Bemühen versuchten, wenigstens friedliche Handelskonkurrenz mit den Etruskern aufzunehmen und bis in das 5. Jh. festzuhalten gegen die Griechen, welche mit der frühen Gründung Kymes und später (die Phokäer) Alalias sich aufs äußerste anstrengten, auch wenigstens in die Nähe der Metallquellen zu gelangen. So sind es denn die Metall spendenden Teile Italiens gewesen, welche seit dem 3. Jht. zuerst trübe und langsam, dann, im 2. Jht., heller aus geschichtslosem Dunkel aufzutauchen beginnen, während der O, namentlich die sö. Ecke, zwar vom befruchtenden Wind getroffen wird, der vom Balkan herüberweht, aber doch ungleich zäher Altes neben gelegentlichem Neuen festhält, als die w., überdies durch ihre vielfachen guten Häfen und Landungsplätze sich dem von außen Kommenden gewissermaßen mit geöffneten Armen darbietende Hälfte der Halbinsel und die Insel Sardinien.

§ 2. Abgelegene, von den eben angedeuteten Strömungen nicht oder wenig berührte Landstriche Italiens halten somit häufig auffallend lange an Lebens- und Kulturformen fest, die in anderen ungleich früher überwunden werden, so daß man nicht wohl von einer gleichmäßigen neol., kuprolith., bronzezeitl., eisenzeitl. Per. des ganzen Landes sprechen kann und sich hüten muß, aus typol. gleichartigen Formen zeitlich rasch oder unvorsichtig zu schließen. Es gibt derartig ungestörte Gegenden, daß sogar paläol. Erscheinungen fast unberührt in neol. und weiter bis herab in völlig helle Zeiten sich verfolgen lassen (s. Breonio; auch z. B. im Vibrata-Tal inmitten der Ostküste, an der Majella [Bull. Paletn. Ital. 40 S. 30—62; 95—121 Rellini], am Gargano, in ligur. Grotten, auch im oberen Arno-Tal [ebd. 40 S. 184]). Rein Neol., auch sehr Frühes, ist zweifellos in Alpentälern vielfach festzustellen, z. B. in einer Riparo- (Abri-) Siedlung bei Vayes unweit Susa (Bull. Paletn. Ital. 29 S. 1ff., 125ff. Tf. I und Boll. Soc. piem. 5 [1921] S. 53), im Tal der Dora Baltea (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 13f.), im Innern Piemonts, das wohl erst sehr langsam erschlossen worden ist (s. Alba); auch in manchen n. Alpentälern, nach der Schweiz zu und in Südtirol, obwohl es auch hier auffällt, wie viel fortgeschrittener selbst in Höhlenwohnungen, wie z. B. dem Buco del Piombo bei Erba, ö. von Como (Riv. arch. di Como fasc. 67—69 S. 3ff.), die Dinge sich anschauen als etwa in Graubünden und im Engadin (Wien. Präh. Z. 9 [1922] S. 20ff. Tschumi); und ebenso in Tirol, wo der S bis zum Brenner ein ganz anderes Gesicht zeigt, als gleich nordwärts (Jahrb.



Italien

Um 500 v. C. Weiß: Urbevölkerungen. — Blau ////: Veneter. — Rot ||||: Verbrennende „Italiker". — Blau ||||: Bestattende „Italiker" (Umbro-Sabeller). — Schwarz ≡: Picenter. — Rot-Schraffiert: Etrusker. — Schwarz ////: Japyger, Messapier. — Rot ≡ (Sardinien, Sizilien): Punier. — Blau ≡: Griechen. — Schwarz ||||: Sarden und Sikuler.

AK. 6 [1912] Menghin; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 17f.). Auch weiter ostwärts, wo zahlreiche Höhlen, besonders im Karst, für Wohnung und Gräber benutzt sind, beginnen gewiß manche noch in sog. reiner StZ, gehen dann aber über in die Zeit der Metalle, ohne daß die Trennung scharf zu bezeichnen wäre. Marchesetti glaubte z. B. für die Höhle von Gabrovizza reine StZ festhalten zu können (Atti d. Mus. civ. di st. nat. Trieste 8 [1890]; Bull. Paletn. Ital. 17 [1891] S. 48f.); eine ganz frühneol. Wohnschicht, noch vereint mit Knochen von Höhlenbär und *Bos primigenius*, ist in der Grotta all'Onda in den Apuaner Alpen durch eine Stalagmitendecke getrennt von einer jungneol. Wohnschicht (Bull. Paletn. Ital. 41 [1916] S. 1—4; Arch. Anz. 1921 S. 62); unter der frühneol. Schicht abermals eine Stalagmitendecke, unter der Knochen von Hyänen und Panthern, aber auch Herdspuren und Moustérienschaber, wie behauptet wird, sich fanden. Auch in der Apuaner Grotte di Equi scheint eine tiefe, ganz frühneol. Schicht noch mit Höhlenbär und Murmeltier gleichzeitig gewesen zu sein (Bull. Paletn. Ital. 43 [1923] S. 123—129), während weiter oben Kuprolithiker hausten und ihre Toten hinterließen (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 26). In anderen Höhlen ist dagegen die noch zum Horizont des allerdings vom Menschen schon bekämpften Höhlenbären gehörige Schicht bereits scharf geschieden von der menschlich benutzten, so z. B. in der Caverna Pocala bei Nabresina (Karst: Boll. d. Soc. di stor. nat. di Trieste 34 [1908] S. 186; Bull. Paletn. Ital. 37 [1912] S. 156).

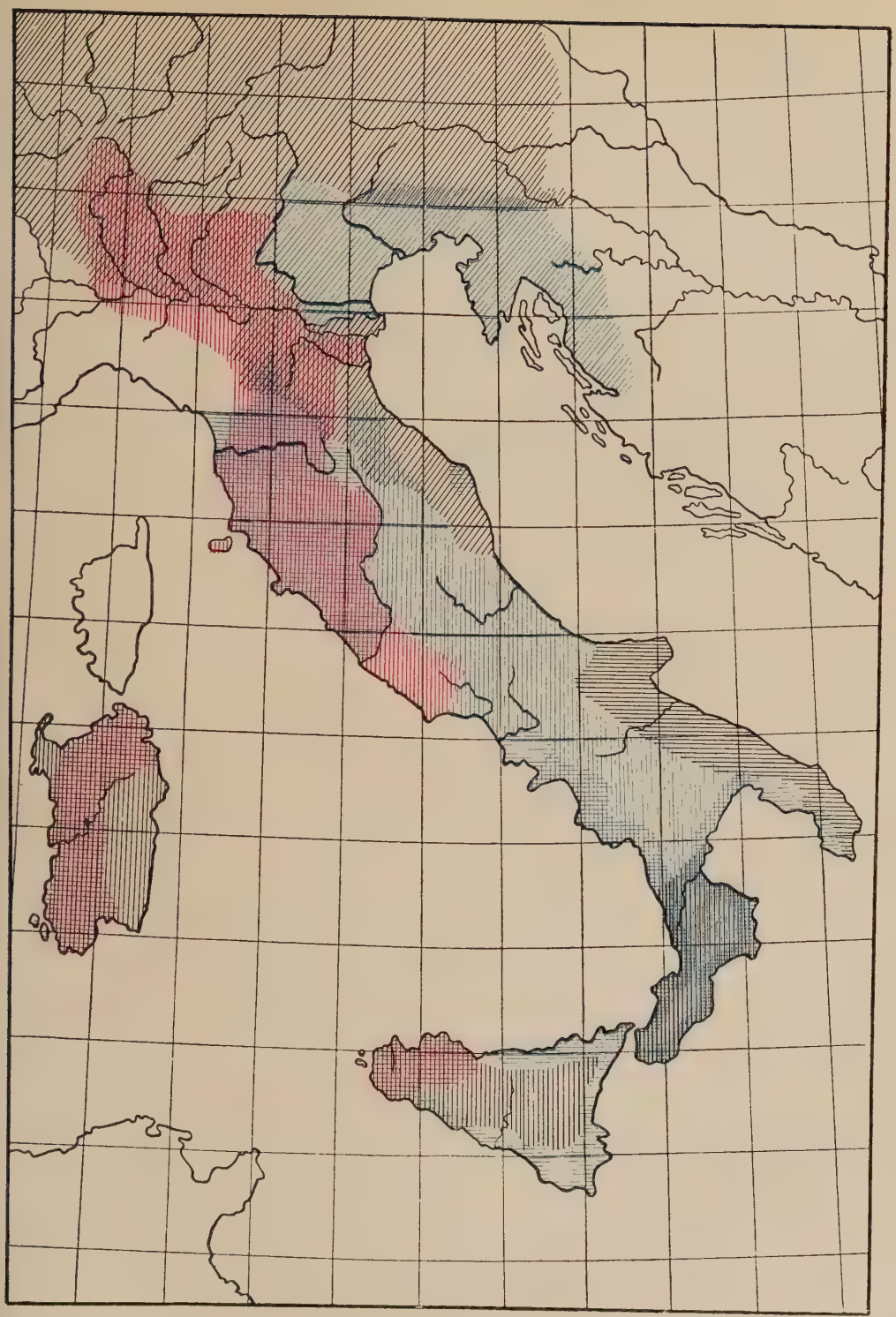
Gewiß sind auch manche der vielen ligur. Höhlen, die bald zum Wohnen, bald zum Bestatten der Toten, auch für beides verwendet wurden, nur von reinen Neolithikern bewohnt worden. Aber solche Fälle sind schwer festzustellen. Wenn in der Finaleser Grotte Arma del Sanguineto zwar Herdreste, rohes Tongeschirr, Steine zum Glätten oder Mahlen, Knochenpfriemen, Spinnwirtel u. a. gefunden sind, aber alles feinere Tongeschirr, wie es z. B. in den Grotten der Arene candide oder Pollera zutage trat, und vieles, was dort schon auf kuprolithische Zeit weist, fehlt (Issel *Liguria preist.* 1908 S. 281), so spräche alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Grotte in der kuprolithischen Zeit nicht mehr benutzt worden, also wirklich rein neol. wäre. Aber der Fund einer bronzenen Flachaxt mit leicht erhobenen Rändern (Issel a. a. O. S. 100 Abb. 23), eines geschwungenen Bronzemessers (Issel S. 103 Abb. 28) und einer Bernsteinperle (s. Bernstein D) zwingt uns zur Annahme fortgesetzter Benutzung bis tief in die BZ, wahrscheinlich hier noch weiter herab. So würde man durchaus geneigt sein, selbst angesichts der schon etwas vorgeschrittenen Topfware, eine am Nordhang des ligur. Apennin gelegene Wohnhöhle noch für rein neol. zu halten, wenn nicht der zufällige Fund eines augenscheinlich stark gebrauchten Schleifsteins bedenklich machen könnte (Bull. Paletn. Ital. 39 [1914] S. 135 Issel). —Und ähnliche Erfahrungen macht man überall, landauf, landab, auch auf Sizilien und Sardinien, so daß man immer mehr geneigt wird, die Anfänge der Metallbenutzung, d. h. des Kupfers, das ja in manchen Gegenden fast frei zutage liegt, immer höher hinaufzusetzen und die Form mancher Steingeräte aus Nachahmung von Metallgeräten zu erklären, die für den Einzelbesitz vielfach noch zu kostbar oder schwer erhältlich sein mochten (Bull. Paletn. Ital. 29 [1903] S. 176—177; 33 [1907] S. 165 Colini und M. Mayer *Molfetta u. Matera* 1924 S. 59).

Die Zerlegung des Landes in eine metallreiche w. und eine metallarme ö. Hälfte, erstere durch tief einschneidende Flußtäler aufgeschlossen, letztere in ihrem mittleren Teil in lauter Einzelcantönli zerfallend und vom W durch die hohen Apenninketten abgetrennt, mußte eine ungleichmäßige Verbreitung des kulturell epochemachenden Metalls bewirken, um so mehr, als die unwirtliche Adria in alten Zeiten der von S heraufkommenden belebenden, die Kauflust und damit die Kaufkraft anregenden Schiffahrt hindernd entgegentrat. Somit ist es nur natürlich, wenn zwar langsam auch an der Küste, noch viel langsamer im Innern oder an schwer zugänglichen Küstenpunkten sich die Kultur weiterschiebt und ihre neol. Ausdrucksformen länger behält, oft auffallend lange, so wenn in viel späteren Perioden präh. anmutende Erscheinungen,

wie die Bestattung der Picenter als liegende Hocker, sich bis ins 5. Jh. halten. So kommt es denn, daß sich im Museum von Ancona eine wesentl. ältere neol. Physiognomie feststellen läßt bei höheren oder entlegeneren Orten, wie Fano, Iesi, Filetto bei Sinigaglia, Sirolo, Rosora, Offida, Serrapetrona, Lama, als z. B. bei Ripoli am Ausgang des bequem geöffneten Vibrata-Tals: dort, auch im oberen Vibrata-Tal, noch die einfache grobe Keramik mit die ganze Oberfläche überziehenden Nägel-, Muschel- oder Holzsteckeneindrücken in den feuchten Ton, wie auf den Tremiti-Inseln (Bull. Paletn. Ital. 33 [1907] Tf. 1, 2), der Hüttensiedlung oberhalb des Pulo von Molfetta (A. Jatta *La Puglia preistorica* 1914 Tf. 4, 5; M. Mayer *Molfetta und Matera* 1924 Tf. 4—11), der Ostküste Siziliens (s. d. B; Bull. Paletn. Ital. 16 [1890] Tf. 6—8) — und ganz anders bei Ripoli (s. u. § 5). Und je weiter nach S, um so mehr fragt man sich bei als neol. betrachteten Fundplätzen, ob sie nicht bereits in die Metallzeiten hineinragen; so bei Stentinello (s. d.) selbst, mit dem, Syrakus nahe, eine wichtige Forschungsreihe, welche den Prä- oder Protosikulern gilt, zuerst einsetzte, nachdem die Höhlenfunde im W schon den Blick geöffnet und Fragen gestellt hatten. Und wiederum auf Sardinien, wo Anzeichen paläol. Lebens ganz fehlen, tritt auch, was man rein Neol. nennen möchte, durchaus zurück, da das Metall des SW und damit denn auch bald die Beziehungen zur Außenwelt sich früh bemerkbar machen, alsdann freilich sehr lange, ja bis in die röm. Zeiten hinab, ziemlich stabil bleiben.

§ 3. Fassen wir also neol. und kuprolithische Zeit zusammen, ohne im Einzelfall zu untersuchen, ob mehr das eine oder das andere zutrifft! Trotzdem die Urbevölkerung, soweit für uns erkennbar, im N der Halbinsel, wo man sich gewöhnt hat, sie als „ligurisch" zu bezeichnen, ohne daß weder für den Namen noch für eine damit ausgedrückte wirkliche Zusammengehörigkeit etwas positiv Beweisbares gesagt werden könnte, von derjenigen des S und der beiden großen Inseln — Corsika ist „ligurisch", auch nach der Ansicht der Alten — sichtlich zu scheiden ist, letztere den fragenden Blick mehr nach S, Malta, Pantelleria, Afrika ziehen, sind die wesentl. Lebensformen gleichartig, entsprechend der immerhin annähernd ähnlichen Kulturstufe und den jeweiligen örtlichen Bedingungen.

Da das höhlenreiche Land vielfach, sei es in den Höhlen selbst, sei es unter überhängenden Felsen, zahlreiche Spuren menschlichen Lebens und Sterbens uns überliefert, ganz den Berichten der Alten z. B. über Ligurien entsprechend (Nissen *Ital. Landesk.* I 468ff.), begegnete man früher wohl der Annahme, das menschliche Leben in Italien hätte mit solchem Troglodytenleben begonnen. So gut aber, wo die Gelegenheit günstig war, passende, nach S geöffnete und leidlich trockene und helle Höhlen noch bis in hellste geschichtliche Zeiten, ja vielfach bis heute bewohnt wurden, so wenig hat man die Mühe gescheut, wo keine geeigneten Höhlen zur Stelle waren oder man sie anders, z. B. für Magazinierung von Vorräten (so z. B. vielleicht mit Kultübungen verbunden in der Latronico-Höhle in Lukanien: Mon. Linc. 24 S. 461—630 Rellini; Arch. Anz. 1921 S. 137—139) oder noch häufiger zum Bestatten der Toten verwendete (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Ortsregister unter Cave, Caverne, Grotte), im Freien Hüttendörfer anzulegen, die, weil aus vergänglichem Material errichtet, sehr viel mangelhafter als in schützenden Höhlen eingerichtete Wohnungen auf uns gekommen und daher meistens nicht mehr erkannt sind. Ein gutes Beispiel hierfür in Ligurien vor dem Eingang in die große Höhle Dell' Acqua: eine Siedlung im Freien (Bull. Paletn. Ital. 19 [1893] S. 174—183 Amerano). Daß kuprolithische Hüttendörfer mit bequem eingerichteten, runden, ovalen, auch rechteckigen, mit Holz gedielten und mit Stuck innen und außen beworfenen Hütten und mannigfachem Inventar, auch feiner bemalter Keramik, Höhlenwohnungen der BZ mit technisch und künstlerisch rückständiger Topfware tatsächlich vorangehen können, lehrt als besonders wirkungsvolles Beispiel die M. Mayer verdankte Feststellung des Verhältnisses zweier Siedlungen im und am Pulo di Molfetta in Apulien (M. Mayer *Molfetta und Matera* 1924).



Italien

Um 300 v. C. Weiß: Ligurer. — Schwarz ////: Kelten. — Blau ////: Veneter. — Rot ||||: Römer, Latiner, Falisker. — Blau ||||: Umbro-Sabeller, Osker. — Blau ≡: Etrusker. — Rot ≡: Punier. — Blau ≡: Griechen. — Schwarz ||||: Sarden, Sikuler. — Schwarz ≡: Japygier-Messapier in Ostitalien.

Zusammenstellungen der Wohnhöhlen, von denen die Grabhöhlen, oftmals wechselnd gebraucht, nicht zu scheiden sind: Peet *Stone- and Bronzeages* S. 36ff., der jedoch die umfassende Bearbeitung der ligur. Höhlen durch Issel (*La Liguria preistorica* 1908) noch nicht benutzen konnte (der Issels Nachträge Bull. Paletn. Ital. 39 [1914] S. 130—137 hinzuzufügen sind); ferner für Ligurien noch Archiv. p. l'antropol. e la etn. 44 S. 46ff.; Bull. Paletn. Ital. 40 (1914) S. 183 Mochi und v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 10—13. Dem ligur. Appennin schließen sich die Apuaner Alpen an, auch diese voller Höhlen, unter denen besonders bemerkenswert: Il Tamaccio bei Casoli, Wohn- und Grabhöhle, in der links vom Eingang eine kleine Nische mit altar- oder herdartigem Block davor, also vielleicht eine primitive Kultstätte; alsdann die Grotta all' Onda, auch zum Wohnen und Bestatten, allerdings sehr fraglich, ob gleichzeitig verwendet, durch ihre oben geschilderte Schichtenfolge einzigartig; ferner die typisch kuprolithische Grotta del Castello, schon in den Pisaner Bergen, wo ein feiner dreieckiger Kupferdolch, gute Steinpfeilspitzen, als Schmuck neben Muscheln bereits durchbohrte Marmorscheiben und durchbohrte Hundezähne, Reste von Rind, Schwein und Hund, Fischerei- und Spinnzeug die vorgerückte Stufe kennzeichnen; schließlich die neuerdings viel behandelte Grotta di Equi und die wohl als Grabhöhle zu fassende Buca Tana unweit Lucca (Bull. Paletn. Ital. 40 S. 1—29; zu der v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 24—25 aufgeführten Lit. noch Bull. Paletn. Ital. 43 [1923] S. 123—129 und was dort von De Stefani zusammengestellt und kritisch besprochen ist; ferner Brian und Mancini *Caverne e grotte delle Alpi Apuane* Boll. d. R. Soc. geogr. 1913 S. 1032ff.).

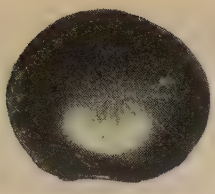
§ 4. In Oberitalien beschränkt sich die Besiedlung in neol.-kuprolithischer Zeit auf die vor Überschwemmung einigermaßen sicheren Landrücken zwischen den dem Po zueilenden Flüssen, einige Plätze in den Voralpen und Moränen, hier und da auch Höhlen oder Ripari, besonders im unteren Etschtal, fast der einzigen Gegend, wo man sich in die Alpen hineinwagte und heute Riva, Mori, Rovereto, Trient dem Wanderer reizvoll entgegenlachen. Die höheren Täler, namentlich nach Graubünden zu, mied man, und auch die nach NO, der Gegend reichster Kupferlager, hinaufziehenden Täler scheinen die Bevölkerung noch nicht zur Seßhaftigkeit gelockt zu haben. Mitteltirol, die Urgesteinsgegend, ist in dieser Zeit siedlungsleer geblieben. Erst in Nordtirol setzt ein anderes Volk mit anderer Kultur ein, jedoch erst in voller kuprolithischer Zeit. Was erforscht ist von Siedlungen in oder vor Höhlen und Felsvorsprüngen, in Gletschertöpfen — eine Besonderheit Südtirols —, Hügelplätzen und castellierartigen Burgen, als man darauf bedacht werden muß, sich zu wehren und zur beginnenden BZ in der Po-Ebene die Pfahlbauten und Terramaren anfangen, ist von Menghin (Jahrb. AK. 6 [1912] S. 12—95, mit Karte) gesammelt und verarbeitet, dazu v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 18—19 für die Gräber, in denen vereinzelt auch schon Kupferwaffen auftauchen, wie denn auch in der Tischofer Höhle eine Gußstätte gefunden ist und bis an den Beginn der HZ — nicht länger — sich auch Ausnutzung der Tiroler Kupferlager beweisen läßt. Die seltener in den Höhlen, meist in Flachgräbern als liegende Hocker bestatteten Toten, Ritus und Beigaben, knüpfen diese kuprolithische Bevölkerung Südtirols eng an die gleichzeitigen Bewohner der Po-Ebene, w. und auch ö. des Etschtalausganges.

Diese treten uns bis jetzt am greifbarsten w. der Etsch entgegen zwischen Tartaro und Oglio (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Karte I), wo die Gräberfelder am Chiese, namentlich Remedello Sotto (s. d.) und Fontanella di Casalromano (s. d.), der Forschung den ersten sicheren Ausgangspunkt gaben. Von Chierici entdeckt, sind sie mit ihren Zusammenhängen durch ganz Italien in Verbindung gebracht von Colini in der grundlegenden Arbeit *Il Sepolcreto di Remedello Sotto nel Bresciano ed il periodo eneolitico in Italia* 2 Bde. Parma 1899, 1900, 1902, zusammengedruckt aus den Bänden 24—28 des Bull. Paletn. Ital.; dazu als Ergänzungen seine Arbeiten über Funde bei Viterbo (Bull. Paletn. Ital. 29 S. 150—186) und bei Alghero auf Sardinien (Bull. Paletn. Ital. 31 S. 174—194); ferner die Zusammenarbeitungen dessen, was sich

bis dahin noch ermitteln ließ über die Funde im Vibrata-Tal (s. d.), an der picenischen Küste, namentlich auf Grund des unter seinen Händen befindlichen Materials im Museo preistorico von Rom (Bull. Paletn. Ital. 32 S. 117—173, 181—268; 33 S. 100—180, 193—224; 34 S. 50—65). Über Colinis an Remedello geknüpfte Darstellung der kuprolithischen Per. Italiens ist man seitdem — 1909 — infolge neuer Funde und immer eindringenderer Vergleichung der alten eigentlich nur hinausgekommen in der Erkenntnis, daß die Entwicklung ungleichmäßiger fortschreitet, als noch Colini glaubte annehmen zu müssen, daß aber sorgsame Prüfung der mit dem ersten Auftreten des Kupfers vergesellschafteten Formen gestattet, ganz in Colinis Sinn, die kuprolithische Zeit noch weiter hinaufzuschieben, die rein neol. immer mehr einzuschränken.

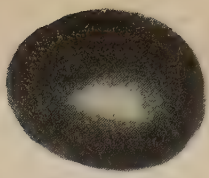
Für die Remedello-Gräber typisch ist die Bestattung als meist auf der l. Seite liegender Hocker mit reichlichen Beigaben an im allg. mit feinem Formgefühl, Geschick und Geduld hergestellten Steinwaffen — auch bei den Frauen —, vereinzelt auch aus Kupfer in den üblichen Formen der Flachäxte, Äxten, Dolchen oder Lanzen aus Stein, stets einer größeren Anzahl Steinpfeilspitzen sowie Gebrauchsdingen aus Horn und Knochen. Beweist Vorkommen von kleinen Äxten aus Jadeit Handelsbeziehung nur nach dem Gebiet der Seealpen und Piemonts (s. Jadeit), so spricht für weiterhingehende eine schöne große Silbernadel (Bull. Paletn. Ital. 24 S. 95 Abb. 172; 28 S. 23) aus einem Frauengrabe. Die Beisetzung ist in voller Kleidung und Schmuck erfolgt; aufgenäht gewesene Muschelplättchen, auch wohl aus Eberknochen geschnitten (Bull. Paletn. Ital. 28 S. 100), Muschel- und Marmorschmuck von Halsketten, zahlreiche Ringe, Nadeln, Gürtelbeschläge, Knöpfe zeigen ebenfalls, wie sehr diese Leute schon aus selbstbeschränkter Eigenwirtschaft herausgetreten waren. Die merkwürdigerweise, wie es scheint, nur Frauen mitgegebenen Tongefäße einfach praktischer Form mit in den noch feuchten Ton scharf oder weicher eingepreßten linearen, meist geraden und der Gestalt des Gefäßes gut angepaßten Verzierungen werden nicht mehr erkennbare Nahrungsmittel enthalten haben. Daß die durch eingeschüttete, dunkle, kohlenhaltige Erde hergerichteten Erdgruben mit Holzdeckeln verschlossen waren, ist hier nicht strikt beweisbar, aber wahrscheinlich. Für den bereits hoch entwickelten Ordnungssinn der Leute spricht die Anordnung der Gräber auf künstlich eingeebneten und von der Umgebung abgeschiedenen, rechteckigen Terrassen, auf denen ein Teil der Gräber sogar reihenweise angelegt war (s. Plan Bull. Paletn. Ital. 24 Tf. 1 = v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 1, 2). Und ebenso scheint der Wohnplatz der Lebenden rechtwinklig angelegt und durch Gräben abgeschlossen gewesen zu sein, ganz wie es auch in Sizilien und Apulien beobachtet ist (s. u. § 7), auch dies ein Zeichen für bereits entwickelten Eigentumsbegriff und Solidaritätsgefühl. Die Hütten waren, soweit die geringen Spuren erkennen lassen, hier wie überall im Lande, auch noch in der BZ und EZ, klein, meist rund, mit der ausgepflasterten Herdvertiefung in der Mitte (s. Castellaccio d'Imola, Cella Dati, Fondi di capanne, Hausurne B) und natürlich aus vergänglichem Material. — Somit hat uns Remedello ein ausreichendes Bild gegeben von der Kultur der Urbewohner kuprolithischer Zeit sowohl dieser Teile der Po-Ebene wie auch — das haben Colinis fleißige Zusammenstellungen ergeben — eigentlich des ganzen Landes. Die Wohnstätten sind wegen ihres vergänglichen Materials schwer aufzufinden und meist sehr zerstört; so müssen denn die Gräber reden (Übersicht: v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 14—19).

Besser erhalten sind Hüttendörfer dieser Kuprolithiker s. des Po auf und unterhalb der Abdachungen des Appennin. Chiericis Eifer und geschultem Blick verdankt man die erste Kenntnis einiger solcher Siedlungen in der Provinz Reggio-Emilia bei Calerno, Albinea, Rivaltella, Castelnuovo und Campeggine (Peet *Stone- and Bronze-ages* S. 90—96; Bull. Paletn. Ital. 33 S. 33, 2 Rellini), denen viele andere folgten (Liste bei Rellini a. a. O.), und auch der Gräber (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 20ff.). Besonders bemerkenswert ist eine Höhle, Tana della Mussina, in welcher neben wahrscheinlich früheren Leichenresten sich



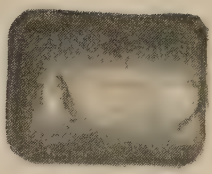
a

c



d

b



e

f

g

h

i

k

l

Italien B.

auch unverkennbare Wohnspuren aus der Terramarenzeit fanden, die jedoch den Urbewohnern gehört haben müssen (v. Duhn *Gräberk.* I 22). Wie überhaupt Gleichzeitigkeit sehr vieler dieser Urbewohnersiedlungen mit Palafitten und Terramaren durch Typologie der Fundstücke beweisbar ist (z. B. Bull. Paletn. Ital. 25 S. 277 Colini).

Im ö. Po-Gebiet, dem eigentl. Alluviallande, scheint es, als ob in frühen Zeiten die der Überschwemmungen mit allen ihren gesundheitsschädlichen Folgen ausgesetzte Ebene gemieden worden und im wesentl. nur einzeln aus der Ebene sich erhebende Hügelgruppen und die Voralpen besiedelt gewesen seien. Die Voralpen ö. der Etsch waren in ihren höheren Tälern seit paläol. Kulturstufen von derselben Bevölkerung bis tief in die geschichtlichen Zeiten hinab (s. § 2), wie es scheint, unausgesetzt bewohnt. Während dieselbe im Innern nur langsam vom Hauch entwickelterer Lebensformen berührt wurde, war es nahe der Ebene und ihrer Verbindungen anders. Besonders das fruchtbare warme Becken von Schio, n. Vicenza, scheint sehr angelockt zu haben, falls nicht etwa der günstige Zufall besonders emsiger Lokalforscher (Cibin, Zanocco) unsere Kenntnis einseitig beeinflußt. Neben bronzezeitl. und spätere Erscheinungen (z. B. Bull. Paletn. Ital. 40 S. 164ff., 179; Notizie 1918 S. 169ff.; Arch. Anz. 1921 S. 43f.) tritt ein Höhlenfund, die Bocca Lorenza. Nicht nur vorn, nahe der Mündung, sondern auch in einem rückwärtigen, nach der Tiefe abfallenden Teil wurde gewohnt, hinten auf einem mit Pfählen und Faschinen gestützten Holzverdeck, eine interessante Analogie zu verwandter Anlage in der lukanischen Höhle della Pertosa. Werkzeuge aus Stein, Horn und Knochen, aber auch eine kupferne Flachaxt sowie sehr charakteristische Tongefäße sichern die Zeit (Bull. Paletn. Ital. 36 [1911] S. 71ff. Tf. 5—6; Mayer *Molfetta und Matera* 1924 S. 117f.). Aus dem noch wenig durchforschten ferneren O und NO des Veneto gehört in diese Zeit nur ein Höhlenfund von Casan am oberen Piave, wo die Skelette, begleitet von Steinsicheln, kleinen Serpentinäxten, Schmucksachen, auch solchen aus Kupfer, Haustierresten, auch einer als Amulett beigefügten Scheibe aus einem menschlichen Schenkelhals, Zeit und Sphäre bestimmen (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 19). Noch weiter ö. im höhlenreichen Karstgebiet, im Küstenland und Istrien ist die neol.-kuprolithische Zeit stark vertreten und von den österreich. Forschern vielfach durchgearbeitet. Höhlen, wie San Canziano (s. d.), die aus vorillyrischer Zeit stammenden Castellieri (s. d.) und zahlreiche Hockergräber, namentlich im s. Zipfel Istriens (s. Nesazio), sind sprechende Zeugen der kuprolithischen Frühzeit auch dieser Gegend.

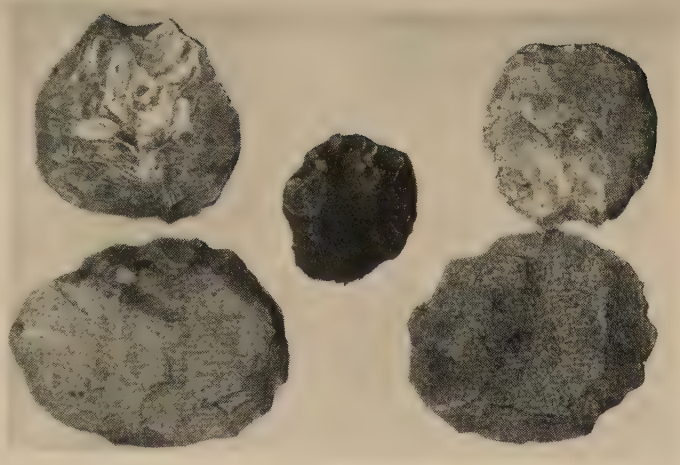
Abgesehen von vereinzelten Siedlungsfunden (Bull. Paletn. Ital. 36 [1911] S. 85), meist in der Nähe späterer Städte, wie Vicenzas (Notizie 1909 S. 192) und Paduas (Ponterotto: Bull. Paletn. Ital. 35 [1910] S. 38; Canin: Boll. d. Mus. civ. di Padova 12 [1900] S. 105ff. Tf. 6), die vielleicht dafür sprechen mögen, daß jene Städte eben dort angelegt wurden, wo es am ersten geraten schien, das Wagnis der Siedlung in der gefährdeten Ebene zu übernehmen, und Gräbern bei Pietole unweit Mantuas und Povegliano, sw. Veronas (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 19f.), haben die Kuprolithiker auf und um den Euganeen ihre Spuren hinterlassen, wo sich Siedlungsreste und Gräber vielfach neben oder unter den Niederlassungen und Gräbern der um die Jahrtausendwende eingerückten, schon durch die Brandsitte scharf unterschiedenen illyr. Veneter (s. d.) gefunden haben, fortgesetzt bis an das Ende der BZ, ja darüber hinaus (s. Este), so im Tal zwischen Monte Rosso und Monte delle Are (Boll. Mus. civ. Padova 9 [1907] S. 37—44; Bull. Paletn. Ital. 32 S. 174f.), bei Marendole (Boll. Mus. civ. 13 [1910] S. 55), wo freilich auch Späteres hereinschlägt (Bull. Paletn. Ital. 23 S. 66—81; 24 S. 103; 26 S. 283), bei Este selbst, sowie im Val Calaona und bei Lozzo Atestino (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 19f.; manches Material im Saal A des Nationalmuseums von Este). Viele dieser kuprolithischen Gegenstände und Formen sind von den Venetern übernommen und setzen sich lange in deren Gräbern fort.

S. des Po sind die Tieflagen der Ebene auch wieder gemieden worden, während auf den Abhängen und in den Tälern des Appennin sich die Siedlungen der kupro-

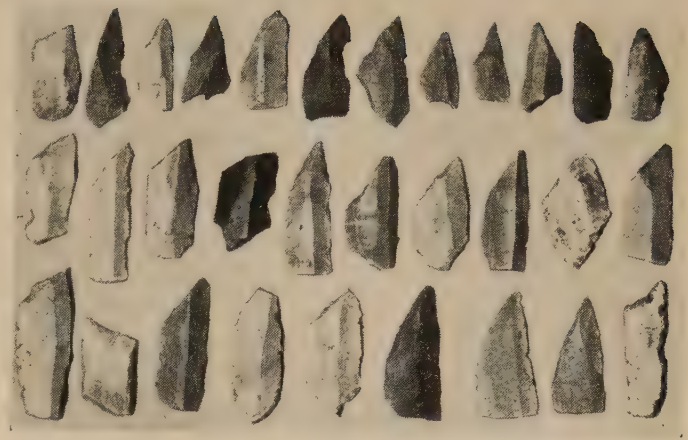
lithischen Urbewohner verteilt zu haben scheinen. Von ihren Rundhüttendörfern haben sich noch einige gut erkennbar erhalten (s. Bertarina, Castellaccio d'Imola, Prevosta, Toscanella) bis weit in die BZ hinab, wo die von der mittl. Po-Ebene einströmenden verbrennenden „Italiker" die politischen Herren erst der Gefilde, dann auch der Berggebiete werden und sich die Urbewohner derartig assimilieren, daß diese sogar den Italikerritus der Verbrennung ihrer Toten angenommen haben. Nur noch vereinzelt finden sich Bestattungsgräber des vorital. Stammes, und zwar meist mit deutlichen Anzeichen verlorener Freiheit und sozialer Selbständigkeit (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 22ff. und Karte 1 und 7). Die hier besonders starke Mischung der beiden Elemente bildete den Boden, auf dem sich in der zweiten Hälfte des 2. Jht. die sog. Villanova-Kultur (s. d.; = *Prima epoca del ferro* = Hallstatt-Kultur) auszubilden beginnt.

§ 5. In Mittelitalien hat der O besonders lange an den Formen der alten neol.-kuprolithischen Kultur festgehalten (s. § 1 und 2), deren sicht- und greifbare Äußerungen vielfach übernommen wurden von den Stämmen, welche vom Balkan herüberkamen, oder wie die Umbro-Sabeller von N einrückten und, zwischen Picenter und verbrennende Italiker eingekeilt, bald nach S auswichen, wenigstens zu großem Teile, dabei die verbrennenden Vettern aus den w. Abdachungen und Tälern des Appennin verdrängend oder überflutend, bis ins Faliskerland (s. d.) und nach Rom und zum Albanergebirge hin.

Wichtigster Ausgangspunkt für unsere Erkenntnis dieser Verhältnisse im O ist das auch heute dicht bewohnte, klimatisch bevorzugte, von verschiedenen Forschern vielfältig untersuchte Tal der Vibrata (s. d.), im Herzen Picenums, etwa auf der Mitte zwischen der Rimini-Ecke und dem Gargano-Sporn. Im oberen Tal eine beträchtliche Gruppe von nach S oder O geöffneter Höhlen (s. die Karte: Bull. Paletn. Ital. 32 [1906] zu S. 122), die teils zum Wohnen, oft verschiedene Schichten übereinander, teils zum Bestatten gedient haben. Weiter abwärts sind schon vor etwa 50 Jahren 336 neol.-kuprolithische Hütten, die meisten auf 15 Ortschaften verteilt, gefunden, von diesen 12 auf der der Sonne zugewandten Nordseite, nur 3 auf der Südseite. Teils rund, teils oval, lagen sie gern einander benachbart; jedoch nur selten so genähert, daß sie unmittelbar mit Hilfe einer eingebauten Tür verbunden wurden. Sie waren meist eingetieft (s. Abb. Bull. Paletn. Ital. 33 [1907] S. 149), vorherrschender Sitte der Urbewohner gemäß. Die in ihnen gefundenen Dinge, sehr viel Steinwerkzeuge und Waffen, besonders bereits gute Steinpfeilspitzen, mancherlei aus Knochen und Horn, zeigen eine lange, in gleichmäßigen Formen dahinlebende Bevölkerung, welche der Viehzucht, Jagd und Hackbau ergeben war. Die grobe Keramik zeigt, wenn überhaupt verziert, nahe Verwandtschaft zu der weiter s. bis nach Sizilien hin bekannten Art (s. o. § 2); die Gestalt der Gefäße dagegen, auch die Henkelform, geht vielfach ihre eigenen Wege. Die Steingeräte wurden in großer Menge in oder bei den Hütten hergestellt, gewiß nicht, wie man früher wohl meinte, fabrikmäßig, sondern (Colini) als Hausindustrie, ganz wie die Keramik und alles andere. Auffällig sind noch stark an das Paläol. anklingende Formen, woraus man auf ungestörte Fortdauer der ältesten Bevölkerung hier wie anderswo (s. o. § 4) hat schließen wollen, vielleicht mit Recht, wenn man nämlich es wagen mag, in anregungslosen, abgelegenen Weltecken verständliche Unvollkommenheiten, sobald sie sich dem suchenden Blick als Chelléen, Solutréen oder Moustérien herauszustellen scheinen, zeitlich oder gar ethnisch auszuwerten. Im selben Vibrata-Tal zeigt nun der nahe der Öffnung des Tales gelegene Fundort Ripoli wesentlich andere Züge, die Hütten z. T. vergrößert, die Vereinigung mehrerer häufiger (Mon. Lincei 29 S. 377f.), das Steinwerkzeug z. T. besser geglättet, die Pfeilspitzen, bekanntlich überhaupt erst dem j. Neol. eigen, sorgsamer geformt, eine durchbohrte Steinscheibe (Bull. Paletn. Ital. 33 S. 163 Abb. 8), von Colini und Rellini (Mon. Lincei 29 S. 383) wie andere ähnliche (z. B. Dall'Osso *Guida di Ancona* S. 401) für einen Keulenkopf gehalten, die Mayer (*Molfetta und Matera* 1924 S. 163) in wohlerwogener Darlegung zusammenstellt mit runden Steinscheiben, die als



a



b

c

d

e

Italien B.

Vorläufer der Töpferscheibe gedient hätten, wobei freilich die Frage auftaucht: warum nicht aus Holz, so viel einfacher, falls man nicht etwa das Werfen oder Splittern des Holzes fürchtete. Denn gerade die Keramik von Ripoli, wo die frühere, unregelmäßig geritzte oder eingedrückte Art völlig fehlt, zeigt bedeutsame Fortschritte gegenüber der vorigen, außer manchen neuen, z. T. nach Apulien weisenden Formen und sonstigen Eigentümlichkeiten (Mon. Lincei 29 383f.): Auftrag braunschwarzer, linearer, gemalter Musterung auf roten Grund (Dall'Osso *Guida* S. 397, 402, 404, 406, 407; Mon. Lincei 29 [1923] S. 357—369, 387 Rellini; Mayer *Molfetta und Matera* 1924 S. 218f.), die ihre nächsten Analogien in Molfetta, Matera, ja drüben auf Capri hat, wie es denn auch nicht an keramischen Stücken aus Ripoli fehlt, die ihre Verwandtschaft auf Malta und Sardinien zu suchen haben (Mayer *Molfetta und Matera* S. 101, 218), so daß eine schon ziemlich entwickelte Schiffahrt längs der ital. Küsten angenommen werden muß. — Endlich ist es Dall'Osso auch gelungen, die bis dahin im Vibrata-Tal vergeblich gesuchten Gräber wenigstens bei Ripoli zu finden (*Guida del Museo di Ancona* S. XIX, XXXIV und Abb. S. 395 — auf der l. Seite liegender Hocker und daneben sein Hund — u. S. 427 rechteckige Hütte, in der 8 liegende Hocker an den Wänden verteilt lagern, also ein Familiengrab; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 33, 631; Mon. Lincei 29 S. 379—382 Rellini). So sind einige Hütten, die augenscheinlich nicht mehr bewohnt waren, zu Grabhütten gemacht worden, ob innerhalb eines dafür ausgesparten Streifens und zwischen noch bewohnten Hütten, wie Dall' Osso meint (v. Duhn *Ital. Gräberk.* S. 33), scheint auch Rellini (S. 381) bedenklich zu machen; die große Menge der Gräber sind jedoch einfache, längliche Gruben — *fosse* —, in denen die Toten, oftmals mehrere sukzessiv übereinander, gebettet waren, stets als Hocker. Irgendwelche äußeren Kennzeichen des Grabes müssen also doch wohl die Lebenden geleitet haben, um solche Gräber bei Nachbestattungen wiederzufinden, vielleicht darf damit auch auf einen Gedächtniskult für die Toten geschlossen werden.

Das Material aus dem Vibrata-Tal im Museo preistorico von Rom und dem Museum von Ancona, einzelnes auch in Bologna und Florenz. Das röm. Material gab Colini Anlaß zu seiner vorzüglichen typol. Bearbeitung (s. o. § 4), die ergänzt wird durch Rellinis kritische Nachlese in Mon. Lincei 29 (1923) S. 377f.

Wieweit die ziemlich zahlreichen jüngeren Niederlassungen, auch zum großen Teil von Hockergräbern begleitet, hier und an anderen Orten Picenums der Urbevölkerung zuzuschreiben sind, wieweit sie schon den Picentern gehören, wird bei der andauernden Gleichförmigkeit der Wohn-, Lebens- und Bestattungsformen nicht immer leicht zu entscheiden sein; eine gegenseitige Angleichung zwischen den kriegerischen, aber weniger zahlreichen neuen Herren und den altsässigen Bewohnern hat jedenfalls weitgehend stattgefunden. Vielleicht kann hier noch einmal somatische Forschung Klarheit bringen, da die Picenter auffallend große Leute, ihren Toten zufolge, gewesen sind, was von der Urbevölkerung nicht zu gelten scheint.

Es sind bereits (s. o. § 2) eine Reihe picenischer Örtlichkeiten namhaft gemacht, welche ältere Formen länger festhalten. In zahlreichen Siedlungen des Innern kann man sehen, wie tief in die Bronze-, ja Eisenzeit hinab, z. B. in der Siedlung Le Conelle bei Arcevia, bei Fabriano, der Grotte von Frasassi und anderen Punkten der Marken, die neol. und kuprolithischen Erinnerungen gehen, auch bei Gräbern, wie in Serrapetrona (Bull. Paletn. Ital. 33 S. 35ff. Rellini; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 32ff.). Bis an Apulien heran lassen sich gleichartige Erscheinungen verfolgen, besonders im Pälignerland, um die Majella (s. besonders Bull. Paletn. Ital. 40 [1914] S. 30—42, 95—121 Rellini) usw. Die Fülle gerade des neol. und kuprolithischen Materials aus dem ganzen Bereich der Marken erhellt aus Rellinis Sammlungen (Bull. Paletn. Ital. 35 S. 45—65, 36 S. 1—25).

§ 6. Auf die wesentl. Verschiedenheit des Bildes an Italiens Westseite mag eine Entdeckung am Monte Amiata vorbereiten, wo bei Quecksilbermutungen alte Minengänge, zinnoberhaltige Erzgänge, aufgefunden wurden, in denen ein Steinhammer mit umlaufender Mittelrille (abg. Bull. Paletn.

Ital. 41 S. 6) auf sehr frühe Zeit weist; Grubenholzanwendung und Reste von Holzgeräten, namentlich Gefäßen, wurden ebenfalls festgestellt (Bull. Paletn. Ital. 41 [1916] S. 5—12 Mochi; Arch. Anz. 1921 S. 63). Die zahlreichen Höhlen in „Etrurien" s. des Arno haben, wie es scheint, fast durchweg nur der Bestattung gedient; nur im S der Landschaft, dem Faliskerländchen, ist es Rellini gelungen (Bull. Paletn. Ital. 42 [1918] S. 74—85 und Mon. Lincei 26 S. 1—170; Arch. Anz. 1921 S. 93), allerdings sehr frühe Wohnspuren, wohl noch paläol., zu finden, über deren Verhältnis zu den „Neolithikern" er sich eingehend verbreitet hat. Auch offene Siedlungen in Hüttenform sind bis jetzt mehr vorauszusetzen, als durch Untersuchung festgestellt. Gräber, die neben meist ziemlich entwickelten Steingeräten fast immer auch Kupferwerkzeuge oder -waffen enthielten, sind dagegen häufig, und zwar mit reichem Inventar aufgedeckt. Es ist oft ein ganzes Arsenal an Waffen, was der Tote mitbekam, die Dolche von der bekannten dreieckigen Form mit Mittelrippe, daneben reichliche Flachäxte, meist noch ohne leicht erhobene Ränder. Ein Metallreichtum in so früher Zeit, wie er jenseit des Apennin unerhört wäre. Fand sich doch in einem Grabe bei Montemerano, unweit des späteren Saturnia, außer einem Axtdolch (s. d.), einem dreieckigen Dolch mit drei flachen Längsrippen und drei Flachäxten mit leicht aufgebogenem Rand, schon aus ganz leicht legierter Bronze bestehend, bereits ein richtiger Kupferbarren in bekannter Rundkuchenform, worin Milani das erste Beispiel ins Grab mitgegebenen Geldeswertes sah. Zu den von mir (*Ital. Gräberk.* I 25 — 30) zusammengestellten kuprolithischen Gräbern „Etruriens" tritt noch ein 1922 nahe Pomerance, Volterra gegenüber, im Bosco Rustichini gefundenes: eine flache, blechartige Speerspitze mit Mittelrippe, eine randlose Flachaxt, 5 elegante Steinpfeilspitzen, z. T. ziemlich lang, vielleicht also auch für Wurfspeere zu brauchen, sowie ein schwarzer Topf mit viermal wiederholten, vertikal gestellten Vorsprüngen (Mus. Florenz). Mitgabe von Speisen und Arbeitsgerät sowie Schmuck (Muscheln, Zähne) ist Regel.

Bis jetzt sind bis an die beginnende „Bronzezeit" heran (Grab von Battifolle) außer in einigen Höhlen, die offenbar für längere Zeit dienten, so die Buca delle Fate im Monte Tignoso bei Livorno, Grotten am Monte Argentario, eine Höhle im Monte Bradoni bei Volterra u. a., meist Einzelgräber gefunden, nur bei Montefiascone (contr. Rinaldone) 12 zusammen, alle in den harten Tuff in fast eiförmiger Gestalt eingeschnitten, mit Einbiegungen für die Beine des liegenden Hockers, auch w. des Appennin die stete Bestattungsart (*Ital. Gräberk.* I Tf. 1, 4), wie auch die Schicht fetter schwarzer Erde an Remedello erinnert (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 28). Also scheint diese Urbevölkerung überaus dünn im ganzen Land verteilt gewohnt zu haben, soweit die Lage der Gräber und die überall zerstreut auftauchenden Einzelfunde ein Urteil zulassen, kaum je an einer später durch größere Ortschaften oder Städte bezeichneten Stätte. Eine Ausnahme scheint Populonia zu sein (Bull. Paletn. Ital. 39 S. 85ff., 40 S. 90). Beachtenswert ist, daß in Etrurien zuerst neben das einfach in die Erde getiefte Grab auch die künstlich hergestellte oder doch erweiterte Felshöhle tritt, zu deren mühevoller Ausarbeitung das hier leichter zugängliche Metall Mut und Hilfe gebracht haben mag, wenn auch solange keine gehärtete Bronze zur Hand war, gewiß wie im S der Halbinsel und auf Sizilien die Steinaxt noch oft hat helfen müssen. Wie denn auch mächtige steinerne Keulenköpfe und mehrfach sehr schön hergestellte und polierte Hämmer aus Stein, aber schon metallischer Form, zeigen, daß man gern noch die alten Wege ging, aber vom Neuen lernte. Auch die schön geschwärzten und geglätteten Gefäße möchte man schon in dieser frühen Zeit, in der es weder Metallgefäße gab noch geben konnte, gern durch die Wirkung des Metallglanzes sich verständlicher machen (vgl. z. B. Bull. Paletn. Ital. 29 Tf. 13, 14). Man hatte das Metall schon sehr schätzen gelernt und begann daher mitunter wohl schon den Toten billiger abzufinden, so mit jener blechartigen Speerspitze des Pomerance-Grabes oder durch eine verkleinerte Nachbildung eines Schwertes aus

a

b

c

d

e

f

Italien B.

dünnem Kupferband (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 26).

Im w. Umbrien, den sabinischen und angrenzenden samnitischen Berglandschaften, in Latium und Campanien sind zwar steinzeitl. Einzelfunde von der paläol. bis in die BZ hinein zahlreich gemacht und werden hoffentlich im Rahmen der jetzt im Werden befindlichen arch. Karte Italiens auch einmal kartographisch festgelegt. Aber Siedlungen, die noch mit Sicherheit den Urbewohnern zuzuschreiben wären, äußerst wenige. Noch 1920 ist Rellini genötigt (Mon. Lincei 26 S. 110), nach gründlichster und sachkundigster Durchforschung des Faliskerländchens (s. o.) zu erklären, daß bis jetzt noch kein richtiges Dorf oder eine Nekropole aus der StZ dort habe auftauchen wollen, obschon an Besiedlung schon seit der paläol. Zeit die vielen sporadischen Funde in Höhlen und im Freien keinen Zweifel lassen. Und ebenso ist es in den andern oben genannten Landesteilen. Denn was z. B. an Hüttensiedlungen, sei es im Faliskerland, sei es in Latium — Rom, Antemnae, Ardea, Satricum-Conca (Mon. Lincei 15 S. 467ff. Pinza) — festgestellt ist, gehört alles in die sog. I. EZ, gerade wie die Hütten, als deren Erinnerung noch den Römern der Kaiserzeit die Casa Romuli, Vestatempel u. a. vor Augen standen, und die uns durch die Hausurnen (s. d. B), welche die Reste der verbrennenden Italiker aufnahmen, im Bilde erhalten sind. Wenn natürlich auch hier, wie in so vielen andern Hinsichten, Fortführung der alten Formen unter so vielfach gleichen Lebensbedingungen anzunehmen ist.

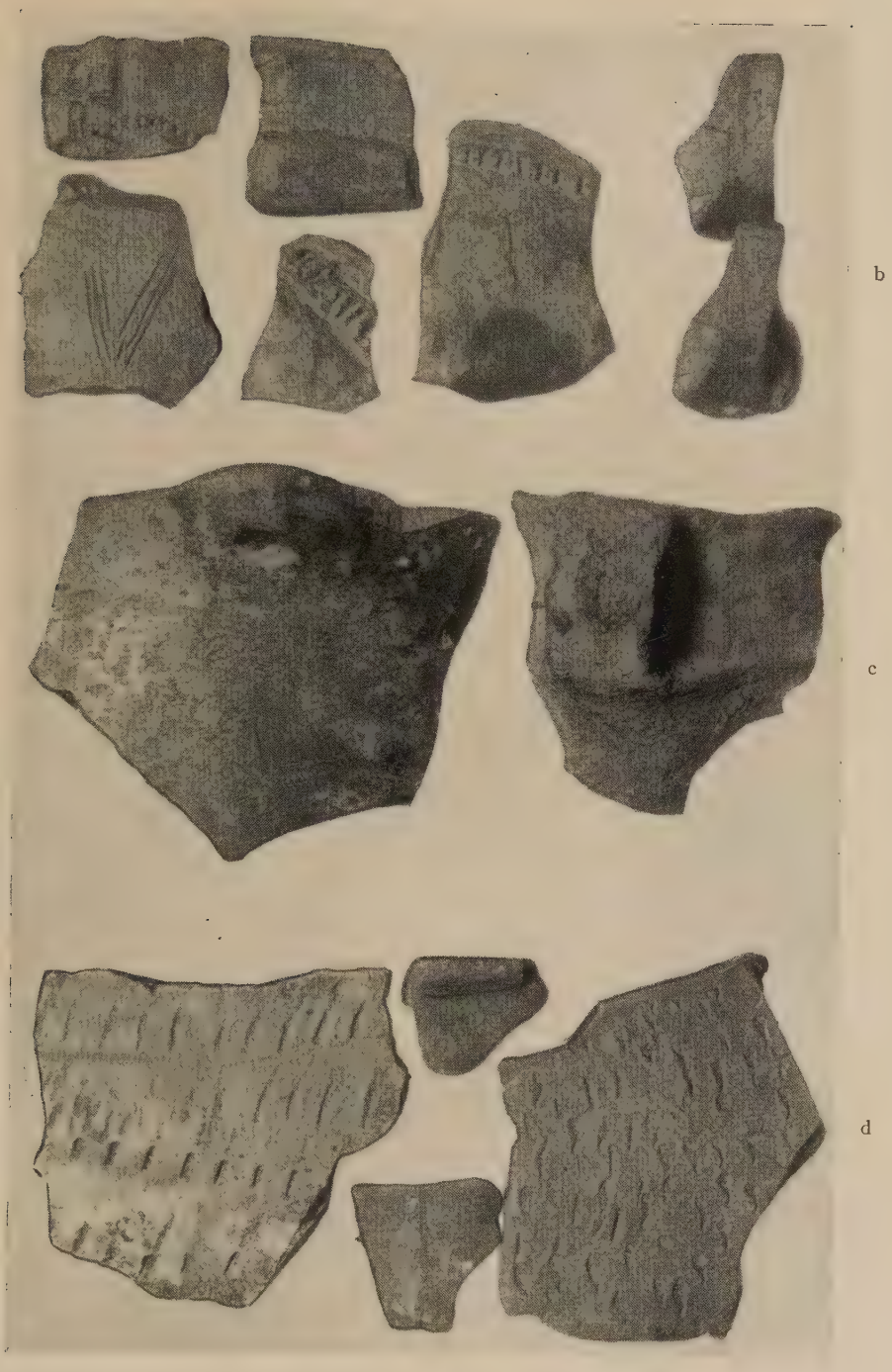
Die in die neol.-kuprolithischen Zeiten gehörenden Gräber dieser Landschaften, fast durchweg liegende, auch wohl sitzende Hocker, haben entweder Aufnahme in natürlichen oder künstlich hergestellten Höhlen gefunden oder sind von Steinsetzungen umgeben, jedenfalls je nach der geol. Beschaffenheit des Bodens. Einmal, in Saepinum, ist der merkwürdige Fall einer Beisetzung in besonders hergerichtetem Grabe innerhalb einer rechteckigen Apsishütte entdeckt (Bull. Paletn. Ital. 36 S. 213f.; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 1,5); zweimal ist bei Sgurgola im Hernikerland und in Vigna Schiboni im Albanergebirge Rotfärbung an den Knochenresten und mitgegebenen Gegenständen beobachtet worden (Arch. fRW 9 [1906] S. 1ff. v. Duhn; Anz. f. schweiz. AK. 23 [1921] S. 7, 70ff., 162, 169 Tschumi; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Reg. „Rotfärbung"; s. Rote Farbe im Totenkult). Der Verarbeitung der Gräber dieser Epochen und Landschaften (v. Duhn, *Ital. Gräberk.* I 30ff., 34ff.) ist hinzuzufügen die eingreifende Behandlung der wechselnd der Bewohnung und Bestattung dienenden und durch ihre bemalte Keramik (s. o. § 5) besonderes Interesse erregenden Grotta delle Felci auf Capri durch Rellini (Mon. Lincei 29 [1923] S. 305ff. und 2 Farbentafeln), wodurch auch die verwandte, aber etwas jüngere Grotta Nicolucci bei Sorrento (Bull. Paletn. Ital. 14 S. 65ff. Tf. 10, 11) ihre richtige Einstellung erhält.

§ 7. Nahe Verwandtschaft der Bevölkerung und ihrer primitiven Äußerungen verbindet weiter s. die beiden Hälften der Halbinsel. Nur führte die geogr. Lage der Ostküste (wie § 1 dargelegt) diesen Teil Italiens sehr viel früher in enge Beziehungen zur Balkanhalbinsel und dem ö. Mittelmeer. Keine Naturschranken legten sich zwischen die Küste und das Innere, während auf der anderen Seite eine einheitliche Entwicklung des Landes und ein Eindringen fremder Kulturelemente durch das Relief der Landschaft stark behindert war. Daher alles einen ungleich stabileren Eindruck macht, neol., kuprolithische und BZ sich kaum voneinander zu scheiden scheint. Aber die Forschung ist gerade hier noch zurück, und was uns heute fehlt, kann das Morgen bringen, wenn einmal Örtlichkeiten wie das homerische Temesa u. a. aufgefunden sein werden. Jedenfalls ist der Gegensatz gegen das schon in der Frühzeit reichsten Wechsel zeigende und neuerdings durch emsige, vielseitige Forschung uns beträchtlich klarer gewordene Apulien jetzt noch außerordentlich groß.

Wirklich noch reine StZ zeigt uns vielleicht die einsam inmitten der Adria zwischen dem Gargano und Dalmatiens Inseln schlummernde Pelagosa, wo die Leute in Höhlen wohnten und sich mit gut gearbeiteten Pfeil- und Speerspitzen aus Feuerstein behalfen, sich auch damit töteten. Denn eine derselben steckte zwischen

den Rippen eines Skeletts, durfte aber von den österreich. Forschern nicht mitgenommen werden, weil diese Rippen nach Ansicht der heutigen Insulaner dem Schutzheiligen ihrer Insel gehörten und sonst der ergiebige Sardellenfang ein Ende nehmen würde (Bull. Paletn. Ital. 3 [1877] S. 198). Weiter, dem Lande näher, auf den Tremiti-Inseln, sieht es schon anders aus. Drei schöne, in einem Topf gefundene, grüne Steinäxte und reichliche Keramik (der oben § 2 geschilderten Art) der festländischen Ostküste bis hinauf zur Vibrata, hinab nach Molfetta, Matera und der Ostküste Siziliens in der der kuprolithischen Zeit eigenen Art (Bull. Paletn. Ital. 33 S. 1ff. Tf. 1, 2 Squinabol; Mayer *Molfetta und Matera* 1924 S. 51) schließen diese Inselgruppe fest an das Festland und seine Handelsverbindungen. Entsprechende Hüttensiedlungen, früh, weil die Hütten noch eingetieft sind, umgaben den Lagunensee von Lesina (Jatta *La Puglia preistorica* 1914 S. 77 Plan); aber auch hier, so nahe der paläol. Hochburg des Gargano, und wo in den Hüttenresten sich aus Stein Hämmer, Schleudersteine, Beile, Meißel, Schaber, Messer fanden, zwar noch keine Steinpfeilspitzen, wohl aber schon keramische Zeichen jüngerer Zeit, sowie Messer aus Obsidian, also schon Beziehungen zum Tyrrhener Meer (Jatta a. a. O. S. 77—79; Mayer *Molfetta und Matera* S. 51). Um über kleinere Siedlungsspuren dieser Zeit rings um den Gargano hinwegzugehen (Jatta a. a. O.; Bull. Paletn. Ital. 38 [1912] S. 8 Rellini), sei zunächst auf die wichtige Siedlung von Coppa nevigata, landeinwärts von Manfredonia, hingewiesen, von deren drei Schichten die unterste wohl in die unverhältnismäßig stark von Mosso angesetzte mittlere beträchtlich hineinragen wird, und eben die von Mosso für neol., aber von uns doch schon für kuprolithisch gehaltene daher auch nach oben verstärkt werden muß (s. Coppa nevigata). Die Siedlung von Coppa nevigata mit ihren gut vorstellbaren Hütten, Scheuern, Plätzen, gestückten Straßen gibt eine zureichende Vorstellung vom Aussehen eines kuprolithischen und durch die BZ bis in die I. EZ im wesentl. ungestört hindurchgehenden Wohnplatzes; ein Bild, das durch die obere Molfetta-Siedlung, Matera (s. d.), Stentinello (s. d.) und Cannatello (s. d.) in Sizilien erweitert und vervollständigt wird, namentlich durch den für Matera (Rellini *I villaggi preistorici trincerati di Matera* Riv. di Antropologia 23 [1919]), Stentinello (Notizie 1912 S. 356f. Orsi; Pinza *Stor. d. civiltà antiche* 1923 S. 84 Tf. 9, 4) und die lange vor Megara Hyblaea an derselben Stätte von Protosikulern bewohnte Ortschaft (Mon. Lincei 27 [1922] S. 111ff. Orsi) erbrachten Nachweis einer Umhegung solcher Niederlassungen mit Graben und auf die Grabenkrone aufgesetzte Mauer, der allererste in Italien feststellbare Anfang von Befestigungen und damit gegebener Zusammenschließung menschlicher Siedlungen zu einem festen, durch gemeinsame Interessen und Pflichten verbundenen Gemeinwesen, wie es ähnlich im N für das Hüttendorf bei Remedello (s. o. § 4) angenommen werden durfte.

Die schon öfter (s. bes. § 3) erwähnten Niederlassungen am Pulo von Molfetta und die mit ihnen eng verbundenen von Matera, neuerdings durch den Entdecker Pulos, Mayer, zum Gegenstand erneuter fruchtreicher Behandlung in dem Werk *Molfetta und Matera* (Leipzig 1924) gemacht, führen uns jetzt auf sicherem und immer feiner ausgebautem Wege vom Neol. bis zum Ende der BZ, als die Japyger und Messapier einbrachen und dadurch die Physiognomie des Landes wesentl. veränderten. Besonders die feinwandige, hellgrundige und in höchst eigentümlicher, gleichsam sprunghaft neue Wege suchender Weise bemalte Keramik (Mayer a. a. O. Tf. 11, 12, 18—20 und Farbentafel), nach Peets Bezeichnung jetzt meist *fine printed ware* genannt, welche ohne stark wirkende balkanische Einflüsse, die wie immer dem Herüberwandern ganzer Stämme vorangegangen sein müssen, unerklärbar wäre, stellt eine jüngere Stufe der kuprolithischen Entwicklung dar, in manchem Einzelzuge trotz Rellinis (Mon. Lincei 29 [1923] S. 57ff.) und Mayers tiefschürfenden Bemühungen noch ohne feste Anknüpfung an anderes, weniger in Gräbern und Sicherungsgräben als innerhalb der Hüttensiedlungen, wie derjenigen von Serra d'Alto bei Matera,



Italien B.

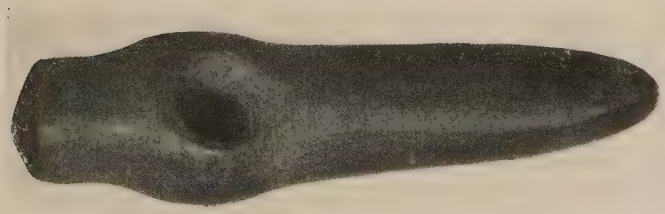
a

b

c

d

e



f

Italien B.

gefunden. Zwei Vorstufen (hierzu, außer Mayer, a. a. O. Abb. 39—46, Farbentafeln Mossos Mon. Linc. 20 Tf. 4, 5), die eine wohl früheste und keramisch roheste begnügt sich mit mehr oder minder systematisch geordneten, meist dunklen, eng gestellten Strichen, die zweite, *a fasce larghe* von Mayer genannt, in den Sicherungsgräben besonders häufige, setzt auf hellen Grund fein ausgeführte, meist leuchtend rote, breite Bänder. Eine andere, durch Eindrücke oder auch, etwas später, aufgelegte, mit Vertiefungen gegliederte oder mit Vorsprüngen versehene, bändergeschmückte, vielfach an die wieder verrohte bronzezeitl. Töpferei erinnernde keramische Gattung geht sowohl in Coppa nevigata, Molfetta wie in Matera der bemalten voran und gestattet somit Zeitfolgen festzustellen, bleibt in abgelegeneren Strichen des Inneren oft wohl noch lange herrschend, wie z. B. im oberen Ofanto-Tal (Notizie 1915 S. 55ff. Dall'Osso = Bull. Paletn. Ital. 41 [1916] S. 91). Diese Frühstufe allein gestattet Verbindungslinien zu ziehen nach Ostsizilien — Stentinello, Matrensa u. a. —, während die dort aufgetauchte farbige Keramik — Megara —, später die ganze Stufe Orsi I, wieder ihre eigenen Wege geht, ebenso wie das Wenige, was wir z. B. an bemalter Frühkeramik aus den ligur. Höhlen besitzen (Bull. Paletn. Ital. 17 [1891] Tf. 9; Issel *Liguria preist.* 1914 S. 114). Dieselben oder nahe verwandte Leute wohnten in Höhlen der sallentinischen Halbinsel, wo besonders in der Grotta del Diavolo, der Zinzolosa (Bull. Paletn. Ital. 31 [1905] S. 78; 32 S. 287f.) gleichartige bemalte Keramik aufgetaucht ist (Mayer *Molfetta u. Matera* S. 135, 195 Tf. 18, 11; 19, 2).

Auch bestattet ist nicht nur in offenen Gräberfeldern, so bei Molfetta und Matera, sondern auch in Höhlen, häufig in ziemlich ungeregelter Form, auch in Gestalt von Massen- oder Familienbegräbnissen (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 42ff.), die Höhlen oftmals wie zum Wohnen so auch zum Bestatten noch erweitert oder sonst künstlich hergerichtet. Und diese Gewöhnung scheint dann wieder, ganz gegen Ende der kuprol. Per., in die BZ hinübergehend, zur Errichtung künstlicher Felshöhlungen, besonders wo die natürlichen Vorbedingungen fehlten oder schwierig waren, geführt zu haben, den Dolmen, welche namentlich im Sallentiner Lande, aber auch, obschon weniger zahlreich, in Südapulien erhalten sind, neuerdings auch glücklicherweise durch einige Funde daraus uns über ihre Zeit aufgeklärt haben (s. Megalithgrab D). Ob ihr Auftreten in dieser Südostecke des Landes in Verbindung gebracht werden darf mit den Dolmen auf Sardinien und Korsika, ist noch fraglich, da der auch von Mayer (*Molfetta und Matera* S. 242) erwogene Gedanke im Wege steht, daß in den Zwischengebieten, namentlich auf Sizilien, gleichartige Anlagen fehlen. — Wenn auch nicht dem Material, so doch dem Formempfinden nach gehören in die gleiche Reihe megal. anmutender Bauten die bis auf den heutigen Tag zur Signatur Apuliens gehörenden Truddhi und Caselle, von denen die ersteren auch wieder den Vergleich mit den sardinischen Nuragen (s. d.) herbeirufen, wenn sie auch viel weniger monumental und in ihren jetzigen Vertretern überhaupt nicht antik, sondern nur als Überlebsel zu werten sind. Ihre geogr. Sphäre deckt sich im allg. mit derjenigen der Dolmen. Noch enger gehören vielleicht in die Dolmensphäre die in den gleichen Gegenden, nicht nur, wie man früher meinte, in der Sallentiner Landschaft auftretenden Menhire (letzte, freilich noch unvollständige Übersicht auf Jattas Karten: *La Puglia preistorica* 1914 Tf. 1, 2 wozu S. 161—162): monolithe Spitzsäulen, von denen wenigstens die eine mit freiplastisch hervorragendem Vorderkopf an ihrem oberen Ende (Gervasio *I Dolmen* S. 342 Abb. 111; Mayer *Molfetta und Matera* S. 244) an die für Korsikaner Menhire, übrigens auch für die Bretagne (Schuchhardt *Alteuropa* S. 78) bezeugte anthropomorphe Bildung erinnert (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 113). Auch scheint in Korsika ihre nachbarliche Verbindung mit den Dolmen eine Tatsache zu sein, ebenso wie im Sallentiner Lande (Bull. Paletn. Ital. 37 [1912] S. 15, 16 De Giorgi; Gervasio *I Dolmen* S. 336—348; Mayer *Molfetta u. Matera* S. 243ff.). Möglicherweise hat ein viereckiger Pfeiler inmitten einer vielleicht Kultzwecken dienenden Anlage bei Terlizzi, dem Pulo von Molfetta benachbart, religiöse Bedeutung

gehabt (Arch. Anz. 1911 S. 189 Abb. 15; Jatta *La Puglia preist.* 1914 S. 64 Abb. 44; Mayer *Molfetta u. Matera* S. 41ff. Abb. 11, 11a). An zahlreichen, die Phantasie anregenden und auch sachlich fördernden Analogien im O, W und N fehlt es ja nicht (vgl. Schuchhardt und Mayer); doch sind im Sallentiner Lande wie im mittl. Apulien die Menhire zu zeitlos und zu wenig durch verwendbare Begleitumstände bestimmbar, um sie, bis jetzt wenigstens, mit Sicherheit erklären zu können. Wie weit die Specchie, jene mit der Nordgrenze Matera-Mottola-Ostuni abschließenden mächtigen Steinaufhäufungen der südlichsten Gegend, mit den megal. anmutenden Anlagen dieser letzten kuprolithischen Zeit zusammengebracht werden können, entzieht sich noch der Entscheidung, bis einmal eine oder mehrere dieser sich gegen Kap Leuka immer mehr häufenden, sprachlich als Speculae erklärten Bauwerke wissenschaftlich untersucht, d.h. abgetragen sind. Daß sich unter einer ein Dolmen befunden habe, unweit Molfettas, unter andern Gräbern der I. EZ (Bull. Paletn. Ital. 27 S. 145), unter einer anderen, unweit Baris, sogar rf. Vasen, beruht auf mißverständlicher Ausdehnung der Bezeichnung Specchie auf niedere, mit Steinen durchsetzte Grabhügel.

Letzte Karte, auf De Giorgis Arbeiten (Riv. Sallent. 1905) beruhend, bei A. Jatta *La Puglia preistorica* 1914 Tf. I, II, wozu S. 214, 220—24; Mayer *Apulien* 1914 S. 38f.; ders. *Molfetta und Matera* 1924 S. 234f.

Wie dicht in neol.-kuprol. Zeit diese Landschaften besiedelt waren, zeigen die sehr vielen sporadischen Funde (bis 1914 verzeichnet von Jatta *La Puglia preistorica* S. 66—72). Besonders erwähnt seien die dem späteren Tarent nahen Wohn- und Gräberplätze: Hüttenreste unter der bronzezeitl. pfahlbauartigen Siedlung unter dem w. von Tarent sich erhebenden Scoglio del Tonno, mit benachbarten Hockergräbern, in denen Obsidianklingen und rot gefärbte Knochen und Waffen (s. o. § 6), auch Tongefäße mit typischen Rollenhenkeln (Mon. Lincei 27 S. 141ff., 29 S. 344; Mayer *Molfetta u. Matera* S. 210), bezeichnende Einzelfunde ö. im Bereich des Arsenals und bei Bellavista am Nordrand des Mare piccolo (Bull. Paletn. Ital. 32 [1906] S. 17—49 Tf. 2—4; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 41, 49f.; Mayer *Molfetta u. Matera* S. 48—50, 135). Ferner eine umfassende Knochenfundstelle 16 km n. von Tarent bei Crispiano, deren Behandlung (Mon. Lincei 26 S. 433 bis 498) Quagliati Anlaß gibt, für die von ihm und andern italien. Fachgenossen gern vertretene These der Sekundärbestattung erneut einzutreten (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 632). In diesem Zusammenhang sei auch ein Hockergrab auf der Paßhöhe bei Gioja del Colle, am Monte Sannace, genannt, dessen Gestalt (Gervasio *I Dolmen* S. 88f.; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 3, 12 u. S. 50; Mayer *Molfetta u. Matera* S. 246, 274) so lebhaft an die Felsgräber der Sikuler, die sog. Forno-Gräber, erinnert, daß auch dies Grab mit einem gewissen Recht als Sikulergrab bezeichnet wird, wie manche andere verwandten Inhalts, an deren keramischer Ausstattung und anderen (von Gervasio Abb. 29—49 abgebildeten) Stücken das Berühren früherer und späterer Weisen, auf Sizilien und auf dem Balkan wiederkehrender Schmuckformen zu bemerken ist. Ein kleines, beilartiges Bronzeblech, mit zwei Anhängelöchern, diente wohl als Amulett und mag als Beleg angesehen werden für die Notwendigkeit, im S der Halbinsel die Grenzen einer besonderen BZ nicht so scharf zu ziehen, wie es im N möglich ist. Kuprol. und neol. Zeit gehen hier ebenso unmerklich ineinander über, wie kuprol. und BZ, welch letztere überhaupt wohl besser nicht als besondere Bezeichnung gewählt würde. In ungefähr dieselbe Per., wie das eben besprochene Grab, gehört, was wir von einer frühen Siedlung an der Stätte des heutigen Bari wissen: Reste von Hütten und Herden, keine Messer oder Pfeilspitzen aus Feuerstein, dagegen allerlei andere Steinsachen und daneben eine Menge Scherben, die mit ihren Formen, besonders den Henkeln, in die „Bronzezeit" völlig hinabführen würden (Gervasio *I Dolmen* 1913 S. 106—140), in dieselbe Zeit, in welche nach Erlöschen der alten hohen Molfetta-Kultur die jüngere vergröberte der Pulo-Grotten mit ihrem dunklen, groben Tongeschirr hinabreicht, auch manches aus der Dolmensphäre sowie die Forno-Gräber des Sikulertypus, die uns als Nachfolger des neol. oder kuprol., von einem Schutzgraben

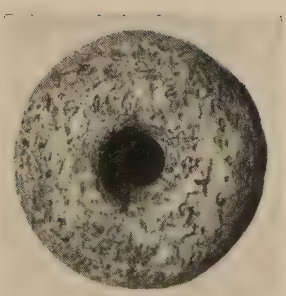
a

b

c

d

e f g



h

Italien B.

umgebenen Dorfes auf der Murgia Timone bei Matera begegnen (Rellini *I villaggi preistorici trincerati a Matera* 1919 S. 9; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 44f; Mayer *Molfetta u. Matera* S. 181—84). Gleichartige Gräber bei Altamura und auch sonst auf den Murge (Notizie 1901 S. 211ff. Di Cicco; Jatta *La Puglia preist.* S. 197), aber auch auf der Sallentiner Zunge (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 45). Von weiterer Forschung wird es abhängen, ob die Ähnlichkeit von Grabform und Ritus dieser apulischen „Sikuler"-gräber mit denjenigen der Sikuler auf der brettischen Halbinsel (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 53ff.) und in Sizilien genügende Beweiskraft hat für die These, daß die homerischen Sikuler ebendiese im apulisch-sallentinischen Lande gewesen und von dort erst durch die Einbrüche von Balkanvölkern nach SW gedrängt worden seien (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 38, 631; Mayer *Molfetta u. Matera* S. 284ff.).

§ 8. Das Innere des südital. Berglandes, das alte Lukanien, bedarf noch weiterer Aufhellung. Die zeitlich schwer bestimmbaren, von massiven Mauerringen umgebenen Hochburgen (eine Zusammenstellung früher, namentlich durch Lacava festgestellter bei Lenormant *Grande Grèce* II 32ff.) sind z. T. sehr früh verlassen, weil unbequem und vielfach wasserlos, andere dauerten unter günstigeren Bedingungen länger oder sind später wieder zu neuem Leben erweckt, wie z. B. die Feste von Croccia Cognato, welche der unermüdliche Di Cicco erforschte (Notizie 1919 S. 243—260; Arch. Anz. 1921 S. 139f.). Bis jetzt ist es wohl das Wahrscheinlichste, jene Hochburgen nicht etwa in ganz alte Zeit zu versetzen, sondern in die Per. des Japygereinbruchs, der überall, so scheint es, das Verteidigungsbedürfnis stark weckte. Die selbstverständliche Stabilität der Verhältnisse in diesen Bergländern macht Weiterleben neol.-kuprolith. Formen bis in die geschichtlichen Zeiten hinab durchaus wahrscheinlich.

Mehr wissen wir von der w. Hälfte des Berglandes, wo der höher ansteigende Apennin reich ist an Höhlen, die bald der Wohnung, bald der Aufnahme von Gräbern dienten, bald beides vereint, indem für die Gräber kleine Höhlen in nächster Nähe der großen ausgewählt wurden. Bevorzugt waren natürlich Höhlen, welche dem Durchlaß unterirdischer Wasser Raum gewährten, wo dann wohl mit Hilfe von umständlichen Holzkonstruktionen die Möglichkeit praktischer Ausnutzung der Höhle erweitert wurde, so in der Grotta della Pertosa im Val di Diano (s. für Lukanien die Karten 3 und 10 bei v. Duhn *Ital. Gräberk.* I), welche zuerst vielleicht im Innern, dann aber unmittelbar außerhalb Bewohnung bezeugt (Mon. Lincei 9 [1901] S. 541ff. Patroni; Carucci *La Grotta preistorica di Pertosa* 1907, 43 Tff.; Mon Lincei 24 [1917] S. 563ff. Tf. 1, 2 Rellini; Bull. Paletn. Ital. 42 [1917] S. 89f. Pigorini; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 51; Mon. Lincei 29 [1923] S. 331f. Rellini; s. a. Depotfund B 2 Nr. 46), vielleicht auch religiösem Kult diente, der später durch den hl. Michael hier wie in manchen anderen Höhlen und antiken Kultorten vertreten wurde (Rellini a. a. O. S. 548ff.; Arch. Anz. 1921 S. 137f.). Benachbart ist die Grotta del Zachito bei Caggiano, nach den Herdspuren und Relikten zeitweise bewohnt von den gleichen Leuten wie die Pertosa; auch hier die kuprolith. und weiter herabgehende Keramik mit durchbrochenen Henkeln, umgelegten, mit Eindrücken und Wellungen versehenen Reliefbändern oder jene Bandkeramik, die in geraden oder geschwungenen Linien, deren Zwischenräume mit Punktreihen gefüllt sind, eine Schmükkung zeigt, die dem S, O und dem nw. Balkan gemeinsam ist (Arch. p. l' antropol. e la etnol. 33 [1903] S. 197ff. Patroni; Mon. Lincei 24 S. 551—53 Rellini). Wie in den beiden besprochenen Höhlen, so werden in vielen anderen die Urbewohner von Anbeginn an bis in die hellen geschichtlichen Zeiten, wo die Griechen schon an den Küsten saßen und ihre Dinge brachten, gesessen haben, nach den Funden zu urteilen, die zwischen Steinpfeilspitzen, bearbeiteten Knochen, Kupfer-, Bronze- und Eisensachen, zwischen der primitiven einheimischen Topfware fremde und wieder der fremden einheimisch nachgeahmte ergeben, wie denn auch Fibeln, Armbänder u. ä. von O gekommene Einwirkung zeigen. Solche Höhlen sind im Hinterland der Küstenebene des Silarus, oberhalb von Pae-

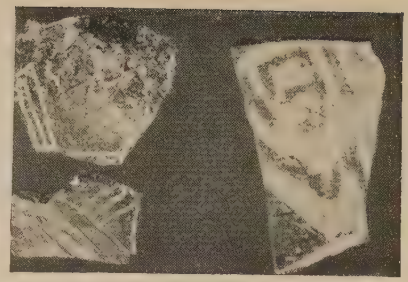
stum, wo übrigens auch inmitten des Stadtgebiets gefundene Steinsachen frühe vorgriech. Siedlung bezeugen (Lenormant *A travers l'Apulie et la Lucanie* II 181; Bull. Paletn. Ital. 33 S. 188), hier wie auf dem Stadtgebiet von Metapont (Lenormant I 343) u. a., wie solche Siedelungen ebenfalls in der Ebene unweit der Station Montecorvino Gräber hinterlassen haben, in deren einem sich z. B. eine absichtlich zerbrochene Nephritaxt zusammen mit Stücken eines breiten und flachen Bronzearmbandes fand, dessen Verzierung ziemlich an das Ende der in Oberitalien sog. BZ weist (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 51). Ebd. S. 37, 50—52 findet sich das Wichtigste zusammengestellt, was wir von solchen frühzeitlich besiedelten oder benutzten Höhlen in diesen lukanischen Gegenden wissen (dazu noch Bull. Paletn. Ital. 29 [1903] S. 188 eine Höhle am Kap Palinuro). Hervorgehoben sei besonders die Höhle von Latrònico, sw. von Lagonegro im oberen Sinni-Tal, wegen der genauen und wiederholten Untersuchung durch beste Kenner und der ausgezeichneten Verarbeitung derselben durch Rellini (Mon. Lincei 24 [1916] S. 461—622; Arch. Anz. 1921 S. 137—139). Seit der kuprolith. Zeit sei der Wohnplatz außerhalb, vor der Höhle, gewesen, meint Rellini, gerade wie er durch Carucci vor der Pertosa-Höhle festgestellt wurde. Die Höhle scheint mehr Magazinzwecken, wohl auch religiösen, gedient zu haben. Zwei kleine Höhlen neben der großen bargen die Toten, denen auch Kupferdolche, eine Steinpfeilspitze, Knochenpfriemen sowie Mahlsteine mitgegeben wurden. Obsidian, Jadeit, Serpentin weisen auf schon früh entwickelten Handel. Das Tongeschirr zeigt wieder die gleichen Eigentümlichkeiten, wie in der Pertosa: Formen, Henkel, Bandornamentik mit dem O, Matera, Vibrata-Tal sich eng berührend, ebenso wie mit den Landschaften jenseits der Adria, besonders Thessalien.

§ 9. Wie in Apulien und auf der Sallentiner Halbinsel noch während der neol.-kuprolith. Zeit wahrscheinlich zwei Stämme nebeneinander oder wenigstens teilweise nacheinander zu scheiden sind, die einen, welche ihre Toten als liegende Hocker begraben, und deren Hüttenwohnungen wir oberhalb des Pulo di Molfetta, in der Tiefschicht von Coppa nevigata, am Scoglio del Tonno bei Tarent unterhalb der sog. Terramara vor Augen haben, die anderen, welche wie bei Matera in von Schutzgräben umzogenen Siedlungen wohnen und ihre Toten in verlassenen Wohnhütten oder in natürlichen oder — später — künstlichen Höhlungen — Tombe a forno — bergen, sog. Sikulergräbern, so ist es auch im Bruttierland, wo neben die kleinrassige Urbevölkerung, wie sie in Hockergräbern, vielfach noch mit richtigem Steininventar, mitunter aber auch schon mit Bronzebeigaben sich findet, die Sikuler treten, wie es scheint, etwas später, deren Wohnsitze, den Gräberstätten zufolge, sich bis über das Krathis-Tal nordwärts feststellen lassen, die z. B. nahe dem späteren Lokri in den Forno-Gräbern von Canale und Janchina in nächster Nachbarschaft mit den von Orsi wahrscheinlich in den Gräbern von Patariti wiedererkannten Urbewohnern begraben wurden, in ununterbrochener Folge gerade wie ihre Stammesgenossen auf Sizilien bis in und über die Griechenzeit hinaus weiterlebend. Die sehr zahlreichen sporadischen Einzelfunde von Werkzeugen, Waffen usw. aus der Stein- und Steinkupferzeit, in dieser Landschaft dem besonderen Spüreifer lokaler Forscher, namentlich Lovisato's und Foderaro's zu verdanken und in den Museen von Neapel, Catanzaro und Reggio zu studieren, bezeugen die dichte Besiedlung in diesen Zeiten besser, als die nicht sehr vielen Gräber (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 52—66). Wohnkomplexe sind in dieser frühen Zeit durch Ausgrabungen m. W. noch nicht festgestellt, wenn sie auch, namentlich an späteren Siedlungsplätzen, wie in Lokri oder Hipponion (Lenormant *Grande Grèce* III 166), vorausgesetzt werden dürfen.

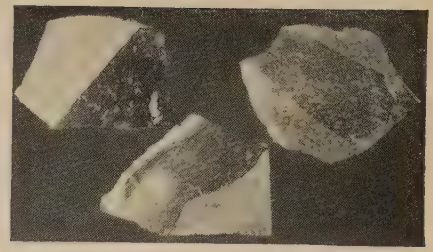
§ 10. Sizilien mit Malta und Pantelleria s. Malta B, Sizilien B.

§ 11. Sardinien. Hier sind es zunächst wieder Höhlen, namentlich in der Nähe von Cagliari, S. Bartolomeo und S. Elia, im sö. Gebirgsvorsprung, die für Betrachtung der Anfänge einer neol.-kuprolithischen Kultur auf der Insel wichtig sind. In paläol. Zeit scheint die einsame Insel noch außerhalb der menschlichen Wohnsphäre gelegen zu haben, auch reines Neol. ist schwer als solches festzustellen, da die Metallschätze

a



b

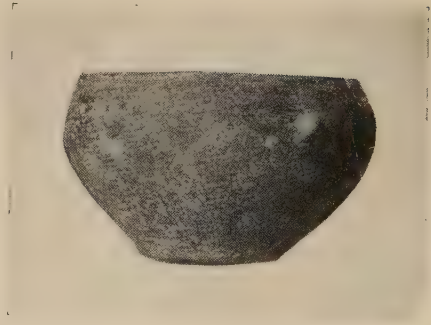


c

d

e

f



g

Italien B.

Tafel 24

der Insel, das Blei, schon in frühkuprolithischer Zeit zum Nieten verwendet (Bull. Paletn. Ital. 43 S. 71), namentlich aber das Kupfer, an vielen Orten so bequem erreichbar waren, daß sie sehr früh in den Gesichtskreis der Bewohner traten (Überblick über das Mineralvorkommen: Bull. Paletn. Ital. 38 [1913] S. 75—83), die freilich die Kunst, aus der Zufügung von Zinn die brauchbarere Bronze herzustellen, erst von Ostvölkern lernen mußten, wie die Barren von Serra Ilixi (s. o. § 1 und Geld) beweisen, bis sie bald diese Kunst selbst so trefflich erlernten (Bull. Paletn. Ital. 43 [1923] S. 58—72 Rellini und Taramelli), daß sie förmlich darin schwelgten. Mag man die erste Glanzzeit, in der die Baukunst in den Nuragen ihre Triumphe feierte, noch als kuprolith. abgrenzen, so geht doch der Übergang in das, was wir im N BZ nennen würden, derartig früh und gründlich vor sich, daß es unmöglich ist, zwischen beiden Perioden eine Linie zu ziehen, um so weniger, als die Bevölkerung auf der abgeschiedenen Insel sich so stabil hielt, daß bis in die röm. Zeiten hinab jenes präh. Gesicht ihr eigen blieb, namentlich im gebirgigen Innern und im O der Insel, wohin sich der Karthager nicht wagte, ja, man möchte sagen, bis an den heutigen Tag.

Es mag nicht Zufall sein, daß gerade da, wo sich die lockende Bucht von Cagliari, welche das Land aufschließt, gegen Afrika öffnet, besonders frühe Siedlungen zu beobachten sind, auf der sö. von Cagliari hoch ins Meer vorspringenden Landzunge die beiden Höhlen von S. Bartolomeo und S. Elia, in welchen zuerst gewohnt, nach einer Unterbrechung, die aber keine Kulturveränderung bedeutet, auch bestattet wurde, vermutlich in Form liegender Hocker. Lange Zeiten mögen hier dahingegangen sein. Es ist sehr denkbar, daß die ersten Siedler tatsächlich noch neben Holz nur Steinarten, von denen die Insel viele und sehr geeignete Hartmaterialien, auch Obsidian, hat, zu Werkzeugen oder Waffen benutzt haben, zumal wir rein neol., wenn auch nicht viele, auch im Freien besonders in Nähe der Küste, an Meer und Lagunen errichtete Siedlungen noch in Spuren haben, aus einer Zeit, da die Insulaner noch keine Furcht vor habgierigen Landungen auswärtiger Feinde zu haben brauchten. Aber bei den Leichenresten in diesen und anderen Höhlen haben sich schon zahlreiche Kupfergegenstände gefunden, besonders Waffen, und neben ihnen auch Steinwaffen, die z. T. sich an die bildsamen Kupferformen angeschlossen zu haben scheinen. In dieser Zeit war die Bevölkerung schon wehrhaft geworden und suchte selbst ihre Toten sicherzustellen, die man auch durch reichliche, der Jagdbeute entnommene Nahrungsmittel wie die Lebenden auszustatten bemüht war. Neben einer rohen Gebrauchskeramik her geht eine feinere, rötlich oder schwarz poliert, eigene Formen, mit Verzierungen, die bald durch Stich, bald durch Linienführung, bald beides vereint an manche Erscheinungen nordafrik., aber auch sikulischer Keramik erinnern, als Bandkeramik sogar vielfach bereits überraschend an Ornamentformen des festländischen Süditalien anklingen. Doch fehlen die farbigen Gattungen, welche das festländische Tongeschirr dort und auf Sizilien in dieser Per. so interessant machen. Nur weiße und rote Ausfüllung eingeritzter Linearmotive ist als farbige Kontrastwirkung auch hier beliebt.

Dies die allg. Signatur altsardinischer Wohn- und Grabausstattung, die sich durch die ganze Insel, natürlich mit leichten Verschiedenheiten, wiederholt und langsam jüngere Formen aufnimmt, jedoch so langsam, daß es schwer ist, in den leisen Strom der Zeiten trennende Furchen zu ziehen. Erst die karthagische Besitznahme des SW und der sich in Konkurrenz damit langsam zeigende griech. Handel bringt besonders in den zugänglicheren Küstengebieten sichtbar Neues. Denn die ägäischen Einflüsse im 2. Jht. haben zwar die Wertschätzung und Verarbeitung des Metalls wesentlich gefördert und damals die Sarden mit manchen Formen für Gerät, Werkzeuge, Waffen bekannt gemacht, deren Überlieferung auf der seit dem zu Ende gehenden 2. Jht. für mehrere Jahrhunderte — bis etwa 600 — sehr abgeschlossenen Insel sich dann naturgemäß fortsetzte, als auf dem Festland und Sizilien längst jüngere Formen und künstlerische Anschauungen eingedrungen waren. Zeugnisse für solche andauernde Weiter-

verfertigung der altüberkommenen Metallgegenstände liegen aus allen Teilen der Insel und den verschiedensten Zeiten vor in den vielen zutage getretenen Gußformen, Gußöfen und zur Verarbeitung bereit gestelltem Rohmaterial (s. z. B. Mon. Lincei 11 S. 159—69 Abb. 94—98 Pinza; 25 S. 107—130 Tf. 11—12 Rellini; Bull. Paletn. Ital. 43 S. 166 Abb. 1 und ebd. S. 58—72). Andererseits ist es merkwürdig, daß diese von Porro (Atene e Roma 18 [1915] S. 146ff.) zuletzt untersuchten Beziehungen so wenig damals auf die Insel Gebrachtes uns hinterlassen haben, obwohl früher mehr dagewesen sein muß, wie die Nachzeichnungen auf den gefälschten Pergamenten von Arborea beweisen (Strena Helbigiana S. 59 v. Duhn).

Neben die Höhlenwohnungen traten gewiß schon früh Hütten, auf der steinreichen Insel nicht wie die Festlandhütten aus Lehm, Holz und Stroh, sondern aus Stein, meist rund und, wenn irgend tunlich, mit der Türöffnung nach S. Ein ganzes solches Hüttendorf ist im SW bei Gonnesa entdeckt worden, in einer Senkung zwischen dem mächtigen, schützenden Nuragen von Serrucci auf der einen, den Gräbern auf der anderen Höhe. Die Hütten sind unregelmäßig verteilt (Plan: Mon. Lincei 24 S. 637f. Abb. 2), zeigen im geräumigen Innern (Dm 6—7 m) Nischen für Herd und Vorräte sowie umlaufende Bänke, auch wohl einen Altar nahe dem Eingang und werden ein Zeltdach aus Holz und Stroh getragen haben; auch kleine Fensteröffnungen sind mitunter angebracht, ferner in einigen Trennungswände im Innern, auch nach außen hin Erweiterungen durch Kammern und Hürden (s. die Abb. nach Mon. Lincei 24 S. 643f. Abb. 4; 655 Abb. 12; 657f. Abb. 13; 663f. Abb. 16). Ähnliche Wohnhütten sind vielerorts beobachtet, besonders bei Nuragen (s. auch die Hüttenböden bei S. Vittoria di Serri; Mon. Lincei 23 S. 329 Tf. 2).

Zu solchen Hütten, die oft auch elliptisch oder rechteckig sind, bilden eine wichtige Ergänzung die Volksgräber, Domus de Gianas (s. d.) oder Zanas, „Hexenhäuser", da sie gewiß treue Abbilder der Häuser der Lebenden sind; denn durchaus materiell waren die Vorstellungen vom Fortleben des Toten, und gut mußte für ihn gesorgt werden. Anders jedoch wurde es gehalten bei den Vornehmen, den Häuptlingen. Kam in Ägypten der gewöhnliche Sterbliche bestenfalls in eine Mastaba, nur der Pharao in eine Pyramide, so wurde auch auf Sardinien der Führende, im Leben wohl zum Residieren im Nuragen Berechtigte, im Tode durch den mächtigen Dolmen oder seine mehr architektonische Weiterentwicklung, die Tomba dei Giganti, besonders geehrt und geschützt (s. Megalithgrab D). Nur ausnahmsweise, wie z. B. bei jenem Dorf beim Nuragen Serrucci, mögen die örtlichen Verhältnisse das Ausarbeiten von Felsgräbern so erschwert haben, daß auch dem Triarier sein Grab nach Art der Gigantengräber aus großen Steinen über der Erde errichtet wurde (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 110). Nur die Etrusker bilden früh ein ähnlich aristokratisches System aus; sie sind neben den Sarden die einzigen in Italien; in Sizilien sind Anfänge dazu nachweisbar.

Und wiederum ist die runde Wohnhütte das Vorbild für jene schon den Alten so eindrucksvollen Nuragen (s. d.), welche die Signatur Sardiniens bilden. Es ist ein schönes Ergebnis der geduldigen Forschungen namentlich Nissardis und Taramellis, die Gleichzeitigkeit dieser verschiedenen Wohn- und Grabformen festgestellt zu haben, wodurch wir in die kulturelle und soziale Gestaltung auf der Insel schon für die kuprolith. Zeit und die unmerklich aus ihr sich fortsetzende BZ und EZ klare Einblicke bekommen (s. namentlich Bull. Paletn. Ital. 41 [1915] S. 123—130 Taramelli).

Die in verschiedenen Formen sich äußernde, Symptome der Furcht und der Hoffnung auf Hilfe und Segnung in sich schließende Verehrung der Toten (Pettazzoni *La religione primitiva in Sardegna* 1912 S. 5—13; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 99—109) erlaubt Blicke in die Seelenregungen dieses Naturvolkes, wie sie uns kein anderer Stamm Italiens in so früher Zeit in so transzendenten Vorstellungsreihen gestattet. Mit bewußter Abschließung nach außen, durch sie stark gefördert, verbindet sich ein autarkischer Grundzug im Wesen des in einfachsten Formen dahinlebenden Volkes. Auf sich gestellt, empfinden sie als Jäger, Viehzüchter, Ackerbauer die Notwen-

a

b

c

d

e

f

g

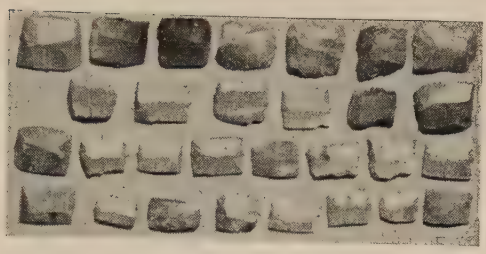
h

i

k

Italien B.

a



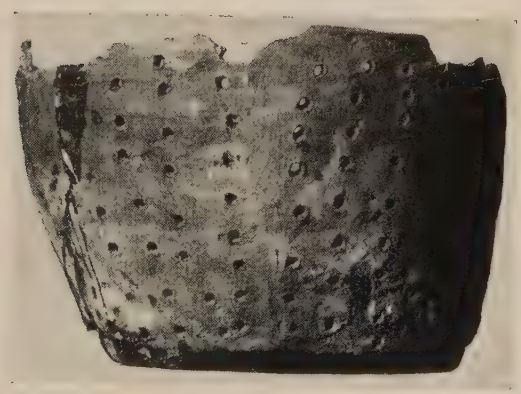
b

c

d

e

f



g

Italien B.

a

b

c

e

d

f

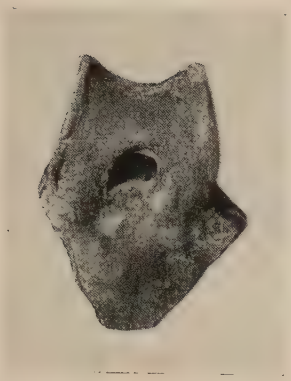
g

h

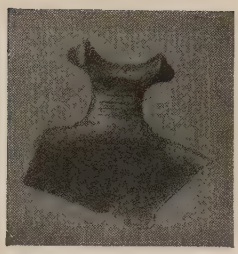
Italien B.

Tafel 27

a

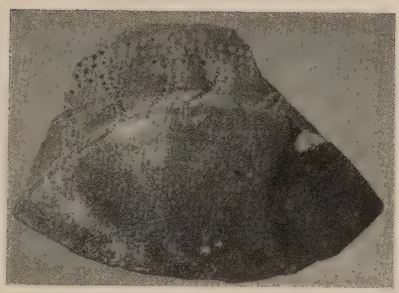


b



c

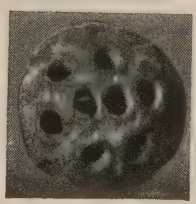
d



e

f

g

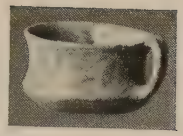


h

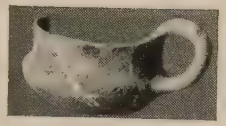
i

Italien B.

Italien B.

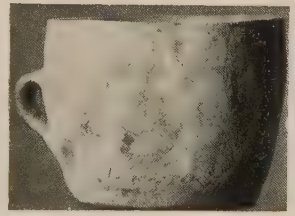


a



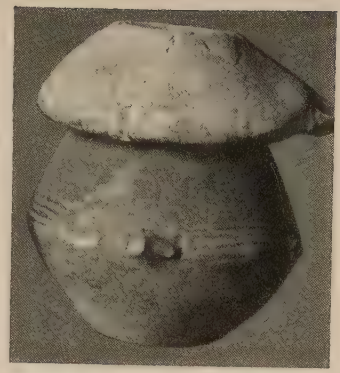
b

c

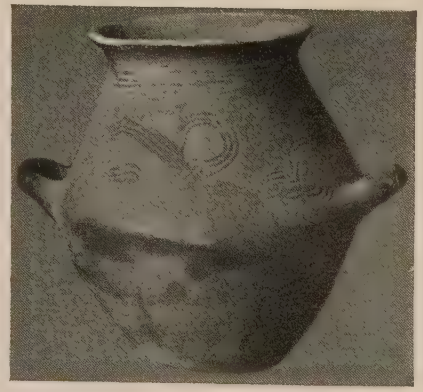


d

e

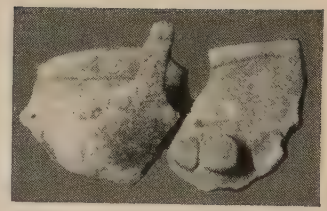


f



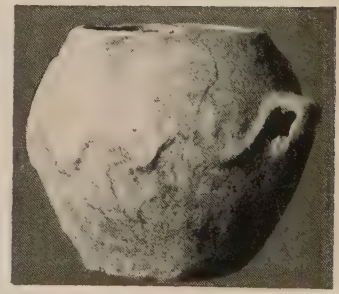
g

h



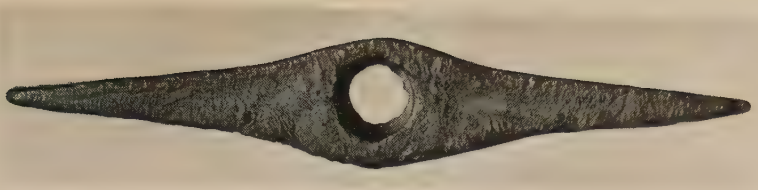
i

k



l

Italien B.



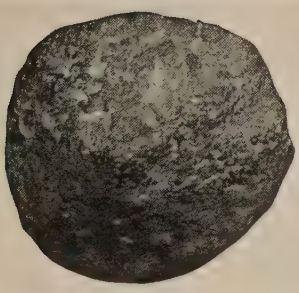
a

b

c

d

e



f

g h

i

Italien B.

digkeit des nachbarlichen Zusammenschlusses gegen äußere Gefährdungen und die Abhängigkeit ihrer ganzen Existenz von höheren Gewalten, welche die Naturkräfte zu ihren Gunsten lenken, stärker, als es wohl auf dem Festland der Fall sein mochte, wo gegenseitige Hilfe und erleichterter Produktenaustausch im Fall der Not wesentlich einfacher war und das Gefühl der eigenen Sicherheit erhöhen mußte. Ähnliche Erscheinungen lassen sich bei anderen Bewohnern entlegener Inseln beobachten.

Schon die nur durch planmäßige Vereinigung der Volkskräfte mögliche Erbauung der vielen Nuragen mit ihren wohl meist sukzessiven Anbauten und die in ihnen sich ausdrückende Gemeinsamkeit des Verteidigungswillens, sei es nur gegen äußere Feinde (so z. B. Arch. stor. Sardo 13 [1919—20] Patroni), sei es auch gegen innere (so Mon. Lincei 27 [1921] S. 93f. Taramelli), zeigt, wie schon in kuprolith. Zeit ein Staatsbewußtsein sich auf der Insel ausgeprägt hat, wie wir es auf dem Festlande nicht einmal bei den oberital. Pfahlbauten und Terramaren, in ungefähr gleicher Zeit beginnend, einheitlich sich entwickeln sehen. Denn dort steht jede Siedlung für sich, auf Sardinien schließt sich alles zu großartigen, weitgedehnten Befestigungssystemen zusammen, die zeigen, wie stark der durch den ausländischen Metallhunger veranlaßte Druck gewirkt, und wie früh sich die Vorstellung des gemeinsamen, des sardinischen Gesamtbesitzes unter der Wirkung solchen Druckes herausgebildet haben muß und damit ein merkwürdig früh zutage tretendes Nationalgefühl, das seit dem 2. Jht. jeder Ausländerei abwehrend entgegengetreten ist, die Griechen in Olbia nicht aufkommen ließ und sich vor dem Punier seit etwa 600 in die schwer zugängliche Bergwelt zurückzog, dem in der Ebene und Meeressphäre übermächtigen Händlervolk überließ, was nicht zu halten war, aber im Innern auch noch dem Römer ernsten Widerstand entgegengesetzt haben mag.

Häufig schlossen sich Mauerkreise an die Nuragen, einen mitunter weiten Raum umfassend, der wohl weniger Wohnungen als im Kriegsfalle den Viehstand aufzunehmen hatte — weshalb man bedacht war, Plätze mit Quellen zu finden —, im übrigen als Versammlungsraum gedient haben mag, wie sich viele, auch an Heiligtümer angeschlossene, haben feststellen lassen, so z. B. auf dem Marghine-Plateau allein 30, von denen zwei im Piano di S. Lucia bei Fontana Sansa (Mon. Lincei 25 S. 810—16 Abb. 17—20b) und von Su Lumarzu (ebd. Abb. 22—26) besonders gut veröffentlicht sind (Arch. Anz. 1921 S. 208f.). Ebenso ein anderer auf der Giara di Serri, mit Weihwasserbecken am Eingang und einem Altar im Innern (Mon. Lincei 23 S. 406—29 Taramelli), das ganze Altertum hindurch benutzt, wo noch heute die kleine Kirche S. Vittoria di Serri bei Dankfesten besonders für Ernten, zu denen die Bevölkerung hier immer wieder hinaufzieht, den religiösen Mittelpunkt gibt. Der Giara di Serri benachbart ist die gewaltige Hochburg der Giara di Gesturi (s. d.), ein vulkanisches Hochplateau von nicht weniger als 17 Nuragen, die rings um den Rand gruppiert sind (s. die Karte: Mon. Lincei [1907] S. 18), geschützt, eine jener Naturfestungen, welche schon von der kuprolith. Bevölkerung als Refugia hergerichtet, bis in die Römerzeit und gewiß weit über sie hinaus unnahbare Zufluchtsorte der trotzigen Eingeborenen waren. Frommer Sinn stellte sie unter den Schutz der Götter und Dämonen. Kultstätten mit Votivgaben, besonders vielen jener bizarren sardinischen Bronzefiguren, auch reichlichen Waffen, Werkzeugen, primitivem Schmuck usw. ausgestattet, tauchen unter der eifrig und ungemein verständnisvollen Hand der einheimischen Forscher, namentlich Nissardi's und Taramellis, immer mehr auf und gestatten tiefe Blicke in das religiöse Leben dieses einsamen Volkes. Besonders das Wasser wurde als wertvolle Göttergabe dankbar begrüßt und sorgsam gefaßt, sei es innerhalb dieser Bezirke, sei es auch außerhalb, wohltätige wo es sich als Quelle zeigte. Bewundernswerte Tiefbauten verdanken diesen Bestrebungen ihren Ursprung, und allerlei Kultzeichen führen uns die kindliche Verehrung vor Augen, mit der man den Göttern seinen Dank auszudrücken bestrebt war.

Bis 1912: Pettazzoni *La religione primitiva di Sardegna* (Neubearbeitung bevorstehend). Später: zwei grundlegende und glänzend illu-

strierte Abhandlungen Taramellis *Il Tempio nuragico ed i monumenti primitivi di S. Vittoria di Serri* Mon. Lincei 23 (1915—16) S. 313—436 mit 8 Tf. und 119 Abb. im Text, wozu Bull. Paletn. Ital. 35 S. 159—177 Pettazzoni und Taramelli *Guida d. Mus. d. Cagliari* S. 15ff. Tf. 16, 17 und die erste Gesamtbehandlung höchst wertvoll ergänzende Veröffentlichung des ersten, auf Sardinien aufgedeckten Hypäthraltempels in demselben heiligen Bezirk von Serri: Notizie 1922 S. 296—334 mit Tf. 3, 4 und 55 Textabb. Taramelli, wozu Bull. Paletn. Ital. 43 (1923) S. 193—200 Antonielli. Taramellis zweite große Abhandlung *Il Tempio nuragico di S. Anastasia in Sardara* Mon. Lincei 25 (1918) S. 5—106 mit 10 Tf. und 109 Textabb. Durch diese beiden gründlichen und von großem Finderglück begünstigten Arbeiten wird Licht gebracht in eine Fülle von Einzelstücken, namentlich im Nationalmuseum von Cagliari, besonders jene vielen Votivsachen aus Kupfer und Bronze, die vielen Waffen, bes. Schwerter, Lampen in Barkenform, die sardischen wunderlichen realistisch-bizarren Bronzefiguren, welche uns das Äußere der Bewohner und ihren Glauben mit fast photographischer Treue vorführen und die Versuchung nahelegen, ihre Ausdrucksformen einerseits bei heutigen Naturvölkern Australiens, andererseits bis Benin herab zu verfolgen (Mon. Lincei 11 S. 196—217 Tf. 10—14, 23. 25 passim; Taramelli *Guida* Tf. 24—28; Pettazzoni *Religione* S. 37—67; Notizie 1913 S. 93—112 Taramelli u. Bull. Palet. Ital. 30 Tf. 11; 39 Taf. 4, 6). Aus diesen ganzen Darbringungen können wir uns jetzt im Geiste zurückversetzen in ähnliche bei Abini, Foraxi Nioi, Uta und manchen anderen Orten vorauszusetzende Heiligtümer, wenn freilich auch bei Einzelstücken die Herkunft aus Gräbern, wohin man sie den Toten gern mitgab — auch dies religionswissenschaftlich sehr interessant (s. z. B. Bull. Paletn. Ital. 39 [1914] S. 102—106 Abb. 1—2) — offen gehalten werden muß. Außer den in jenen beiden Abhandlungen Taramellis bearbeiteten Quellheiligtümern werden auch eine große Anzahl anderer in helleres Licht gerückt, die in Taramellis ebenfalls sehr umfassender Arbeit *Fortezze, recinti, fonti sacre ecc. nell' agro di Bonorva* Mon. Lincei 25 (1919—1920) zusammengefaßt oder herangezogen werden, bes. S. 816ff. S. dazu die Fontana coperta bei Ballao (Notizie 1919 S. 169—184 Taramelli), die eine besonders schlagende Parallele hat in der schon von Plinius II 226 erwähnten großartigen Quellanlage, auch sicher religiös geheiligt, bei Manduria sö. von Tarent, die es sehr verdiente, besser bekannt zu werden, als durch die Abbildung De Grazias Riv. indo-greco-ital. 1 S. 66—67 Abb. 1, 2.

Bis in die röm. Zeit hinab geht die in großen Zügen angedeutete Gestaltung der sardischen Kulturverhältnisse im wesentlichen unverändert, wenigstens da, wo sie nicht durch die Punier gestört wird. Die griechische Besetzung Olbias, an der NO-Ecke, ist einflußlos geblieben; erst in röm. Zeit tritt Olbia wirklich hervor. Ein Überblick über das von 1914—1921 arch. auf der Insel Geleistete, ganz außerordentlich viel: Arch. Anz. 1921 S. 205—214; für die Gräber der altsardischen, also bis an die Schwelle der römischen herabgehenden Zeit: v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 94—112; ebd. S. 112—115 das wenige, was mir wenigstens für Gräber über die Frühzeiten Korsikas bekanntgeworden ist. Mehr mag man sich über diese von der frz. Forschung vernachlässigte Insel aus den Hinweisen im Bull. Paletn. Ital. und den frz. Organen entnehmen. Da ist erst gründliche Durcharbeitung der Insel nötig, nach italien. Muster. Daß geglättete Äxte, die in Sardinien gefunden werden, z. T. korsischer Stein sind, während selbstverständlich der auf Korsika angewandte Obsidian sardinisch ist, betont Taramelli (Notizie 1904 S. 27).

§ 12. Schon in den §§ 1 und 2 wurde dargelegt, wie wenig man in Italien von einer eigentlichen, gleichmäßig durch das ganze Land gehenden BZ sprechen kann. Von zwei Seiten her wurde Italien mit der Bronze bekannt, einmal vom SO, aus der ägäischen und weiter ö. Welt; alsdann vermutlich mit und durch die zu Ende des 3. Jht. durch die ö. Schweiz eindringenden verbrennenden „Italiker", welche zuerst an den großen Seen und den von ihnen ausgehenden Flußläufen, dann allmählich in der ganzen mittl. Po-Ebene, vereinzelt auch in deren W und im späteren Veneterland, neben den wohl nur selten noch rein neol., meist schon kuprolith. Urbewohnern, sich ihre neuen Wohnplätze suchten, die sie mitgebrachter Sitte folgend zunächst auf Pfählen über Wasser oder Mooren errichteten. In letzterem Fall sind mehrfach Unterlegungen mit Packwerk und Steinen beobachtet, wie auch in der Schweiz (15. Jahresber. d. schweiz. Ges. f. Urgesch. 1924 S. 36—40 Reinerth, Vouga, Tatarinoff; s. Pfahlbau E). Später übertrugen sie diese Bauweise auf mit Wall und Graben gesicherte festungsartige Siedlungen auf dem festen Lande, die sog. Terramaren (s. d. B). Das Kupfer aus Nordtirol und Salzburg, das Zinn aus Cornwallis hatte diesen Bronzeleuten n. der Alpen vermutlich ohne viele Schwierigkeiten zur Ver-

a

b

c

d

e

f g

h

i

k

Italien B.

Tafel 32

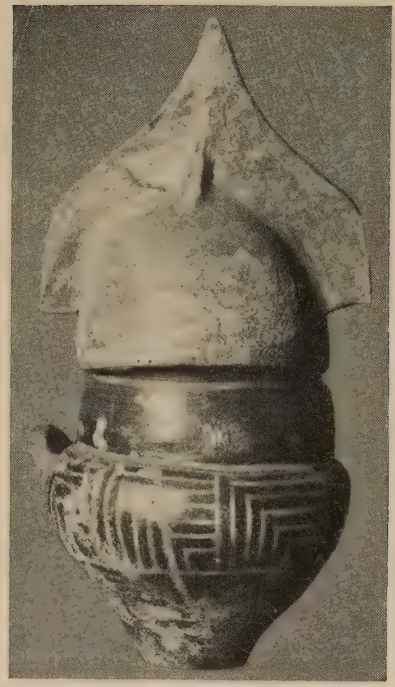
fügung gestanden, wie man aus den reichlichen Funden schließen darf, auch von reinem Zinn in Barrenform, Stangen oder Stäben, nicht in jener wohl für den Seeverkehr über Tartessos ins Mittelmeer hergestellten Gestalt rechteckiger kleiner Barren mit starker Einschnürung der Seiten, nach Art der Bronzebarren aus Cypern (s. Depotfund B II Nr. 145), wie so einer im Hafen von Falmouth gefunden ist (Corolla numism. für Head S. 356, 2 Evans = Präh. Z. 2 S. 287; s. Geld § 14), oder verarbeitet, in den schweizer und savoischen Pfahlbauten (Anz. f. schw. AK. 1881 S. 134 Keller; ZfEthn. Verh. 1883 S. 100ff. Olshausen; N. Heidelb. Jahrb. 1892 S. 84f. v. Duhn). S. der Alpen, einmal gewöhnt an die neue Mischung, mußte ihr ganzes Streben darauf ausgehen, sich s. Quellen dieser wertvollen, ja unentbehrlich gewordenen Metalle zu erschließen, was dann zu jenen Handelsbeziehungen führen mußte, die sehr schnell die noch der I. BZ vielfach eigenen Frühformen ersetzten oder ergänzten durch solche, die weiter s. schon länger im Gebrauch gewesen sein mögen; die Geschichte z. B. der Schwerter, Dolche, Äxte, Meißel u. a. zeigt das deutlich. Und so erklärt sich denn m. E. auch das überraschend scheinende zeitige Auftreten der Violinbogenfibel am Garda-See vielleicht nicht so schwierig, wie manche Forscher annehmen, so daß Montelius sogar die „Peschierafibel" als die Urfibel sowohl für den N wie für die Mittelmeerländer ansehen wollte (s. Fibel B § 1).

Einmal bekannt geworden mit den Quellen dieser Metalle, des Kupfers wie des Zinns, in Toskana, mußte ihr ganzes Streben darauf gehen, diesen Quellen näher zu kommen, ja sie möglichst in ihre Gewalt zu bringen. Dazu kam vieles, was sonst aus der damals wohl noch vielfach recht unwohnlichen, bewaldeten und versumpften Po-Ebene in das sonnige Hügelland jenseits des Apennin locken mochte. So sind denn diese bronzezeitl. Leute erst in die Romagna, dann in die Marken, das w. Umbrien und weiter in das s. Toskana gewandert, von wo sie sich zunächst an der Küste nordwärts zogen, dann auch im Innern verbreiteten. Ob sie wenigstens zu kleinem Teile auch direkt vom mittl. Po-Land über den Apennin ins toskanische Land gezogen sind, muß noch offen bleiben. Einige Staffeln auf dem Wege von der Romagna, wo sie bereits stark mit eisenzeitl. Errungenschaften versehen waren und bis zur Ecke von S. Marino — Verucchio — vordrangen, in das mittl. Italien sind neuerdings bekannt geworden und legen diesen Weg fest (s. Monteleone, Pianello, Terni und v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 189—208). Dies eben geschilderte allmähliche Weiterrücken der „Italiker", d.h. der verbrennenden Bronzeleute, scheint in den zuerst von ihnen besetzt gewesenen Gebieten, deren Urbewohner sich ihnen vermutlich weitgehend assimilierten, eine gewisse Menschenleere herbeigeführt zu haben. Doch ist auch dieser vielvertretenen Theorie (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 146—151) gegenüber Abwarten gut. Denn auf eine gewisse Dauerhaftigkeit der Besiedlung weist doch, um nur ein Beispiel hervorzuheben, die Tatsache, daß die späteren Römerstraßen bis zu den heutigen Vizinalwegen hinunter, z. B. zwischen Cremona und Verona, der Richtung der neol. Stationen entsprechen (Bull. Paletn. Ital. 22 S. 29—30 Taramelli), genau wie die altgriech., ja vorgriech. Wege auf Sizilien noch jetzt in den „Trazzere" erhalten sind (Notizie 1907 S. 750 Orsi), ebenso im SO in den „Tratturi" usw. Auch fehlt es nicht an einzelnen Wohnplätzen, wie z. B. Bismantova (s. d.) und Fontanella di Casalromano (s. d.), wo noch in der mittl. Po-Ebene die Bronzeleute deutlich in das eisenzeitl. Zeitalter (Villanova-Periode) getreten sind, womit der Übergang gefunden ist zur lombardischen Golasecca-Kultur (s. Golasecca), welche deutlich die landsässig gebliebenen „Italiker" der BZ bis in die gall. und röm. Periode hinabführt.

§ 13. Wie die vorangegangene Epoche der Neo-Kuprolithiker auch im Venetergebiet nur wenig Spuren hinterlassen hatte, so auch die von W längs des Alpenfußes bis an die Euganeen vorgedrungenen vereinzelten „Italiker" trupps (s. Arquà Petrarca, Fimon-See). Der Hauptstrom ging längs des Apennin sö., wie wir gesehen haben, wodurch das spätere venetische Niederland n. des Po diesem wohl gegen Ende des 2. oder ganz zu Anfang des 1. Jht. aus dem

nw. Balkangebiet herübergewanderten illyrischem Stamme (s. Este, Veneter A) frei blieb. Von Bologna ausgehend (s. Bologna) wurden sie bis zur Ecke von Rimini-S. Marino das herrschende Volk, hier wie früher in der Mittelebene, und verständigten sich mit den Urbewohnern derartig, daß diese sogar den Verbrennungsritus annahmen und mit ihnen so verschmolzen, daß es häufig schwer ist, z. B. bei den Bewohnern der Grotte del Farneto, unweit Bologna (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 151f.), die ethnische Zugehörigkeit zu bestimmen, und wahrscheinlich hier wie bei den größeren offenen Wohnsiedlungen von La Bertarina (s. Bertarina), La Prevosta (s. Prevosta), Toscanella (s. d.), Castellaccio d' Imola (s. d.), bei langem Fortbestand alteinheimischer Dinge aus Stein, Horn und Knochen neben viel Terramaren-Bronzen, deren Guß durch die Hüttensiedler am Höhleneingang Gußformen bezeugen, und namentlich an die Terramarenkeramik eng angeschlossener Keramik (s. Ansa cornuta), weitgehende Anpassung der beiden großen Gruppen anzunehmen ist, in mehr oder minder friedlicher Weise, da die Bronzeleute in der ganzen Romagna auf ihre Dorffestungen verzichteten und sich die Wohnweise der Eingeborenen selbst zu eigen machten. Ein langsames Überströmen über den Apennin wird dann anzunehmen sein (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 190), da, ähnlich wie in der Romagna, wenigstens in deren älteren Siedlungen dieser beginnenden „Villanova"-zeit, auch s. des Apennin sich jene Auflösung der reinen BZ durch Aufnahme vieler jüngeren Elemente der EZ offenbart, natürlich allmählich, wie denn Stationen wie Pianello (s. d.), Monteleone di Spoleto (s. d.) oder Terni (s. d.), von wo die verbrennenden „Italiker" durch ihre bestattenden umbrosabellischen Vettern früh herausgedrückt worden sind, oder Allumiere und Tolfa im s. etrur. Erzgebirge noch eine wesentl. ältere Art zur Schau tragen als so manche reiner eisenzeitl., wie z. B. schon Poggio Renzo bei Chiusi. Wenn ein einem Urbewohner angehöriges Bestattungsgrab bei Battifolle, nahe Cortona, neben einem kurzen Feuersteindolch, einem noch dreieckigen Kupferdolch schon, freilich ebenfalls noch aus Kupfer, zwei Flachäxte mit leicht erhobenen Rändern ergab (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 29), so liegt der Schluß sehr nahe, daß, wenn auch das Material aus toskanischem Kupfer bestand, doch die Form der Äxte bereits bronzezeitl. Einfluß verdankt wird; denn zuerst in den Moorpfahlbauten (Torbiere) Norditaliens tritt diese Erfindung der erhobenen Ränder auf und verbreitet sich von dort, später die Ränder zu förmlichen Schaftlappen verstärkend, wie über ganz Italien, so auch in den N, für den ital. Ausgangspunkt Montelius (*Vorkl. Chronol.* S. 182) wohl in diesem Fall mit Recht annimmt. Ein ähnlich bronzezeitl. Grab von Montemerano bei Saturnia (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 29; s. Depotfund B II nach Nr. 40 u.o. § 6) ergab schon drei solche Flachäxte, deren ganz leichte Legierung sie der Bronze nähert. Außer einem Axtdolch (Dolchstab) und einem dreieckigen Dolch der alten Form war dem Toten noch ein rundkuchenförmiger Kupferbarren und mehrere formlose Stücke Erz, also Vorläufer des Aes rude, mit ins Grab gelegt, ein Beweis, mit welcher Achtung man noch der neuen Metallmischung gegenüberstand, wie ängstlich bedacht man aber auch war, dem Toten die gewiß erst kürzlich errungene Herstellung wichtiger Waffen und Werkzeuge aus dieser Metallmischung auch im Jenseits zu ermöglichen, wie unentbehrlich das Metall also schon schien. Teils älter, teils jünger als die eben beispielshalber hervorgehobenen Urbewohnergräber sind andere in Toscana und Latium entdeckte Gräber der kuprolithischen und der für Mittelitalien sehr kurzen reinen BZ (*Ital. Gräberk.* I 25—34). Nur sorgsam in jedem einzelnen Fall anzustellende typol. Untersuchung vermag jedoch zu sagen, ob die neuen Bronzeformen den in den letzten Jh. des 2. Jht. von N einrückenden verbrennenden „Italikern" oder von S gekommener Einwirkung zu verdanken sind. Auch die begleitenden keramischen Formen sind dabei sehr in Betracht zu ziehen. Wie in der Romagna, so sind sie auch in Mittelitalien ein wertvolles Erkennungszeichen ital. Stabilität geworden. Daß auch auf der Ostseite des Apennin, wo in den Marken, Picenum und den s. Landschaften sich besonders im Innern neben der Bronze lange die Steinwerkzeuge und was damit

a

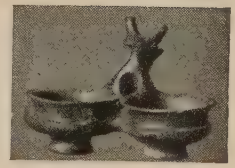


b

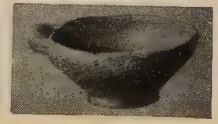
c

d

f



g



e

h

Italien B.

Tafel 33

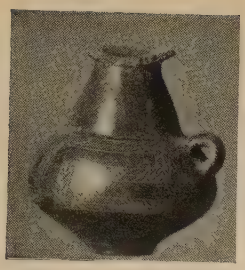
zusammengeht halten und ebenso außerordentlich früh eisenzeitl. Erscheinungen auftreten, von einer einheitlichen, geschlossenen, länger dauernden BZ kaum wird gesprochen werden können, wird sich immer mehr durchsetzen. Besonders lichtbringend sind auch für diese Fragen die oben (§§ 4 und 5) behandelten Arbeiten im Vibrata-Tal, auf Coppa nevigata und im Pulo di Molfetta: drei eng zusammengehörige Gruppen, in ihren Beziehungen analysiert durch Mayers sorgfältig durchdachte Ausführungen (*Molfetta u. Matera* 1924 bes. Kap. XIV, XVIII, XIX), zu denen Rellinis Untersuchungen (Mon. Lincei 29 [1923] S. 377—87) heranzuziehen sind, der für Beurteilung des Gesamtcharakters des Vibrata-Tals wohl mit Recht, im Gegensatz zu Mayer, die lang andauernde steinzeitl. Grundlage, auch über die bronzezeitl. Erscheinungen hinweg bis in die EZ hinab, doch wieder stärker betont. Gewiß ist die Keramik der Grottensiedlung im Innern des Pulo oder in der Mittelschicht von Coppa nevigata in ihrer groben Art, ihrer Einförmigkeit, ihrem Henkelbau, ihrer Verzierung durch aufgelegte und durch Eindrücke gegliederte Bänder ein empfindlicher Rückschritt gegen die feine neol.-kuprolith. Keramik und Malerei, wie sie uns in der oberen Molfetta-Siedlung, in Matera und sonst begegnete, eine bekanntlich vielerorts beobachtete Verschiedenheit zwischen der neol. und der der BZ, die trotz des neuen Erzes, das sie sich dienstbar gemacht hat, zunächst häufig recht rückschrittlich aussieht, so daß hier wirklich ohne die z. B. bei Molfetta mit der Hand zu greifende Annahme eines neuen Volkseinbruchs kaum auszukommen sein wird. Doch braucht ein solcher keineswegs überall erfolgt zu sein, weder im Vibrata-Tal noch auf Coppa nevigata. Sicher vorauszusetzen ist er jedoch auch bei Tarent, wo die sog. Pfahlbausiedlung auf dem Scoglio di Tonno (Notizie 1900 S. 411—64 Quagliati; Peet *Stone and Bronzeages* 1909 S. 421 ff.) sich über eine kuprolith. setzte und mancherlei Formen, besonders keramische, mitbrachte, die so auffällig an die Terramaren-Kultur der Po-Ebene heranzurücken schien, daß sogar der Gedanke sich Bahn brach, es sei tatsächlich ein vereinzelter Schwarm der oberital. bronzezeitl. Pfahlbauer bis hier herunter geraten. Zur Stütze dieser Ansicht konnte man sich auf die etwas jüngere Brandnekropole von Timmari (s. d.), nahe dem Bradanos an der apulisch-lukanischen Grenze berufen, die in der Tat in ausschließlich bestattender Umgebung äußerst fremdartig aussieht (Mon. Lincei 16 S. 5—166 Quagliati; Bull. Paletn. Ital. 40 [1914] Tf. II) und schlagende Ähnlichkeit zeigt mit oberital. Brandgräberfeldern. Und nicht weit entfernt, auf dem Burghügel von Matera, ist 1877 wenigstens ein Brandgrab gefunden, dem eine einfache Bogenfibel (Form: Montelius *Civ. prim.* I Tf. 4, 25) entnommen wurde (Bull. Paletn. Ital. 27 S. 32 Ridola), bis jetzt die einzigen, allerdings unzweifelhaften Zeugen einer der BZ noch ganz nahestehenden Gruppe. (Mit Unrecht bezeichnet Mayer *Molfetta u. Matera* S. 249 f. das kuprolith. Grab von Parco dei Monaci bei Matera als Brandgrab: *Ital. Gräberk.* I 50.) Bis jetzt; denn daß ein bei dem immerhin entfernten Cotrone gefundenes Grab mit einer Violinbogenfibel wirklich ein Brandgrab gewesen sei (Mon. Lincei 16 S. 112 Quagliati), bedürfte der Bestätigung durch andere dortige Funde gleicher Art. Trotz allem und obwohl sicher noch manche andere Spuren, besonders Gräber dieses Völkersplitters hier unten zu erwarten sind, bleibt mir die ethnische Herleitung aus Norditalien im hohen Grade unwahrscheinlich (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 39, 631), solange Zwischenstufen fehlen und die grobe „bronzezeitl." Keramik, die noch in der Höhlensiedlung im Pulo di Molfetta typisch ist, viel weiter n. nicht mehr nachgewiesen werden kann (Gervasio *Bronzi arcaici e cer. geom. nel Mus. di Bari* 1921 S. 349). Denn die beiden sog. Pfahlbausiedlungen bei Offida vermag ich nach den Darlegungen Allevis (*Offida* Ascoli 1898 S. 31—40) nur als Hüttendörfer über Packwerk zu verstehen. Da nun z. B. bei Tarent und Molfetta zweifellos ein Abbruch der alten kuprolith. Siedlung und eine in Molfetta jedenfalls zunächst stark rückschrittliche Niederlassung festgestellt werden muß, ist ohne die Annahme eines Bevölkerungswechsels nicht auszukommen, für den ich auch in diesem Fall wie wohl ziemlich kurz hernach beim Einbruch der Japyger und Messapier, nur

nach dem Balkan herüberzublicken vermag.

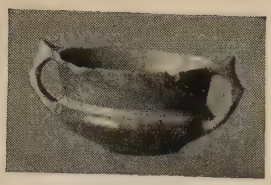
§ 14. In seiner verdienstlichen Übersicht *La civiltà del bronzo in Italia* (Bull. Paletn. Ital. 29 [1903] S. 53—103, 211—237 mit Tf. 5—7), der Bull. 30 und 31 (1904—05) eine Fortsetzung für Sizilien folgte, hat Colini, dem Peet *Stone- and Bronzeages* 1909 S. 400—491 folgt, das Erscheinen typischer Formen der im N mit Recht sog. BZ auch für den O, Mittelitalien und den ganzen S sorgsam festgestellt und zahlreiche Analogien typol. Art zwischen diesen nicht mehr oberital. Fundstücken und solchen aus Norditalien und dem Balkan aus dort reiner BZ nachgewiesen, und zweifellos ist der bodenständigste Repräsentant einer Zwischenperiode zwischen neol.-kuprolith. und eisenzeitl. Per., die Keramik, in Höhlen, offenen Siedlungen und Gräbern des 2. Jht. auch im Halbinsel-Italien und auf Sizilien lange herrschend geblieben. Aber schon die äußerste Seltenheit von Gräbern, in denen sich nicht noch entweder kuprolith. Stücke oder schon Eisenzeitliches findet, bestätigt die schon an die Spitze von § 1 gestellte Behauptung, daß die nord. Gliederung nach Metallen für diese Teile Italiens nicht zutrifft. Höher als man noch bis vor kurzem vielfach anzunehmen wagte, reichen auch hier die eisenzeitl. Dinge in das 2. Jht. hinauf. Je weiter nach S und je mehr mit der Front nach O, um so weniger ließ sich der belebende Strom von O abdämmen. Und so wenig man die kret.-myk. Per. der ö. Welt noch als „BZ" in Anspruch nehmen wird, so wenig geht das auch für Halbinsel-Italien und Sizilien. „Villanova" fängt viel früher an, als man vielfach noch denkt. Und vielleicht ist es mit „Hallstatt" ähnlich? Eisen dient längst für Werkzeuge und reine Nutzzwecke, als die leuchtende Bronze noch für Waffen und Schmuck verwendet wird.

§ 15. So gewinnt die von den Italienern sog. I. EZ eine so große Ausdehnung, daß eine eingehende Darstellung ihrer Erscheinungsformen die Aufgabe dieses orientierenden und nur zu den Hauptfragen Stellung nehmenden Artikels weit überschreiten müßte. Sie hätte noch tief im 2. Jht. zu beginnen und müßte ihren Weg finden bis über die griech. Kolonisationsper. hinab, — also nahezu 1 Jht. der regsten Handels- und Kunstentwicklung. Es wird jedoch genügen, den Leser bis an den Zeitpunkt zu geleiten, an welchem die Völkerverschiebungen im wesentl. ihr Ende erreicht haben, mit einem letzten Ausblick noch auf das Eindringen der Kelten, mit dem die Wanderungen ein Ende haben und Roms starke Hand Italien zu einem einheitlichen Lande macht, es auch als solches erhält, bis diese Hand schwach wird und der N seine Pforten erneut öffnet.

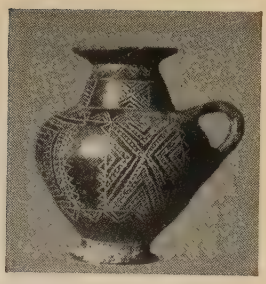
Schon oben § 4 und 13 wurde des Einrückens der illyr. Veneter (s. d.) gedacht, welche bereits volle eisenzeitl. Kulturformen mitbrachten aus ihrer balkanischen Heimat, die jedoch nicht etwa in Istrien oder zunächst benachbarten nw. Gegenden gesucht werden darf, da ihre deutlich gekennzeichneten Gräber hier durchaus kein älteres Gepräge als im Veneterland, im Gegenteil vielfach Rückströmungserscheinungen einer z. B. in Este höher entwickelten Kultur zeigen, besonders im Küstenlande (s. Nesazio, Pizzughi, San Canziano, Santa Lucia, Vermo). Als die in Bewegung geratenen „Veneter" die nw. Balkanländer und Istrien westwärts strebend durchzogen, blieben dort manche ihrer Trupps hängen, andere jedoch zogen weiter um das Nordende der Adria herum und setzten sich zunächst wohl, dem Beispiel einiger verbrennenden „Italiker" der Pfahlbauperiode folgend (s. Arquà Petrarca, Fimon-See und § 13), in den vor Überschwemmung und Versumpfung gesicherten Euganeen fest, wo sie dann, nachbarlich gebend und nehmend, eine scharf ausgeprägte Kultur ausbildeten, deren Eigenart sich bis in die röm. Zeit erhielt. Anders die vermutlich nicht lange vorher durch das nö. Völkertor eingezogenen bestattenden Umbro-Sabeller, die der wässerigen Po-Niederung nicht trauten, gleich südwärts strebten und sich dort ihren Weg und ihre Wohnplätze zwischen den verbrennenden Vettern, die sich schon n. der Alpen vermutlich geraume Zeit vorher von ihnen getrennt hatten, und den picentischen Küstenbewohnern bahnten und sicherten. Hierbei drängten sie an einzelnen Orten ihre Vettern westwärts hinaus oder überfluteten sie (s. § 13). Im großen und ganzen waren sie aber doch die zu



a



b



c

d

e

f

g

h

k

i

Italien B.

spät Gekommenen und mußten sich mit dem gebirgigen Innern begnügen und kamen erst weiter südwärts, im O zwischen Picenum und Apulien, im W in Latium und Campanien, an die See. In beiden letztgenannten wichtigen Landschaften haben sie ihren Anteil an der fruchtbaren Ebene sich nicht ohne Kampf errungen, sich freilich im Faliskerländchen bald mit dem Etrusker, in Latium, auch den Albaner Bergen, wo ganz neuerdings nun auch eine ihrer Bestattungsnekropolen aufgetaucht ist (fehlt noch *Ital. Gräberk.*; Bericht: Bull. Paletn. Ital. 44[1924] S. 1—23 Antonielli), und an der Meeresküste sowie im volskischen Gebiet, mit ihren Vettern vertragen müssen (s. Forumgräber und v. Duhn *Ital. Gräberk.* 1437—630). Was wir von Gräbern dieser bestattenden „Italiker" besitzen, gehört durchweg bereits in die sog. EZ. Die großen Nekropolen von Terni, Alfedena, Praeneste, Rom, Campanien usw. reden eine so einheitliche und beweisende Sprache, daß die Zeit des Einrückens, auch etwa um die Jahrtausendwende, völlig festgelegt erscheint.

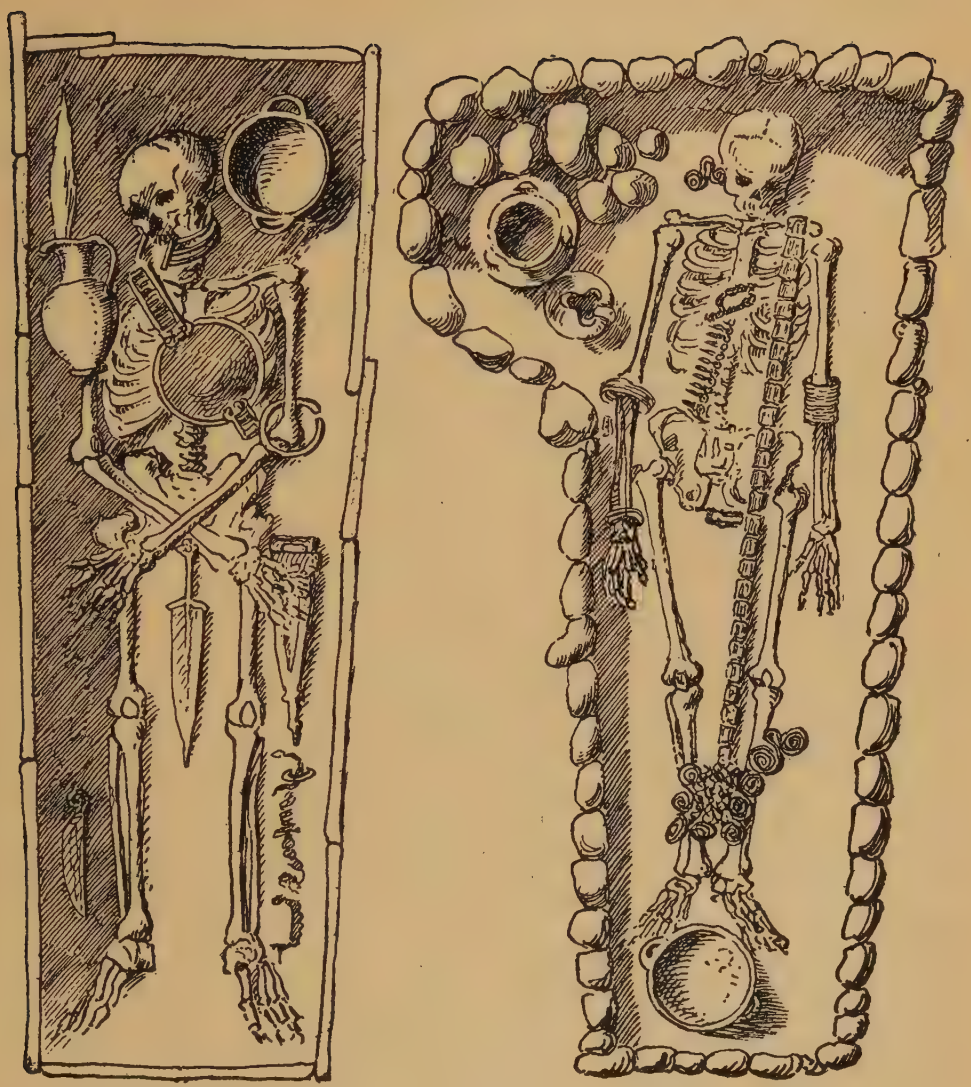
Und ungefähr um die gleiche Zeit mögen die ersten kühnen Schiffe aus dem fernen ägäischen Meer angefangen haben, jene Tyrrhener an die sw. Seeküste des späteren Etrurien zu bringen, von wo dies neue Herrenvolk, metall- und landhungrig, in ihrer ö. Heimat wohl durch die junge achäische Großmacht eingeschränkt und bedrängt, sich erst das Land zwischen Meer und Gebirge in langsamem Fortschreiten zu eigen machte und die ital. Städteerbauer in politische und ökonomische Abhängigkeit brachte, im 6. Jh. sogar nordwärts den Apennin überflutete und im 5. bis Campanien vorübergehend vordrang (s. Etrusker A). Brachten diese Seeräuberhorden auch zunächst kaum eigene Kulturerrungenschaften mit, so war ihnen doch große Aufnahmefähigkeit, starkes handwerkliches, auch wohl Handelsgeschick eigen. Sie übernahmen von den verbrennenden „Italikern" ihres neuen Landes, was diese bis dahin an technischem Können, namentlich in der Metallbereitung, schon länger zu lernen und bei sich auszubilden Zeit gehabt hatten, zogen auch aus dem O bald anders geschulte Arbeitskräfte heran und verstanden es, den Verdienst aus ihren Bergwerken und anderen Landesschätzen für sich auszunutzen und den Karthager als Handelsagenten zuzulassen und zu brauchen und sogar dem Griechen ihre Erzeugnisse begehrenswert zu machen (s. Caere, Kyme). Was sie durch ihre zeitweilige Beherrschung Roms und ihre spätere Nachbarschaft für Rom und damit für ganz Italien geworden sind, ist bekannt. In größtem Maße die Etrusker, in bescheidenerem die Veneter sind diejenigen Volksstämme Italiens, welche als erste fremdes Kulturgut in eigenen produktiven Besitz ummünzten und damit den ersten Schritt taten, um später Italien zu befähigen, seine weltgeschichtliche Mission als wichtigster Vermittler zwischen O und W zu übernehmen und sich damit erst das Recht zu verdienen, einmal Beherrscherin der Mittelmeerwelt zu werden.

§ 16. Eine schwierige und bis jetzt nicht gelöste Frage harrt im O. Im § 5 ist, wenn auch nur in großen Zügen geschildert, was das Tal der Vibrata, nahe Ascoli, im Herzen Picenums, uns für das Verständnis der Frühzeit in dieser entlegenen, fast versteckten Landschaft gelehrt hat. Schon dort mußte ich auf die Verlegenheit hinweisen, in die uns das Auftreten der Picenter inmitten der lange im kuprolith. Stadium verharrenden, vermutlich seit Urzeiten hier sitzenden Urbevölkerung versetzt. Dadurch, daß beide, die Picenter und ihre Vorgänger, die jedenfalls ruhig neben ihren neuen Herren weiterleben, ihre Toten als liegende Hocker, mit sehr gleichartigen Formen, bestatten, ist ein gefährliches Vermischungsmoment in die Behandlung dieser Stämme hineingebracht. Es hat auch nicht an Gelehrten gefehlt, welche Picenter und Urbevölkerung, „Ligurer", für identisch haben erklären wollen. Überschaut man aber im Museum von Ancona oder in Pesaro, Florenz und Rom die Fülle der Beigaben, die Menge von Waffen und Metallschmuck, die Streitwagen, bis zu 6 in einem Grabe, aus Belmonte Piceno (s. d.), die eigenartigen Stelen aus Novilara (s. d. A), neben der Einfachheit der weiter dahinlebenden Urbewohner, so kann man nicht zweifeln, daß auch hier ein fremdes, äußerst waffenfähiges Herrengeschlecht übers Land gekommen ist, dessen Wehrhaftigkeit ihm die Unterwer-

fung der friedfertigen Viehzüchter und Ackerbauer der Hüttendörfer, wie sie uns das Vibrata-Tal so reichlich vor Augen führt, leicht gemacht hat, ein Volk, das noch über die Nordgrenze des später Picenum genannten Landes hinausgriff in die hernach zu Umbrien geschlagene Landschaft. Aber solange jenseits der Adria zu diesem Volk nicht das Gegenstück gefunden ist, sondern nur Anklänge, wie die Spiralornamente und Bildnerisches z. B. aus Nesazio (s. d.) in Istrien, und solange die z. T. langen Inschriften auf den Stelen, geschrieben in einem griech. Alphabet und trefflich lesbar, uns gänzlich unverständlich sind (s. Novilara B), müssen wir Geduld haben. Daß Balkanstämme nicht nur übers Meer an die Küsten, sondern auch im n. Mittelitalien tief ins Innere gekommen sind, wird man noch aus der mehrfachen Nennung der Iapuder (*Iapuzkum nome*, *Iapuscer* oder *Iabuscer*, also mit dem zur Sibilans gewordenen Dental) als feindliche Nachbarn der umbrischen Iguviner, zusammen mit den Tuskern und Naharcern, noch auf den iguvinischen Tafeln des 2. Jh. entnehmen dürfen, in denen ich wie viele andere nur die Iapuder Illyriens erkennen kann, nicht mit Mayer (*Apulien* S. 362) dorthin aus dem apulischen S etwa strafverpflanzte Iapyger (s. bes. Bücheler *Umbrica* S. 95—96 und *RE* IX, I 727 Philipp). Bei den apulischen Iapygern ist der alte Dental bereits völlig dem Guttural gewichen. Das Erscheinen dieses gesicherten Namens einer aus dem nw. Balkan gekommenen Völkerschaft noch in so hellen Zeiten ist ungemein wertvoll für Beurteilung anderer der Küste noch näherer Stämme. Ihre Gräber bleiben freilich noch zu suchen.

Dieselben Iapuder, Iapodes, finden wir nun als Iapyger in Apulien wieder, wo sie ebenfalls, wie so manche der Balkanvölker, die in jenen Wanderungsjahrhunderten stark in Bewegung geraten sein müssen, um die Jahrtausendwende eingerückt sind, wohl in einander folgenden Trupps, zahlreich, in Stämme geteilt, die verschiedene Striche der weiten apulischen Landschaft besetzten, die Daunier den N, s. von ihnen die Peuketier, ganz im S die Messapier, alle als Iapyger, später als Apulier zusammengefaßt. Sie drängten weit vor, bis nach Kroton, ja nach einigen bis Rhegion und scheinen allerdings durch ihren Einbruch die letzten Sikuler, sei es direkt, sei es andere einheimische Stämme vor sich herschiebend, wie man den kombinierenden Berichten der Alten (Thuk. VI 2, 4, Hellanikos und Philistos bei Dionys. I 22; Polyb. XII 6) entnehmen möchte, auf die Insel oder doch in deren Nähe getrieben zu haben.

Daß auch die Iapyger vom Balkan gekommen sein müssen und doch wohl mit den vorhergenannten Iapodes zusammengehören, ist längst erkannt und schon 1876 von Helbig in seinen Studien über die älteste ital. Geschichte (Hermes 11) durchschlagend dargelegt, namentlich an der Hand onomatologischer Gleichungen (deren für die Toponomastik letzte Liste *RE* IX 1 S. 731—34). Überhaupt sei auf jenen sorgsamen Artikel für die Iapyger verwiesen, dazu auf Mayer *Apulien* 1914 S. 326—333 und ders. *Molfetta u. Matera* 1924 S. 281, 289. Die Zeit, wann die Iapyger Apulien besetzt haben, läßt sich aus ihren Gräbern erschließen. Ungefähr um die gleiche Zeit, die Jahrtausendwende, als die „sikulischen" Felsgräber — a forno — aufhören, beginnen von allem früheren scharf unterschiedene Rundhügelgräber, mit niedrigen Steinhaufen gedeckt, oft durch einen krepisartigen Plattenring umsäumt, über denen sich vermutlich noch ein flacher Erdhügel erhob. Diese Gräber *a cumulo*, auch *a circulo* genannt, wurden namentlich in der mittl. Landschaft durch Di Cicco (Notizie 1901 S. 219—221 Abb. 6—9), A. Jatta (Bull. Paletn. Ital. 30 [1904] S. 32—79 Tf. 7, 8 und ders. *Puglia preistorica* 1914 S. 224—239, beide Arbeiten mit guten Abb. versehen) sowie durch Mayer (*Apulien* Kap. IV) erforscht, nachdem sie schon auf der Murgia Timone bei Matera 1898 von Patroni beschrieben und abgebildet waren (Mon. Lincei 8 S. 425—426 Abb. 4—5), der sie jedoch irrtümlich für Hütten hielt (richtig Peet *Stone- and Bronzeages* S. 409) und ein Sikulerdorf daraus machte. Im Innern dieser niedrigen Hügel sind kleine, nur für liegende Hocker aufnahmefähige Leichenbehälter eingebaut aus meist ziemlich unregelmäßigen Platten



a b

Italien B

Bestattungsgräber. Alfedena. Nach Monumenti Lincei 10.

oder auch kleineren Steinen, deren Deckung wohl durch Bretter erfolgte, da sich keine Deckplatten aus Stein gefunden haben. An der Schmalseite erhob sich, oft noch in seiner Stellung gut erhalten, ein aufrechter, unregelmäßiger Stein, als Merkmal, Stele, zu verstehen. Etwas schwarzes, unscheinbares Tongeschirr und einige wenige Metallsachen aus Bronze und Eisen, meist schon den ersten Jahrhunderten des letzten Jht. v. C. angehörig, wenn auch vereinzelte ältere Stücke darunter sind. Kaum Waffen, wenig Schmuck, Formen, wie sie auch auf dem Balkan vorkommen, besonders keramische. Das Bild, welches Timaios von den Daunierinnen gibt, wie sie einherschritten in dunklen Gewändern, nur mit breiten Bändern gegürtet, das Schuhwerk mit unter der Fußhöhlung durchgeführten Binden geknotet, einen Stock in den Händen, das Gesicht rot beschmiert — ein Anblick, wie die Rachegöttinnen auf der Bühne! —, wie die Männer in Wollkleidern schlafen, Traumorakeln ergeben (Geffcken *Timaios' Geographie des Westens* S. 136), und die Berichte über den kriegerischen Charakter dieser von den Griechen gefürchteten und ihnen oftmals, am schlimmsten 473, gefährlich gewordenen Nachbarn lassen es verstehen, daß das ganze Land iapygisch, daß später iapygisch und apulisch identisch wurde, und daß frühere Stämme, die Urbewohner, die Sikuler, die verbrennenden Leute von Tarent und Timmari, abzogen oder in ihnen aufgingen, ja daß auch die Griechen in dem sehr naturfesten Tarent Mühe hatten, sich zu halten, und auf Kolonisation der Ostküste verzichteten, die vor der Iapyger-Einwanderung mit dem gegenüberliegenden nord- und mittelgriechischen Land und Kreta, Rhodos, Chalkis Fühlung gehabt zu haben scheint (Mayer *Apulien* Kap. XVII). Schwerlich hätte Tarent durch kostbare Weihungen in Delphi die Götterhilfe bei seinen Kämpfen mit den iapygischen Nachbarn so weitgehend gefeiert, wäre nicht die Not wirklich groß gewesen.

So ist diese Überwanderung von Balkanstämmen, ein Schauspiel, das sich im Mittelalter wiederholt (Albaner, Griechen), für den SO bestimmend geworden. Gewiß wird, sobald in Albanien (s. d.) einmal gegraben werden kann, vieles herauskommen, was auch über die Überlieferungen und die Namensgleichheiten hinaus gestatten wird, die Linien noch fester zu ziehen. Wenigstens an einem Punkt, auf der Insel Leukas (s. d.), sind durch Dörpfelds Energie und vorzügliche Grabungen Rundgräber herausgekommen und darin das Tongeschirr u. a., das unmittelbare Anknüpfung an die Iapyger gestattet. Die dort am Skaros und am Südende der Ebene von Nidri z. T. in meiner Gegenwart aufgedeckten Rundgräber, von mir gleich darauf mit den Rundgräbern bei Matera verglichen, sind identisch in Anlage, Ritus, Ausstattung und lassen keinen Zweifel an ethnischer Gleichheit der Bevölkerung hüben und drüben aufkommen (Dörpfeld *Fünfter und sechster Brief über Leukas-Ithaka. Die Ergebnisse der Ausgrabungen von 1908 und 1910*). Auch auf Leukas folgen die Rundgräberleute der ausgehenden BZ und EZ Neolithikern, deren farbige Keramik, wie sie uns die Höhle von Choirospilià am Südende der Insel geschenkt hat, wiederum nahe Vergleichspunkte in der farbigen Keramik von Molfetta und Matera hat.

§ 17. Schon in der Zeit der kret. Seeherrherrschaft, also vor rund 1300, sind vom ägäischen Meergebiet Beziehungen mit Süditalien und Sizilien wahrscheinlich, wenn auch noch ziemlich dünn und wohl ohne Versuche, sich festzusetzen (für die Sallentiner Halbinsel s. Mayer *Apulien* Kap. XVII; für Sizilien v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 89f., sowie manche Erscheinungen der zweiten Sikulerperiode Orsis; für Sardinien oben § 11). Diese Versuche haben jedenfalls nur örtlich beschränkten kulturellen Einfluß gehabt. Als jedoch im Lauf des 14. und 13. Jh. die in der 1. Hälfte des 2. Jht. in Hellas eingewanderten Griechen auch die dortigen Meere siegreich befuhren, bald weit bis zum Kupfer und Bronze spendenden Cypern ausgreifend, wurde das allmählich anders. Die vermutlich durch die Aufrichtung des seemächtigen Achäerreiches zum teilweisen Verlassen des ägäischen Gebietes veranlaßten Tyrrhener zeigten auch den Griechen den Weg in die begehrten Metallgebiete des W, wo sich auch ihnen bald durch Fahrten wie jene des Taphierhäuptlings Mentes nach Temesa

(s. o. § 1) der Nebel zu lichten begann, der in derselben Odyssee, also etwa im 13. Jh., noch über Italien lag. Die Zeit für Ackerbaukolonien der Griechen, bei dem Menschenzuwachs im kleinen und übervölkerten Hellas später ein Hauptanlaß für Ansiedlung über See, war noch nicht gekommen. Begreiflicherweise lockten hierfür zunächst die Küsten der ö. Meere, die der schützenden Heimat noch nahe waren. Erst der zweite Schritt konnte Italien gelten, auch hier nicht mit Waffengewalt, sondern in friedlicher Übereinkunft, zu welcher die Vorbedingung die bereits erweckte Kauflust und Kaufkraft der zugleich auch zum Verkauf eigener Produkte geneigt gewordenen Eingeborenen sein mußte. Mit Lästrygonen ließ sich weder ein Abkommen um Überlassung von Siedlungsland treffen noch Handel treiben. Eine längere Periode fliegenden Handels mußte vorangegangen sein. Und dafür hat uns der Boden genügend Belege gespendet: Waffenformen und Gerät des täglichen Lebens, Fibeln und Schmuck, namentlich aber wieder bestimmte lineare Musterungen, die, spätgeometrischen griech. Mustern entsprechend, z. B. auf Gefäßen der Sikulergräber bei Lokri sich zeigen, wie auch in Sizilien selbst, bei Kyme, sogar über Kyme in Etrurien (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 57), Töpfe, Amphoren, Schalen, die ersten jedenfalls aus Hellas eingeführt, später einheimisch nachgeahmt. Diese Dinge gehen alle der wirklichen Kolonisation beträchtlich voran. Nur ihre letzten Ausklänge finden wir noch in den ältesten echten Griechengräbern bei Syrakus — Fusco —, Kyme und sonst.

Waren so die ersten O und W verbindenden griech. Handelswege geschaffen, gewiß anfänglich oft noch ziemlich indirekte, so folgte das natürliche Bestreben, sie sich zu erhalten, fremden Wettbewerb tunlichst auszuschalten. Und solcher drohte von Karthago, vom Phöniker. Solange dieselben nur als Händler und gelegentliche Seeräuber die griech. Küsten und Inseln besuchten, wie es uns für das ausgehende 2. Jht. Homer schildert, mochten sie zwar unbequem, aber nicht ernstlich gefährlich erscheinen. Nachdem sie aber Fernfahrten auch im Mittelmeer begonnen hatten, um sich selbst aus dem fernen Spanien oder über Spanien die ersehnten Metalle zu holen, und auf halbem Wege mit Utika und später Karthago sich feste Stapelplätze und Flottenstationen für weitere Unternehmungen auch im w. Mittelmeerbecken gesichert hatten, mußten diejenigen Griechen, welche an Fabrikation und Handel mit Metallwaren besonders interessiert waren, Chalkidier und Korinther, ihre Augen weit aufmachen und durften sich nicht mehr mit Vermittlung bequemen Zwischenhandels begnügen, sondern mußten lernen, selbst zuzugreifen. Silber und Blei, Kupfer und Zinn konnten sie sich aus Spanien selbst nicht mehr holen. Dafür war es zu spät, die offene Tür durch den Phöniker zugeschlagen, auch Sardinien war ihnen schwerlich mehr zugänglich. Da mußten sie wenigstens den mancherlei Metall, namentlich aber das seit den Wanderungswirren besonders wertvoll gewordene Eisen spendenden Höhen Etruriens und Elba möglichst nahe zu kommen suchen und sich den Besitzern jener Metallschätze durch Handelsvermittlung nach den von Phönikern nicht oder nicht mehr befahrenen ö. Mittelmeergegenden nützlich machen. Daher der frühe Vorstoß ins Tyrrhener Meer erst nach Ischia, dann von da nach Kyme, um Etrurien möglichst nahe zu sein. Denn sich an der etrusk. Küste selbst niederzulassen, wie vielleicht wenigstens mit einer Faktorei die Karthager (Punicum bei Caere), werden gerade jene Handelsfreunde der Etrusker ihnen wohl unmöglich gemacht haben. Läßt doch das Gefäß mit dem Namen des Bokenrenf (s. Etrusker A § 4; Band III Tf. 27 f; Band II Tf. 166) den Schluß zu, daß schon in der 2. Hälfte des 8. Jh. die phön.-etrusk. Handelsbeziehungen lebhaft und gewiß nicht erst eben angeknüpft waren.

Die Griechen bezeichneten das ganze Altertum hindurch Kyme als älteste Kolonialgründung im W. Wir haben keinen Grund, das zu bezweifeln, zumal der Anlaß zu dieser frühen Gründung wahrlich auf der Hand liegt, und die Fundtatsachen einer Gründung etwa gegen Mitte des 8. Jh., sogar etwas früher, durchaus nicht im Wege stehen (s. Kyme). Es folgten die chalkidischen und korinthischen Kolonien an der Meerenge und der Ostküste

Siziliens, deren wichtigste sich in die 2. Hälfte des 8. Jh. zusammendrängen. (Für die Abfolge dieser Gründungen Beloch *Griech. Gesch.* I 2 [1913] S. 221ff., dazu Athen. Mitt. 43 [1918] S. 8—45 Schweitzer.)

Wer von Griechenland nach Sizilien und weiter fahren wollte, mußte seinen Weg längs der Küste Süditaliens nehmen. Was natürlicher, als daß wer drüben auf engem Küstenstrich zusammengedrängt wohnen mußte, mit ungenügendem Acker- und Weideland, mit begehrlichem Blick auf die weitgedehnten, fruchtbaren Ebenen und Flußtäler längs des Tarentiner Golfs zu blicken lernte. Nicht aus Elis — die hatten es ebensowenig nötig wie die Messenier —, aber aus dem schmalen, bergdurchsetzten Achaia kamen Siedler, welche den Kranz achäischer Kolonialstädte anlegten, den Flüssen, Bächen, Quellen ihre heimischen Namen gaben und sich dort bald so zu Hause fühlten, daß hier der Begriff „Großgriechenland" entstand. Und aus dem bergigen Lokri kamen die Lokrer, aus Sparta die Tarentiner, welche gegenüber den kriegerischen Iapygern den schwierigsten Vorposten innehatten. Und gern streckten diese Anwohner des Ionischen Meeres die Hand über die schmal werdende Halbinsel hinüber, wo denn auch am Tyrrhener Meer ein Kranz blühender Griechenstädte erstand, von Sybaris wurde Poseidonia, von Lokri Medma, von anderen andere Städte drüben gegründet, so auch das Binnenland hellenisiert und auch der Handel auf dem Tyrrhener Meer griechischer Hand gesichert. Andere Hellenen kamen aus Rhodos und Knidos. Sie hatten an ihrer für die Schiffahrt wichtigen Ecke reichste Gelegenheit, den Nutzen des Stapelhandels und der Kommissionstätigkeit des Kaufmanns kennenzulernen, und suchten an der Südküste Siziliens durch die Gründungen von Gela, von dort aus von Akragas und weiter w. durch Beteiligung an der megarischen Gründung von Selinus (solche Beteiligung ist mir nach kürzlichem Studium neuer und ungemein erfolgreicher Grabungen Gabricis äußerst wahrscheinlich geworden) Karthago und seinem Handelsgebiet möglichst nahe zu kommen, haben auch, wie uns berichtet wird, durch Versorgung jener Metropole ohne zuverlässiges Hinterland mit Öl, Wein u. a. glänzende Geschäfte gemacht. Als sie aber im 2. Jahrzehnt des 6. Jh. auch an der Westspitze Siziliens, immer weiterschiebend, sich festsetzen wollten, wurden die Karthager sehr unangenehm, schlugen sie zurück und verjagten sie auf die Liparischen Inseln. Denn die sizilische Westecke in fester Hand zu halten, als Etappe für ihre Verbindungen mit dem Tyrrhener Meer und Bewachung des nach Spanien führenden Weges, mußte ihnen Dogma sein.

Kymäer und Phokäer, auch wohl über ihre Kolonie Syrakus, Korinther und ebenso später die Athener hielten den griech. Handel im Tyrrhener Meer in der Hand. Kyme im Verein mit seiner wohl erst zu Beginn des 5. Jh. gegründeten Tochterstadt Neapel hellenisierte Campanien, schlug als erste Griechenstadt geistige Brücken nordwärts nach Etrurien, dem es, und damit auch Rom, wahrscheinlich das Alphabet und vieles andere brachte. Die Wirkungen dieser griech. Kolonien auf die Kultur der ital. Völker zu schildern, würde jedoch den Rahmen unserer Aufgabe überschreiten. Das wäre keine Vorgeschichte mehr. Ohne Griechen und Etrusker wäre Rom nicht Rom geworden. Nichts lehrreicher als der Vergleich zwischen Sardinien und Sizilien. Sardinien stand in kuprolith. Zeit auf beträchtlich höherer Stufe als Sizilien, konnte sich aber aus eigener Kraft nicht höher heben und blieb, wo es war. Was aus Sizilien (s. d. B) durch die Griechen wurde, zeigen die Per. Orsi III und IV.

§ 18. Die beiden letzten Fremdvölker auf ital. Boden sind die Punier und die Kelten. Erstere haben durch die Besetzung ihrer Epikrateia, der Westspitze Siziliens, n. bis Solus, s. nur bis halbwegs von Lilybaion bis Selinus, zwar in die politische Geschichte der Insel stark, oft und verhängnisvoll eingegriffen, aber erst in hellen geschichtlichen Zeiten. Neuere arch. Untersuchung ihrer Inselfestung Motya durch den engl. Besitzer dieser Insel, Whitaker, hat zwar Bewohnung der Insel schon in neol. Zeit ergeben, durch einzelne Fundstücke, aber greifbares Leben doch erst durch die karthagische Stadtgründung, die jedoch, wie übrigens ja auch Karthago selbst, auffällig früh und stark unter griech.

geistigen und künstlerischen Einfluß gekommen ist. Sehr merkwürdig für Karthager das frühe Eintreten der Verbrennung (Whitaker *Motya*. London 1921; Arch. Anz. 1921 S. 201—204). Die interessanten bemalten Grabstelen aus Lilybaion, im Museum von Palermo, seien nur erwähnt, da nicht mehr Vorgeschichte. Auf Sardinien haben sich Phöniker und Karthager im S und W seit dem 7. Jh. festgesetzt und in Tharros, Sulcis, Nora und Cagliari reichliche Spuren ihres Dortseins hinterlassen. Doch blieb ihre lange und harte Beherrschung eines bedeutenden, und zwar des einträglichsten Teiles der Insel auf die Sarden selbst so gut wie ohne Wirkung, darin der größte Gegensatz gegen die Griechen, deren Zauberstab sich auch die fremdesten Nachbarn auf die Dauer nicht entziehen konnten. Daß die Wirkung der punischen Besetzung nur ertötend gewirkt habe, ist oft bemerkt (Bull. Paletn. Ital. 39 S. 119 Taramelli).

Für die punische Zeit in Sardinien im allg.: Pais *La Sardegna prima del dominio Romano* 1881 S. 62—77; Mon. Lincei 21 (1912) S. 1—223 Taramelli; Taramelli *Guida del Museo di Cagliari* 1915 S. 36—93. Insbesondere für Tharros: Strena Helbig. 1900 S. 57—72 v. Duhn; für Nora: Mon. Lincei 14 (1904) S. 109—258 u. 20 Tf. Patroni; für Sulcis: Notizie 1908 S. 145—162 Taramelli; für das von griech. zuletzt auch in punische Hand übergegangene Olbia: Notizie 1911 S. 223—243 Taramelli; für Cagliari — späte Nekropole von S. Avendrace: Mon. Lincei 21 a. a. O. Taramelli; für Cornus: Notizie 1918 S. 285—331 Taramelli.

Über die Kelten s. Kelten A 2.

§ 19. Daß diesem Artikel eine stattliche Reihe von Abbildungen nach Originalen des R. Museo preistorico in Rom beigefügt werden konnte, wird zunächst der Güte des Kgl. Italienischen Unterrichtsministeriums verdankt, welches sie für diesen Zweck durch das amtliche photographische Laboratorium des Ministeriums ausführen ließ, alsdann aber der hilfreichen Arbeit des Herrn Dr. U. Antonielli, welcher aus den Beständen des Museums die Tafeln mit größter Umsicht und Sachkenntnis zusammenstellte und die Wiedergabe überwachte. Der warme Dank von Herausgeber und Verfasser sei auch hier zum Ausdruck gebracht.

Der Text beschränkt sich auf die zur Identifikation und typol. Verwertung der Gegenstände notwendigen Angaben. Im übrigen sei auf die bekannten Werke von Montelius, namentlich seine *Vorklassische Chronologie Italiens* Stockholm 1912 verwiesen, sowie auf die grundlegenden Arbeiten Colinis, die im Artikel selbst vielfach herangezogen sind.

Neolithisch (nach der Einteilung im Museo preistorico in Rom).

Tf. 18. i Axt aus dunklem Stein. Nr. 79985. Alba, Piemont.

f Axt aus dunklem Stein. Nr. 79986. Alba, Piemont.

h Axt aus dunklem Stein. Nr. 79987. Alba, Piemont.

c Axt aus dunklem Stein. Nr. 12675. S. Giglioli, Tarcento, Prov. Udine.

g Axt aus dunklem Stein. Nr. 12665. S. Giglioli, Montepulciano, M. di Cetona.

k Lochhammer aus aschiggrünlichem Stein. Nr. 48783. Ostiano bei Cremona. Bull. Paletn. Ital. 18 S. 153—54 Colini.

a Reibstein aus feinem dunklen Stein. Nr. 65204. Alba, Piemont. Peet *Stone and bronzeages* S. 97.

d Reibstein aus feinem dunklen Stein. Nr. 65205. Alba, Piemont.

e Reibstein aus feinem dunklen Stein. Alba, Piemont.

b Axt aus schwarzem Stein. Nr. 45369. Alba, Piemont.

l Lochhammer. Nr. 13159 der S. Giglioli. Talamone (Telamon), Prov. Grosseto.

Tf. 19. c 9 Pfeilspitzen aus Feuerstein. Nr. 8737—39; 8815—20. Vibrata-Tal.

e 4 Messer aus Feuerstein. Nr. 10154 bis 10157. Vibrata-Tal.

b 31 Schaber aus Feuerstein. Nr. 10303 bis 10333. Vibrata-Tal.

a 5 runde Gegenstände aus Feuerstein.

d Pintadera aus der ligurischen Grotte der Arene Candide. Nr. 5584. Vgl. Bull. Paletn. Ital. 19 (1893) Tf. 2; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 11 Tf. 1, 1.

Tf. 20. a Schleuderstein (Martellofionda). Nr. 84368. Catanzaro. Vgl. Bull. Paletn. Ital. 33 Tf. 17, 7 u. S. 166 Colini.

d Meißel. Nr. 79396. Cremona.

e Großer Ring aus grünem Stein. Nr. 79752. Alba, Piemont. S. o.

b Lochhammer. Nr. 53835. Lama dei Peligni.

c Schleuderstein (Martello-fionda). Nr. 84457. Roccaforte del Greco, Prov. Reggio-Calabria.

f Axt. Nr. 84458. Roccaforte del Greco.

Tf. 21. a 5 Tonscherben. Nr. 79964—68. Alba, Piemont. S. o.

b 2 Tonhenkel. Nr. 26560. Vibrata-Tal.

c 2 Topfscherben. Nr. 26562. Vibrata-Tal. Bull. Paletn. Ital. 33 Tf. 7, 5 und 8, 7.

d 4 Tonscherben. Nr. 77775—76. Tremiti-Inseln. Bull. Paletn. Ital. 33 (1907) Tf. 1, 2; Mayer *Molfetta u. Matera* 1924 S. 51.

Kuprolithisch (nach der Einteilung im Museo preistorico in Rom).

Tf. 22. a 15 Pfeilspitzen aus Feuerstein. Nr. 70968—82. Aus Gräbern von Rinaldone bei Montefiascone. Bull. Paletn. Ital. 29 Tf. 13, 2, 4; 14, 1, 3, 7, 8; Montelius *Civ. prim.* S. 618, 1; ders. *Vorkl. Chronol.* S. 13, 14; über die Gräber: Bull. Paletn. Ital. a. a. O. S. 150—186 Colini; 31 S. 145—153 Pernier; 42 S. 58; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 27—28. Oben § 6.

e Dolch aus Feuerstein. Nr. 63370. Cantalupo-Mandela. Bull. a. a. O. Tf. 12, 10; Montelius *Civ. prim.* Tf. 128, 7.

c Dolch aus Feuerstein. Nr. 70652. Castel Malnome, Latium. Bull. Paletn. Ital. 31 (1905) S. 3 Abb. 1.

d Dolch aus Feuerstein. Nr. 79655. Castel Malnome. Bull. a. a. O. Tf. 1, 7.

b Dolch aus Feuerstein. Nr. 79651. Castel Malnome. Bull. a. a. O. Tf. 1, 3.

f Lochhammer aus Diabas. Nr. 23561. Pantano bei Monte Porzio Catone, Latium. Bull. Paletn. Ital. 18 Tf. 10, 3, wozu Colini S. 155, 179, 190, 216.

Tf. 23. g Kupferinstrument unklarer Bestimmung, vielleicht verkleinerte Nachbildung eines Schwertes. Nr. 62527. Grabhöhle im Monte Bradoni bei Volterra. Bull. Paletn. Ital. 25 Tf. 3, 6, wozu Colini S. 303; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 26; Montelius *Civ. prim.* Tf. 128, 9.

f Kupferstäbchen. Nr. 62528. Monte Bradoni.

e Kupferdolch. Nr. 62529. Monte Bradoni. Bull. a. a. O. Tf. 3, 7; Montelius *Civ. prim.* Tf. 128, 11; *Vorkl. Chronol.* Tf. II 14.

d Kupferdolch. Nr. 55718. Solaia bei Sarteano. Bull. Paletn. Ital. 24, Tf. 13, 8, wozu 25 S. 302—303 Colini.

a Kupferdolch. Nr. 59497. Panesella bei Cremona. Bull. Paletn. Ital. 24 Tf. 12, wozu Colini S. 219.

b Flachaxt aus Kupfer. Nr. 62538 S. Cristina. Bull. Paletn. Ital. 25 Tf. 4, 6, wozu Colini S. 29 u. ebd. 26 S. 223.

c Flachaxt aus Kupfer. Nr. 70986. Rinaldone. Bull. Paletn. Ital. 31 S. 149 Abb. B = Montelius *Civ. prim.* S. 619 Abb. n.

h Keulenkopf aus Stein. Nr. 70984, Rinaldone. Bull. Paletn. Ital. 31 S. 149 und die Abb. früher gef. gleichartiger Stücke. Bull. a. a. O. Tf. 14, 4, 5 u. S. 151 ff. Abb. 1, 2, 3, 10, 11 sowie Montelius *Civ. prim.* S. 615—616 Abb. b, c.

Tf. 24. d Tongefäß, schwarz, sorgsam geglättet. Nr. 69638. Rinaldone. Bull. Paletn. Ital. 29 Tf. 13 Abb. 3 (= Montelius *Civ. prim.* S. 617—618, Abb. 1), wozu Colini S. 151, 177—178 und S. 153 Abb. 4.

g Tonschüssel. Nr. 66098. Rinaldone.

e Tongefäß, schwarz, sorgsam geglättet. Nr. 69607. Rinaldone. Bull. Paletn. Ital. 29 Tf. 14, 2 (= Montelius *Civ. prim.* S. 615—616 Abb. d), wozu Colini S. 150, 178.

f Zonenbecher, grau Impasto. Nr. 62540. S. Cristina. Bull. Paletn. Ital. 25 Tf. 3, 5 (= Montelius *Vorkl. Chronol.* Tf. 4, 11), wozu Colini S. 30; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 16.

b Gravierte und bemalte Scherben aus Matera, Grotta dei Pipistrelli. Nr. 84104 bis 84106. Vgl. die Lit. bei v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 42, sowie Mayer *Molfetta und Matera* 1924 Tf. 18—23 u. S. 193—233.

a Gravierte und bemalte Scherben aus Matera, Grotta dei Pipistrelli. S. vor. Nr. Nr. 84098—84103.

c Gravierte und bemalte Scherben aus Matera, Grotta dei Pipistrelli. Sog. Stücke a fascie larghe. Nr. 84087—89.

Pfahlbauten.

Tf. 25. a Dolch, Bronze, Griff aus Hirschhorn, mit Blech und Nägeln befestigt. Nr. 59948. Polada, Moorsiedlung. Bull. Paletn. Ital. 29 (1903) Tf. 6, 2; Peet *Stone- and bronzeages S.* 302, 158; früher

Munro *Lake-Dwell.* Abb. 67, 1; Montelius *Civ. prim.* Tf. 4, 16; *Vorkl. Chronol.* Tf. 2, 2; Bull. Paletn. Ital. 27 S. 110 Colini.

k Kleine bronzene Dolchspitze. Nr. 47726. See von Varese. Quaglia *Laghi e torbiere del circond. di Varese* Tf. 4, 29.

k Kleine bronzene Dolchspitze. Nr. 47727. See von Varese. Quaglia a.a.O. Tf. 4, 32.

k Kleine bronzene Dolchspitze. Nr. 47728. See von Varese. Quaglia a.a.O. Tf. 4, 30; Montelius *Civ. prim.* Tf. 3, 20.

k Bronzedolch. Nr. 47729. See von Varese.

k Kleine bronzene Dolchspitze. Nr. 47730. See von Varese. Quaglia a. a. O. Tf. 4, 36; Montelius *Civ. prim.* Tf. 3, 9.

k Bronzedolch. Nr. 47731. See von Varese. Quaglia a. a. O. Tf. 4, 41; Montelius *Civ. prim.* Tf. 3, 8. Vgl. zu diesen Dolchen Castelfranco *I cimeli del Museo Ponti* Tf. 6, 11—15, 17.

h Flachaxt mit leicht erhobenen Rändern (a margini rialzati). Nr. 59945. Polada. Moorsiedlung.

i Flachaxt, ebenso. Nr. 59947. Polada, Moorsiedlung. Montelius *Civ. prim.* Tf. 4, 15.

b Schaufelförmige Axt; lombardische Form. Nr. 47725. See von Varese. Vgl. Montelius *Civ. prim.* Tf. 3, 17, 18.

e Angelhaken. Nr. 47722. See von Varese. Quaglia a. a. O. Tf. 4, 38; Montelius *Civ. prim.* Tf. 3, 25.

g, c, f Hirschhorngeräte. Nr. 61004 bis 61006. Polada, Moorsiedlung.

d Bohrer oder Pfriemen aus Hirschhorn. Aus Gruppe Nr. 61012—17. Polada.

Tf. 26. g Durchlöcherter Topf. Nr. 59803. Polada, Moorsiedlung. Vermutl. identisch mit der üblen Abb. Munros bei Montelius *Civ. prim.* Tf. 4, 24.

c Becher aus Ton. Nr. 59772. Polada.

e Topf mit Lochkreisen und Fingerplatte. Nr. 59720. Polada.

f Zweihenkliger. Topf Nr. 59742. Polada.

d Palette. Holz. Nr. 60959. Polada.

a Pfeilspitzen aus Feuerstein. Nr. 60150—64. Polada.

b Rechteckige, nur auf einer Seite bearbeitete, zweischneidige Werkzeuge zum Schaben oder Schneiden. Nr. 60670—98. Polada. Vgl. Peet *Stone- and Bronzeages* S. 301.

Terramaren und Verwandtes.

Tf. 27. e Flachaxt mit schwach erhobenen Rändern. Nr. 42668. Castione de' Marchesi. S. Castione dei Marchesi.

a Schaftlappenaxt. Nr. 42669. Castione de' Marchesi. Montelius *Civ. prim.* Tf. 14, 4; *Vorkl. Chronol.* S. 178 Abb. 425.

b Sog. Rasiermesser. Nr. 18093. Castione de' Marchesi. Bull. Paletn. Ital. 20 (1894) Tf. 1, 1; Montelius *Vorkl. Chronol.* S. 193 Abb. 492.

f Schaufelförmige Axt. Nr. 18084. Castione dei Marchesi. S. o. Tf. 25b.

c Schaftlappenaxt, unten verbreitert. Nr. 18075. Campeggine (il Grumo). Helbig *Die Italiker in der Poebene* Tf. 1 Abb. 1; Montelius *Civ. prim.* Tf. 15, 2; *Vorkl. Chronol.* S. 179 Abb. 428.

d Sichel. Nr. 48870. Colombara di Bersano (Besenzone), Prov. Piacenza. Vgl. Peet *Stone- and Bronzeages* S. 349 Abb. 176.

h Nadel Nr. 53881, Colombara di Bersano (Besenzone).

g Pfeilspitze aus Bronze. Nr. 42665. Castione dei Marchesi. S. zuletzt Bull. Paletn. Ital. 43 (1923) S. 165—73 Pettazzoni.

Tf. 28. d Ansa cornuta oder lunata. Nr. 41198. Castione dei Marchesi. S. Ansa cornuta oder lunata.

a c Anse cornute oder lunate. Nr. 17987—17988 Castione dei Marchesi. S. wie oben.

f Ansa a cilindro retto. Nr. 42490. Redù di Nonantola. S. Band I 181.

b Durchbrochener Henkel mit aufgebogenen Rändern. Nr. 42491. Redù di Nonantola.

e Bruchstück eines Gefäßes aus Castellazzo di Fontanellato (s. d.). Nr. 45641.

g Topf mit geriefelter Oberfläche. Nr. 48972. Colombara di Bersano.

h Durchlöchertes Gefäßchen. Nr. 17695. Castiglione di Marano b. Savignano.

i Topf mit Knuppen *(bugne)*, Henkel u. seitl. Ausguß. Nr. 33326. Castiglione di Marano.

Tf. 29. a Schwert aus Bronze. Nr. 67871. Castione dei Marchesi. Bull. Paletn.

Ital. 9 (1883) Tf. 3, 17; Montelius *Civ. prim.* Tf. 14, 8.

b Schwert aus Bronze. Nr. 20998. Povegliano Veronese. Bull. Paletn. Ital. 9 Tf. 3, 14; Montelius *Civ. prim.* Tf. 37, 11.

c Schwert aus Bronze. Nr. 20999. Povegliano Ver. Bull. a. a. O. Tf. 3, 7.

d Schwert aus Bronze. Nr. 32927. Umgeb. des Fuciner Sees.

e Schwertscheide. Nr. 63775. Norcia. Vgl. z. B. Montelius *Civ. prim.* Tf. 258, 12 (Vulci).

f Kurzschwert. Nr. 63776. Norcia. Mon. Lincei 22 S. 152, wozu Gabrici und v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 448.

g. h Antennenschwert mit Scheide. Nr. 67930. Terni, Necrop. S. Agnese. S. Antennenschwert B.

Terramarenfriedhöfe (s. d.).

Tf. 30. k Aschentopf aus Monte Lonato. Nr. 20795. Notizie 1878 Tf. 3, 10; Montelius *Civ. prim.* Tf. 38, 5.

d Aschentopf aus Copezzato. Nr. 45522. Bull. Paletn. Ital. 16 Tf. 2, 5, 5a; Montelius *Civ. prim.* Tf. 39, 1.

l Aschentopf aus Copezzato. Nr. 37985.

a Henkelschale aus Copezzato. Nr. 37986. Bull. Paletn. Ital. 16 Tf. 2, 4; Montelius *Civ. prim.* Tf. 39, 3.

b Henkelschale aus Castellazzo di Fontanellato. Nr. 55944.

i 2 Bruchstücke aus Castellazzo di Fontanellato. Nr. 55914.

c Aschentopf aus Pianello. Nr. 84039. Bull. Paletn. Ital. 39 (1914) Tf. 3, 1; vgl. v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 190—94.

h Aschentopf aus Pianello. Nr. 84033. Bull. a. a. O. Tf. 3, 9.

f Aschentopf mit Deckelschale aus Pianello. Nr. 84034—35. Bull. Paletn. Ital. 39 (1914) Tf. 3, 8.

g Aschentopf aus Pianello. Nr. 84028. Bull. Paletn. Ital. 39 Tf. 2, 6.

e Aschentopf aus Fontanella di Casalromano. Nr. 45718. Bull. Paletn. Ital. 27 (1901) S. 23.

Tf. 31. e Dreieckiger Dolch. Nr. 36468. Ripatransone. S. Depotfund B II Nr. 50.

d Lanzenspitze. Nr. 30169. Monteprimo bei Pioraco, Prov. Macerata.

c Absatzschaftbeil. Nr. 25297. Monteprimo bei Pioraco, Prov. Macerata.

i Schaufelförmiges Gerät (Paletta). Nr. 72927.

b Hackbeil mit Schaftloch. Nr. 25515.

g, h 2 zerbrochene Bronzebarrenstücke, einst in Doppelaxtform. Nr. 30701. S. Depotfund B II.

a Bronzebarren in Doppelaxtform. Nr. 31619. Madrioli. S. Depotfund B II Nr. 36.

f Bronzebarren in Rundkuchenform *(formella)*. Nr. 31619. Madriolo. S. Depotfund B II Nr. 36.

Keramik aus der ersten Eisenzeit.

Tf. 32. a Aschenurne. Nr. 21334. Castelletto Ticinese. Vgl. Montelius *Civ. prim.* Tf. 45, 4.

f Töpfchen. Nr. 21390. Castelletto Ticinese. Vgl. Montelius *Civ. prim.* Tf. 45, 11.

g Henkelbecher. Nr. 45685. Golasecca.

c Topf. Nr. 45675. Golasecca.

h Fußbecher. Nr. 21328. Castelletto Ticinese. Vgl. Montelius *Civ. prim.* Tf. 45, 5.

k Aschengefäß. Nr. 27837. Este. II. Per.

i Töpfchen. Nr. 56393. Este. II. Per.

e Fußschüssel. Nr. 56428. Este. II. Per.

d Aschengefäß. Nr. 20814. Este. II.—III. Per.

b Aschenurne mit Deckelschüssel aus dem Grabfeld von S. Vitale bei Bologna (s. d. § 3). Nr. 85993. Vgl. v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 167—68.

Tf. 33. f Aschenurne. Nr. 66858. Timmari, apulisch-lukanische Grenze. S. o. § 13.

d Aschenurne mit Deckelschale. Nr. 66861—62. Timmari.

b Aschenurne mit der Tonnachbildung eines Bronzehelms als Deckel. Nr. 79042 und 79043. Corneto (s. d.). Vgl. v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 318.

a Aschenurne mit Deckelschale. Nr. 42447—48. Vulci. Vgl. v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 307.

g Doppelnapf. Nr. 25354. Corneto.

e Kleine Schüssel. Nr. 51919. Bisenzio (s. d.).

h Aschentopf. Nr. 51915. Bisenzio.

c Aschenurne mit Deckel. Nr. 62826 bis 62827. Allumiere. Vgl. v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 201—205.

Tf. 34. c Aschentopf. Nr. 63453. Marino, Villa Meluzzi. Montelius *Civ. prim.* Tf. 371, 6.

a Aschentopf. Nr. 79208. Grottaferrata, Vigna Cavalletti. Notizie 1902 S. 168, 59; Montelius *Civ. prim.* Tf. 136, 1.

k Hausurne. Nr. 79320—21. Grottaferrata, V. Cavalletti. Notizie 1902 S. 152—53 Abb. 31a, b; Montelius *Civ. prim.* Tf. 135, 17; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 26, 93; Sundwall *Hüttenurnen* 1925 S. 36, 4; Bryan *Ital. Hut Urns* S. 180, 17.

i Hausurne. Nr. 63393. Marino, Campofattore. Ann. d. Ist. 1871 Tf. U; G. B. De Rossi *Piante di Roma* 1879 S. 4; Mon. Lincei 15 Tf. 7, 11; Montelius *Civ. prim.* Tf. 140, 10; vgl. v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 400. Sundwall *Hüttenurnen* 1925 S. 38; Bryan *Ital. Hut Urns* S. 180, 22.

d Netztopf. Nr. 79891. Grottaferrata, V. Cavalletti.

b Schale mit gestachelten Henkeln. Nr. 63571. Marino, Vigna Caracci. Vgl. Bull. Paletn. Ital. 43 (1923) S. 181 Antonielli.

f Netztopf. Nr. 79200. Grottaferrata, V. Cavalletti. Notizie 1902 S. 170, 65.

e Schöpfschälchen mit überhöhtem Doppelhenkel. Nr. 71185. Marino, Campofattore.

h Amphora mit gestachelten Henkeln. Nr. 63488. Marino, V. Caracci. Vgl. Mon. Lincei 15 Tf. 21, 3; Montelius *Civ. prim.* Tf. 371, 8; Bull. Paletn. Ital. 43 (1923) S. 175 Abb. 1d u. 179, 6 Antonielli.

g Sog. Calefattoio. Nr. 79236. Grottaferrata, V. Cavalletti. Notizie 1902 S. 185 Abb. 94a, b; Montelius *Civ. prim.* Tf. 138, 22; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 404.

Zusammenfassungen: Pigorini *Preistoria* in dem Sammelwerk: *Cinquanta anni di storia italiana* II (1911) S. 1—72 (Überblick über die Entwicklung der vor- und frühgeschichtlichen Erforschung Italiens); Montelius *La civilisation primitive en Italie* I (1895) Tafeln und Text; II (1904) Tafeln, (1910) Text zur ersten Hälfte; der Text zur zweiten Hälfte von Bd. II ist nicht mehr erschienen, ebensowenig der für Süditalien bestimmte Bd. III; De Sanctis *Storia dei Romani* I (1907) Kap. II—V; Modestow *Introduction à l'histoire romaine* 1907; Peet *The Stone- and Bronzeages in Italy and Sicily* 1909; Montelius *Vorklassische Chronologie Italiens* 1912 (Tafeln und Text); Toscanelli *Le Origini italiche. Origini della letteratura* I. *Le lingue esotiche* 1914; Sergi *Italia, Le origini*, I *Antropologia*; II *Cultura e civiltà* 38 Tf. 1919; Della Seta *Italia antica* 1922. Pinza *Storia delle civiltà antiche* (*Paletnologia*) *d' Italia* Manuali Hoepli 1923; Randell Mac Iver *Villanovans and early Etruscans* 1924; ders. *Studies of the iron age in Italy* 1925 (?). v. Duhn

Italien und der Orient (Tf. 36—38). § 1. Ägäische Beziehungen. Die Lage Italiens inmitten des Mittelmeers hat das Land früh zum Zielpunkt von allen Seiten kommender Einwanderungen gemacht, wodurch typol. Übereinstimmungen mit den Formen und Mustern von Gebrauchsgegenständen, Werkzeugen, Waffen, Keramik usw. in den Frühschichten ringsum liegender Länder sich vielfach einfacher erklären mögen als durch Annahme besonders frühen Warenaustausches. Andererseits ist es durchaus wahrscheinlich, daß solcher Austausch den Völkerbewegungen, wenn zuerst auch gewiß nur mehr zufällig, langsam und sporadisch, folgte und späterem, gewohnheitsgemäßem Handel die Pfade bereitete. So mögen sich manche Übereinstimmungen zwischen Italien, Afrika, der iber. Halbinsel, Frankreich und den nordalpinen Ländern erklären, deren Studium noch in den Anfängen steckt, aber gewiß noch manch fruchtbares Ergebnis zeitigen wird (Schuchhardt *Westeuropa als alter Kulturkreis* SB. Preuß. Akad. 1913 und ders. *Alteuropa* 1919).

Anders, günstiger, liegt es mit der ö. Mittelmeerhälfte, von woher Einwanderungen nach Italien erst in verhältnismäßig jungen Zeiten sich vollzogen haben, beginnend mit den Picentern, Venetern, Iapygern im weitesten Sinne (s. Italien B), Etruskern (s. d. A), alle diese erst gegen Ende des 2. Jht., denen dann in gewissem Abstand die griech. Kolonisation folgt. Dieser sind in den Zeiten der sich bereits entwickelnden Schiffahrt über das die griech. und ital. Welt damals schon mehr verbindende als trennende Meer mehr oder minder kühne Handelsfahrten vorausgegangen, zuerst tastend, vielfach gewiß indirekt, vielleicht auch unfreiwillig, deren Nachklang die Schiffermärchen der Odyssee noch zu uns herübertragen, Fahrten, deren zu Anfang gewiß hochwertige Zwecke sich z. B. in dem Metalltauschhandel des taphischen Mentes mit dem brettischen Temesa (Od. I 184) oder im Sklavenhandel offenbaren (s.

Italien B § 1). Knüpften sich diese Beziehungen auch vielleicht erst in der Zeit, wo die homerische Dichtung sie berichtet, also in den letzten Jh. des 2. Jht., so sind doch schon früher Berührungspunkte erkennbar. So wenn aus der Schlauchform entwickelte Schnabelkannen (z. B. Peet *Stone- and Bronzeages* S. 287) aus Sardinien oder sog. Sanduhrgefäße doppelkonischer Bildung aus Sizilien Orsi I (z. B. Bull. Paletn. Ital. 30 [1904] S. 196f.) sich mit gleichartigen Formen aus Troia II, den ägäischen Inseln oder Kreta FM I, II in überraschender Weise decken; oder wenn zwischen Topfmustern aus Kreta FM und Sizilien, z. B. Angelo Muxara, nächste, kaum anders als durch Übertragung erklärbare Verwandtschaft herrscht; oder wenn ganz eigentümlich geformte und geschmückte Knochenverkleidungen, längliche Leisten mit runden Reliefscheiben, wieder linear verziert, aus dem sö. Sizilien und Ligurien (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 12, 73f.; Mayer *Molfetta u. Matera* S. 99) sich genau so in Troja II (Götze bei Dörpfeld *Troja* I 392; Schmidt *Trojan. Altert.* S. 291) wiederfinden, und zwar hüben wie drüben in kuprolith. Schichten; wenn Werkzeuge und Waffen, besonders Stoßschwerter und Dolche, erst aus Kupfer, dann auch aus Bronze, sich in Italien und Sizilien finden, die sich aufs engste berühren mit solchen aus dem ägäischen O, von wo wieder Übertragung bis Cypern und Ägypten erfolgte (Bull. Paletn. Ital. 39 [1914] S. 139 Ghirardini). Es ist nur natürlich, daß diejenigen Gegenden Italiens, zu denen die Kenntnis der Verwendung und Bearbeitung erst des Kupfers, dann der Bronze aus dem O kam, auch die Formen von dort mit übernahmen. Als solche Herkunftspunkte sind Kreta (Kupfermine z. B. bei Gurnià: Mosso *Le origini d. Civ. medit.* S. 219ff.; Bull. Paletn. Ital. 39 [1914] S. 140 Ghirardini), vielleicht auch schon Cypern, wahrscheinlich gemacht durch die mit Marken, eher minoisch als phön. (Evans *Scripta Minoa* I 96) gestempelten Kupferbarren aus Serra Ilixi auf Sardinien (s. Depotfund B 2 Nr. 145; Italien B § 11), mögen nun jene Barren wie ihre Genossen aus griech. Boden selbst noch von dort stammen, ehe die Lagerungen auf Sardinien entdeckt und ausgebeutet waren, oder bereits aus sardin. Kupfer durch erfahrene Arbeiter aus dem O an Ort und Stelle für die Ausfuhr oder Weiterfabrikation hergestellt sein. Sobald das Material im Lande selbst entdeckt und leicht erreichbar war, ist es selbstverständlich, daß sich auch einheimische Waffenschmiede ausbildeten und billigere Ware statt der durch auswärtigen Handelsgewinn verteuerten Einfuhrstücke zu schaffen sich bemühten. Das sehen wir in manchen sardin. Nuragen so gut wie im Häuptlingshause von Pantalica (s. d.; SO-Sizilien). Daß dieselbe wenigstens zunächst die Güte der echten Importwaren nicht erreichten, ist begreiflich (Naue *Die vorröm. Schwerter* S. 9; Evans *Preh. tombs Knossos* S. 108).

Neben die Übernahme der Formen tritt natürlich auch eine solche der Ziermotive. Wenn z. B. die steinerne Tür eines Grabes Orsi I aus Castelluccio im sö. Sizilien das Reliefbild von 4 Spiralen zeigt, die durch je zwei vertikal gestellte, miteinander zu einem Körper verbundene Bogenführungen verknüpft sind (Bull. Paletn. Ital. 18 Tf. 6; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 5, 21), so wird man sich gleichartiger Bildungen auf Tongeschirr aus Kreta (Mayer *Molfetta u. Matera* S. 213) oder aus der zeitlich entsprechenden festländischen Stufe Late Helladic II (1500—1400) nützlich erinnern (Blegen *Korakou* S. 45 Abb. 61, 2); Gräberfronten wie S. Lazzaro (bei Modica: Ausonia I S. 7; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 6, 22) können mit ihren Punktkreisen und Dreieckreihen wie die Nuragen-Keramik (Mon. Lincei 19 S. 294; Notizie 1905 S. 432) auch die ägäische Inselkultur heranrufen. Und ebenso zwingt die neuerdings immer zahlreicher und interessanter auftretende farbige Keramik bereits der jungneol. und kuprolith. Zeit in Süditalien und Sizilien immer mehr zu Vergleichen mit Leukas, Böotien-Phokis, Thessalien und hofft auf mehr Licht aus den w. Balkanländern (zuletzt Mon. Lincei 27 [1921] S. 125ff. Tf. A—D Orsi; Mon. Lincei 29 [1923] S. 367ff. Tf. 1, 2 Rellini; Mayer *Molfetta u. Matera* 1924 Kap. IX, XIII, XIX und Tf.; s. Italien B § 17, Matera, Molfetta).

In Orsis II. Per. tritt das Metall sehr viel stärker hervor und damit auch die Wirkung besserer metallischer Werkzeuge

a

b

c

Italien und der Orient

a—b. Silbertasse von Caere (a. Bodenteil). — c. Silberschale von Salerno. Nach O. Montelius.

in der architektonisch weiteren Ausgestaltung der in den Fels gearbeiteten Gräber sowie die metallischen Formen der Geräte und Gefäße jeder Art. Hier sind die Übereinstimmungen mit den griech. Formen so stark, daß man Orsi II die myk. Periode genannt hat. Denn auch die Tongefäße verzichten auf den Farbenschmuck, werden einfacher, zunächst vielfach keramisch roher, nähern sich aber sehr den metallischen Vorbildern, sogar in der Politur und Färbung der Oberfläche. Thapsos, Pantalica und andere der vielen wichtigen Fundplätze (Lit. bei v. Duhn *Ital. Gräberk.* I) ergaben zahlreiche „mykenische" Nachklänge, und was sich an kleinem persönlichem Besitz und Schmuck bei den Toten findet, ist gewiß zum größten Teile über See eingeführt, so die Glas- und Smaltperlen, solche aus Bernstein (Bull. Paletn. Ital. 30 [1914] S. 270 Abb. 54 u. S. 253), auch aus Eisen, damals hier noch ein seltenes Metall, Ringe aus Silber und Gold (z. B. Ausonia 1 S. 12 oder Bull. Paletn. Ital. 31 [1905] S. 24 Abb. 110), auch freilich selten, kleine gepreßte Goldblechscheiben. Auch Elfenbein brachte der Osthandel, z. B. den Kamm Bull. Paletn. Ital. 30 S. 270, zwei Spiegel mit Elfenbeingriffen (Pantalica). Gewiß denselben Weg nahm die Violinbogenfibel, die im S Italiens um diese Zeit auftritt, von ihrem gleichzeitigen Erscheinen in Mykene, Korakou und anderswo nicht getrennt werden kann (s. Fibel B § 1) und sich dann rasch zur einfachen Bogenfibel wandelt, neben der sich bald auch die Schlangen- und Harfenfibel zeigt. Gegen Ende von Orsi II und im Übergang zu Orsi III treten dann auch Late Helladic III-Vasen auf, Originale und Nachklänge, z. B. hochfüßige Kelche (wie Mon. Lincei 2 Tf. 1, 2 aus der Nähe von Syrakus), Amphoretten, wie die aus Girgenti (Ausonia 1 [1906] S. 10 Abb. 3), wozu Orsi die anderen damals aus Sizilien bekannten zusammenstellt, oder Töpfchen wie aus Floridia (Notizie 1909 S. 376), wozu Orsi mehr beibringt (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 78f.). Auch Tarent hat auf dem Scoglio del Tonno „Mykenisches" geliefert, so „myk." Keramik, Violinbogenfibel, „mykenischer" Dolch, auch ein kleines Tonidol (Notizie 1900 S. 419 Abb. 3); auch sonst weist manches in Apulien hinüber, wenn auch die *Myk. Vasen* S. 48 von Furtwängler und Löschcke Oria zugewiesenen „mykenischen" Vasen schwerlich von dort stammen (Mayer *Apulien* S. 75) und auch Mossos „mykenische" Schicht auf Coppa nevigata (s. d.) eine Fehldeutung war (Mayer *Apulien* S. 29). Vereinzelten ägäischen Anklängen in den Adriagebieten kann hier nicht näher gefolgt werden (s. Nesazio, Novilara A). Nur muß gewarnt sein vor Dawkins' Entdeckung „mykenischer" Vasen im kleinen Lokalmuseum von Torcello (JHS 24 [1904] S. 125ff.; vgl. Bull. Paletn. Ital. 30 [1909] S. 319 Orsi).

Wäre Großgriechenland nicht bis jetzt so ungenügend durchforscht, so müßte die gänzliche Abwesenheit ägäischer Beziehungen zwischen Tarent und Thapsos, der langen Etappenlinie für den Verkehr von O nach W, Staunen erregen (Atti del congr. stor. di Roma 1904 V 100 Orsi). Mir ist nicht bekannt, daß die seit Orsis Bemerkung verflossenen 20 Jahre irgendwo etwas von dem Gesuchten gebracht hätten. Und mit der Westküste steht es kaum besser. Nur Sardinien hat durch die oben erwähnten Kupferbarren zweifellose Zeugen von Handelsbeziehungen zum ägäischen Gebiet im 2. Jht. erbracht, wozu dann noch die in einer Zeit, wo noch niemand vom Aussehen „mykenischer" Dinge etwas wissen konnte, auf den gefälschten Pergamenen von Arborea wiedergegebenen „mykenischen" Fundstücke heranzuziehen sind (Strena Helbigiana 1900 S. 59 v. Duhn). Das „mykenische" Goldblechweibchen Furtwängler-Löschcke *Myk. Vasen* S. 48 Abb. 27 stammt nicht von Sardinien (Marshall *Catal. of jewell.* 803). Über sonstige Anklänge: Porro *Influssi dell' Oriente preellenico sulla civiltà primitiva della Sardegna* Atene e Roma 1915 Luglio-Agosto. Daß die Sarden im 13. Jh. ein großes Seevolk gewesen und unter den in Ägypten damals eingefallenen Schardana zu verstehen seien, ist mir trotz der inzwischen wieder dafür eintretenden Darlegungen R. Weills (Syria 3 [1922] S. 133) und der wenigstens noch mit der Möglichkeit rechnenden Stellungnahme Mayers (*Molfetta u. Matera* 1924 S. 240f.) jetzt noch so wenig wahrscheinlich wie 1921 (Arch. Anz. 1921 S. 209).

§ 2. Zwischen den lockeren Beziehungen, die Sizilien mit der ägäischen Welt zur Zeit von Troia II zu verbinden scheinen, und den im wesentl. „jungmykenischen", d. h. Late Helladic, glaubt man, eine gewisse Unterbrechung wahrzunehmen (Atti del congr. stor. di Roma 1904 V 107 Orsi), die, wenn tatsächlich vorhanden, in uns noch unbekannten geschichtlichen Verhältnissen ihre Erklärung haben müßte. Auch die uns kürzlich bekannt gewordene Aufrichtung eines kraftvollen Achäerreichs im 14.—13. Jh., das, wie es der kretischen Vorherrschaft im ägäischen Meer ein Ende machte, so auch vielleicht die freie Befahrung des Meeres, sei es durch Phöniker, wie noch die Odyssee sie gelegentlich schildert, sei es durch tyrrhenische oder andere seegewandte Anwohner der Ägäis, allmählich eingeschränkt haben mag, kann möglicherweise in seiner ersten Zeit dem freien Verkehr nach W hinderlich gewesen sein, so daß z. B. die Phöniker es für geratener fanden, ihre Metallfahrten nicht mehr, der natürlichen Meeresströmung folgend, den n. Weg über Kreta, ionisches Meer, Sardinien zu nehmen, sondern längs der afrik. Küste, was dann zur Anlage der Relaisstationen Utica und später Karthago, auch Motya, an Siziliens Westspitze, führte. Denn noch heute gilt die von Orsi immer und immer wieder bestätigte Wahrheit, daß, trotz Thukydides VI 2, sich wenigstens an der Ostküste Siziliens auf den Vorgebirgen und vorgelagerten Inseln nichts gefunden hat, was auf phön. Siedlungen schließen ließe (Riv. di stor. ant. I Hft. 3 S. 34 u. 54 v. Duhn; Orsi oft, besonders Saggi di stor. e di archeol. off. a G. Beloch S. 155 f.), und das, obschon wohl keine Gegend Italiens so sorgsam und sachverständig abgesucht worden ist wie Ostsizilien in Orsis jahrzehntelanger Tätigkeit. Denn was an kleinem Frauenschmuck, wie Glasperlen u. ä., sich hier fand, braucht nicht durch Phöniker gebracht zu sein, da genug griech. Mittler zur Hand waren. Und diesen mag auch die bis jetzt ganz vereinzelte echt ägyptische Porphyrpyxis (Mon. Lincei 25 [1918] S. 605—06 Abb. 201; Arch. Anz. 1921 S. 179) mit dem Namen Ramses' II. ihre Herkunft verdanken, zumal sie sich in den Schuttlagerungen um den Athena-Tempel in Syrakus gefunden hat, nicht in der tiefen Schicht Orsi III.

Die Ausbreitung des Achäerreiches bis nach Cypern hin, der vielleicht schon andere griech. Gründungen vorangegangen waren, der dorische Einbruch folgte, brachte in die ö. Mittelmeerwelt große Unruhe, gewiß auch starke Unsicherheit auf dem Meere und damit für den Handel. Kein Wunder, daß die gegenüber dem früheren harmlosen Tauschverkehr arglosen Naturkinder Siziliens sich in dieser Völkerwanderungszeit auf unzugängliche, leicht zu verteidigende Berghöhen zurückzogen und sich dort auf scharfe Verteidigung rüsteten, die Waffen selber schmiedend (s. o.), deren Vorbilder ihnen der Handel bisher geliefert hatte. Nur einige Gruppen waren kühn genug, auch nahe der Küste auszuhalten, so auf der Insel Ortygia, wo kürzlich Spuren ihrer Hütten und eine Fülle von Kulturmaterial, auch, schon früher unweit davon, Gräber gefunden sind (Mon. Lincei 25 [1918] Orsi). Erst im 8. Jh., nachdem einige Zeit vorher der kühne Vorstoß nach Kyme (s. d.) gelungen war, schien den Griechen die Zeit gekommen, sich auf dem Wege friedlicher Vereinbarung, so in Megara, oder sanfter Gewalt, wie in Syrakus, siedlungsmäßig festzusetzen und damit den Handel für sich zu monopolisieren, ein Verhältnis, das sich in den auf das sorgsamste ausgegrabenen und im Museum von Syrakus vorzüglich zur Anschauung gebrachten ältesten Gräberschichten Megaras und Syrakus' treu widerspiegelt (s. Italien B § 17). Wie hier, so hat das politische Vordringen der Griechen auf der ganzen Insel, mit Ausnahme des Westzipfels, den die Phöniker erbittert festhielten, direkten phön.-orient. Import ferngehalten, höchstens indirekt durch Vermittlung von Rhodos oder Knidos Eindringen mehr oder minder hellenisierten Orients ermöglicht. Und selbst in der punischen Epikrateia, bei Solus, auf dem Eryx und auf Motya dominiert das Griech. bemerkbar, entsprechend seiner Stellung noch im 5. Jh. in Karthago selbst. In Sardinien dagegen tritt es begreiflicherweise gegen Karthago zurück, selbst im Hinterland des einzigen vorübergehend griech. Olbia. Auf der ital. Westküste gestalten sich die Dinge anders. Denn dort

a

b

Italien und der Orient

a — b. Innen-(a) und Außen-(b) Seite eines Silberkessels von Praeneste. Nach O. Montelius.

sind die Griechen nur auf der s. Hälfte die Herren geworden und haben von Kyme ab s. das Land für ihren eigenen Import, sei es aus dem Mutterland, sei es, wenn auch in sehr beschränktem Maße, aus Etrurien, und für ihre eigene Fabrikation frei gehalten.

Zwar haben die Tyrrhener, als sie um die Jahrtausendwende allmählich, vom SW beginnend, das später nach ihnen benannte Land besetzten (s. Etrusker A, Italien B § 15), schwerlich, wie man mitunter liest, bereits wesentl. Elemente der Kultur und Kunst des nichtgriech. O mitgebracht, sondern vielmehr begierig aufgenommen und sich zu eigen gemacht, was sie von den schon länger im Lande sitzenden verbrennenden „Italikern" erhalten und lernen konnten, wozu gewiß auch manches gehörte, was zur Ausübung der Baukunst, der Metallgewinnung und Verarbeitung u. a. förderlich war. Daß gerade die unsteten Tyrrhener auf den Inseln und an den Küsten des ägäischen Meeres bereits in festen Siedlungen und ruhigen, in ihren Auswirkungen auch uns noch irgendwie erkennbaren Lebensformen Boden gefaßt hätten, wird uns durch nichts bezeugt, weder literarisch noch durch tatsächliche Funde. Agrios ist bei Hesiod ihr König und das Meer ihr Element. Und als das Achäerreich mächtig wird und ihnen ihren gemeingefährlichen Lebenserwerb zu legen beginnt, schwärmen sie aus in den fernen W, wo ihnen die Achäer nichts anhaben können, sie jedoch denjenigen Ursprungsgebieten des über alles gerade von einem derartig auf seine Kraft gestellten Volk geschätzten Metalls dort nahe kamen, wo ihnen der phön. Kaufmann dasselbe nicht wegmonopolisieren konnte. Sich ebenfalls an der Küste Etruriens festzusetzen, konnten die Griechen von Kyme und noch weniger Stammesgenossen, die erst aus dem fernen hellenischen O herfahren mußten, sich nicht erlauben. Wollten sie jedoch ihren Hauptzweck erreichen und an die Metallschätze selbst herankommen — war es doch die Zeit, wo auch das Eisen in seinem ganzen Wert erkannt wurde —, so mußten sie versuchen, sich mit den neuen Herren jener Gebiete schiedlich und friedlich zu verständigen. Hatten jene erst den Griechen als sicheren Abnehmer und durch die eigenen Leistungen und die Heimatsverbindung zu wertvollen Gegenleistungen und Vermittlungen auch mit dem nichtgriech. O geeigneten Mitteismann schätzen gelernt, so hatten sie kein Interesse mehr daran, ihm durch Seeräuberei seine für beide gewinnreiche Tätigkeit zu erschweren. Es müssen derartige leidlich geregelte Beziehungen gewesen sein — das lehren uns die griech. Nachrichten über Caere (s. d.) —, welche die Übernahme des chalkidischen Alphabets und vieler Produkte griech. Gewerbfleißes nach sich zogen. Von den bescheidenen subgeometrischen Tongefäßen an, die auf hellem Grunde meist noch lineare Muster zeigten und bald in Etrurien nachgebildet wurden—sog. italogeometrische Vasen — und den bald folgenden zierlichen protokorinthischen Väschen, in welchen die vom griech. Kaufmann besorgte Kleinverpackung der orient. Aromata ihren Weg nach Etrurien und dem übrigen Italien fanden, von Geräten und Waffen aller Art bis zu Werken der Großkunst in Metall oder Ton und Malertätigkeit großen Stils, durch griech. Handwerker und Künstler, an denen sich dann einheimische Arbeiter heranbildeten, faßt griech. Kunst und damit auch einiges von griech. Geisteswesen Boden.

Aber der Grieche ist dort fremd, bleibt geduldet. Der Wettbewerb für den Punier ist hier offen, wird von diesem als aussichtsreich empfunden und aufgenommen. Gold und Silber., Elfenbein und kostbare Hölzer, arabische Wohlgerüche und Spezereien, Straußeneier, Purpurgewebe, Edelgestein, auch in verarbeiteter Form — Skarabäen —, Bergkristall und Arbeiten aus Glas und Glasfluß, Geparde und Affen und gewiß viele andere Herrlichkeiten aus dem Morgenland konnte der griech. Zwischenhandel, auch wenn er auf Cypern oder in Naukratis Boden gefaßt hatte, niemals so günstig liefern, wie der Schiffsherr aus Karthago oder Tyros: nicht mit dem griech. Namen, sondern mit dem phön. wurde Tyros, im 1. Jht. an Stelle Sidons, der im 2. Jht. führenden und daher bei Homer allein genannten Handelsstadt, getreten, den Römern bekannt: Sarra, Sarranus. Alles spricht dafür, daß die südlichste Stadt der etrusk. Seeküste, Caere, besonders gewerbstüchtig gewesen ist; zu ihren Füßen, am Meere,

hatte sie den Puniern eine Handelsstation eingeräumt, noch den Römern als Punicum bekannt.

War der direkte phön. Handel aus dem Bereich des ägäischen Meeres in der Zeit nach der Völkerwanderung auch wohl ziemlich ausgeschaltet, so hatten doch die Griechen wie Phöniker lebhaftes Interesse am Austausch ihrer Produkte und friedlicher Verständigung. Denn der Handel ist stets der größte Feind des Krieges, wenn es nicht etwa um die Notwendigkeit gewaltsamer Aufrechterhaltung seiner bedrohten Konkurrenzfähigkeit geht. So haben denn beide Völker, wo sie in den Grenzgebieten notgedrungen einander nahetreten, besonders auf Cypern, Rhodos, Kreta, gewiß nach Verständigung gestrebt. Wir glauben dies Bemühen noch deutlich zu fassen an den Eigentümlichkeiten der uns erhaltenen Kunstprodukte, die entweder auf diesen Inseln sich finden oder im Altertum von hier aus ihren Weg anderswohin fanden. Und nur natürlich, daß dieselben Ionier, die manches geistige und künstlerische Gut aus achäischer Zeit über das Meer herübergerettet haben mochten, ihr Wollen und Können nicht nur zu den dorischen Stammesgenossen in der Hexapolis, den Karern und Lykiern brachten, sondern auch mit den Phönikern in für beide Teile fruchtbare Berührungen traten, wenn ihre unternehmungsfreudigen Schiffe sie nach Cypern, der an sich schon halbgriech. Insel, und weiter nach Phönikien selbst und nach Ägypten brachten, das nunmehr auch angefangen hatte, aus dem Märchennebel der Odyssee aufzutauchen, nachdem die achäischen Seezüge schon in der Zeit der Ramessiden den Weg gewiesen hatten, der nach den Unruhen der Völkerwanderungszeit friedlich befahren werden konnte. Die weniger künstlerisch als industriell und kommerziell veranlagten Phöniker nahmen nicht nur von Ägyptern und Assyrern begierig auf, was sie für den Verkehr mit diesen Völkern mit ihrem hohen technischen Geschick verwerten konnten, sondern auch von den Ioniern, was für griech. oder von Griechen versorgte Abnehmer von Interesse sein mochte, wie denn auch die Ionier viele Anregungen von den verschiedensten orient. Völkern empfingen, und soweit es sich um Kunst handelte, in ihre Kunstsprache willig übersetzten.

Helbig wies zuerst durch seine *Cenni sull' arte fenicia* (Annali dell' Istituto 1876) und manche andere Veröffentlichungen den Weg zum Verständnis der phön. Kunst, die dann nach vielfachen Arbeiten anderer in Poulsens *Der Orient und die frühgriechische Kunst* 1912 eine erste verdienstliche Zusammenfassung nach den oben angedeuteten Gesichtspunkten erfuhr. (Besonders Poulsens Kap. III, IV, X sind für die Beziehungen zu Italien wichtig.)

Das erste feste Datum für phön. Handel nach Etrurien ergab das Grab einer Etruskerin bei Corneto (s. Corneto § 4) durch das Porzellangefäß mit dem Namen des einzigen Pharao der 24. Dyn. Bokenrenf, griech. Bokchoris, der 734—728 regierte und schwerlich späteren Geschlechtern Anlaß gegeben hätte, sein Gedächtnis in solcher Weise festzuhalten (Band II Tf. 166). Das Grab, welches schon den Typus des Kammergrabes vorbereitet, zeigt durch seine reiche Ausstattung (Band III Tf. 27, 28), welche Gründe und sozialen Verhältnisse dazu führten, daß bald manche wohlhabende Etrusker nicht mehr mit dem engen Fossagrab oder der Tomba a corridojo zufrieden waren, sondern ihre wohlsituierte Lebensstellung auch in größeren, für mehr und entsprechend kostbare Beigaben würdigen Raum gewährenden Kammern auszudrücken liebten, damit sie, einer ägyptisch-materiellen Auffassung von einer ihrem irdischen Dasein gemäßen Fortsetzung der Existenz nach dem Tode folgend, nachher nichts zu vermissen hätten. Der Gedanke liegt nahe, das zeitliche Zusammentreffen solcher Wandlung gegenüber früherer einfacherer Bestattungsart mit dem Erscheinen der ersten sicheren phön. Kunstwerke nicht für zufällig zu halten. Dasselbe Grab (Montelius *Civ. prim.* II Tf. 295; Ath. Mitt. 45 [1920] S. 109) enthielt die für diese Zeiten charakteristische Mischung orient. oder orientalisierender Dinge aus Metall oder anderen Stoffen, griech. Tongefäßen oder ihnen nachgebildeter etrusk. sowie etrusk. zum guten Teil ebenfalls von fremden Metallarbeiten abhängenden Keramik.

a

b

Italien und der Orient

a. Elfenbeinerne Gruppe aus der Tomba Barberini bei Praeneste. — b. Silberne Schale von Praeneste. Nach F. Poulsen.

Ein zweites sicher phön. bzw. punischen Import aufweisendes Grab ist die Tomba Bernardini in Praeneste (s.d.), welche neben sehr vielen metallischen Geräten, elfenbeinernen (Tf. 38a) und anderen Luxuswaren stark orient. Gepräges, Waffen, Schmuckschilden, mit denen die Wände der Kammer verziert waren, vielfachem Mobiliar usw. auch einige silberne und silberne goldplattierte Schalen ergab (Tf. 38b), wie man sie schon aus Caere kannte, und unter denen eine, die sich so eng mit einer solchen Schale aus Kurion auf Cypern berührte, um nicht zu sagen deckte, daß Ursprung aus der gleichen Fabrik fast mit Notwendigkeit angenommen werden muß; alsdann aber eine andere, wie die vorige mit gemischt assyr.-äg. Darstellungen geschmückt, die eine eingravierte, echt phön. Inschrift trägt, welche wohl den Namen des Fabrikanten angibt. Dies sabellische Grab wird wohl aus dem 1. Drittel des 7. Jh. stammen, wohin auch Reste von protokorinthischen Gefäßchen gehören, die auf dem Grabe gefunden sind und wohl bei der Beisetzung gebraucht wurden (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 493—504). In die gleiche Zeit und Kulturströmung gehören andere dort gefundene, weniger gut beobachtete Gräber Pränestiner Patrizier aus dieser frühen kurzen Blütezeit Praenestes (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 504—516), anderen Orten der Umgegend, dann aber besonders solche aus Südetrurien, namentlich das altberühmte Grab Regolini-Galassi bei Caere (s. Caere § 3), in dem gleichzeitig vieles nach Cypern oder Phönikien selbst weist, anderes, wie 4 Silberbecher mit gravierten etrusk. Namensinschriften, nach Form und Inschriften wieder auf den Alphabetweg von Kyme. Aber schon hier und bei anderen ähnlichen Fundstücken aus Caere, mehr noch bei solchen aus Veii, Narce, Corneto drängt sich allmählig und dann je weiter nach N, nach Vulci, Rusellae, Marsiliana, Vetulonia, Populonia, immer stärker werdend, die Vorstellung auf, daß sehr vieles von den Dingen, die durch ihre Art bald mehr nach Phönikien und Cypern, bald auch schon nach Rhodos und Ionien zu gehören scheinen, nicht mehr in jenen Gegenden gearbeitet ist, sondern bereits auf etrusk. Boden, zuerst wahrscheinlich gerade in Caere. Weniger vielleicht Stücke mit figürlichen Darstellungen, wie jene Silberschalen, Kratere u. ä., als zunächst wenigstens die mehr ornamentalen Dinge, Schmuckstücke, welche noch keine auf Gegenständliches gerichtete Vorstellungen voraussetzen, sondern nur sorgsam nachahmende Technik verlangen. Denn es ist beachtenswert, daß von solch „typisch etruskischen" feinen Arbeiten in Filigran und Granulation oder mit aufgelöteten kleinen plastischen Tierfiguren, von solchen charakteristischen Fibelformen, wie die goldenen Schlangenfibeln nach Art der Goldfibel aus Praeneste, vielleicht aus dem Bernardini-Grab, mit der altlateinischen Manios-Inschrift (s. Fibel B § 4; Band III Tf. 111a; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 36 Abb. 164 u. Reg.), sich in den ö. Ländern so wenig, z.T. gar nichts Entsprechendes gefunden hat. So wird man zu der Vermutung gedrängt, daß nicht nur Händler die den Etruskern erwünschten Gegenstände aus dem O brachten, sondern Goldschmiede und andere Feinhandwerker mitkamen, ihr Können unmittelbar in den Dienst des gut zahlenden Abnehmers stellten, dessen Neigungen zu glänzender Prachtentfaltung sie kannten und schürten, dessen Geschmack sie sich anzupassen wußten, und durch Anstellung einheimischer Gehilfen ihr Können so bodenständig machten, daß sich eine eigene etrusk. Kunst daraus entwickelte. Genau so, wie in späterer Zeit uns von der Übersiedlung griech. Künstler nach Etrurien berichtet wird, die dann wieder die Lehrer werden konnten von Künstlern, wie jener Volca aus Veii, der als Großplastiker die Tonwerke für den Tempel des kapitolinischen Iuppiter schuf, von deren Aussehen uns seit kurzem die Statuen aus Veii (Arch. Anz. 1921 S. 72ff.) so ausgiebige Vorstellung gaben. Finden wir somit orient. und griech. Züge auf manchen Werken dieser sog. orient. Per. der Kunst in Etrurien und Latium vereinigt, so ist es nicht nötig, die Entstehung solchen Mischcharakters jedesmal nach Cypern, Rhodos, Ionien, Korinth zu verlegen, sondern manches kann auch durch gemeinsame Arbeit oder Austausch phön., griech. und etrusk. Handwerker und Gehilfen in denselben Caeretaner oder anderen Werkstätten geschaffen sein. Was dort entstand, war natürlich nicht bestimmt, wieder in den O verhan-

delt zu werden, wie ein italien. Gelehrter meinte, sondern sollte die Käufer in Italien befriedigen, tat das auch innerhalb Etruriens und weit über seine Grenzen hinaus, so nach Praeneste, der durch ihre glückliche Lage den Überlandhandel nach Süditalien beherrschenden und dadurch früh reich gewordenen Stadt (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 491), so sogar nach dem griechischen Kyme (s. Kyme § 2) und, jedenfalls über Kyme, bis an den Golf von Salerno (Taf. 36c; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 496, 626).

Das Bild von Caere wiederholt sich weiter nach N, namentlich an den oben genannten Orten, unter denen Vetulonia (s. d.) weit hervorragt durch die Fülle und Eigenart seiner orientalisierenden Fundstücke. Doch ist zu beachten, daß Griech. hier sehr zurücktritt, erst in der jüngeren, Vetulonia überflügelnden Hafen- und Eisenschmelzstadt Populonia (s. d.) wieder mehr, vom ausgehenden 5. Jh. ab, zur Geltung kommt, daß aber ebenso originalphön. Arbeit sich kaum noch ausscheiden läßt. Die phön. kyprischen Silberschalen fehlen gänzlich, nur ein goldplattierter Silberbecher (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 234f.) mag noch echt phön. sein; im übrigen zeigt die Edelmetallarbeit in Vetulonia eine so eigenartig ausgesprochene Vorliebe für äußerst fein ausgeführte Granulierarbeit (Studi e mater. I 235—283; II 97—147 Karo; M. Rosenberg *Granulation* II [1916] S. 57—66, bes. Abb. 95) und auch in andern Werken so manche anscheinend lokale Abweichung, daß man Karo die Annahme einer am Orte entstandenen und örtlich gebundenen etrusk. Kunstschule wird zugeben müssen, deren Erzeugnisse dann allerdings in Nordetrurien, sogar über den Appennin hinüber verbreitet wurden, dort wieder Spielarten hervorriefen (M. Rosenberg *Granulation* II 62; Ath. Mitt. 45 [1920] S. 120 Karo; Mac Iver *Villanovans and early Etruscans* 1924 S. 35f.) und besonders deutlich zeigen, wie der Auslandimport zugunsten einheimischer zuerst nachbildender, dann selbständig weiterfindender und weiterschaffender Kunst eingeschränkt wurde, sobald das Etruskerwesen zu selbständiger eigener Kraft auch auf geistigem und künstlerischem Gebiet sich durchgerungen hatte. S. auch Karo über die Goldschmuckwerke aus dem Faliskerländchen, über Narce: St. e. mat. III 143—158. S. Caere, Chiusi, Corneto, Marsiliana, Orvieto, Praeneste, Veii, Vetalonia, Vulci.

Bei den Schmuckarbeiten aus Edelmetall sind die Phasen des Orienthandels mit Italien, besonders Etrurien, am besten zu fassen. Sie geben unserem Urteil auch über die vielen andern orient. oder orientalisierenden Einfuhrstücke aus Bronze, Elfenbein, Glas und Smalt oder andern Stoffen die festen Richtlinien.

Nicht sehr lange beherrschte der Punier, wenn auch meist neben dem Griechen, doch in seiner Einwirkung während dieser Zeit nachhaltiger als dieser, den Markt Mittelitaliens und gab Anstoß zu vielen Erscheinungen, die später gern als etruskische Erfindung galten, so der äußeren Ausstattung der Beamten, Priester und anderer Würdenträger, die dann wieder — von Vetulonia nach Rom ist uns das z. B. ausdrücklich bezeugt — in der Zeit oder im Gefolge der Herrschaft einer etrusk. Dyn. über Rom auch dorthin übertragen wurden und dadurch weltgeschichtliche Bedeutung erhielten. Aber der Grieche war doch der kulturell stärkere. Gegen Ende des 6. Jh. nimmt das rein Griech. ebenso stark zu wie das nichtgriech.-orient. zu weichen beginnt. Die Folge war natürlich die Zuspitzung eines Gegensatzes zwischen Puniern und Griechen. Um den lästigen Griechen zurückzuweisen, brauchte der damals noch wesentl. nur eine Seemacht darstellende Punier eine Landmacht, die er vorschicken konnte. Als Etrurien auch über Rom gebot, war es die einzige bedeutende Landmacht Italiens. Karthago brachte es fertig, nachdem es schon früher im Verein mit den Etruskern die den etrusk. Metallgebieten an Korsikas Ostküste bei Alalia unbequem nahe gerückten Phokäer, die in Nordetrurien — das lehrt uns die Münzgeschichte — handelspolitisch sich eine Stellung errungen hatten, von Korsika verjagt hatte, die Etrusker auf Kyme zu hetzen. Ein Einbruch in Campanien zu Lande (s. Etrusker A § 5), vorüber an dem durch eigene und kymäische Kraft frei gebliebenem Latium, brachte jedoch ebensowenig das erwünschte Ziel wie eine vereinigte Expedition zur See, die mit der Seeschlacht vor

Kyme 474 endete, bei der König Hieron von Syrakus siegreich eintrat, wenige Jahre, nachdem sein Bruder Gelon bei Himera Sizilien gegen Karthago gerettet hatte. Nachdem auch diese energischen Versuche, den allein für orient. Waren noch freien und aufnahmefähigen Teil der ital. Westhälfte für ihren Handel zu retten, gaben die Karthager diese Bemühungen, so scheint es, auf und beschränkten sich auf Festhalten ihres Besitzes auf Sardinien und in Westsizilien, den sie in erbittertem, wenn auch schließlich ergebnislosen Ringen gegen Ende des 5. und zu Beginn des 4. Jh. noch zu erweitern suchten. Der Grieche tritt zunächst völlig an die Stelle des Puniers, bis nach der Alexanderzeit der Orient in anderer hellenisierter Gestalt wieder anfängt, ein wichtiger Kulturfaktor auch für Italien zu werden.

Poulsen *Der Orient u. d. frühgriech. Kunst* 1912; Klio 12 (1912) S. 461ff. Kahrstedt; Piganiol, *Origines de Rome* 1907 S. 39ff.; Ath. Mitt. 45 (1920) S. 106ff. Karo; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Reg. „Orientalisierendes"; Mac Iver *Villanovans and early Etruscans* 1924 Jahrb. d. Inst. 38/39 (1924) S. 219, 236ff. v. Bissing.

v. Duhn

Italiker. A. Archäologie s. Italien B und die Einzelartikel.

B. Sprache.

Inhalt: § 1. Vorzeit. Einwanderung. — § 2. Gliederung. Ausbreitung. — § 3—8. Altitalische Sprachdenkmäler. — § 9. Altitalische Alphabete. — § 10. Altitalische Sprachen.

§ 1. *Italici*, *Itali* bedeutet ursprünglich allg. „Bewohner des Landes *Italia*" (osk. *Vítelíú*). Dieser, wie die anderen, die nicht durchgedrungenen Landesnamen (Τυῤῥηνία „Land der Τυρσᾶνοί, der Tursāner-Etrusker", ἡ μεγάλη Ἑλλάς „*Magna Graecia*", Ὀπική „Land der Osker", Αὐσονία „Land der Ausoner, der oskischen *Aurunci*") ist von dem der Kulturwelt zuerst bekannten S des Landes ausgegangen. Der moderne Ausdruck *Italiker* entstammt der Sprachwissenschaft und bezeichnet die ital.-idg. sprechenden Stämme, die neben anderen Indogermanen, den Griechen, Kelten und Illyriern, und neben Nichtindogermanen, den Etruskern und Ligurern, die Apenninhalbinsel zu Beginn der Geschichte bevölkerten. In die uns örtlich unbekannte idg. Urheimat können wir die I. nicht zurückverfolgen; im ältesten idg. Verbreitungsgebiet, dem schmalen, aber ungeheuer langen Streifen von den Pyrenäen, durch Südfrankreich, Süddeutschland, das Donautal abwärts über Schwarzes und Kaspisches Meer zum iran. Hochland, dürfen wir ihnen etwa an der mittl. Donau (Böhmen, Mähren, Westungarn?) ihre vorital. Sitze anweisen und sie mit Kelten und Germanen in engere, mit Illyriern und Griechen in entferntere Berührung bringen. Von dort schoben sie sich seit etwa 2000 v. C. kaum unmittelbar über den damals noch unwegsamen Querriegel der Alpen, sondern wie später Goten, Longobarden u. a. von NO aus, über das spätere Venetergebiet, durch die leichter zugänglichen Ostalpen nach der Halbinsel vor. Dort machten sie, wenn wir recht sehen, in zwei Schichten ihren Weg, den Latiner-Faliskern, welche dem Tiber folgend die Küste Mittelitaliens erreichten, und den Umbro-Sabellern, welche lange Zeit im Apennin hängen blieben, ehe sabellische Stämme zur kampanischen Küste vorstießen. Das fruchtbare Po-Land haben sie auf dieser Wanderung nach Ed. Meyer nie fest besessen, sie hätten es kaum freiwillig gegen den unwirtsamen Apennin geräumt; im NW drängten damals keine anderen Stämme nach, von den Illyriern im NO wurden sie in ihrer Wegerichtung vorwärtsgeschoben. Die Pfahlbauten in der Po-Ebene wären nach dieser Theorie nicht ital., die Villanova-Kultur in der Emilia dagegen ist eine sichere umbr.-ital. Wegestation.

O. Schrader *Reall.* s. v. Italiker. Zum Namen der Halbinsel auch H. Nissen *Ital. Landesk.* I 58 ff. Über das älteste Verbreitungsgebiet der Indogermanen (im Gegensatz zur Urheimat) P. Kretschmer *Einl.* 1896 S. 59ff.; zur Einwanderung der I. in die Halbinsel H. Hirt *Indogermanen* I (1905) S. 162; Zeitschr. f. Ethnol. 41 (1909) S. 291 Ed. Meyer; F. Stolz *Gesch. d. lat. Spr.* 1910 S. 30f.; Archiv f. Anthr. 45 (1919) S. 162ff. Wilke; zu den beiden Schichten der Einwanderer R. S. Conway *I due strati nella popolazione Indo-Europea dell' Italia antica* Riv. d'Italia 1903. Die wichtigsten Kennzeichen des Ital. gegenüber den anderen idg. Sprachen werden von K. Brugmann *Kurze vgl. Gramm. d. idg. Sprachen* 1904 S. 12, wie folgt, aufgezählt: 1. *en*, *em* aus uridg. *n̥*, *m̥*; 2. *or*, *ol* aus uridg. *r̥*, *l̥*; 3. *-kl-* aus uridg. *-tl-*; 4. *f b χ* aus uridg. *bh dh kh*; 5. *s* aus uridg. *s* zwischen Vokalen; 6. Abl. Sing. auf *-ād-*, *-ēd*, *-īd* nach *-ōd*; 7. Instr. Pl. auf *-ais* nach *-ois*; 8. 1. Sg. **som* „ich bin" für **esmi*. Zur näheren Verwandtschaft des Ital. innerhalb des idg. Sprachkreises: A. Walde *Über älteste*

sprachliche Beziehungen zw. Kelten u. Italikern 1917 (der sehr kühn eine gälolatinische Spracheinheit mit urbritannischen und ursabellischen Nachbardialekten ansetzt); F. Kluge *Urgermanisch* 1913 § 3 („Das Germanische — als Einheit gefaßt — hat im Kreise der idg. Sprachen am Latein., wie es scheint, einen näheren Verwandten als etwa am Slav. oder Kelt."); P. Kretschmer a. a. O. S. 154ff.; die heute abgelehnte graeco-italische Urzeit fand z. B. in Th. Mommsen (*Röm. Gesch.* I [1888] S. 18ff.) einen warmen Fürsprecher. Anders als oben werden die Pfahlbauten in Oberitalien den I. (Helbig, Pigorini, Wilke) zugewiesen, die Villanova-Kultur auch den autochthonen oder von W (?) kommenden „Protoetruskern" (?), zuletzt von C. Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 192ff., 317.

§ 2. Verschieden war die Stammesentwicklung der beiden ital. Einwandererschichten, der Latiner-Falisker und der Umbro-Sabeller, in ihrer neuen Heimat.

1. Latiner (*Lătīnī* Λατῖνοι). Am Ziel ihrer Wanderung hatten sie schon früh das tyrrhenische Meer erreicht und sich in der kleinen Landschaft *Latium antiquum*, zwischen Tibermündung und Circei, Anio und Apennin, festgesetzt. Eine Eidgenossenschaft von Bauernstädten ist das erste staatliche Ziel, an der Stiftung beim Tempel des *Iuppiter Latiaris* auf dem Albanerberg nehmen 47 kleine und kleinste Gemeinden teil. Die politische Führung übernimmt in steigendem Maße Rom, obwohl es, wie andere Landgemeinden (Praeneste, Tusculum), bis 500 unter etrusk. Druck und Einfluß stand. Das stammfremde Südetrurien und die ihm verbündeten, den Latinern stammesnächsten Falisker im NW und die stammverwandten Umbrer-Sabeller auf allen anderen Seiten von Alt-Latium werden naturgemäß die ersten Opfer von Roms Ausdehnungspolitik. Das latin.-sabin.-etrusk. alte reiche Bauernland um Rom verödet und versumpft immer mehr zur unfruchtbaren Hirten-Campagna und wird gleichzeitig durch seinen Mittelpunkt Rom immer mehr erst zur Keimzelle und dann zum Herzen einer ungeheuern Weltmacht. „Wo unsere genauere Kunde beginnt, ist *Latium* . . . weit mehr ein politischer als ein ethnischer Begriff und hat in den folgenden Jahrhunderten als ein Haupthebel gedient, um das stolze Gebäude röm. Herrschaft aufzurichten. *Latini* heißen die durch Gleichheit der amtlichen Sprache und rechtliche Vorteile eng an Rom geknüpften Bundesgenossen, die in den Zwingburgen der Halbinsel angesiedelt wurden. Die drei Namen Italia Latium Roma sind im Verlauf der Geschichte immer weiter vorgerückt, haben die durch Alpen und Meer gesteckten Naturschranken überschritten: der erste erfüllt den engsten, der zweite den mittleren, der letzte den weitesten Umkreis."

2. Falisker (*Falisci* nebst *Capenates*). Sie wohnen in der sö. Tiberecke von Etrurien, retten zwar ihre Sprache vor der beginnenden Etruskisierung, nicht aber ihr Land vor den Waffen Roms. Diese kräftig einsetzende, aber sich nicht erfüllende Etruskisierung einer altital. Sprache und Kultur macht das kleine Völkchen und sein Schicksal zu einem methodologisch reizvollen Problem.

3. Umbrer (*Umbri* Ὀμβρικοί). Einst Ost-Oberitalien, Aemilia (Villanova-Kultur!), Etrurien und Umbrien überschwemmend, dann von Etruskerkolonien in Etrurien, aber auch in der Aemilia, Oberitalien, sogar in Umbrien selbst durchsetzt und im *Umbro*-durchflossenen Etrurien aufgesogen, von den Galliern in Oberitalien und in der Aemilia überrannt und durch den *ager Gallicus* in Umbrien von der Küste abgeschnitten, werden sie schließlich auf den Landstrich zwischen Tiber und Mittelapennin beschränkt und Rom in die Arme getrieben.

4. Sabeller. Im 5. Jh. aus den Bergen in die Küstenebene nach Campanien vordringend und die Vorherrschaft der etrusk. und griech. Städte brechend, werden die Ὀπικοί, *Opsci*, *Osci* sprachlich und politisch die Führer der Samniten und das Hauptvolk unter den Sabellern. Von ihnen aus werden nach S hin die *Lucani* und *Bruttii* oskisiert und so der S der Halbinsel in eine osk. West- und eine illyr. (iapygisch-messapische) Osthälfte aufgeteilt. Von den altsamnitischen Stämmen berühren n. von Campanien die *Frent(r)ani* das Adriatische Meer, im Binnenland Samnium (zwischen Latium-Campanien und Apulien) wohnen die *Caraceni*, *Pentri*, *Hirpini*. Nach N folgen am Adriatischen Meer auf die *Frent(r)ani* die *Marrucini* und *Vestini*, während die *Paeligni* im W, die *Marrucini* und die „*Altsabeller*" in Picenum wohl besser als „*Vorsabeller*" (s. d.) zu bezeichnen

und ursprünglich den Illyriern zuzuweisen sind, wobei es fast selbstverständlich ist, daß Stämme wie die *Picentes*, *Praetuttii*, *Paeligni* vor ihrer Latinisierung noch eine osk. Sprachwelle über sich ergehen lassen mußten. An die *Caraceni* in Nordsamnium stoßen die *Marsi* und *Aequi*, und von Picenum, Umbrien und Etrurien umsäumt schließen die *Sabini* neben den *Aequi* im N, und die *Hernici*, *Volsci*, *Aurunci* im SW von Altlatium als *Latium adiectum* oder *novum* den Ring der sabell. Völkerschaften ab. Die *Sabelli* (**Sabnolo* — etymologisch zu *Samnites* — Σαυνῖται, *Samnium* — osk. *Safinim*) sind nach antiker Auffassung (nach der Sage vom *ver sacrum*) die Sabiner zusammen mit allen Stämmen, die auf Grund alter Überlieferung von ihnen abgeleitet wurden, also auch mit den Samniten; die moderne Sprachwissenschaft faßt unter sabell. Mundarten die Sprachen der meisten kleineren Stämme von Mittelitalien zusammen, die zwischen den Hauptdialekten Osk. und Umbr. stehen. Im 4. und 3. Jh. v. C. wurden die Sabiner, die Nordsabeller, die südost-latinischen Sabeller (*Latium adiectum*) und schließlich die Samniten und die oskisierten Südwest-Italiker von Rom unterworfen und allmählich latinisiert; das Kulturvolk der Osker hat noch nach Christus seine Sprache neben Griech. und Latein. gebraucht.

Philipp in *RE* Suppl. III s. v. *Italia*; H. Nissen *Ital. Landesk.* I 519ff., II 551ff., 625ff. (Latiner); I 513f., II 362ff. (Falisker); I 233ff., 502ff., II 374ff. (Umbrer); I 508ff., II 409ff., 626ff. (Sabeller); I 522ff., II 680ff., 924ff. (Osker); Lübker-Geffcken-Ziebarth *Reall. d. klass. Alt.*[2] 1914 unter *Latiner*, *Falisker*, *Umbrer*, *Sabeller*, *Sabiner*, *Samniter*.

§ 3. Lateinische Texte sind durch Handschriften und Inschriften in so ungeheurer Fülle überliefert, daß hier nicht einmal der Versuch gemacht werden kann, die Denkmäler der latein. Literatur und die Fülle der Inschriften auch nur zu gliedern und in ihren Haupttypen zu kennzeichnen. Nur das eine sei bemerkt, daß die antiken Inschriften ihrer Bedeutung nach nicht nur mit modernen Inschriften, sondern weit richtiger mit modernen Urkunden und Akten verglichen werden dürfen. Für den Prähistoriker kommen neben den unmittelbaren Nachrichten der antiken Überlieferung über die ital. Vorgeschichte vor allem die ältesten Inschriften in Betracht sowie alle, die in latein. Verkleidung noch Zeugnis ablegen von der reichen Stammes- und Sprachgeschichte, die vor der Latinisierung unter dem latein. Firnis das sehr viel buntere Bild der altital. Urgeschichte vor uns aufleuchten lassen. Die ältesten Sakralinschriften, Erlasse, Gesetze, Ehrendekrete, Bau- und Künstlerinschriften, Meilensteine, Terminationszippen, Münzlegenden, Grabschriften, Gerätaufschriften, Verwünschungen darf der Forscher der Urgeschichte nicht vernachlässigen. Die ungeheure Fülle der Eigennamen, Personen- und Ortsnamen, gibt ihm wertvolle Winke, wie aus der gleichartig, aber doch nur oberflächlich latinisierten Masse kostbares vorlatein. und urgeschichtliches Material gewonnen werden kann.

Dagegen scheint es möglich und zweckmäßig, die nichtlatein. Inschriften der Apenninhalbinsel, selbst wenn sie zeitlich nicht mehr der Vor- und Urgeschichte angehören, hier nach Typen, Schrift und Sprache genauer zu kennzeichnen, um diese zerstreuten und spröden Zeugen der vorröm. Urgeschichte zu Wort kommen zu lassen.

§ 4. Die nichtlatein. Inschriften des ager Faliscus und des ager Capenas sind von 100 in W. Deeckes Sammlung auf 600 im CIE gestiegen. Wenn wir aber die reinetrusk. und alle bloßen Ziffern- und Zeichennummern ausschalten, bleiben als wirklich faliskische Dialektinschriften etwa 300 zurück. Sie verteilen sich auf Falerii veteres (Città Castellana), Falerii novi (S. Maria di Falleri), Caprarola, Fabbrica di Roma, Corchiano, Gallese im ager Faliscus, und Rignano Flaminio, Capena, Leprignano im ager Capenatium. Weitaus die meisten sind tegulae sepucrales-, loculi- und Grabarchitrav-Aufschriften, meist nur die Namen der Toten enthaltend. Von den anderen sind besonders zu erwähnen: aus Altfalerii die *loifirtato*-Paterae aus der Nekropolis di Celle, die *titoi mercui efiles*-Paterae vom Merkur-Tempel ai Sassi Caduti, das Ceres-Aschengefäß aus der Nekropolis le Colonnette, der *kaisiosio*-Calix und die rotfigurigen (*pi*)*pafo*-Becher der Nekropolis La Penna mit den Bacchus- und Semele-

szenen; dann aus Neufalerii die Bronzestreifenwidmung an Minerva und das doppelseitig beschriebene Bronzetäfelchen der faliskischen Köche aus Sardinien an Iuppiter, Iuno, Minerva; schließlich die Alphabet-Amphora aus Leprignano. Während die höchst altertümliche Inschrift der Ceres-Olla ins 5. oder gar ins 6. Jh. hinaufgesetzt werden muß, können die Inschriften aus Neufalerii erst aus der Zeit nach der Zerstörung von Altfalerii (241 v. C.) stammen; durch eben dieses Datum ist eine untere Grenze für die Hauptmasse der faliskischen Inschriften aus Altfalerii zeitlich festgelegt.

§ 5. Eine besondere Gruppe neben den latein. bilden die pränestinischen Inschriften, nicht nur wegen der nach der lautlichen Seite hin unter etrusk. Einfluß stehenden Sprache, sondern auch wegen der Art der Inschriften und der beschriebenen Gegenstände, die eher von etrusk. als latein. Kultur zeugen. Weitaus die Mehrzahl bilden die Kalkstein-Cippuli (*pineae*) mit den Namen der Verstorbenen im Nominativ, seltener im Genetiv; statt der Cippuli finden sich öfters auch die imagines verstorbener Frauen. Daneben sind für Praeneste bezeichnend erklärende Beischriften auf Bronzespiegeln und Bronzezisten und Weihinschriften auf mancherlei Gerät. Bis in das 7. Jh. wird die Goldfibula von Praeneste aus dem Grabe Bernardini (*Manios med vhevhaked Numasioi*; Band III Tf. 110d, 111a) hinauf verlegt; die Hauptmasse der cippuli gehört in das 4.—2. Jh. v. C.

§ 6. Die umbr. Inschriften sind an Zahl sehr gering: Weihungen auf Bronzetäfelchen aus Ameria und Fossato di Vico, auf der Bronzestatue eines Kriegers aus Tuder, eine Verkaufsurkunde auf einem Kalksteinblock aus Assisi. Aber ein Dokument der umbr. Epigraphik steht an Wichtigkeit und Umfang allen altital. Inschriften weit voran: die 7 Bronzetafeln aus Iguvium, die im Jahre 1444 gefunden, nach und nach als religionsgeschichtliche Quelle allerersten Ranges erkannt, aber im einzelnen erst seit den letzten 50 Jahren dem Verständnis erschlossen wurden. Es handelt sich um Satzungen und Zeremonien einer religiösen Bruderschaft, der fratres Atiedii: um die Obliegenheiten ihres Flamen, das Mahl der Brüder, die Weihe der Arx, die Segnung des Volkes, um Opfer- und Festvorbereitungen. Das chronol. Verhältnis der teils umbr., teils latein. beschriebenen Tafeln zueinander und die Erklärung vieler Einzelstellen technischer Ausdrücke, namentlich der Tf. III und IV, liegt noch im Argen.

§ 7. Osk. Inschriften wurden gefunden in Sizilien (Messana), in Bruttium (Vibo, Neruli), in Lukanien (Tegianum, Potentia, Anxia), in Nordapulien (Bantia, Ausculum, Luceria, Teate), in Campanien (Surrentum, Pompei, Nuceria Alfaterna, Herculaneum, Puteoli, Cumae, Nola, Abella, Suessula, Capua, Teanum Sidicinum), in Samnium (Saepinum, Aesernia, Bovianum vetus, Aufidena, Agnone) und im Frentanergebiet (Larinum, Histonium, Anxanum, Asculum). Von den 250, zur Hälfte nur ganz kurzen osk. Inschriften, die wir heute besitzen, stammen drei Viertel aus Kampanien, namentlich aus Pompei und Capua. Die ältesten Münzlegenden fallen um die Wende des 5. und 4. Jh., die Pompeianischen graffiti reichen bis zur Verschüttung der Stadt; seit dem Bürgerkrieg (90—89 v. C.) hört das Osk. auf, eine amtliche Sprache zu sein. Die längsten Inschriften sind der cippus Abellanus, eine doppelseitig beschriebene Kalksteintafel von 58 Zeilen, und die tabula Bantina, eine Bronzetafel, von der noch 33 Langzeilen in 6 Abschnitten erhalten sind. Der Cippus enthält ein Übereinkommen zwischen den Städten Nola und Abella über einen gemeinsamen Herkules-Tempel, die Bronzetafel bringt eine Reihe von Gemeindeverordnungen für die Stadt Bantia. Die pompeianischen Bauinschriften sind wichtig für die Topographie und die öffentliche Baupflege der Stadt; die rot an die Häuser gemalten *eituns*-Inschriften wurden früher als militärische Wegweiser gedeutet, neuerdings sieht man Auktionsanzeigen in ihnen. Aus Capua sind bemerkenswert: der Fluch der Vibia und ein zweites gerolltes Bleiplättchen, also Exekrationstäfelchen (ein drittes stammt aus Cumae, dazu jetzt auch eine merkwürdige, aus latein. und osk. Wortformen gemischte Devotion im Bonner Museum); die noch nicht restlos erklärten Jovilae-Widmungen an Iuppiter auf Tuffsteinen und Ziegeln; schließlich gemalte Grabschriften und instrumentum-Aufschriften. Aus Herculaneum und Nola: öffent-

liche Weihinschriften aus Tempeln; aus Suessula: Fabrikvermerke auf glasierten Platten. Aus Samnium ist bemerkenswert das Bronzetäfelchen von Agnone mit einem Inventar von Statuen und Altären eines der Verehrung ländlicher Gottheiten geweihten Haines, dann die Tempel-, Weih- und Bauinschriften aus Bovianum vetus, ein Goldring mit Widmung aus Aesernia, eine Schleudereichel aus Saepinum. Aus Messana stammen die Weih- und Besitzinschriften der Mamertiner Söldner; zwei Bronzehelme unbekannter Herkunft schließen sich an, und eine Reihe von Münzlegenden verschiedener Städte (auch Münzen aus dem Bürgerkrieg mit dem Revers: *Víteliú* = *Italia*) machen den Schluß.

§ 8. Von den vereinzelten Inschriften der sabell. Zwischendialekte sind etwa hervorzuheben: die volskische lex sacra auf der Bronzetafel von Velitrae, die marsischen Weihinschriften an die Vesuna und an die di Nouensiles nebst marsisch-latein. Mischinschriften, die pälignischen Bronzen und Steine mit Weih- und Grabinschriften aus Sulmo und Corfinium, darunter die längere Grabschrift einer Ceres-Priesterin, die Bronzetafel der civitas Marruca aus Rapino, der vestinische Stein an dem Hercules Iovius aus Navelli, die Dedikationssteine der aequ(icul)ischen medices, eine sabinische Stiftungsinschrift aus Scoppito bei Foruli.

Literatur zu § 3—8. Im CIL I[1] 1863 sind die *inscriptiones antiquissimae ad C. Caesaris mortem* von Th. Mommsen bearbeitet, eine Neuauflage erscheint seit 1918, von E. Lommatzsch besorgt. Von den übrigen Bänden des CIL beziehen sich auf Italien:

Vol. IV. *Inscriptiones parietariae Pompeianae, Herculanenses, Stabianae.*
„ V. *Inscriptiones Galliae Cisalpinae.*
„ VI. *Inscriptiones urbis Romae.*
„ IX. *Inscriptiones Calabriae, Apuliae, Samnii, Sabinorum, Piceni.*
„ X. *Inscriptiones Bruttiorum, Lucaniae, Campaniae, Siciliae, Sardiniae.*
„ XI. *Inscript. Aemiliae, Etruriae, Umbriae.*
„ XIV. *Inscriptiones Latii veteris.*
„ XV. *Inscriptiones urbis Romae. Instrumentum Domesticum.*

Dazu *Ephemeris epigraphica* (*Corporis inscriptionum latinarum supplementum*) seit 1872. Praktisch sind die kleinen Sammlungen von E. Diehl *Altlatein. Inschr.*[2] 1911, *Vulgärlat. Inschr.* 1910, *Pompeianische Wandinschr.* 1910.

Faksimiletafeln der osk. und sabell. Denkmäler von J. Zvetaieff *Sylloge Inscr. Oscarum* (SIO. St. Petersburg u. Leipzig 1878); ders. *Inscr. Italiae Mediae Dialecticae* (IIMD. Leipzig 1884); ders. *Inscr. Italiae Inferioris Dialecticae* (IIID. Mosquae 1886); die Iguvinischen Tafeln am besten bei M. Bréal *Les tables Eugubines*, Album (Paris 1875). Inschriftenausgaben (mit mehr oder minder eingehenden Kommentaren und Grammatiken): R. v. Planta *Gramm. d. osk.-umbr. Dialekte* 1892—1897; R. S. Conway *The Italic Dialects* 1897; C. D. Buck *A Grammar of Oscan and Umbrian* 1904; ders. *Elementarbuch d. osk.-umbr. Dialekte* 1905; Texte zu Übungszwecken: H. Jacobsohn *Altital. Inschriften* Bonn 1910. Wichtige philologisch-historische Kommentare: Th. Mommsen *Die unteritalischen Dialekte* (UD. Leipzig 1850; grundlegend, aber überholt); Th. Aufrecht und A. Kirchhoff *Die umbr. Sprachdenkmäler* 1849—1851; M. Bréal *Les Tables Eugubines* 1875; F. Bücheler *Umbrica* 1883. Die falisk. Denkmäler gesammelt von W. Deecke *Die Falisker* 1888, stark vermehrt (mit Autotypien) von G. Herbig CIE II 2 1 Nr. 8001—8600 (Lipsiae 1912), Nachtrag Glotta 12 (1923) S. 230ff.; die pränestinischen Inschriften bei A. Ernout *Le parler de Prénesie d'après les inscriptions* Mém. Soc. Ling. 13 (1905/6) S. 293ff., dazu jetzt neues und revidiertes Material: E. Lommatzsch CIL I[2] Nr. 64—357; H. Dessau *Eph. Epigr.* 9 (1913) Nr. 739ff.

Neue Funde und neue Erklärungen bringen die „*Berichte über die Erforschung der altitalischen Sprachdenkmäler*" in Jahresb. Fortschr. Altertumswiss., und zwar in Bd. 106 (1901) S. 1ff. von G. Herbig für die Jahre 1894—1897, in Bd. 176 (1916—1918) S. 1ff. von W. Schwering und M. Bacherler für die Jahre 1897—1913, in Bd. 184 (1920) von M. Bacherler für die Jahre 1914—20. In der Glotta berichten seit 1909 F. Skutsch, W. Kroll, F. Hartmann u. H. Herbig, im Indogermanischen Jahrbuch seit 1913 J. B. Hofmann über die Erscheinungen. Neugefundene Inschriften werden in Italien selbst in den „Notizie degli Scavi" und besonders osk. Neufunde in der „Neapolis" und in der „Rivista indo-greco-italica" veröffentlicht. Die für den Prähistoriker besonders wichtigen Eigennamen sind bahnbrechend behandelt von W. Schulze *Zur Geschichte lateinischer Eigennamen*. Berlin 1904. Das Material in den *Indices* des CIL, in den *Nomina propria*-Heften des *Thesaurus linguae Latinae*, die geographischen Namen nach den *Indices* bei H. Nissen *Ital. Landesk.* II 968ff., unter den Einzelschlagwörtern der *RE* und in den topographischen Einleitungen zu den Einzelabschnitten des CIL und des CIE. Auch mittellateinische und moderne Ortsnamen Italiens können für die Urgeschichte sehr wichtig werden.

§ 9. Die altitalischen Alphabete gehen auf griech. Muster zurück, und zwar die der Umbrer und Osker sicher, die der Lateiner und Falisker vielleicht durch etrusk. Vermittlung; sie werden unter

einem eigenen Schlagwort Altitalische Alphabete (s. d.) behandelt.

§ 10. Die nahe verwandten altital. Sprachen und Dialekte der Apenninhalbinsel hat man auch unter dem Namen latin. zusammengefaßt, da die ital. Sprachen schlechthin ein geographischer Begriff sind, also auch nichtidg., wie z. B. das Etrusk., umfassen können, und andererseits zu ihnen auch idg. Sprachen treten (wie griech., gall., illyr.), die nicht zu den altital. Dialekten im engeren, linguistischen Sinn gehören. Diese zerfallen in zwei Gruppen:

1. Das Lateinische mit Lokalmundarten in den verschiedenen Städten von Latium, besonders in Präneste, und das Faliskische in Südostetrurien mit der Mundart von Capena. Pränestinisch und Faliskisch stehen in ihrem Lautsystem und ihren Eigennamen ein paar Jahrhunderte stark unter etrusk. Einfluß, das Latein. hat sich trotz etrusk. Dynasten und etrusk. Ritterzenturien in Rom seinen latin. Dialekt in Konsonantismus und Formenlehre verhältnismäßig rein bewahrt. Dagegen scheint sich der vom freiwechselnden idg. Hochton so stark verschiedene und in der literarischen Kunstsprache der griech. gebildeten Römer noch einmal überwundene altlatein. Starkton der Stammsilbe mit seinen verheerenden Wirkungen auf den Vokalismus namentlich der Mittelsilben immer deutlicher als „lingua Romana in bocca Toscana" herauszustellen. Auch das latein. Lexikon zeigt deutliche etrusk. Spuren, vor allem ist das Eigennamensystem in regstem Wechselverkehr mit den Etruskern vollständig umgeformt worden, so daß es als Ganzes den ererbten idg. Namentypus kaum mehr widerspiegelt. Es lassen sich mehr als 2000 etrusk. Personen- und damit in engstem Zusammenhang stehende Ortsnamen aufführen, zu denen Reflexe in den latein. Inschriften und der literarischen Überlieferung vorhanden sind, oder die sich als Reflexe latein. Namen im Etrusk. darstellen. Wichtig sind die latein. Inschriften nach der sprachlichen Seite hauptsächlich auch dadurch, daß sie uns vorliterarisches, provinzielles und vulgäres Latein häufig mit ungewöhnlicher Treue überliefern.

2. Das Umbrische und Oskische in Mittel- und Süditalien nebst einer Reihe von Zwischendialekten, die man als sabell. zusammenfaßt; von diesen steht das Volskische dem Umbr. näher, die Mundarten der Marser, Aequer, Sabiner geraten früh unter latein. Einfluß und die der Päligner, Marruciner, Vestiner erscheinen in hist. Zeit als halb osk. Auch die Inschriften dieser Dialekte sind von etrusk. Namen durchsetzt; das Altumbr. scheint zudem, nicht nur seinem Alphabete nach, sich in etrusk. Munde umgeformt zu haben; wenn dies bei der osk. Aussprache weniger der Fall ist, haben wir dafür eine ganze Kategorie von Inschriften, die campano-etrusk., bei denen sich Ansätze zu einem Mischdialekt zwischen Osk. und Etrusk. zu zeigen beginnen. Wie weit sich die osk.-sabell. Mundarten mit den illyr. der ital. Ostküste berühren, bleibt im einzelnen noch zu untersuchen.

Die Unterschiede zwischen Osk.-Umbr. und Latein sind erheblich, daß der latein. Epigraphiker, der ohne besondere Vorbereitung an osk.-umbr. Inschriften herantritt, sie kaum soweit verstehen kann, wie etwa sein griech. Kollege die griech. Dialektinschriften vom att. oder homerischen Dialekt aus übersieht. Ein paar der auffälligsten Merkmale beider Gruppen seien wenigstens zur ersten Orientierung aufgezählt:

1. Lat. Labiovelar: osk.-umbr. Labial (*quis*: o. *pis*).

2. Vokalsynkopierung in Binnen- und Auslautsilben (u. *fiktu*: *figito*, o. *húrz*: *hortus*).

3. Erhaltung des *a* in Mittelsilben (o. *antakres*: *integris*).

4. Idg. *bh*, *dh:* osk.-umbr. *f* (u. *tefe*: *tibi*, o. *mefiaí*: (*in*)*media*).

5. Idg. -*ā*: lat. *ă*: osk.-umbr. -*o*, -*u* (o. *molto*: u. *mutu*: *multa*).

6. *ā*-Dekl. im Gen. Sg. -*ās*, im Nom. Pl. -*ās*.

7. *o*-Dekl. im Gen. Sg. -*eis*, im Nom. Pl. -*ōs*, im Gen. Pl. *ōm*.

8. Kons.-Dekl. im Gen. Sg. -*eis*, im Nom. Pl. -(*e*)*s*, im Akk. Sg. -*om*.

9. *i*-Dekl. im Gen. Sg. -*eis*, im Nom. Pl. -*ēs*.

10. Inf. Pr. Akk. auf -*om* (o. *ezum*, u. *erom*).

11. Nur -*s*-, kein -*b*-Futur (u. *ferest*: *feret*).

12. Fut. ex. eine -*us*-Form (o. *dicust*: *dixerit*).

13. Osk.-umbr. -*f*-Perfekt (o. *aikdafed* „*decrevit*"), daneben osk.-sabell. -*tt*-Perfekt,

umbr. *-l-* und *-nki-*Perfekt, aber kein *-vī-* oder *-s-*Perfekt wie im Lateinischen.

14. Primäre und sekundäre Endungen der dritten Person (*-t, -nt* : *-d, -ns*).

15. 3. Sg. Pass. *-ter* neben *-r* (o. *vincter* : *(con-)vincitur*, o. *ferar* : *fertur*).

16. Postpositionen neben Präpositionen (o. *censtom-en* „zum Census", u. *manuv-e* „in der Hand").

Über den linguistischen Begriff „*latinisch*" Schulze *Eig.* S. 62; JF 26 (1909/10) S. 360 Herbig. Das Alt- und Vulgär-Lateinische ist ausgiebig berücksichtigt von W. M. Lindsay *Die lateinische Sprache* 1897; F. Sommer *Handbuch d. lat. Laut- und Formenlehre* 1914; F. Stolz und J. H. Schmalz *Latein. Gramm.*[4] 1910; zum Vulgärlateinischen brachte auch die Lit. bei Stolz a. a. O. S. 17 Anm. 1; praktisch für Epigraphiker sind auch die kurzen grammatischen Zusammenstellungen unter *III Sprachliches* in den Inschriftensammlungen von E. Diehl *Altlatein. Inschr.*[2] 1911; ders. *Vulgärlatein. Inschr.* 1910; ders. *Pompeianische Wandinschr. u. Verwandtes* 1910; Die ital. und idg. Zusammenhänge der Einzelwörter kommen bei A. Walde *Lat. etymol. Wörterbuch*[2] 1910 gut zur Geltung. Ein Abriß der pränestinischen Grammatik von A. Ernout in Mém. Soc. Ling. 13 (1905—06) S. 306, der faliskischen von W. Deecke *Falisker* 1888 S. 230, beide jetzt durch neue Funde (s. Lit. zu § 3—8) überholt, die für eine Darstellung des falisk. Dialektes von G. Buonamici *Il dialetto Falisco* I (1913) schon berücksichtigt werden. Beim Osk.-Umbr. und den Zwischendialekten sind Grammatik, Inschriftensammlung und Kommentar in der Regel vereinigt, s. daher die Lit. zu § 3—8; die ausführlichste „*Grammatik der osk.-umbr. Dialekte*„ (auch der Zwischendialekte) verdanken wir R. v. Planta (1892—97), handlich und knapp ist C. D. Buck *Elementarb. d. osk.-umbr. Dialekte* 1905 (Berücksichtigung der neuen Funde, aber ohne Zwischendialekte). G. Herbig

C. Schrift s. Altitalische Alphabete.

D. Anthropologie. I. ist zusammenfassender Name für eine Reihe von Stämmen, die seit dem Ende der BZ aus dem Gebiet n. des Po, wo sie wohl in Pfahlbauten und Terremaren gewohnt hatten ö. des Appenin nach S zogen und Mittelitalien und einen Teil Süditaliens besetzten. Diese Stämme waren über die Alpen gekommen und gehörten der nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.) an, waren also hellhäutig, blond und helläugig. In Italien fanden sie eine Bevölkerung vor, die zur Mittelmeerrasse (*Homo mediterraneus;* s. d.) zu rechnen ist, aber, besonders in den n. Teilen, schon Blut des breitköpfigen *Homo brachycephalus var. europaea* (s. d.) in sich aufgenommen hatte. Die nord. Eroberer unterwarfen die einheimischen Stämme und bildeten eine Adelsschicht (Patrizier), die sich lange rassenrein hielt (s. Römer).

G. Sergi *Ursprung u. Verbreit. d. mittelländ. Stammes* Deutsch. Ausg. von Dr. A. Byhan 1897; A. Schliz *Beiträge z. präh. Ethnol.* Präh. Z. 4 (1912) S. 56; C. Schuchhardt *Alteuropa* 1919 S. 192. Reche

Italischer und griechischer Import in Westeuropa. S. a. Griechische Kolonisation (wo über den Beginn der griech., d. h. z. T. kleinasiatischen Seeherrschaft im w. Mittelmeerbecken die notwendigsten Angaben gemacht sind).

§ 1. Hier sei zunächst nur auf die für die Südküste Frankreichs wichtigste Tatsache hingewiesen: Als Handelsplatz der Phokäer wurde Massalia (s. d.) um 600 v. C. begründet und von da aus eine Reihe von Kolonien an der frz. Südküste und in Spanien angelegt. Andere Gründungen, besonders in Spanien, gingen von Unteritalien aus. Der Hauptweg nach Frankreich, Süddeutschland für die Fabrikate des griech. und ital. (etrusk.) Kulturkreises war aber in früher Zeit (700—400 v. C.) nicht der Weg Massalia—Rhone-Tal, sondern der uralte Handelsweg: Adria, Po, Tessin, Schweizer Seen, von da nach N und W.

§ 2. Übersicht. Frühe und späte Blütezeit des Handels. Die frühesten Importstücke — von vereinzelten, unsicheren bronzezeitl. Stücken abgesehen — aus dem S sind ital. Bronzearbeiten, die in Frankreich bald nachgearbeitet wurden (Helmfunde d. frz. BZ von Bernières d'Ailly [s. d.; Band IV Tf. 53 Abb. 16], die der spätesten BZ [oder HZ_1] angehören). Sie entstammen oberital. Werkstätten (Funde von Corneto), woher auch die Panzer (s. Grenoble)

ihren Ausgang genommen haben werden. Diese Dinge gehören dort dem Anfang der I. EZ an (proto-etrusk.). Griech. Kulturgut beginnt in größerer Menge erst im 6. und 5. Jh. einzuströmen. In immer steigendem Maße finden sich auf westeurop. Boden die bekannten Bronzen, auch keramische Ware besserer Art, bis schließlich im 4.—3. Jh. sich der direkte Handelsweg von Massalia die Rhone aufwärts öffnet und nun sich ein ganzer Strom von griech. u. ital. Handelsware nach N ergießt. Spanien wurde auf dem Seewege direkt versorgt Der Import hat zwei Blütezeiten, die erste in der späten HZ und frühen LTZ, für die Schnabelkannen und gute att. Keramik typisch sind, dann folgt ein starkes Nachlassen; in der mittl. LTZ sind s. Bronzen überhaupt nicht zu finden, und erst in der späteren LTZ finden sich vereinzelte Bronzegefäße (Alesia, Aylesford [s. d.], Dänemark); dann aber sehr viel keramisches Material. In der ersten Blütezeit des Handels (600—400 v. C.) brachte die Einfuhr hauptsächlich Dinge des Kunstgewerbes nach N, in der zweiten (100 bis in die RKZ) aber Handelsware gewöhnlicher Art. Die erste Blütezeit führte die künstlerischen Gedanken aus dem Mittelmeerkreise nach Süddeutschland und Frankreich, die zweite bereitete durch rege Handelsbeziehungen das Eindringen Roms ins Keltenland vor. Die erste Blütezeit ging den Weg: Adria, Po, Tessin, Schweizer Seen, Rhein und Rhone, die zweite nach Massalia und von da über Bibracte (s. d.) nordwärts. Naturgemäß ist die erste Blütezeit uns wegen ihrer Formen und Folgen sehr viel wichtiger und soll hier hauptsächlich besprochen werden.

§ 3. Allgemeines. Hallstattzeit und frühe Latènezeit. Die einzelnen Arten der eingeführten Altsachen des Mittelmeerkreises verteilen sich auf die Zeiten in etwa folgender Weise: Gegen Ende der BZ (HZ_1) erschienen die gehämmerten Bronzehelme u. a. Gegen Ende der I. Hallstattstufe Tischlers, also etwa um 700 beginnen ital. Rippenzisten älterer Art (mit weitstehenden Rippen)—die venetischen Situlen fehlen im W—, und erst die II. HZ-Stufe, das 6. Jh., bringt mehr: Engrippige Zisten, Weinkannen mit Kleeblattausguß, Stamnoi, Bronzegefäße ion.-griech. Art, dann protokorinthische, rotfigurige, schwarzfigurige Keramik, Amphoren, wenige Goldschmuckstücke mit Filigran und Granulierung, die bekannten großen Perlen mit Gehänge (Band IV Tf. 61 Abb. 36), die vielleicht aus etrusk. Werkstätten stammen, dann Schlangen- und Kahnfibeln. Im ganzen stellt sich bei sorgfältiger Betrachtung heraus, daß manches, was bisher als etrusk. Arbeit gegolten hat, tatsächlich griech. Ursprungs ist und die Etrusker nur die Vermittler waren. Ähnliche Waren brachte die frühe LTZ, vor allem die häufigen Schnabelkannen, die aber im 5. und 4. Jh. schon diesseits der Alpen von kelt. Metallarbeitern nachgearbeitet wurden. Welchen Einfluß die Bekanntschaft mit dem griech. Kulturgut auf die Kelten ausübte, ist bekannt. Aus ihm und den einheimischen Elementen floß die kelt. Ornamentik mit ihrem besonderen Stil zusammen. In diesem Zusammenhange macht sich auch ein starker geistiger Import in ganzen Gattungen, Grabsitten usw. geltend. So ist z. B. der Antennendolch oder das Kurzschwert mit Antennen, die im 6. Jh. in Spanien, in der letzten Hallstattstufe Frankreichs, Süddeutschlands eine große Rolle spielen, ein Import aus Mittelitalien und Norditalien, wo sie sich aus dem dort häufigen Bronze-Antennenschwert entwickelten. Gut datierte Dolche — teils mit 4 Antennen aus Aufidena, Novilara zeigen das (Mariani *Aufidena* Mon. antichi 10, 2 S. 361 Abb. 80; Montelius *Civ. prim.* II 2 S. 373 Abb. 11; II 1 S. 147 Abb. 3; S. 158; S. 14, 17; S. 252 Abb. 7.) Auch die gall. Saurotere, das bekannte Hiebmesser, das besonders in der kelt. frühen LTZ so häufig auftritt, findet sich schon in der ital. I. EZ (II. Villanova-Stufe) in etwas anderer Form (Montelius *Preclassical chronology* Tf. 7—9). Noch wichtiger aber sind Zusammenhänge in den Grabsitten. In Vetulonia fand sich in einem Grabe der etrusk. Stufe (700—600 v. C.) die früheste bekannte, vollständige Wagenbestattung mit Wagen, Radreifen und Pferdegeschirr (Montelius *Civ. prim.* II 2 S. 184ff.), genau wie sie in der späten HZ u. frühen LTZ n. der Alpen so häufig sind. Die Form des gall. Streitwagens, des *essedum*, ist ebenfalls etrusk. Die Beigabe von Bratspießbündeln in ital. und frz. Latènegräbern ist auch be-

kannt (Band II Tf. 66 c) Sie wurden wohl zu Opferzwecken gebraucht (s. Somme-Bionne). Besonders zu nennen ist noch das gall. Münzwesen, das völlig ein Abklatsch des griech.-ital. ist (s. Keltisches Münzwesen). Alles dieses zusammen gibt ein Bild von der starken Beeinflussung des kelt. Kulturkreises durch das Mittelmeergebiet. Déchelette führt sogar die ganze geometrische Verzierungsweise der HZ an Keramik und Gürtelblechen auf Einflüsse aus der Dipylon-Keramik zurück, was aber zweifellos unrichtig ist.

§ 4. Die hallstattzeitlichen Funde Frankreichs. Die Funde der frz. HZ, die hierher gehören, finden sich fast alle in Gräbern, einiges wenige auf Wohnplätzen, hiervon das Wichtigste: Camp de Château (s. d.) und Baou-roux (s. d.) bei Marseille, in ersterem rot- und schwarzfigurige Scherben att. Ware, die die Datierung sichern, und im letzteren zahlreiches keramisches Material vom 7. Jh. an. Das andere, besonders das bessere, stammt aus Grabhügeln. Zunächst sei auf die Bronzen eingegangen. Ein ganz vereinzelt stehender Fund ist der aus dem Hügel von Garenne, Sainte Colombe bei Châtillon-sur-Seine (Côte-d'Or), wo sich ein eiserner Dreifuß mit Bronzeverbindungen, dazu ein großes Bronzebecken mit vier Greifenköpfen fand (Band IV Tf. 61 Abb. 37; Flouest *Les tumulus des Mousselots* Bulletin hist. et nat. de Semur 1875 Tf. 1). In etrusk. Gräbern kommt Ähnliches vor (Regolini-Galassi-Grab, wo zwei solcher Dreifüße mit Becken, eines mit Greifenköpfen sich fanden; Montelius *Civ. prim.* II 2 Tf. 2 S. 335 Abb. 8, 9). Man hat diese Dinge für etrusk. Arbeiten aus toskanischen Werkstätten angesehen, aber zahlreiche Funde, besonders ganz gleicher Greifenköpfe, in Olympia beweisen ihre griech. Herkunft (Furtwängler *Olympia* IV 803). Hier stellen sich die Etrusker sehr deutlich als Händler mit griech. Ware dar.

Weitere Bronzegefäße aus dem Ende der I. Hallstattstufe: In dem Grabhügel von Magny-Lambert (Côte-d'Or; Band IV Tf. 58a, 59 Abb. 10 u. 14), wo sich ein eisernes, langes Schwert und Bronzerasiermesser fanden, lag eine weitrippige Ziste ital. Arbeit mit festen Griffen, darin Blechanhänger; Zickzackpunktreihen von oben nach unten (Bertrand *Archéologie celtique* Tf. 7—8; auch Déchelette *Manuel* II 2 S. 642). In Mittelitalien erscheinen diese Zisten in dem bekannten Kriegergrab von Corneto (s. d.; Arnoaldi-Stufe, Ende des 8. Jh.). Die Rippenzisten mit engen Rippen sind häufiger und reichen bis in die LTZ hinein. Während die Rippenzisten mit festen Griffen fast ausschließlich aus den Gräbern von Bologna stammen, sind die Zisten mit Henkeln, oft zwei, in ganz Mittel- und Norditalien häufig und auch diesseits der Alpen nichts Seltenes. Marchesetti hat die zweite Gruppe den Venetern zugewiesen (Röm.-Germ. Corr. Bl. 1894 S. 103). Aus Frankreich sind 8 Rippenzisten bekannt. Die älteste, die beschriebene von Magny-Lambert; im ganzen 4 aus Côte-d'Or, 1 Haute-Saône, 2 Cher, 1 Loiret (Liste bei Déchelette *Manuel* II 2 S. 772). Eine aus Belgien: Eygenbilsen (s. d.). Der Typus ist wohl in den griech. Kolonien Unteritaliens entstanden und hat in Norditalien bis ins 5. Jh. gedauert (Molinazzo). Montelius hält die Zisten mit beweglichen Henkeln für älter (*L'âge du bronze en Suède* Congr. intern. préh. Monaco 1906 II 269). Der Fund von Magny-Lambert widerspricht dem, dgl. der von Eygenbilsen bei Mastricht und Klein-Aspergle (s. d.), beide letztere mit beweglichem Henkel und latènezeitl. Beifunden. Ein anderes, wichtiges Gefäß ist die Weinkanne, Oinochoë, im 6. Jh. mit Kleeblattausguß, im 5. und 4. mit Schnabelausguß. Ein schönes Stück der ersteren stammt aus einem Hügel von Pertuis (Provence; L'homme préh. 1909 S. 204). Das Stück gehört mit den dtsch. von Kappel und Vilsingen (Band IV Tf. 61 Abb. 39) und dem belg. von Eygenbilsen (s. d.) zu den ältesten dieser Kannen. Die Schnabelkannen sind ungleich häufiger. Manches an einfachen Kesseln und Becken mag noch aus dem S stammen. Alle diese Stücke weisen auf Herkunft aus Unteritalien und Griechenland. Während die frühesten Sachen, Helme vom Typus Bernières-d'Ailly (s. d.) u. a. von den Urnenfelderleuten (s. Frankreich C) aus ihrer Heimat im Alpenvorland, wo sie sie von Norditalien her erhandelt hatten, bei ihrer Ausbreitung nordwärts über Ost- und Mittelfrankreich gebracht und bald dort nachgeahmt wurden, wanderte das spätere Kulturgut (700—400 v. C.) in stetigem Strome gesicherten Handelswegen

entlang (Adria, Po, Tessin usw). Der Ursprung dieser Bronzen, von denen die bekanntesten die großen Funde von Waldalgesheim (s. d.), Klein Aspergle (s. d.), Rodenbach, Weißkirchen und Schwarzenbach (s. d.) geliefert haben, ist letzten Endes im hellenischen Kulturkreis zu suchen, etwa in Chalkis auf Euböa oder dessen Kolonien in Süditalien (Plinius Nat. Hist. IV 21; Strabo X 1, 8, wo ihre Metallarbeit und Siedlungstätigkeit gerühmt werden). Chalkidische Kolonien lagen in Campanien (Kyme). In Capua ist ja später zu den Zeiten des bekannten Publius Cipius und Lucius Ansius die Metallarbeit besonders stark und vorzüglich betrieben worden. Das ist uns von den Klassikern überliefert. Daß es auch früher so war, beweisen die Funde, die die schönsten Hydrien, der von Grächwyl (s. d.) vergleichbar, und Kannen aus der Zeit der späteren Hallstatt- und frühesten Latènestufe in Campanien geliefert haben.

Die nördlichste dieser Schnabelkannen ist die von Mook (Holland; s. Tröltsch *Fundstatistik* S. 60ff.).

An Fibeln kommen einige Kahn- und Schlangenfibeln ital. Ursprungs im S Frankreichs (Nîmes), dgl. bei Salins (Jura) und Meyronnes (Basses-Alpes) in Frage. Die Certosa-Fibel fehlt. Zwei Beinschienen des 6. Jh. von Roquefort (Alpes-Maritimes), gleich denen von Sesto Calende bei Mailand, wären noch zu erwähnen (Congr. intern. préh. Monaco 1906 II 97 Beauregard). An Elfenbein ist ein gedrehtes Stück aus dem Hügel La Motte d'Apremont zu nennen (Déchelette *Manuel* II 2 S. 874).

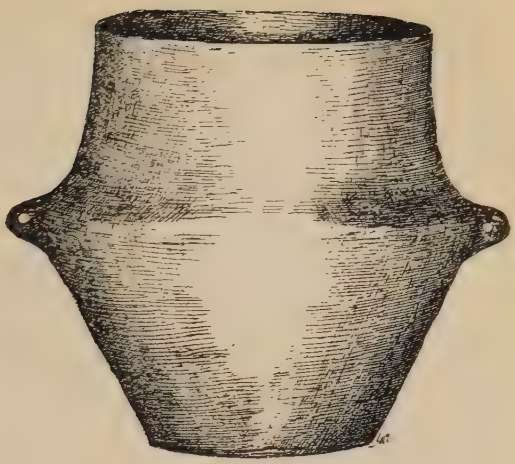
An keramischem Material sind die Funde von rot- und schwarzfigurigen Scherben aus dem späthallstattzeitl. Ringwall von Château-Salins (s. Camp de Château) schon genannt. Solche später Zeit kommen noch hier und da vor, auch gelegentlich im S Früheres. Bei Pertuis (Vaucluse) lag in einem Hügel eine protokorinthische Zweihenkelschale des 7. Jh. (Déchelette *Manuel* II 2 S. 661). An griech. Einfluß (Dipylonware) lassen Mäandermuster auf einheimischer Keramik denken; diese sind zur spätesten BZ durch die Urnenfelderleute aus dem Alpengebiet, wo sie den Mäander von Norditalien her übermittelt bekommen hatten, nach Frankreich verpflanzt, wie die Helme vom Typ Bernières-d'Ailly u. a. m. Solche Mäandermuster in der hallstättischen Keramik liegen vor (Band IV Tf. 62a, b): Aus einem Hügel von Langres (Haute-Marne) mit langem Eisenschwert und Rasiermesser mit Tremolierstich, also I. Stufe der HZ (nach Tischler); von Villement (Indre); Diarville (Meurthe-et-Moselle) auf einer weitbauchigen Urne mit fast senkrechtem Halse — ziemlich früh; und in den Pfahlbauten des Sees von Bourget (Châtillon).

§ 5. Die latènezeitlichen Funde Frankreichs, Belgiens und Englands. Für den Import während der LTZ ist weitaus die wichtigste Zeit das 5. und 4. Jh. v. C. Nach diesen hört der Import der großen Bronzegefäße im wesentl. auf. Dafür setzt dann langsam nach Eröffnung der Verbindung aus dem Innern des Keltenlandes nach Massalia eine immer stärker werdende Handelsverbindung mit dem Mittelmeergebiet ein, die im 1. Jh. v. C. wohl ihre höchste Blüte erreichte.

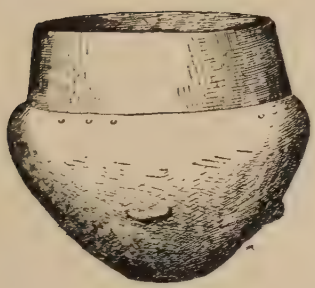
Diese frühlatènezeitl. Funde sind wie die eben besprochenen auch fast stets Grabfunde. Besonders zu erwähnen sind die bekannten Grabfunde von Somme-Bionne u. a. (s. Marne-Kultur). Dann Pouan (Aube) und Eygenbilsen (Belgisch-Luxemburg); schöne, flache Schüsseln von Bussy-le-Château mit eingepunztem laufenden Hund, der Hügel La Motte-Saint-Valentin (Haute-Marne), wo sich außer einem Stamnos ein att. Kantharos aus der Mitte des 5. Jh. fand. (Über die kelt. Röhrenkannen, die mit ital.-griech. Ornament bedeckt sind, s. Déchelette *Manuel* II 3 im Text und Anhang. Dazu eine Karte dieser Funde.)

Mit dem 4. Jh. hört die Einfuhr der schönen Bronzegefäße auf. Ganz einfache Situlen zylindrischer Form, wie sie aus Istrien bekannt sind, fanden sich in Frankreich nicht, ebenso keine der leicht bauchigen Form, die in Norddeutschland mehrfach begegnen. Ihre Form wird aber anscheinend durch Tongefäße der mittl. und späteren LTZ angedeutet. Eine späte Weinkanne fand sich in Aylesford (s. d.). Genau die gleiche ist aus Dänemark bekannt. Eine campanische Tonvase kalenischer Arbeit (150—50 v. C.) aus Holland

a



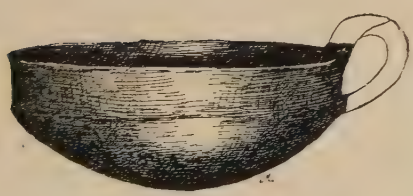
b



c

e

d



f

g

Iwanowitzer Typus

a. Skelettgrab. b—g. Tongefäße des Iwanowitzer Typus. b. $^1/_2$, c—e $^1/_3$, f—g. $^4/_9$ n. Gr.
Nach L. Kozłowski.

von Eext, bei Anloo, Drente, ist bei Pleyte *Oudheden* II erwähnt. Sie diente als Knochenbehälter in einem Brandgrab. Ganz spät sind Silber- und Bronzebecher wie der von Alesia aus den Cäsarianischen Gräben, die sich mehrfach finden; sie sind alexandrinischer Arbeit (Déchelette a. a. O. S. 1449). Von viel größerer Bedeutung als diese gelegentlichen Erzeugnisse des Kunstgewerbes sind aber in den letzten Jahrhunderten, und besonders von 100 v.C. ab, die Handelsbeziehungen mit Gebrauchswaren; besonders häufig sind Amphoren mit Wein und Öl, denen die arretinischen Sigillaten folgen. Solche Amphorenreste sind in Bibrakte (s. d.) und an anderen gall. Orten besonders zahlreich gefunden worden. Diese zweite Blüte des Imports ist die Einleitung zu den gall.-röm. Beziehungen.

§ 6. Spanien. Nur einige kurze Bemerkungen über die span. Verhältnisse. Die etrusk. Goldperlen mit Filigran, wie sie sich im helvetischen Gebiet häufiger finden, sind auch in Villaricos zutage gekommen. Interessant ist zunächst die iber. Sonderart des Antennendolches, dessen allg. Entwicklung schon früher berührt wurde. Nur hat Spanien seine von der hallstättischen verschiedene Form mit dem dicken Querbalken und den starken, rechtwinklig auf diesem sitzenden Antennen aus dem ersten Antennendolch erst spät selbst entwickelt (s. Frankreich D, Hügelgräber der französischen Pyrenäengegend). In dieselbe Zeit — Späthallstattstufe — sind auch die in Spanien so häufigen Reiter- und Pferdefibeln zu setzen. Auch dieser Typ stammt aus Italien. An Funden sind bekannt: Bologna, Este, Marzabotto; hier ist direkter Import von Italien nach Spanien sicher. Von Bronzegefäßen und anderen Dingen sind manche durch die Phönizier und spätere seefahrende Völker eingeführte Stücke zu nennen: Elfenbeintafeln mit Menschen- und Tierdarstellungen, Alabasterstücke, Glas. Dann Schüsseln und Weinkannen aus Bronze z. B. von Alcores (s. d.). Genau die gleiche Weinkanne ist aus dem Regolini-Galassi-Grab bekannt. Dann Tonvasen aus dem karthagischen Friedhof von Douïmès (6. Jh.). Massenhaft finden sich die campanischen Tongefäße des 3. und 2. Jh. in Emporion (s. d.). Auch in Cabrera de Mataró bei Barcelona bilden sie neben der einheimischen einen Hauptteil der Keramik. In dem oskisch-samnitischen Aufidena (jetzt Alfedena; s.d.) in Süditalien finden sich überhaupt noch eine ganze Menge von Aufschlüssen für das Verständnis der span. Verhältnisse. So begegnen dort und in Spanien an Stelle von Panzern Kupferscheiben für Brust und Rücken, durch Metallträger verbunden. Doppelspiralen aus Bronze trugen die Frauen in Spanien und Campanien (Kyme) im Haar, auch die Keramik zeigt Verwandtschaft. Aus all diesem ergibt sich zur Genüge, daß der griech.-ital. Einfluß nach Spanien direkt, vermischt mit Einflüssen von anderen, im w. Mittelmeerbecken die See beherrschenden Völkern, ging. Aus Spanien gelangten diese iber. Sonderformen z. T. dann nach Südfrankreich (Reiterfibeln vom Plateau von Ger u. a.). E. Rademacher

Ithaka. Die kleinste der 5 hauptsächlichen ion. Inseln, zwischen Leukas (s.d.) und Kephallenia (s. d.) gelegen, durch einen ganz schmalen Isthmus in zwei Hälften geteilt, deren n. bis 808 m ansteigt, mit stark gegliederter, hafenreicher Küste im O, N und NW. Bisher nur sehr spärliche myk. Funde (Scherben) an der Westküste der Polis-Bucht.

RE IX (1916) S. 2289ff. Bürchner; Neue Jahrb. 17 (1906) S. 334ff. v. Marées; Ztsch. d. D. Geol. Ges. 93 (1911) S. 468ff. G. Renz. — Ausgrabungen: Bull. corr. hell. 29 (1905) S. 150ff. Vollgraff. — Zu den verschiedenen Theorien über die Heimat des Odysseus s. Leukas. G. Karo

Iwanowitzer Typus (Tf. 39). § 1. Als I. T. wird bisweilen eine poln. Lokalgruppe des „Lausitzer" Typus bezeichnet, die durch die Ausgrabungen Kozłowskis in Iwanowice, Kr. Miechów (Wojew. Kielce) bekannt geworden ist. Auf der Anhöhe Klin ist dort ein Gräberfeld entdeckt worden, das außer 15 ungeschützten Brandgräbern 22 Skelettgräber geliefert hat. Die letzteren waren fast durchweg von einer ovalen Steinpackung umgeben und enthielten außer dem ausgestreckten Skelett meist je ein bis drei Tongefäße (Tf. 39 a), die gewöhnlich oberhalb des Kopfes der Leiche lagen (einmal waren sie von einer besonderen Steinpackung umgeben). Die Brandgräber hatten außer der Urne nur ab und zu noch

ein Beigefäß. Metallbeigaben waren in beiden Gräberarten nur spärlich vertreten (einige bronzene Rollennadeln und Spiralfingerringe sowie ein eisernes Armband).

§ 2. Die wichtigsten in Iwanowice vorkommenden Gefäßformen sind folgende: 1. Dunkelbraune oder schwarze, abgerundet doppelkonische Gefäße mit zwei am Umbruch oder dicht unterhalb desselben angesetzten Ösenhenkeln (Tf. 39b); 2. bauchige Gefäße mit mehr oder weniger abgesetztem Hals und vier lappenartigen Griffleisten unterhalb der größten Weite (Tf. 39c); 3. henkellose, rötliche, blumentopf- bzw. mehr eiförmige Becher (Tf. 39e); 4. schwarze Henkelschalen mit halbkugligem oder kalottenförmigem Bauch, leicht ausladendem Rand und hoch aufgerichtetem Bandhenkel (Tf. 39g); 5. ähnliche Henkelschalen mit abgesetztem, nach innen eingebogenem Hals (Tf. 39f); 6. Schüsseln mit starker Einziehung unterhalb des Randes und kleinem, an der größten Ausweitung angesetzten Ösenhenkel (Tf. 39d).

§ 3. Ähnliche Gräberfelder mit gemischter Bestattung kommen auch sonst im sw. Kleinpolen (z. B. in Kwaczale, Kr. Krakau, und Rudawa, Kr. Chrzanów) sowie im ö. Oberschlesien vor (z. B. Adamowitz [s. d.], Rosmierska und Tschammer-Elguth, Kr. Gr.-Strehlitz). In Kleinpolen findet man auch die nächsten Parallelen für die Gefäßformen des I. T. Sonderbarerweise kommen vollkommen gleiche Gefäßtypen auch im weitab gelegenen ostgalizischen Gräberfeld von Skwarzawa, Kr. Złoczów, vor (Dzieduszycki-Museum in Lemberg). Entferntere Analogien sind in einem großen Gebiet anzutreffen, das außer dem w. Kleinpolen auch das ö. Oberschlesien und Südposen umfaßt.

§ 4. Zeitlich gehört das Gräberfeld von Iwanowice (Gemarkung Klin) — es gibt in Iwanowice auf anderen Gemarkungen noch zwei weitere „Lausitzer"-Gräberfelder von verschiedener Zeitstellung —, wie es scheint, dem Ende der jüngsten BZ (Zweite Hälfte der Per. V Mont.) sowie der ältesten EZ an. Das Aufkommen der Skelettbestattung in der „Lausitzer" Kultur der frühesten EZ ist wohl weniger durch die Übernahme einer fremden Bestattungsart seitens der einheimischen Bevölkerung zu erklären als vielmehr durch eine Einwanderung von S bzw. SW her. Es kann sich hierbei m. E. nur um Illyrier handeln, und erst von diesem Moment an kann wenigstens ein Teil des „Lausitzer" Kulturgebiets als illyr. bezeichnet werden. Durch diese früheisenzeitl. Einwanderung finden die von Kossinna (Mannus 4 [1912] S. 293) erwähnten illyr. Ortsnamen in Schlesien eine genügende Erklärung, ohne daß wir dessentwegen genötigt sind, gleich die ganze Lausitzer Kultur von der II. Per. Mont. an den Illyriern zuzuschreiben.

Kozłowski *Badania archeologiczne na górze Klin w Iwanowicach, powiatu Miechowskiego* 1917 S. 27ff.

J. Kostrzewski

Iwris (Tf. 40). Zwei Kolossalreliefs mit Inschriften in hettit. Hieroglyphen bei der Ortschaft I., in der Nähe von Eregli, am Nordabhange des Taurus in Kleinasien. Die Reliefs sind gleichartig und stellen einen Gott der Fruchtbarkeit vor einem Weinstock stehend dar, dessen Stamm zwischen den Beinen des Gottes wächst, und dessen Rebenzweig er in der Hand hält. Dem Gott gegenüber steht der König mit dem anbetenden Gestus der Syrer: beide zur Faust geballte Hände vor das Angesicht erhebend (Tf. 40).

Abweichend von den Hettitern sind die Personen bärtig, und zwar mit Schnurrbart und Fliege. Als Zeit ist von L. Messerschmidt das 7. Jh. v. C. angenommen worden. In dem Gott wird Sandan vermutet, obgleich die Inschrift noch unverständlich ist. Von besonderem Interesse ist, daß das eine Relief gegenüber einer gewaltigen Karstquelle, das andere gegenüber einer Felshöhle eingemeißelt ist, die über eine Stunde weitab oben im Gebirge liegt. Es ist der gleiche Gedanke, wie bei den assyr. Denkmälern an der Tigrisquelle (s.d.), daß sich in der oberen Höhle das Wasser bilde für die ungewöhnlich starke untere Quelle. Gipsabgüsse von Iwris I befinden sich in Berlin und Konstantinopel.

MVAG 1900, 1906 Text zu Tf. 34 L. Messerschmidt; Peterm. Mitt. 1909 H. 11 S. 26 E. Herzfeld (Iwris II); H. Grothe *Meine Vorderasienexpedition* 1911 S. CCLV u. CCLXIII (Iwris II); Ath. Mitt. 45 (1920) S. 30, 47 E. Unger; Proc. Soc. Bibl. Arch. 33 (1911) S. 14 Tf. 30—31 (Iwris II) C. Thompson.

Eckhard Unger

Izjum s. Bachmut.

Iwris

Felsrelief. König vor Fruchtbarkeitsgott. Nach E. Meyer.

J

Jablanica (bei Medjulužje, Jugoslavien). 50 km s. von Belgrad. Bedeutende neol. Siedlung. Die Keramik zeigt im wesentlichen den gleichen, wenn auch etwas jüngeren Charakter wie die von Butmir (s. d.), ist aber weniger reich und unterscheidet sich von ihr durch die öfter verwendete weiße Inkrustation. Wie in Butmir (Band II Tf. 112—114) fanden sich auch hier zahlreiche, meist sehr rohe, klotzförmige Tonfiguren. Sie sind schwarz, braun, rot oder gelb, häufig auch rot bemalt und mit weiß inkrustierten Einritzungen verziert. Die Gesichter sind vielfach nur durch einfachen Fingerdruck, mit dem man die Nase herausmodellierte, hergestellt oder schildförmig mit übergroßen Augenumrissen (ähnlich denen von Vinča; s. d.). Die Arme sind nur als kurze Stümpfe angedeutet, Beine fehlen, vielmehr endet die Figur unten stempelartig. Bemerkenswert ist die starke Betonung der Hüften und die öfter vorkommende Durchbohrung der Randstellen des Körpers und namentlich des Kopfes, wie sie sich auch bei den Tonidolen der Moldau und den Knochenfiguren von Sultan Selo (s. d.), Kodža-Dermen (s. d.) und anderen Stationen Bulgariens (Band II Tf. 92) wiederfindet. Auch fanden sich mehrfach, wie in Ostrumelien, Figuren in sitzender oder halbliegender Stellung (Tf. 1 g). Die Verzierungen bestehen in geraden oder bogenförmigen, öfter zu Dreiecken oder Bändern geordneten, eingeritzten Linien, oder in Kreis- oder Spiralmustern, die namentlich in der Gesäßregion erscheinen. Daneben finden sich auch, wie in Butmir, namentlich unterhalb des Gesäßes, eingedrückte Punkte.

Miloje M. Vassits *Die neol. Station von Jablanica bei Medjulužje in Serbien* Archiv f. Anthr. 27 (1902) Nr. 4.

G. Wilke

Jacke. Eine J. mit kurzen Ärmeln und Brustschlitz wurde im Frauengrab von Borum Eshøi in Jütland gefunden (s. Kleidung A; Tf. 95 f). Die frühe Datierung (ä. BZ) macht es wenig wahrscheinlich, daß solche J. als eine Erfindung ö. Reitervölker nach dem N gekommen sind, wie Hüsing meint.

Mannus-Bibl. 23 (1922) S. 30 G. Girke; Wien. Präh. Z. 9 (1922) S. 124 G. Hüsing.

Alfred Götze

Jadeit (Italien). S. a. Nephrit. Schon in früher Zeit verwendet, um in Gestalt kleiner Äxte oder meißelartiger Formen, aber auch abgerundeter Rechtecke (Bull. Paletn. Ital. 43 Tf. II, 12) als Anhänger zu dienen, meist sporadisch gefunden, aber auch noch in Gräbern (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Register s. v. Jadeit, Chloromelanit, Nephrit, Amulette), gleichwertig mit den eben genannten verwandten Gesteinsarten, von denen sich Chloromelanit mehr im N, den Alpen nahe, und auf Corsika, Nephrit mehr im w. Unteritalien und auf Sizilien, Jadeit im N, O und auf Sizilien verwendet findet. Die grünliche oder schwärzliche Farbe, durch Politur noch wirkungsvoller gemacht, war sehr geeignet, ebenso wie die Korallen (s. d. B), rötliche Steine oder glänzendes Metall, am Halse oder auf der Brust angebracht, den bösen Blick abzulenken oder sonst sichernde oder heilende Wirkung auszuüben, wie einst, so namentlich in den abgelegeneren Teilen Italiens noch heute (Bellucci *Gli Amuletti.* Perugia 1908).

Die alte, noch durch H. Fischer, R. Virchow, Lovisato u. a. verfochtene Meinung, dies Material sei von fern eingeführt, also ein wichtiger Faktor für Ermittlung früher kommerzieller und kultureller Beziehungen — in diesem Falle natürlich äußerst wichtig —, ist für Italien erledigt durch den Nachweis zahlreicher Fundstätten namentlich in den w. Alpen und dem ligur. Appennin. Nuclei, besonders im Bereich metamorphischer Ge-

steine, übrigens auch n. der Alpen, wodurch sich die zahlreichen Funde und Anwendung auch in Frankreich, der Schweiz, Deutschland usw. erklären, werden immer häufiger festgestellt. Daher die bearbeiteten Stücke schon in neol. Höhlen Liguriens, wie in den Balzi rossi und der Grotte Pollera, mehr in Gräbern des Po-Landes (s. Alba, Cella Dati, Remedello), wo besonders Piemont und die Provinzen Parma und Reggio viele Beispiele geliefert haben. Im ö. Italien haben wir zahlreiche Stücke namentlich aus dem Vibrata-Tal (z. B. Bull. Paletn. Ital. 26 S. 79—87 Abb. 101—105; 34 S. 61) und aus andern Örtlichkeiten des amulettfrohen Picenums; im S kommen Calabrien, neuerdings auch Sizilien stark in Betracht, besonders für Nephrit, so daß der Wunsch berechtigt erscheint, einheimische Herkunft für das dortige Material ebenso wie für das picentische naturwissenschaftlich festzustellen.

Bull. Paletn. Ital. 9 (1883) S. 177ff.; 10 (1884) S. 101ff. Strobel; 12 (1886) S. 80—88 A. B. Meyer; A. B. Meyer *Neue Beiträge zur Kenntnis des Nephrit und Jadeit* 1891 S. 25—33; Boll. R. Com. geol. 1900 Heft 2, 1903 Heft 1 Franchi; A. B. Meyer *Der alpine Nephrit, Jadeit und Chloromelanit* 1903; Atti d. congr. stor. Roma 1903, 5 S. 357—71 Franchi; Z. dtsch. geol. Ges. 1906 Kalkowski (über Nephrit auch im ligurischen Apennin); Issel *La Liguria preistorica* 1908 S. 75—90. — Seit der Zeit ruhen die Untersuchungen, so daß die früher übereifrig verhandelte Frage als geklärt betrachtet werden kann.

v. Duhn

Jæderen (Norwegen) s. Nordischer Kreis A § 3e 2.

Jāfō. § 1. Die Küste Syriens hat sich erst in quartärer Zeit so weit gehoben, daß dort zur Siedlung geeignete Inseln oder Klippen entstanden. So bildete sich bei dem heutigen *jāfā* durch eine Riffkette, die etwa 80 m von der Küste entfernt ist, ein bescheidener natürlicher Hafen, der zu einer Siedlung an dem felsigen Ufer verlocken mußte (ZfEthn. 37 [1905] S. 455 M. Blanckenhorn). Von diesen ersten Siedlern, deren Herkunft unbekannt ist, stammen die neol. Feuersteingeräte, die sich in den Dünen fanden. In der Geschichte erscheint der Ort erst unter Thutmosis III., der *japu* in seiner Liste als erobert bezeichnet (K. Sethe *Urkunden* IV 783, 62; MVAG 12 [1907] 1 S. 21 W. M. Müller; Pal. Jahrb. 10 [1914] S. 68f. A. Alt). Wie diese Eroberung vor sich gegangen sein soll, wird höchst anschaulich im Pap. Harris 500 erzählt (G. Maspero *Études égypt.* I [1879] S. 53ff.; ders. *Contes populaires*[4] 1911 S. 115; Erman *Literatur der Ägypter* 1923 S. 216). Danach hat Thuti, ein General Thutmosis III., den Fürsten dieser Stadt zu Verhandlungen herausgelockt, betrunken gemacht und mit einem Keulenschlage betäubt. Noch nach den Amarnabriefen steht die Stadt *japu* unter äg. Herrschaft, scheint aber auch schon bedroht zu sein (Knudtzon 138, 6. 85; 294, 20; 296, 33; AO 7098). Auch die in Gezer gefundene babyl. Tafel (Macalister *Gezer* I 29ff.; Annual of the American Schools of Oriental Research 4 [1924] S. 106 W. F. Albright) und der Pap. Anastasi I (A. H. Gardiner *Egyptian Hieratic Texts* I 1 [1911] 25, 2 S. 27*) erwähnen den Ort.

§ 2. Im AT wird J. (hebr. *jāfô*, später Ἰόππη) nur selten genannt (z. B. Jos. 19 46), da es erst in der Makkabäerzeit von den Juden erobert wurde. Salomo soll dort (2. Chron. 2, 16) die für den Tempelbau bestimmten Hölzer vom Libanon gelandet und aufgestapelt haben. Daß der Hafen für die Fahrt nach Tharschisch benutzt wurde, weiß erst eine späte Schrift zu erzählen (Jon. 1, 3). Sanherib rühmt sich, die Stadt auf seinem dritten Feldzuge eingenommen zu haben (KB II 93). Von den Persern wurde sie den Sidoniern gegeben. Damals galt der Hafen als der beste an der ganzen syr. Küste. Über die Sage von Perseus und Andromeda, deren Schauplatz hierher verlegt wurde, vgl. E. Schürer (s. u.) S. 32f. Wirklich alte Reste sind in *jāfā*, dessen Umgebung außerordentlich fruchtbar ist, nicht erhalten. Daß der Ort schon im Altertum an dieser Stelle lag, ist trotzdem nicht zu bezweifeln (Quarterly stat. 53 [1921] S. 61 J. P. Peters denkt zu Unrecht an *bēt değan*).

PEF Memoirs 2 (1882) S. 254ff., 275ff.; H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 287f.; E. Schürer *Geschichte des jüd. Volkes* II[4] (1907) S. 128ff.

Peter Thomsen

Jagd. S. a. Nahrung, Wirtschaft. A. Paläolithikum (Tf. 41).

§ 1. Einleitung: Der Urmensch als Aas-Esser. — § 2. Liste der jagdbaren Säuger (Nutz- und Schutzjagd). — § 3. Primitive Jagdmethoden: Fallgruben-, Treib- und Hetzjagd. — § 4. Altpaläol.

Jagd. — § 5. Jungpaläol. Jagd. — § 6. Jagdnomadismus. Diluv. Jagddarstellungen. Jagdmagie. Das Domestikationsproblem. — § 7. Vogeljagd. Fischerei. Muschel- und Pflanzenkost. — § 8. Feuer. Kochgefäße. Anthropophagie.

§ 1. Jeder Kenntnis von Ackerbau und Viehzucht bar, war der Mensch der Diluvialzeit ausschließlich auf die J. angewiesen, von deren Ergebnis sein Wohl und Wehe, ja überhaupt seine Existenz abhing. Auf sie waren dementsprechend von allem Anfange an seine Instinkte, seine Phantasie und erwachende Ideenwelt vorzugsweise eingestellt, und sie bildete sein hauptsächliches Tagewerk, seinen gebieterischen Lebenszweck.

Unter den Begriff „Jagd" fällt natürlich nicht nur die Erbeutung großer oder kleiner Säugetiere, sondern in zweiter Linie auch der Fisch- und Vogelfang, die Muschelsuche, die Aufsammlung von Vegetabilien und ähnlichem. Man hat in jüngster Zeit wiederum die Frage aufgerollt, ob der Mensch der ä. StZ nicht nur gelegentlicher Aasesser war, was nicht zu bezweifeln ist, sondern der Aasnahrung überhaupt systematisch nachging. Es ist bekannt, daß an dem mährischen FO Předmost (s. Böhmen-Mähren A) überraschende Mengen von Mammutresten aller Altersstufen gefunden wurden, angefangen von kaum geborenen Kälbchen bis zu ausgewachsenen, alten Tieren, so daß K. Maška ihre Anzahl mir gegenüber auf rund 900 Exemplare schätzte. Ähnlich, wie bereits i. J. 1888 Jap. Steenstrup, nehmen neuerdings O. Abel und W. Soergel an, daß der Urmensch hier eine riesige verendete Mammutherde angetroffen habe, welche Schneestürmen oder Epidemien zum Opfer gefallen wäre, und daß er sich, zusammen mit den Raubtieren, dieses Leichenhaufens zu Nahrungszwecken bemächtigt hätte.

Wir vermögen uns dieser Ansicht nicht anzuschließen. Es ist selbstverständlich, daß der Eiszeitmensch in der Bečva-Ebene nicht viele Hunderte von Tieren „auf einmal fing oder erlegte", sondern steht außer Zweifel, daß der Platz sehr lange bewohnt gewesen sein muß und einen strategischen Jägertreffpunkt bildete, an welchen jene Horden immer wieder zurückkehrten, wie bereits die vielen Feuerstätten und mehr als 25000 Steinartefakte nahelegen. Überdies ist heute erwiesen, daß Předmost überhaupt nicht einer einzigen Kulturstufe angehört, sondern daß sich seine Besiedlung über das mittl. und jüngere Aurignacien sowie das ältere Solutréen erstreckte, so daß demgemäß hier die Abfälle langer Generationen lagern. Hierbei ergab sich sicher des öfteren der Fall, daß im Winter auch größere, zusammenhängende Körperteile in gefrorenem Zustande aus der ferneren Umgebung auf dem harten Schnee zum Hauptlagerplatze geschlittet wurden. Das gleiche gilt für die aurignacienzeitlichen Plätze von Willendorf, Langmannersdorf, Krems a. Donau (sämtliche in Niederösterreich), wo abermals große Massen des nämlichen Kälteelefanten angetroffen werden, welche beweisen, daß sich jene Lößjäger geradezu auf die Mammutjagd eingestellt hatten. Ähnliche erstaunliche und auf den ersten Blick disproportionierte Anhäufungen von Jagdbeute finden sich auch anderwärts und aus anderen Zeitstufen. Sie sprechen nicht zugunsten der „Epidemientheorie", sondern erklären sich abermals zwanglos als die Folge von längerer bzw. wiederholter Besiedlung bestimmter, günstig gelegener Jagdstätten. Der Spätchelléenplatz von Torralba (Pyrenäenhalbinsel; vielleicht auch mit etwas Frühacheuléen?) lieferte die Reste von rund 30 Individuen des interglazialen Altelefanten; ebenso viele dürften ebenda früher beim Bahnbau bloßgelegt worden sein, und eine ähnliche Anzahl ruht wohl noch im unerschlossenen Erdinnern. Am acheuléenzeitlichen Platze von La Micoque und in Solutré (mit Aurignacien und Solutréen; beide in Frankreich) liegen die Reste von vielen Tausenden von Wildpferden aufgespeichert, so daß man mit Recht von echten „Pferdebreccien" gesprochen hat, und auf über tausend sind die Hirsche zu veranschlagen, welche in der span. Castillo-Höhle (s. d.), trotz starker Auslaugung durch Sinterwasser und Pressung durch höhere Schichten, die stellenweise bis zu 1,80 m mächtige ältere Magdalénienschicht aufbauen. Sie sind sämtlich das Ergebnis einer intensiven, langen Jagd.

§ 2. Man hat, nicht mit Unrecht, verschiedene Male vom „Jägerparadies" der Diluvialzeit gesprochen. Überraschend

groß war der Artenreichtum der europ. Makrofauna, welche in den interglazialen Zeiten unter den günstigsten Lebensbedingungen auf freier Wildbahn lebte; aber auch die jagdbare Tierwelt der Eiszeiten war eine sehr mannigfaltige, zumal sich in den eisfreien Tundren, Steppen und Wäldern die aus dem hohen N bzw. den Gebirgen abgewanderten Faunen zusammengedrängt begegneten (s. Diluvialfauna).

Die für den Quartärmenschen in Betracht kommende jagdbare Säugerwelt umfaßte sowohl Herbivoren als auch Carnivoren. In großem Stile mußte sich eine im wesentlichen auf die Pflanzenfresser umschriebene Nutzjagd entfalten, für welche hauptsächlich die nachstehenden Arten wichtig waren: Flußpferd, Elefanten (Altelefant, Trogontherienelefant; Mammut), Nashörner (etruskisches Nashorn, Mercksches Nashorn; wollhaariges Rhinoceros), Wildpferde, Wildrinder (Ur und Bison), Cerviden (Edelhirsch, Riesenhirsch, Elch, Reh; Rentier), Capriden (Steinbock, Gemse); Wildschwein, Hase, Kaninchen.

Von untergeordneter Bedeutung waren eine Reihe weiterer Arten, deren Auftreten überdies zum Teile geographisch enger umschrieben war: Affe (?), Mouflon, Stachelschwein; Seehund, Moschusochse, Saiga-Antilope, Murmeltier, Vielfraß; Biber, Fischotter; Dachs, Eichhörnchen, Igel, Ziesel; Maulwurf, Ratte, Lemming und andere kleine Nager (teils überhaupt nur „Gelegenheitsjagd").

Gegenüber den Fleischfressern, zumeist gefährlichen Raubtieren, hatte sich eine entsprechende Schutzjagd zu betätigen. Sie erstreckte sich vornehmlich auf Vertreter aus dem Geschlechte der Katzen: Säbelkatze (?), Löwe, Panther, Luchs, auf Hyänen (gestreifte Hyäne; Höhlenhyäne), Bären (etrusk. Bär, brauner Bär, Höhlenbär) und Caniden (Wolf, Cuon, Eisfuchs).

Die Unschädlichmachung vieler dieser Feinde war dem diluv. Jäger durch den Selbsterhaltungstrieb auferlegt; außerdem vermochten sie ihm nicht selten die eigene Nutzjagd zu vereiteln, durch Verscheuchen des Wildes, Abfangen verletzter Tiere und Plünderung der Fallen. Dies schließt nicht aus, daß Raubtieren dieser Gruppe auch zu Nutzzwecken nachgestellt wurde (Gewinnung des Fleisches, Fettes oder Felles); letzteres gilt vorab vom Bären und wohl auch vom Wolf, Eisfuchs u. a.

§ 3. Primitive Jagdmethoden. Als die einfachste, erfolgreichste Art, sich größerer Säugetiere zu bemächtigen, welche durch ihre Verteidigungsmittel gefährlich, ihre Schnelligkeit schwer erreichbar oder durch primitive Waffen nicht ernstlich verletzbar waren, kam der Fang mittels Fallgruben in Betracht, der auch von heutigen Jägervölkern noch großzügig geübt wird. Wir haben uns die paläol. Gruben am regelmäßigen Wechsel, an der Fährte zur Tränke und an anderen passenden Stellen angelegt zu denken, vielleicht mit in den Boden eingesetzten spitzen Holzpfählen, und durch Buschwerk, Zweige und aufgestreute Losung verblendet. In eine derartige Falle brach das Opfer ahnungslos ein, sich nicht selten bereits im Sturze schwer verletzend. Nachdem es sich in vergeblichen Versuchen, sich herauszuarbeiten, abgemattet hatte, mag es mit Steinen vollends getötet oder mit Feuerbränden erstickt worden sein, falls man es nicht vorzog, sein natürliches Ende, infolge der erlittenen Verletzungen oder durch Verhungern, abzuwarten.

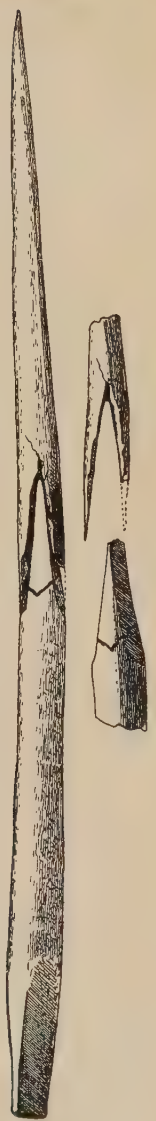
In solchen Fallgruben wurden jedenfalls die großen diluv. Dickhäuter (Elefanten, Nashörner und Flußpferde) gejagt, alsdann nicht selten wohl auch die gefährlicheren, größeren Raubtiere. Letztere mögen, soweit es sich um Höhlenbewohner handelte, des öfteren auch in ihren Felsverstecken durch Rauch erstickt oder mittels Steinschlichtungen „eingemauert" worden sein. Daß der Fallgrubenfang desgleichen auf Wölfe, Wildpferde, Bisons, Cerviden usw. Anwendung fand, ist nicht zu bezweifeln. Bisweilen dürfte man die Beute, in vorsichtiger Einkreisung oder tierischer Verkleidung, gegen die geschickt angelegten und verdeckten Erdlöcher getrieben haben.

Dies führt uns zugleich auf weitere Jagdmethoden, welche, ohne Anwendung irgendwie vollkommenerer Waffen oder Jagdgeräte, erfolgreiche Ergebnisse zu sichern vermochten. Hierzu gehört vor allem die primitive Treibjagd, mittels welcher die Tiere (Wildpferde, Wildrinder, Cerviden u. a.) von einem Jägertrupp in Engtäler, Schluchten, zu steilen Fels-

a

c

d



b

Jagd A. Paläolithikum

a. Speerschleuder (Rentierhorn). Höhle von Lorthet, Frankreich. $^1/_2$ n. Gr. Nach Photographie. — b. Zusammengesetzte Speerspitze (Hirschhorn). Paloma-Höhle, Spanien. Naturhistorisches Museum Madrid. $^3/_4$ n. Gr. — c. Fallen oder Verhaue mit eingezeichneten Tierfährten. Wandmalereien. Pileta-Höhle, Spanien. $^1/_9$ n. Gr. Nach H. Breuil, H. Obermaier und W. Verner. — d. Bisondarstellung mit eingezeichneten Speeren oder Pfeilen. Malerei aus der Niaux-Höhle, Frankreich. Stark verkleinert. Nach H. Breuil.

abstürzen, in Sumpfgebiete gescheucht wurden, wo sie, verletzt oder entkräftet, mit Steinwürfen, Keulen oder sonsthin in einer Weise getötet worden sein mögen, die unseren heutigen Begriffen von Menschlichkeit allerdings Hohn sprach. Als wertvoller Bundesgenosse stand hierbei dem Menschen unter Umständen das Feuer zur Seite.

Damit verwandt ist die Hetzjagd, bei welcher ein kleiner Trupp seine ausersehene Beute (besonders junge, hochträchtige oder irgendwie verletzte Tiere), womöglich über ungünstiges Terrain, unausgesetzt verfolgte, ohne sie zum Fressen oder Ruhen gelangen zu lassen, bis sie völlig erschöpft unterlag. Dem arktischen Jägertum der Eiszeit kam der Schnee zu Hilfe, insofern die schweren Bisons, Wildpferde, Elche, besonders bei Neuschnee oder Tauwetter, bis an den Bauch einsinken und alsdann den kombiniert treibenden Jägern leichter zum Opfer werden mußten.

Ob die Urzeit bereits größere Fallenapparate, wie Quetschfallen mit Fallklotz, an gebogenen Zweigen befestigte Schnellschlingen u. ä., kannte, bleibt eine offene Frage.

§ 4. Fassen wir die Jagd des Altpaläol. näher ins Auge, so betont W. Soergel mit Recht, daß dieselbe sehr unvollkommen und mühevoll, armselig und ungewiß gewesen sein muß, in Anbetracht der tiefen Stufe, auf welcher jene Jäger geistig und technisch standen. In der Tat waren die Steinwaffen dieses Abschnittes (Faustkeile, Handspitzen) als Angriffswaffen wenig geeignet, besonders nicht auf größere Entfernung, und vermochten der Großfauna (Pachydermen) überhaupt keine ernstlichen Wunden beizubringen. Wenn trotzdem in der Beuteliste die plumpen Dickhäuter (Elefanten und Nashörner) vorwiegen, so müssen sie soviel wie ausschließlich durch Fallgrubenfang erlegt worden sein, der auch auf den Bären, Ur, Bison und dgl. Anwendung fand. In Übereinstimmung hiermit vermochte Soergel den interessanten Nachweis zu erbringen, daß an den klassischen FO, wie z. B. in Taubach, die Reste jugendlicher Altelefanten oder Rhinozeronten jene von alten Tieren tatsächlich an Zahl bedeutend übertreffen; sie fielen, weil unbehol-fener und unerfahrener, ihren Verfolgern leichter zur Beute.

Die Faustkeile mögen (neben hölzernen Grabstöcken; ?) häufig zum Auswerfen der Gruben gedient haben, ferner auch, um ebenda störende Wurzeln abzuhacken, Pfähle zu behauen u. a. m. Nach Art der „Tomahawks" in Holz geschäftet, ergaben speziell die scharfgerandeten Acheuléentypen nicht zu unterschätzende Nahewaffen, mit denen gefangene oder halb zu Tode gehetzte Tiere (unter Ausschluß der großen Dickhäuter) vollends erledigt werden konnten. Für ähnliche Zwecke dienten sicherlich auch Knüppel und die auf den geworfenen Prügel zurückgehenden Wurfkeulen. Zugespitzte, am Feuer hartgebrannte Holzspeere können wir als bekannt voraussetzen; die zu ihrer Bewehrung verfügbaren Steinspitzen dürften aber nur Stoßwaffen für kurze Entfernung und für leichtverletzbare Gegner (zumeist gegen Mitmenschen bestimmte „Kriegswaffen") abgegeben haben. Dagegen war die Schnittwirkung der kleineren Steingeräte zum Abhäuten und Zerlegen der Jagdbeute eine vorzügliche.

Im Moustérien südlicher Plätze (z. B. in der span. Castillo-Höhle) erscheint flüchtiges Wild in hohem Prozentsatze auf der Jagdliste, so vorab der Hirsch und das Wildpferd. Dies läßt vermuten, daß jene Stämme auch die Schleichjagd in größerem Maßstabe betrieben haben dürften. Die diesbezügliche Geschicklichkeit moderner Jägervölker, beispielsweise der Buschmänner, grenzt ans Unglaubliche. Ebenso ausdauernd wie verschlagen, vermögen sie stundenlang unter Blättern und Streu versteckt zu lauern, Tierfährten genauestens auszulegen und zu verfolgen und sich raubtierähnlich anzupürschen, um schließlich die Beute aus nächster Nähe, ja selbst im Schlafe zu überfallen. Die Australier bestreichen sich mit Schlamm, um weniger leicht gewittert zu werden, und decken sich hinter stark beblätterten Zweigen und tragbaren Gestellen aus Laub und Schilf. In diesem Zusammenhange ist das nicht seltene Auftreten von ausgesuchten Steinkugeln oder Bachkieseln an Moustérienplätzen (La Quina, Grotte du Loup usw.) zu erwähnen. Sie dürften, ähnlich wie die kleineren „diskusförmigen Fäustel", als

Schleudersteine gedient haben, mit denen angeschlichene Hirsche u. dgl. schwer verletzt werden konnten. In Lederbeutel eingehüllt und an lassoartigen Riemen befestigt, mußten sie bereits ermüdete Tiere endgültig zum Falle bringen, wenn sich dieses kräftig geschleuderte Geschoß um die Beine wickelte.

§ 5. Mit dem Jungpaläol. geben sich tiefgreifende Änderungen in der urzeitlichen J. zu erkennen. Im Gefolge einer wesentlich verfeinerten Waffentechnik setzt nunmehr die „Fernjagd" auf flüchtiges Herdenwild systematisch und in großem Maßstabe ein, hauptsächlich jene auf Wildpferde, Hirsche, Rentiere und Capriden, wobei es keiner besonderen Betonung bedarf, daß die Jagdauslese, ähnlich wie schon früher, durch klimatische, zoogeographische und lokaltopographische Besonderheiten nicht unbedeutenden Modifikationen unterworfen war. Dem Jäger lag nunmehr nicht nur daran, sich mit Fleisch und Fett, Sehnen und Fellen, sondern auch mit geeigneten Knochen und, noch mehr, mit Geweihmaterial zu versehen, aus welchen eine Reihe von Artefakten hergestellt wurden, die ihm den Kampf ums Dasein wesentlich erleichterten.

Es erscheinen jetzt eine Reihe scharfer, feinpolierter und elastischer Spitztypen aus Elfenbein, Knochen und noch häufiger aus Horn, bald flach oval, bald massiv rund oder von kantigem Querschnitte, bald gerade, bald leicht gekrümmt und mit seitlicher Abplattung in der Mitte. Noch später stellen sich scharfdornige, bis zu 20 cm lange Harpunen ein (s. die verschiedenen Stufen des Jungpaläol.). Diese Typen dienten, wie vielfach auch gewisse Silexgeräte (hauptsächlich die Kerb- und dünnen Blattspitzen), ohne Zweifel zur Bewehrung von Geschossen, zunächst von Speeren. Zur Erhöhung ihrer Durchschlagskraft und Tragweite dienten breitere Wurfbretter oder dünne Wurfstäbe (Speerschleudern, *propulseurs*) mit aufgesetztem oder geschnitztem Haken („Dorn") am hinteren Ende. Derartige Speerschleudern, mit welchen z. B. die Australier bis auf 70 m Entfernung treffsicher zu schießen vermögen, sind uns mehrere aus Rentierhorn überkommen. Sicher beobachtete Fundvorkommnisse aus der span. Paloma-Höhle, der frz. Höhle von Isturitz usw. beweisen, daß diese Speerspitzen nicht selten kombiniert waren, d. h. sich aus zwei ineinandergesteckten Hornteilen zusammensetzten. Die eigentliche Spitze brach im Tierkörper ab, blieb ebenda haften und drang, infolge der heftigen Bewegungen des getroffenen Opfers, zumeist noch tiefer ein, dessen Erliegen beschleunigend. Daß die tiefen Rillen längs des Körpers mancher Spitzen zur Aufnahme von Pflanzengiften dienten, halten wir nicht für ausgeschlossen (Tf. 41 a und b).

Neben dem Speere kannte der Jäger des Jungpaläol. sicher bereits auch den Pfeil und Bogen, wie die zahlreichen Felsmalereien Ostspaniens beweisen, deren diluv. Alter aus zahlreichen Gründen heute nicht mehr ernstlich in Frage gestellt werden kann (s. Kunst A III; Band I Tf. 30, 31). Die Bogen waren groß, im Mittel von halber Manneshöhe, manchmal noch ansehnlicher, und besaßen bald einfache, bald zusammengesetzte Enden. Die desgleichen stets ziemlich langen Pfeile liefen zum Teil in geradliniger Spitze aus, zum Teil trugen sie seitlich befestigte Schrägspitzen, genau von der Form, wie sie in den Solutréen- und Magdalénienstationen Nordspaniens, aus Hirschhorn und mit mittlerer Abplattung, häufig gefunden werden. Am unteren Ende ist nicht selten eine echte Pfeilsicherung, wohl mittels Federn hergestellt, ersichtlich (Memor. Comisión. Nr. 23 S. 105ff. Obermaier-Wernert).

Diese andersartige Bewertung der Beutetiere, im Gefolge der Erfindung viel wirksamerer Fernwaffen und teilweise veränderter Jagdinteressen, will keineswegs besagen, daß im ausgehenden Quartär die im Altpaläol. geübten Methoden ausgeschaltet wären. Die Fallgrubenjagd blieb selbstverständlich in Übung, zumal sie, für große Pachydermen (Mammut und Nashorn), Raubtiere, den gefährlichen Ur und Bison, nach wie vor unersetzlich war. Die Treib-, Hetz- und Schleichjagd gewannen nunmehr, im Gegenteil, erhöhtes Interesse, da sie leichter wurden und eine intensive Massenjagd ermöglichten. Tierische Vermummungen in harmlose Arten (Überdecken mit Renfellen und dgl.) oder in ab-

schreckende Spezies (Verhüllung mit den Fellen von Wölfen, Panthern usw.) haben wohl vielfach Anwendung gefunden (s. Kleidung A § 4; Tf. 94 a, b); die oft vorkommenden Rentierphalangen mit rundlichen Löchern mögen als Signalpfeifchen der Schützen und Treiber gedient haben (s. Schmuck A).

§ 6. Die ersten Jagdanfänge des Urmenschen waren, in Anbetracht seines Tiefstandes, mühselig und ungewiß, geleitet vom Ernährungstriebe und stark vom Glücke abhängig. Diese Stufe der unsicheren Zufallsjagd wurde durch jene der planmäßig organisierten Jagd abgelöst. Letztere hat nicht nur eine genaue Kenntnis des Wildes und seiner Gewohnheiten, sondern auch eine ebensolche des Terrains („Wechselstellen" der Tiere; benutzbare Jagdpfade; strategische Plätze für Treib- und Einkreisejagd usw.) zur Voraussetzung. Diese für eine großzügigere, ergiebige Jagd unerläßliche „Revierkenntnis" dürfen wir wohl bereits den jüngeren Stufen des Altpaläol. zuerkennen und, mit noch mehr Gewißheit, den jagdtechnisch hochstehenden Jungpaläolithikern. Aus diesem Grunde war der Nomadismus dieser Stämme jedenfalls ein beschränkter, d. h. auf bestimmte Zonen (Gebirge und Flußnetze) begrenzt. Dies wird auch durch die Existenz deutlicher „Kulturprovinzen", mit regionalen Sondertypen, bewiesen, sowie durch die Tatsache, daß jene Nomaden vielfach immer wieder an die nämlichen Siedlungsplätze zurückkehrten, teils instinktiv, teils sicher absichtlich. Wir erinnern nur an die 9 übereinander gelagerten Aurignacienschichten der niederösterr. Freilandstation von Willendorf oder an die Castillo-Höhle (s. d.). Auf diese Weise erklärt sich auch, daß in den gemalten Höhlen, anscheinend Heiligtümer, an ein und der nämlichen Wandfläche Darstellungen verschiedener Altersstufen vorzukommen vermögen.

Im nördlicheren Europa (Frankreich, England, Zentral- und Ostgebiete) stand die Jagd der Quartärzeit, vom Moustérien bis zum Magdalénien, im Zeichen des arktischen Jägertums, mit kurzer Sommerjagd auf Prärie und Tundra und langer, winterlicher Schneejagd, welch letztere die Treib- und Hetzmethoden ausgiebig begünstigen mußte (s. o.), besonders wenn wir den Gebrauch von Rahmenschneeschuhen als bekannt voraussetzen. Hauptwild waren das Rentier, das z. B. im Schweizersbild 75%, im Keßlerloch 79% der gesamten Beute ausmacht, sodann das Wildpferd, der Bison und, im offenen Lößterrain, das Mammut.

Einwandfreie Jagddarstellungen fehlen im Rahmen der paläol. Kleinkunst, ebenso in der Höhlenwandkunst der frankokantabrischen Zone (Südfrankreich und Nordspanien; s. Kunst A § 5 und 9). Trotzdem wurde jene Bilderauslese soviel wie ausschließlich unter dem Gesichtswinkel des Jagdinteresses getroffen, und demgemäß stehen die Wiedergaben vom Rentier, Wildpferd, Bison und Hirsch im Vordergrunde; ziemlich häufig sind noch jene vom Mammut, Ur, Steinbock und der Gemse. Selten erscheinen Spezies der Gelegenheits- und Schutzjagd (Raubtiere). Merkwürdig sind verschiedene Zeichnungen von Keulenform (Santián-Höhle, Pindal-Höhle usw.) und von Gestalt von Bumerangs, d. i. im Winkel gebogenen, zum Schleudern bestimmten Holzlatten (Pasiega-Höhle).

Sehr gut sind wir bildlich über die jungpaläol. Jagd Südeuropas unterrichtet, dank der szenischen Darstellungen in den Felsnischen Ostspaniens. Die Liste der Jagdtiere erscheint selbstverständlich aus zoogeographischen Gründen teilweise modifiziert, und die Hauptrolle fällt dem Hirsch, Steinbock und Urstier zu. Köstliche Darstellungen von Einzeljagden bergen beispielsweise die Nischen vom Mas d'en Josep und Charco del Agua Amarga (Band II Tf. 168 a), allwo je ein vereinzelter Jäger einem Hirsch bzw. Eber nacheilt. Die Tiere sind bereits verwundet und tragen Pfeile im Körper; der Schütze rennt hinter ihnen in voller Verfolgung, ihr Zusammenbrechen erwartend. In der Caballos-Höhle (Valltorta-Schlucht; s. d.) ist uns eine lebensvolle Hirschjagd überliefert: ein ansehnliches Rudel wird von (unsichtbaren) Treibern gegen 4 Bogenschützen gehetzt, wobei fast alle Tiere bereits Brustschüsse aufweisen. In Villar del Humo ist eine planmäßige Jagd auf Steinböcke wiedergegeben. Die Herde ist von allen Seiten eingekreist und wird auf kurze Entfernung zusammengeschossen.

Daß jene Capsien-Leute treffliche Fährtensucher waren, erhärten die Fährtenbilder

der Cueva dels Tolls (Valltorta-Schlucht) und von Morella la Vella; auf Verhaue oder Fallen lassen die merkwürdigen quartären Oval- oder Kreisbilder der Pileta-Höhle schließen, mit Fährten in ihrem Innern und „Eingangspforten" in ihrer Peripherie (Tf. 41 c).

Es steht demnach fest, daß die J. des Jungpaläol. eine viel intensivere war als auf den Vorstufen, und daß die wirksamere Bewaffnung jenen Jägern bereits eine sichere Vorherrschaft über die Fauna verlieh. Trotzdem schließen wir uns durchaus der Ansicht von W. Soergel an, daß es nicht der diluv. Mensch war, welcher einen großen Teil jener Fauna ausgerottet und zum Erlöschen gebracht hat.

In Anbetracht des Umstandes, daß die J. den ganzen Daseinszweck des diluv. Menschen ausmachte, ist es begreiflich, daß der letztere gegenüber der ihn umgebenden Tierwelt nicht nur in einem absolut materiellen, sondern auch in einem intimen psychologischen Abhängigkeitsverhältnisse stand. Die Jagdmagie, im weitesten Sinne des Wortes, nahm jedenfalls einen wesentl. Platz in seiner Ideenwelt ein. Mit solcher sind vielleicht bereits die altmoustérienzeitlichen Bärenschädeltrophäen der in 2445 m Seehöhe gelegenen Drachenloch-Höhle bei Vättis (s. Schweiz A) in Zusammenhang zu bringen, falls man nicht an Verstauung von Trockenfleisch zu Nahrungszwecken denken will. Unter den Schutz starker Tiere scheint man gelegentlich paläol. Bestattungen gestellt zu haben (s. Grab A).

Noch mehr wird die obige Annahme durch die darstellende Kunst nahegelegt. Jagdamulette dürften die Mehrzahl der freien, kleinen Tierbilder, manchmal mit eingravierten Harpunen (Sordes, Isturitz, Valle u. a. m.), sein. Auf Jagdmagie führen wir, mit der großen Mehrzahl der Fachleute, die Höhlenbilder zurück, mit nicht selten angedeuteten symbolischen Verwundungen. Wir verweisen hier nur auf die gespeerten Tonstatuetten der Montespan-Höhle (s. d.). Auch religiöser Vermehrungszauber mag oft bestimmend mitgespielt haben (s. Kunst A § 5, 9, 12; Tf. 41 d).

Daß der Mensch des ausgehenden Paläol. in Europa bereits Domestikationsversuche unternommen habe, ist nicht sehr wahrscheinlich, trotz der Tatsache, daß er sicherlich nicht selten bloßer „Fänger" war, und daß sich z. B. junge oder verletzte Wildpferde leicht und ohne größeren Widerstand ergeben und dann ebenso wie junge Hirsche, Rentiere und ähnl. in Pferchen oder gefesselt als „Fleischreserve" zum Schlachten aufgespart werden konnten. Von dieser letzteren Maßnahme zur wirklichen Haustierwerdung ist jedoch noch ein ungeheuerer Schritt. Auf keinen Fall sprechen die bisherigen Fundbeobachtungen zugunsten dieser Meinung. Das gleiche gilt von den bildlichen Wiedergaben; die sog. „Halfterdarstellungen" gehen ohne Frage auf merkwürdige Stilisierungstendenzen zurück, die „Pferdedecken" und ähnl. auf nachweisbar irrige Interpretationen gewisser Felsbilder (s. Diluvialfauna § 8).

§ 7. Neben größeren Säugetieren hat der diluv. Jäger keineswegs kleinere Arten verschmäht, wie den Biber, Hasen (Schneehasen), den dreisten und unvorsichtigen Eisfuchs, das im s. Spanien häufige Kaninchen u. a. m. Er mag sich ihrer vielfach mittels Schlingenfang bemächtigt haben.

Den Vogelresten fällt im allg. auch in den jungpaläol. Fundlisten ein bescheidener Anteil zu, ausgenommen das häufige Schneehuhn. Oftmals mag man diesen zerbrechlichen, schwer zu konservierenden Resten überdies bei den Ausgrabungen nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben. Das Ausnehmen von Nestern, behufs Erlangung der Eier und Jungen, war sicherlich in Übung; für die direkte Jagd kamen neben Schlingen und Fallen der Pfeil, die Schleuder, Wurfhölzer u. ä. in Betracht. Unter den ziemlich seltenen Vogelbildern wiegen die Wiedergaben größerer Arten vor; die Radien von Adlern u. a. erscheinen manchmal als Ockerpulver- oder Nadelbüchsen verwendet und mit Gravierungen verziert.

In höherem Maßstabe waren für die Vogeljagd anscheinend einzelne Küstenstämme organisiert, so z. B. die aurignacienzeitlichen Bewohner der Romanelli-Höhle (s. d., Italien A § 4).

Die ursprünglichste Art der Fischerei war wohl, die Tiere mit der bloßen Hand

zu fangen; außerdem fiel es nicht schwer, die Fische in Altwässern und seitlichen Flußrinnen durch Abdämmung abzusperren und sich ihrer zu bemächtigen. Auf jeden Fall ergab sich der Jungpaläolithiker in geeigneten Gegenden eifrig dieser Beschäftigung, wie auch das Auftreten eigener Fischereigeräte nahelegt. Die Tiere wurden, wohl meist bei nächtlichem Fackelbrande, gespeert, mit Pfeilen geschossen oder harpuniert, da die Harpunen des ausgehenden Quartärs großenteils diesem Zwecke gedient haben dürften. Richtige Angelhaken wurden aus Knochen, Horn und Holz geschnitzt. Auch an Fallen mit hochschnellenden Ruten und laufenden Schlingen, sowie an geflochtene Fangkörbe (Reusen oder beutelartige Käscher) darf gedacht werden.

Die Küstengebiete lieferten außerdem ausgiebige, leicht zu beschaffende Muschelkost, deren Überbleibsel neben den Resten weiterer Schal- und kleiner Seetiere speziell im Epipaläolithikum in überraschenden Anhäufungen auftreten (s. Kjökkenmöddingstufe). Auch Landschnecken wurden oft in erstaunlichen Mengen genossen; es sei nur auf die Schneckenhaufen des Capsien (s. Nördliches Afrika) und die Helixstraten vieler Azilienplätze hingewiesen.

Dazu kam sicher noch eine mannigfache „Kleinkost", welche z. T. vielleicht sogar als Leckerbissen eigens gesucht, in keinem Falle aber, in Zeiten von Not und Hunger, verschmäht wurde. Es gehören hierher Fledermäuse, Aale und Schlangen, Frösche, Krebse, Schildkröten, Eidechsen, ferner Heuschrecken, Raupen, Käfer, Fliegen, Spinnen und Larven.

Eine wichtige Ergänzung zur Fleischkost lieferten die Vegetabilien. Bezüglich der Wildfrüchte und Sämereien ist vor allem der Beeren zu gedenken, ferner, im s. Europa und überhaupt in milderen Klimaphasen, der Nüsse, Kastanien, wilden Trauben, Kürbisse, Früchte der Buche, Eiche, Schlehe, Wildkirsche u. a. m. Die meisten dieser Nahrungsmittel ließen sich in getrocknetem oder zerstampftem Zustande aufbewahren und mögen die wandernde Horde oder den pürschenden Jäger in Lederbeuteln als „eiserner Proviant" begleitet haben.

Frische Pflanzenkost, im engeren Sinne, gaben die Kräuter und Flechten, Fruchthüllen und Blattriebe ab, daneben suchte man Knollen, Wurzeln und Pilze. Durch Abschälen der Baumrinde mittels Steinschaber vermochte man das nahrhafte Cambium zu gewinnen.

Diese Sammelwirtschaft oblag auf den jüngeren, höher organisierten Stufen des Paläol. wohl hauptsächlich den Weibern und Kindern. Die originelle Honigsuchergruppe von Bicorp (s. d. und Kunst A § 11) ergänzt die quartäre Speisekarte um ein weiteres Detail. Die ziemlich häufigen Reib- und Mühlsteine im Capsien von Ägypten (s. d. A) lassen darauf schließen, daß damals Gramineen u. ä. wenigstens im Nil-Lande bereits zermahlen und vielleicht in Breiform genossen wurden.

§ 8. Ob der älteste uns näher bekannte Mensch vom Neandertal-Typus wesentlich Fleischesser (H. Martin) oder eher Pflanzenesser (M. Boule) war, läßt sich schwer entscheiden. Auf jeden Fall haben unsere primitivsten Vorfahren ihre Nahrung, auch die tierische Kost, zunächst in rohem Zustande genossen. Trotzdem war das Feuer verhältnismäßig früh bekannt, denn schon im Altchelléen begegnen uns Steinwerkzeuge, welche typische Feuerrisse aufweisen, mithin in Herdglut gelegen haben müssen. Anfangs schwer zu erlangen und zu unterhalten, wurde es später sicherlich plangemäß durch Reiben, Bohren oder Quirlen erzeugt (s. Feuer B § 3).

Die Kenntnis des Feuers war für den diluv. Menschen von größter Bedeutung. Sein ältester und bester Freund, schützte es ihn und seinen Lagerplatz vor den nächtlichen Raubtieren, half ihm, harte Pflanzenkost genießbarer und die Fleischnahrung wohlschmeckender zu gestalten. Letztere dürfte wohl in heißer Asche oder an glühenden Kohlen geröstet bzw. auch mittels heißer Steine, in Erdgruben oder Aschenhaufen, gar gekocht worden sein.

Nicht zu übersehen ist, daß Fleisch durch oberflächliches Ankohlen oder Einäschern zugleich für längere Zeit genießbar bleibt. Letzteres konnte auch durch Eingraben oder sonstige Verstauung, Dörren und Trocknen an der Luft erzielt werden; zur kalten Eiszeit hielt sich die Jagdbeute

trefflich in gefrorenem Zustande (s. Siedlung B § 3).

Neben den bereits erwähnten Kochmethoden darf auch das Sieden in primitiven Gefäßen in Erwägung gezogen werden. Als solche kamen für das Paläol. „Schalen" aus Tierschädeln und Holz, größere Muscheln, Kürbisse, Kübel aus Leder, im Nördlichen Afrika (s. d.) auch Straußeneierschalen in Betracht, zunächst zur Aufnahme von Flüssigkeiten. Daß sie teilweise zum Sieden ihres Inhalts dienten, liegt nahe. Die im nordspan. Jungpaläol. und während der dortigen Asturias-Stufe (s. d.) sehr häufig genossenen *Litorina*- und noch kleineren *Trochus*-Muscheln gestatten nicht, die in ihnen verborgenen Mollusken lebend aus den Gehäusen zu nehmen. Da nun die letzteren weder zertrümmert noch geröstet sind, müssen sie in Holz- oder Ledergefäßen gesotten worden sein. Es mag interessieren, daß im abgelegenen Berglande der Baskenprovinz Guipúzcoa die Milch noch heute in einem Holzgefäße, *kaiku* genannt, gekocht wird, und zwar mit Hilfe einiger in dasselbe geworfener, stark erhitzter Steine (*esnekoarriya*, „Milchstein").

Daß die Paläolithiker bereits Tongefäße hergestellt hätten, ist angesichts der geringen Brauchbarkeit derartiger zerbrechlicher Gebilde für nomadisierende Jäger schon von vornherein wenig wahrscheinlich. Die diesbezüglichen aus Belgien, Italien usw. gemeldeten Vorkommnisse stellen jüngere, durch Verwühlung in größere Erdtiefe gelangte Funde dar; figurierten doch unter der „diluv." Keramik der belgischen Spy-Grotte ursprünglich Drehscheibenprodukte! Selbst da, wo besondere Arten der Herdanlage dem Menschen die Technik des Tonbrennens nahelegten, wie z. B. im Sébilien von Ägypten (s. d. A), hat derselbe aus dieser Wahrnehmung keine praktische Anwendung gezogen.

Viel diskutiert ist die Frage, ob der vorgesch. Mensch Anthropophagie trieb. E. Cartailhac (Matériaux 19 S. 133), R. Virchow (ZfEthn. Verh. 1884 S. 95) u. a. lehnten dies ab. Neuerdings sprechen sehr zugunsten dieser Annahme die Funde von Krapina (s. Jugoslavien A). Hier fanden sich, in bunter Verstreuung, die Skelettreste von mindestens 10 Individuen, alle mehr oder weniger zertrümmert und oft angebrannt. Die Röhrenknochen sind fast sämtlich der Länge nach zerschlagen, wohl behufs Markgewinnung. Als Motive dieser Sitte können, wie bekannt, sowohl rein ökonomische wie religiös-magische Gründe in Anschlag kommen. S. a. Kannibalismus.

H. Wankel *Die prähistorische Jagd in Mähren* Olmütz 1892; G. de Mortillet *Origines de la chasse, de la pêche et de l'agriculture* 1898; L. Pfeiffer *Das Zerlegen der Jagdtiere in der Steinzeit* Korrespondenzblätter des Allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen. Weimar 1910; ders. *Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen* 1920; W. Soergel *Das Aussterben diluvialer Säugetiere und die Jagd des diluvialen Menschen* 1912; ders. *Die Jagd der Vorzeit* 1922; O. Profé *Vorgeschichtliche Jagd* Mannus 6 (1914); Rau *Prehistoric fishing in Europa and North America* 1886; R. Virchow *Zur Geschichte des Kochens* Deutsche Rundschau 1877 S. 72 (vgl. ZfEthn. 1872 S. 386 Bastian). H. Obermaier

B 1. Europa. Jüngere Perioden. Allgemein s. Wirtschaft A I 3.

B 2. Ägäischer Kreis (Tf. 42). Schon in neol. Zeit wird J. durch Knochen wilder Tiere bezeugt. Allerdings fehlen Jagdwaffen, bis auf steinerne und tönerne Schleuderkugeln. Im min. Kreta scheint J. wenig beliebt zu sein. Wenigstens sind die Darstellungen sehr spärlich, im Gegensatz zum myk. Festlande, wo Löwen-, Eber-, Hirschjagden eine große Rolle spielen. Einige der schönsten myk. Kunstwerke bezeugen dies: Löwenjagden auf Schiebern und einer Dolchklinge aus den Schachtgräbern, zu Wagen auf einem Ring gleicher Herkunft, Eber- und Hirschhetzen auf Fresken von Tiryns (Tf. 42) u. a. Die mit Eberhauern besetzten Helme myk. Fürsten (Reste davon in den Schachtgräbern, Darstellungen auf Elfenbeinreliefs) bezeugen ihre Leidenschaft für die Schwarzwildjagd. Auch eine jagdfrohe Göttin erscheint auf min.-myk. Gemmen. Sie führt den Bogen wie einer der Jäger auf der Löwenjagdklinge, während sonst Schwert (im Nahkampf gegen den Löwen), Lanze und Saufeder gebräuchlich sind.

Aus spätmyk. Zeit stammt eine syr. beeinflußte kyprische Elfenbeinbüchse mit großen Jagddarstellungen. In der geom. Kunst fehlen solche fast ganz, doch darf man daraus nicht auf ein Nachlassen der Leidenschaft schließen.

Jagd B 2. Ägäischer Kreis

Tiryns. Stücke eines Fresko (wiederhergestellt) mit Eberjagd. Nach G. Rodenwaldt, Tiryns II.

Neol. Schleuderkugeln: Wace-Thompson *Thessaly* 1912 S.268,271.— Schieber, Ring, Dolchklingen aus den Schachtgräbern: C. Schuchhardt *Schliemanns Ausgrab.*[2] 1891 S. 238, 257, 268; Furtwängler *Ant. Gemmen* Tf. 2; Perrot-Chipiez VI Tf. 18. — Reste von Helmen mit Eberhauern ebendaher: W. Reichel *Homer. Waffen*[2] S. 104f.; Ath. Mitt. 34 (1909) S. 292 (ein vereinzeltes Exemplar aus einem Grabe von Knossos: Evans *Prehist. Tombs Knossos* S. 67). — Elfenbeinreliefs: Ἐφ. ἀρχ. 1888 Tf. 8; Bossert *Altkreta*[2] 1923 Abb. 226f.; vgl. auch das Fragment aus Enkomi auf Kypros: Arch. Jahrb. 26 (1911) S. 225 Poulsen. — Fresken von Tiryns: Rodenwaldt *Tiryns* II (1912) S. 96ff. Tf. 11ff. — Jagende Göttin: Ath. Mitt. 35 (1910) S. 163 Prinz; Bossert a. a. O. Abb. 322. — Kyprische Elfenbeinbüchse: Murray-Smith *Cyprus* Tf. 1; Arch. Jahrb. 26 (1911) S. 227ff. Poulsen. — Geom. Darstellungen: Ath. Mitt. 26 (1901) S. 33f. Tf. 5 Poulsen. Im allg. *RE* IX (1914) S. 558ff. Orth.

G. Karo

C. Ägypten (Tf. 43).

§ 1. Schauplatz. — § 2. Vernichtung von Schädlingen. — § 3. Gewinnung von Fleisch usw. — § 4. Sport. — § 5. Ausführung der J. — § 6. Zähmung gejagter Tiere.

§ 1. Der alte Äg. hat ebenso wie sein moderner Nachkomme jede Möglichkeit im Lande ausgenützt, um sich durch J. die Nahrungsmittel zu verschaffen, die in der Urzeit seine wichtigste Speise bildeten, als die Bevölkerung überhaupt noch nicht seßhaft geworden war. Dazu kam die Notwendigkeit, Schädlinge zu vertilgen. So sehen wir auf den äg. Bildern die J. allerorten betrieben. Man schießt und sticht vom Lande in das Wasser hinein oder fährt mit Booten in die stillen Winkel an Nebenarmen des Nils, um sich von dort eine Beute zu holen, die bei den günstigen Lebensbedingungen der versumpften Flußstrecken reich genug war. Im Fruchtland war wenig Getier zu erjagen, weil die sorgfältige Bodenbearbeitung und die dauernde Anwesenheit von Menschen die jagbaren Tiere verscheuchen mußte. Ergiebig waren wieder die Ränder der Wüste und wasserführende Täler, die sich von dort zum Nil herabsenkten. Der kühne Jäger drang weit in die Wüste vor.

§ 2. Bauern und Fischer hatten ein Interesse daran, die großen Tiere zu vernichten, die im Nil und an seinen Ufern Schaden anrichteten und den Erfolg der Arbeit herabminderten. Sie sind allerdings nicht an allen Orten gegen das Krokodil vorgegangen, weil es in gewissen Gegenden dem dort heimischen Gotte geweiht war, besonders in Ombos (Oberägypten), dem Fajjûm und an einigen Stellen des Deltas. Andere Städte jedoch, und zwar zuweilen sogar die unmittelbaren Nachbarn der Krokodilverehrer, haben die Krokodile um so leidenschaftlicher verfolgt und auszurotten gesucht (Beschwörung des Krokodils: Klebs *Reliefs MR* 1922 S. 96). Die J. auf Krokodile ist gefährlich, da die Tiere auf Boote und Menschen losgehen. Mit den gleichen Gefahren ist die Nilpferdjagd verbunden, die mehrfach dargestellt wird (Klebs *Reliefs AR* S. 69; *MR* S. 95). Nilpferde werden vom Boot aus mit einer Harpune geworfen, an dem ein Seil sitzt.

Bei der J. in der Wüste ist das gefährlichste Tier, das oft genug in die Herden des Fruchtlandes eingebrochen sein wird, der Löwe gewesen. Eine der Schminkpaletten der vorgeschichtlichen Zeit stellt eine Löwenjagd durch eine Anzahl von Männern dar, die einen Stier zur Anlockung ausgestellt haben. Auch in der späteren Zeit wird der von Löwen angerichtete Schaden gewiß oft zur gemeinsamen J. durch Dorfbewohner geführt haben, wenn auch Bilder mit einer solchen Darstellung gegenüber der königlichen Löwenjagd (s. § 4) zurücktreten. Neben dem Löwen wird in der älteren Zeit der Gepard gejagt, der in späterer Zeit aus Innerafrika nach Ä. gebracht wurde; der Gepard, meist Panther genannt, ist den Äg. wohlbekannt und hat auch religiöse Bedeutung.

§ 3. Neben den großen Erträgen der Fischerei (s. d. C) spielt das Wild eine bedeutende Rolle, das zu allen Zeiten aus der Wüste als Nahrung gewonnen wurde. Die zahlreichen Sorten von großen Antilopen, die kleineren Gazellen, der Steinbock, der Wildstier und andere Wüstenbewohner, unter denen in älterer Zeit auch noch der Hirsch vertreten gewesen ist, konnten verhältnismäßig leicht erlegt werden und lieferten gutes Fleisch. Hyänen sind gejagt und verspeist worden; sie wurden gelegentlich aber erst in der Gefangenschaft gemästet. Von dem Elefanten werden auch im Altertum einige Teile gegessen worden sein, aber der wertvollste Ertrag blieben die Stoßzähne, die ein begehrter Handelsartikel

waren, über den ersten Katarakt (Insel „Elephantine") nach Ä. eingeführt und zu kunstgewerblichen Arbeiten verwendet wurden (s. Elfenbein C).

§ 4. Auf zahlreichen Bildern vom AR bis zum NR ist dargestellt, wie der vornehme Äg. auf J. ging. Er suchte sich dabei die leichteren Arten aus, die im allg. weder Anstrengungen noch Gefahren mit sich brachten. Wenn man den Bildern trauen kann, nimmt ein vornehmer Herr dabei seine Frau und kleine Kinder mit. Er fährt auf einem leichten Papyrusboot über seichte Wasserarme in das Sumpfdickicht hinein (farbiges Bild: N. de Garis Davies *The tomb of Nakht at Thebes* Metrop. Museum of Art. New York 1917 Tf. 24), wirft dort den Bumerang nach Vögeln oder sticht mit einer zweispitzigen Lanze nach Fischen, von denen er zwei auf einmal erlegt (Wreszinski *Atlas* 376, 379). In der Wüste läßt er Hunde und Treiber das Wild aufscheuchen und ihm zujagen. Aber neben diesen harmloseren Arten der Jagd stehen doch andere Bilder, die zeigen, daß auch der äg. Jagdfreund die Gefahr nicht scheute. Ebenso liegt es für den Pharao, dem bei einer gut vorbereiteten Treibjagd das Wild in Mengen vor den Bogen getrieben wird. Aber nicht leicht muß es auch für den königlichen Jäger gewesen sein, gegen die großen Tiere der Wüste und Steppe auszuziehen. Die Pharaonen haben den Reiz der Löwenjagd zu schätzen gewußt, und ihre Inschriften sprechen mehrfach mit Stolz von dem glücklichen Erfolge der Löwenjagd. Amenophis III. hat einen Denk-Skarabäus auf die Erlegung von 102 Löwen in den ersten 10 Jahren seiner Regierung anfertigen lassen. Diese Löwenjagden haben wahrscheinlich in Vorderasien gespielt. Dort sind auch Elefanten gejagt worden, und zwar hat man im 8. Jahre des Königs Thutmosis III. (Dyn. 18) unter Mitwirkung des Herrschers dort 120 Elephanten erlegt. Ramses III. (Dyn. 20) schildert an einer Wand des Tempels von Medinet Habu seine Jagd auf Wildstiere.

§ 5. Dem Ägypter standen zur Erlegung der Tiere, bei der Hieb- und Stichwaffen kaum in Frage kommen, seine auf Fernwirkung berechneten Waffen zur Verfügung. Vor allem der Bogen mit den Pfeilen und die Lanze, die wir stets in der Hand der Jäger sehen. Daneben wird das Lasso verwendet (Tf. 43a), das in der Urzeit das wirkungsvollste Mittel gewesen sein wird, um schnellfüßige Tiere zum Stehen zu bringen. Auch das Schleudern von Steinen mag geübt worden sein. Die wichtigsten Helfer, ohne die dem urzeitlichen Jäger das Wild nicht vor seine primitiven Waffen zu bringen war, sind die Hunde. Von Jagdhunden gibt es mehrere Sorten; deutlich unterscheidet sich das schlanke Windspiel mit spitzen Ohren und kurzem Ringelschwanz (heute Slugi im Sudan genannt) von Jagdhunden mit herabhängenden Ohren und langem Schwanz (Tf. 43b).

Wer es ermöglichen kann, geht im NR in einem von schnellen Pferden gezogenen Wagen auf die Wüstenjagd. So kann er schnellfüßige Tiere verfolgen; diese Art wird von Jagdliebhabern bevorzugt. Gewinnbringender ist freilich eine Treibjagd, bei der vorher Netze aufgestellt sind und die Tiere von Treibern und Hunden in eine Schlucht gejagt und dort erlegt werden. In enger Verbindung mit der Fischerei steht die Vogeljagd, weil sie an Teichen oder Wasserarmen stattfand. Der Fang geschah entweder mit Gängen von Netzen, durch die die Vögel einer Falle zugetrieben wurden, oder durch ein großes Klappnetz, das mit einem Strick zugezogen wurde. Der Fang scheint ähnlich gewesen zu sein wie heute bei den sog. Eiderenten in Schleswig-Holstein (Bull. Inst. Franç. Caire 11 [1914] S. 145—153 Montet; ÄZ 48 [1911] S. 1—11 Bénédite).

§ 6. Für eine Zeit, in der die Jagd als Sport getrieben wird, ist der Schritt nicht mehr weit, lebendes Wild in geschlossenen Tiergärten zu halten. Die Unterhaltung war nicht schwierig, wenn man bei einer J. mit dem Lasso einzelne Exemplare fesseln konnte. Aber die Tiergärten dienten nicht nur dem Vergnügen und der Belehrung über seltene inländische Arten oder gar aus dem Auslande gebrachte Tiere, sondern gelegentlich wurde Wild in dem Wirtschaftshof von Gütern untergebracht. Auf Reliefs des AR sehen wir, daß Kraniche und Hyänen gemästet werden. Vielleicht sind diese Tiere schon in der Gefangenschaft geboren. Zähmung wilder Tiere ist

a

b

Jagd C. Ägypten

a. Jagd auf Wildstiere mit dem Lasso. AR. — b. Jagd in der Wüste. MR.
Nach Erman-Ranke, Ägypten 1923.

mit Erfolg betrieben worden, oft um dadurch Locktiere zur Erlegung der wilden Exemplare der gleichen Art zu gewinnen. König Ramses II. besaß einen gezähmten Löwen, der ihm in der Schlacht folgte und vor dem Zelte des Königs schlief.

Wiedemann *Äg.* S. 241—262; Erman-Ranke *Äg.* S. 270ff. Roeder

D. Palästina-Syrien.

§ 1—2. Paläol. — § 3. Neol. — § 4. BZ. — § 5. Angaben im AT.

§ 1. Die ersten Siedler in Palästina-Syrien waren zur Beschaffung ihrer Nahrung auf die J. angewiesen. Dazu gab ihnen das Land am Beginne des Paläol. reiche Gelegenheit. Die hoch mit Wasser gefüllten Täler boten Elefanten und Flußpferden, die weitausgedehnten grasbewachsenen Flächen Gazellen, Wildpferden und Wildeseln, die dichten Wälder Ziegenarten und Hirschen den angenehmsten Aufenthalt. Je mehr das Land austrocknete, desto mehr drängte sich die Bevölkerung in die Nähe der Quellen und der beständig Wasser führenden Flüsse, an denen die Tiere ihre Tränken hatten. Deshalb hat schon am Beginne des Moustérien in dem phön. Küstenstriche, wie die zahlreichen paläol. FO zeigen, eine ziemlich starke Bevölkerung gewohnt, die aus Jägerstämmen bestand. Von ihrer Jagdbeute zeugen die Knochenreste des Auerochsen (s. d. B), des Hirsches (s. d. C), der Steinbock- und Ziegenarten (s. d. C) und der wilden Schweine (s. d. C). Auch das sibir. Nashorn (*Rhinoceros tichorhinus*) scheint erlegt worden zu sein (am *rās el-kelb* fanden sich Zähne und ein Unterkiefer; G. Zumoffen *La Phénicie* 1900 S. 22ff. Tf. 14). Mit den Raubtieren nahm der Mensch gelegentlich den Kampf auf, namentlich, wenn es galt, sie aus den für die Wohnung ins Aussicht genommenen Höhlen zu vertreiben. Deshalb finden sich Knochen vom Bären (*Ursus spelaeus* am *nahr el-kelb* Anthropos 3 [1908] S. 442 G. Zumoffen; *Ursus syriacus* am *nahr el-ǧōz* G. Zumoffen *La Phénicie* 1900 S. 44ff., bei *ǧa'ita* Anthropos 3 [1908] S. 454 ders., bei *anṭeljâs* jungpaläol. *La Phénicie* S. 76), Höhlenlöwen (*Felis spelaea*? am *nahr el-ǧōz* G. Zumoffen *La Phénicie* S. 44ff.) und Panther (*Felis panthera* bei *anṭeljâs* ebd. S. 65ff.; Abhandlungen der naturforsch. Gesellschaft zu Halle 19 [1895] S. 77 K. v. Fritsch).

§ 2. Da es dem Menschen in dieser Zeit noch an brauchbaren Waffen für die J. und für den Fernkampf mit Tieren oder Menschen fehlte, müssen diese Tiere mit anderen Mitteln erlegt worden sein. Auf kleinere mag man Steine, Lanzen oder Wurfhölzer geschleudert haben (s. Schleuder C, Wurfholz C), größere wurden wohl in Gruben gefangen, die in der Nähe der Tränkstellen oder auf dem Wechsel angelegt und mit Reisig bedeckt wurden. Wie in Ägypten bediente man sich dabei der Hunde (s. d. C) zum Aufstöbern und Treiben (vgl. den Bericht des Ägypters Sinuḥe Z. 90; H. Greßmann *Altorientalische Texte und Bilder zum AT* I [1909] S. 213). Auch das Zerlegen der hineingestürzten Beute wird Schwierigkeiten bereitet haben, da geeignete Werkzeuge erst allmählich entwickelt wurden.

P. Karge *Rephaim* 1917 S. 35ff., 72ff., 188ff.

§ 3. Im Neol. kam der Bogen (s. d. C) in Gebrauch und ermöglichte es, scheue oder gefährliche Tiere aus größerer Entfernung anzugreifen. Die Knochenfunde aus dieser Zeit beweisen, daß im wesentl. die Beute dieselbe wie früher war. Dazu kommen die Gazelle, das Flußpferd (Bliss *Tell el Hesy* S. 192; Macalister *Gezer* II 17) und verschiedene Vögel, wie Rebhühner und Kraniche (Straußeneier ebd. II 19 Abb. 221 sind wohl aus Ägypten eingeführt). Von Raubtieren erscheinen Hyäne, Wolf, Schakal, Leopard und Bär (vgl. für letzteren auch die Abb. im Tempel des Sahurê': WVDOG 14 [1910] S. 18 Abb. 13 L. Borchardt und im Grabe des Imanezeh: W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1910] Tf. 28). Löwen bewohnten die dichten Dschungel der Flußtäler; doch sind bisher zwar Nachbildungen, aber keine Knochen von ihm gefunden worden. Die spätneol. Felskritzeleien in der Höhle 30 IV zu Gezer (Band V Tf. 63b—e) stellen wohl u. a. auch Jagderlebnisse dar.

§ 4. Mit der Vervollkommnung der Waffen in der BZ wurde es noch leichter, die J. zu betreiben. Teilweise behielt man die alten Mittel bei (Fanggruben erwähnt noch Sinuḥe; s. § 2). Der Reichtum an Tieren bot fremden Herrschern Gelegenheit, in

Syrien zu jagen. So berichtet Amenemḥeb, ein General unter Thutmosis III., daß er mit seinem Herrn bei Nij 120 Elefanten wegen ihrer Zähne (s. Elfenbein D) gejagt und dem größten, der den König angriff, den Rüssel abgeschlagen habe (K. Sethe *Urkunden* IV 893f.; J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 588; H. Greßmann *Altorientalische Texte und Bilder zum AT* I [1909] S. 242f.). Auch Tiglatpileser I. (um 1100 v. C.) und Assurnassirpal II. (884—860) haben am oberen Euphrat (s. d.) Elefanten erlegt. Als Tribut aus Syrien wird ein Elefant im Grabe des Amenemḥeb gezeichnet (Wreszinski *Atlas* I Tf. 4). Daß man den regelmäßigen Zug der Vögel genau beobachtete, beweist der Seufzer des in Syrien zurückgehaltenen Wenamon (II 65f.; H. Greßmann *Altorient. Texte* I S. 229f.).

§ 5. Trotzdem gewinnt man nicht den Eindruck, daß in Palästina-Syrien die J. in dem Maße betrieben worden ist wie etwa in Ägypten oder Babylonien. Sie ist in alter Zeit ein Vorrecht und eine Lieblingsbeschäftigung der großen Herrscher gewesen. Solche gab es hier, abgesehen von den hettit. Staaten, nicht; die kleinen Stadtfürsten hatten nur ein eng begrenztes Gebiet und gingen auf die J. wie die Bauern und Beduinen, nur um sich gelegentlich einmal Fleisch zu verschaffen (Gen. 25, 28; 27, 3). Von J. wird bei den isr. Königen im AT nie gesprochen, obwohl auf Salomos Tafel auch Wildbret gebracht wird (1. Kön. 5, 3) und Löwen, Bären und andere Raubtiere oft genug den Hirten zu schaffen machten (1. Sam. 17, 34; 2. Sam. 23, 20ff.; Richt. 14, 5; 15, 4; Amos 3, 8; 5, 18; Jes. 5, 29; 31, 4 u. ö.). In der Geschichtschreibung der Israeliten wird zwar Nimrod als ein gewaltiger Jäger vor Jahwe, der sogar im Sprichwort nachlebt, geschildert, aber über den rauhen Esau wird der Viehzucht treibende Jakob (Gen. 27) gestellt. Die Bestimmungen der späteren Gesetze über milde Behandlung der Tiere (Exod. 23, 4; Deut. 22, 6; 25, 4) und über unreine Speisen (Lev. 7, 23ff.; 11, 2ff.; 20, 25f.; Deut. 14, 3ff.) waren nicht geeignet, die Leidenschaft für die J. zu wecken. Als Geräte, die man benutzte, werden genannt: Bogen, Lanze, Schleuder, Keule, Netze (hebr. *rešet*: Hos. 7, 12; Ezech. 12, 13; 17, 20; 19, 8; *mikmâr*: Jes. 51, 20; *paḥ*, besonders als Klappnetz des Vogelstellers: Amos 3, 5; Hos. 9, 8; Jerem. 18, 22 u. ö.). Fallgruben (hebr. *paḥat*: Jes. 24, 18; Jerem. 48, 43; *šaḥat* Ezech. 19, 4. 8) werden noch in späterer Zeit erwähnt.

F. Wolff in Riehm-Baethgen *Handwörterbuch des bibl. Altertums* I (1893) S. 668f.; H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 282; I. Benzinger *Hebräische Archäologie*[2] 1907 S. 137f.; S. Krauß *Talmudische Archäologie* II (1911) S. 143ff. Peter Thomsen

E. Vorderasien. Der Tierreichtum des Zweistromlandes war sehr groß. Außer Löwen, Leoparden, Panthern, Luchsen, Wildkatzen, Bären, Wölfen, Hyänen, Schakalen, Wildschweinen, Gazellen, Antilopen, Steinböcken, Hirschen und Hasen, die noch heute im Iraq vorkommen oder bis vor kurzem vorkamen, existierten im Altertum daselbst noch Wildstiere, Wildesel, Wildschafe, Wildziegen und am oberen Euphrat auch Elefanten. An jagbaren Vögeln sind zu nennen Rebhühner, Frankolinen, Trappen und an den Sümpfen Pelikane, Flamingos, Reiher und Kraniche. Früher lebte auch der Strauß in den Wüsteneien, auf den noch Xenophons Griechen (Anab. I 5, 6) J. machten. So ist es denn nicht verwunderlich, daß das Gewerbe des Jägers in Babylonien uralt ist. Ursprünglich fing man das Wild mittels Gruben und Netzen, und der Vogelfänger hat auch später mit Netzen gearbeitet, aber bei der eigentl. J. verbesserten sich allmählich die Jagdwerkzeuge. Auf den Löwen ging der Jäger meist nur mit der Axt und einem starken Stück Holz los, um dieses der Bestie in den geöffneten Rachen zu zwängen und sie dann mit dem Beile abzufangen (Band I Tf. 61 c). An den Wildstier machten sich gewöhnlich mehrere Männer mit Äxten heran, Wildschweine jagte man mit einem kurzen Spieß. Wurfspieße und Pfeil und Bogen erweiterten später den Aktionsradius. Die J. mit abgerichteten Falken war jedenfalls auch schon bekannt, war aber mehr ein Sport der hohen Herren als der berufsmäßigen Jäger (E. Pottier *Antiquités assyriennes* 1917 S. 82f. Tf. 19). Außer diesen waren nämlich auch die vornehmen Leute große Jagdliebhaber. Besonders die assyrischen Könige haben kein größeres Vergnügen ge-

kannt, als zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen Löwen, Hirsche, Antilopen, Wildesel und früher auch Elefanten, Wildstiere und Strauße zu jagen. Mehrfach wurden zum Pläsier der hohen Herrschaften die Tiere eingefangen und dann auf sie in eingefriedigtem Terrain Treibjagden veranstaltet.

B. Meissner *Babyl. und Assyr.* I (1920) S. 73ff., 224ff. B. Meissner

Jagdzauber s. Jagd A § 6, Kunst A, Magie A § 1, Primitive Kunst.

Jäger. Der J. galt und gilt auch noch oft als eine unumgängliche Stufe der Menschheit und wird als die erste der drei Stufen angesetzt, die zur Kultur führen. Es ist aber lange erwiesen, daß der Mensch und ebenso die ihm am ähnlichsten Anthropoiden durchaus nicht etwa Fleisch als alleinige Kost verwenden, ja ausschließlich von ihr nicht einmal leben können. In diesem Aufbau war außerdem die Frau und ihre Tätigkeit für die Ernährung ganz vergessen. Wir haben nun von den sog. Naturvölkern gelernt, daß J. und Jagd in einem ganz anderen Verhältnis zur Ernährung des Gesamtstammes stehen. Die Familie und weiterhin der Stamm lebt zuallermeist von pflanzlicher Nahrung, die dann allerdings durch die Jagd ergänzt wird, deren Ertrag aber meist nur den erwachsenen Männern zugute kommt. Auch spielen kleinere Tiere, die nicht gejagt, sondern gesammelt werden, eine viel größere Rolle, als früher vorausgesetzt wurde (Passarge *Die Buschleute der Kalahari* Mitt. dtsch. Schutzgebiete 18 [1905] S. 219f.). Die Tätigkeit des J. ist vielmehr eher die eines Sportsmannes als die des regelmäßigen Versorgers mit Nahrung. Das schließt nicht aus, sondern ein, daß diese Nahrung überaus hochgeschätzt wird. Den Fetthunger freilich stillt das meist abgejagte Wild nicht so sehr. Die Unsicherheit der Jagd aber hat den Jagdzauber so hoch getrieben, wie wir ihn auch heute noch bei den Naturvölkern finden, und er erklärt uns wieder die großen und mühevollen Zeichnungen der alten Zeit in den paläol. Höhlen.

Trotzdem sollte man nun doppelt Wert darauf legen, endlich die falsche Anschauung zu überwinden, als habe der Mensch jemals nur als J. und nur von der Jagd leben können.

S. a. Ackerbau, Dreistufentheorie, Hirt, Nahrung, Wirtschaft. Ed. Hahn

Jahr, Jahreszeit s. Kalender, Sternkunde, Zeitmessung.

Jahwe. § 1. J. (hebr. *Jahwâ*) ist der Eigenname des Nationalgottes der Israeliten in voller Form; verkürzte Nebenformen sind *Jâh* (nur in der Poesie) und *Jᵉhō-*, *Jō-*, *-jâhū*, *-jâ* (in zusammengesetzten Personennamen). Die erst im Mittelalter unter Christen aufgekommene Aussprache *Jehova* beruht auf einem groben Mißverständnis der lange zuvor von den Juden eingeführten Schreibung, die den Konsonanten von J. die Vokale der an Stelle des heiligen Namens zu sprechenden Gottesbezeichnung *ʾᵃdōnâi* unterlegt (*Realenzykl. f. prot. Theol.* 8 [1900] S. 529ff. R. Kittel). Wennschon die grammat. Bildung des Namens als Imperfektform eines Verbums kaum zweifelhaft ist, so bleibt doch seine Bedeutung dunkel; neben zahlreichen modernen Erklärungsversuchen (Kittel a.a.O. S. 533ff.; Gesenius-Buhl *Hebr. u. aram. Handwörterbuch* s. v.) findet noch immer die schon in Ex. 3, 14 vertretene Ableitung von *hājâ* 'sein', wonach J. den 'Seienden' oder den 'ins Dasein Rufenden' bedeuten würde, ihre Anhänger (z. B. Journ. Bibl. Lit. 43 [1924] S. 370ff. W. F. Albright, mit Berufung auf äg. Gottheitsepitheta).

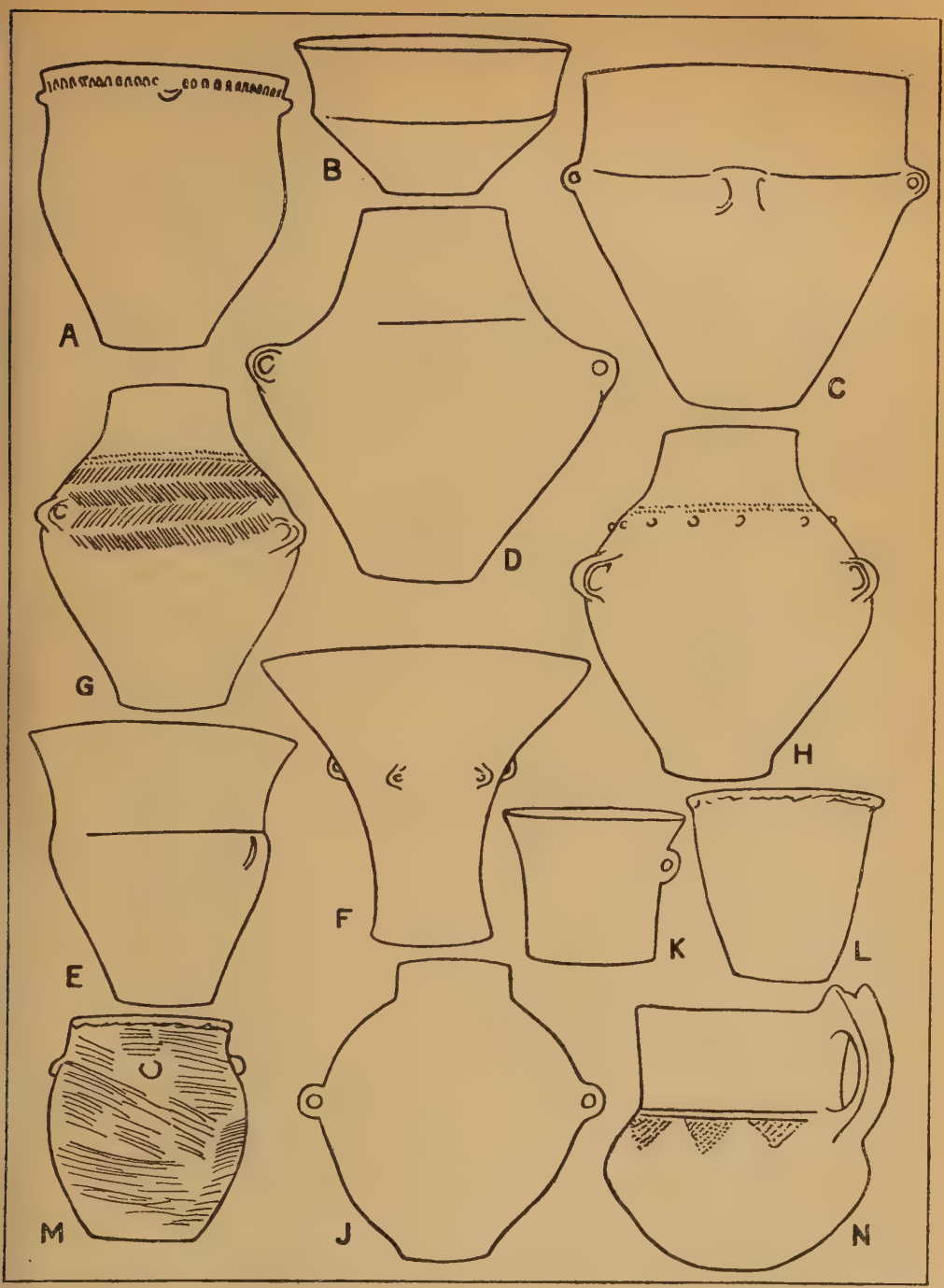
§ 2. Als älteste Stätte der Verehrung J. ist in der Überlieferung des AT der heilige Berg Sinai oder Horeb, doch wohl ein Gipfel im Hochgebirge der Sinai-Halbinsel (s. d. B), erkennbar; mehrere Quellenschriften des Pentateuchs (Ex. 3 E und 6 P) stellen die Dinge geradezu so dar, als hätten die Israeliten erst unter Mose dort den Namen J. kennengelernt. Vulkanische Züge in den Schilderungen von J. Erscheinen (bes. Ex. 19, 16ff.; vgl. H. Greßmann *Der Ursprung der isr.-jüd. Eschatologie* 1905 S. 31ff.) vertragen sich aber schlecht mit dem Naturcharakter der Sinai-Halbinsel und lassen vermuten, daß der dortige Kultus nur eine Filiale war, während die eigentliche Heimat der Verehrung J. im Vulkangebiet Nordwestarabiens gelegen haben könnte. Dazu scheint das Auftreten eines Nordwestarabers (Midianiters) als Priester am Bergheiligtum J. auf der Sinai-Halbinsel (Ex. 2, 16ff. u. ö.) zu

stimmen. Man vergleiche die Rolle des Sinai-Heiligtums bei den Nabatäern der ersten Jh. n. C. (B. Moritz *Der Sinaikult in heidnischer Zeit* Abh. Gött. Ges. ph.-h. Kl. NF 16, 2 [1916]). Gerade bei den Nabatäern jener späten Zeit findet sich übrigens häufig ein Personenname, in dem ein an Ex. 3, 14 erinnernder Gottesname steckt (vgl. Eph. sem. Ep. 3 [1915] S. 270 Anm. 1; aber auch Nachr. Gött. Ges. ph.-h. Kl. 1916 S. 91ff. M. Lidzbarski). Was man sonst an außerisr. Zeugnissen für den Namen J. hat beibringen wollen, ist zum größten Teil ganz zweifelhaft (vgl. R. Kittel *Gesch. d. V. Israel*[6] I [1923] S. 452ff.).

§ 3. Die Erinnerung an den Bergsitz J. in der Wüste ist bei den Israeliten auch nach der Übersiedlung nach Palästina nicht verlorengegangen (z. B. Deut. 33, 2; Ri. 5, 4f.; I. Kön. 19, 8ff.; Hab. 3, 3ff.), hat aber nicht verhindern können, daß diese lokale Bindung je länger je mehr durch neue Beziehungen gelockert wurde. Der „Bund" zwischen J. und Israel am Sinai (Ex. 19ff.) bedeutete vor allem den Eintritt J. in die Stellung des isr. Nationalgottes, so daß von nun an das Schwergewicht in den Anschauungen von Jahwes Wirken auf das Gebiet der nationalen Geschichte fiel. Die folgende Landnahme in Palästina und die Bildung von Nationalstaaten ebendort gab J. ferner den Charakter eines Landes- und Staatsgottes, dem viele öffentliche und private Heiligtümer auf dem neuen Boden errichtet wurden. Die Auseinandersetzung der J.-Religion mit den in Palästina vorgefundenen und mit den später neu eindringenden fremden Kulten kann hier ebensowenig beschrieben werden wie der gewaltige Absorptionsprozeß, der besonders in der prophetischen Bewegung des 8.—6. Jh. v. C. zur Anerkennung J. als Gottes der Welt und der Weltgeschichte schlechthin führte (vgl. die Darstellungen der isr. Religionsgeschichte und der alttest. Theologie).

§ 4. Die isr. Vorstellungen von J. sind durchaus anthropomorph (Greßmann a. a. O. S. 118ff.), schließen aber Tiervergleiche bei Propheten und Dichtern nicht aus (Z. Alttest. Wiss. NF 1 [1924] S. 74ff. J. Hempel). Figürliche Darstellungen wurden zum mindesten von der legitimen Religion der Israeliten grundsätzlich abgelehnt (z. B. Ex. 20, 4). Dazu stimmt ein Objekt des J.-Kultes wie die heilige Lade, sofern diese als Thronsitz des unsichtbar gegenwärtigen Gottes aufgefaßt wurde (z. B. Num. 10, 35f.; vgl. M. Dibelius *Die Lade Jahwes* 1906). Aber auch das goldene Kalb, das von den Polemikern immer als Abbild J. bezeichnet wird (Ex. 32, 4. 8; I. Kön. 12, 28), braucht von Hause aus nicht so gemeint gewesen zu sein, sondern konnte nach der bekannten Art der syr. und kleinasiat. Götterfiguren (vgl. besonders Zeus von Heliopolis und von Doliche) lediglich den tierischen Träger des anthropomorph gedachten, aber in Israel eben nicht abgebildeten Gottes vorstellen sollen. A. Alt

Jaispitz (**Jevišovice**; bei Znaim, Mähren; Tf. 44). § 1. J. ist bekannt durch eine jungneol. Höhensiedlung am „Starý zámek" (Altschloß), deren systemat. Erforschung eine verläßliche stratigraphische Grundlage für die zeitliche Reihenfolge der jungneol. keramischen Typen und der dieselben begleitenden Steingeräte ergeben hat; nicht nur für die mähr., sondern auch für die böhm. Burgwälle der sog. Übergangsperiode (Řivnáč, Šárka, Bohnice u. a.). Die untere (1.) Kulturschicht enthielt grobe Töpfe mit getupften Randleisten oder mit einer Verzierung von „romanischen" Bogenreihen mit Warzen oder Henkeln, also eine Gebrauchskeramik, die in den oberösterr. und schweizerischen Pfahlbauten häufig ist. Der weit größere Teil des übrigen Geschirrs ergab glatte, glänzend schwarze Schüsseln, Henkelkrüge, Trichterbecher, bodenlose Fußschalen (sog. Latdorfer Trommeln) und große Amphoren mit 4 Henkeln an der Ausbauchung, die entweder eine weitmundige Öffnung oder einen konischen Hals haben. Im ganzen gehören diese Gefäße zum Formenkreis der sog. nord. Keramik. Das sonstige Inventar dieser Schicht besteht aus kleinen Tonlöffeln mit vollen Stielen, sehr zahlreichen Spinnwirteln, Spulen, großen, walzenförmigen Tongewichten, Kegeln und Pyramiden aus Ton, vielen Pfriemen und Spateln aus Knochen, runddurchbohrten Hirschhornhämmern, Mahl- und Reibsteinen u. a. Unter den geschliffenen Steinwerkzeugen ist charakte-



Jaispitz-Jevišovice

Keramik: A—F der untersten Schicht, G—H der Mittelschicht, J—N der oberen Schicht.
Nach Palliardi.

ristisch die breit- und dicknackige Axt von rechteckiger Form und schräg angeschliffener Schneide.

§ 2. In dem obersten Teil der unteren (2.) Schicht gesellen sich zu den eben erwähnten Formen noch bauchige Amphoren mit kurzem konischen Halse, die oft plastische Verzierungen besitzen, weiß inkrustierte Tiefstichkeramik und kannelierte Krüge. Diese weiß inkrustierte Keramik (kleine Schalen mit breiten Randhenkeln, Töpfe) reicht weit nach S, bis nach Südungarn und Siebenbürgen, Slavonien und Bosnien.

§ 3. Die (3.) oberste, jungneol. Schicht ergab wieder die groben Töpfe und Amphoren mit kurzem Hals, die manchmal wie mit Stroh- oder Binsenabdrücken versehen sind, mörser-, blumentopf- oder faßförmige Töpfe, Krüge mit Ansa lunata-Henkeln, Schüsseln; viele Spinnwirtel, kegelförmige, im oberen Drittel quer durchstochene Tongewichte, dann geschliffene Steinwerkzeuge: an der Schneide stark zugeschliffene Breit- und Schmalmeißel von Hobeleisenform, leicht gebogene Hammeräxte mit um das Schaftloch verdicktem Körper, nach unten ausladender Schneide und walzenförmigem Nackenteil. Hierher gehören auch die schönen Knaufhämmer mit ausladender Schneide und oft sechseckigem Körper. Palliardi erkennt in diesen Steinwerkzeugen schon Metallformen. Tatsächlich enthielten beide Schichten am „Altschloß" auch Kupfermeißel und -ringe.

§ 4. Dieselbe Schichtenlagerung wie am „Altschloß" bei J. ist auch an mehreren Höhensiedlungen in Mähren (Burg in Znaim, Mírovec bei Grešlové Mýto, Rheinberg bei Ivančice, Líšeň, Otaslavice, Burg bei Bílovice) beobachtet sowie auch in Böhmen, wo nur das inkrustierte Kleingeschirr fehlt, dagegen aber zahlreiche Scherben der Kragenflaschen, Kugelamphoren und ihnen verwandter breitmundiger Vasen gefunden werden und — der Beobachtung J. A. Jíras nach — die Mittelzone zwischen der 2. und 3. Jaispitzer Altschloß-Schicht bilden sollen.

§ 5. Die meisten dieser böhm.-mähr. Höhensiedlungen liegen auf befestigten Refugien, so daß die These entstand, daß diese Burgwälle präh. Handelsfaktoreien seien. Dies hat sich nicht bestätigt, denn überall stammen die Wälle erst aus hist. Zeit (z. B. am Řívnáč; Obz. praeh. 3 [1912] S. 19 Buchtela).

Zu diesen Höhensiedlungen waren bislang die zugehörigen Grabstätten unbekannt, erst kürzlich hat man solche in der Umgebung von Proßnitz-Prostějov entdeckt, und sonderbarerweise waren es keine Skelett-, sondern Brandgräber in Hügeln (s. Kosíř).

J. Palliardi *Die relative Chronologie der jüngeren Steinzeit in Mähren* Wien. Präh Z. 1 (1914); ders. *Stratigrafické výsledky vyzkumů na Starém Zámku u Jevišovic* Pravěk 8 (1912) S. 17—20; K. Buchtela *Vorgesch. Böhmens* 1899; Časopis Prag 11 (1903) S. 58ff. L. Šnajdr; J. A. Jíra *O keramice nordické a durýnské* Pravěk 6 (1910) S. 162ff.; A. Stocký *Čechy v době kamenné* 1924 S. 18ff. Tf. 28—39. I. L. Červinka

Jäkärlä s. Kammkeramik § 3.

Jaksice s. Polen A.

Jalysos. Stadt an der Westküste der Insel Rhodos (s. d.), nahe ihrer Nordspitze. Schon seit vielen Jahrzehnten ausgebeutete Nekropole von Felskammergräbern spätmyk. Zeit. Funde im Brit. Mus.

Furtwängler-Loeschcke *Myk. Vas.* S. 80; Ann. Scuol. Ital. Atene 2 (1916) S. 271ff., 3 (1921) S. 252f. Vgl. *RE* IX (1914) S. 630 Bürchner. G. Karo

Jankovich-Höhle (bei Bajót) s. Ungarn A.

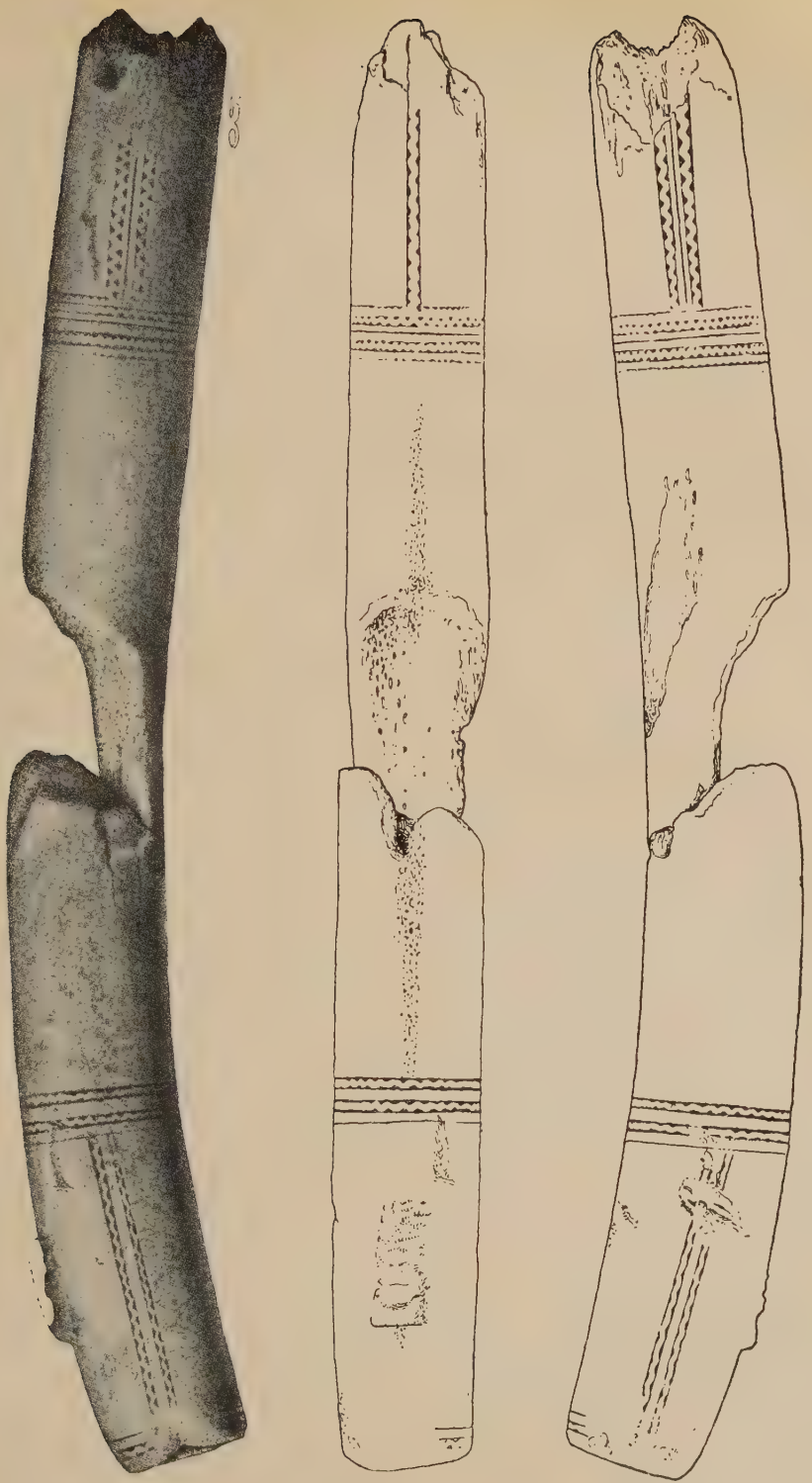
Japan (Paläolithikum). Endgültige Belege des quartären Menschen liegen derzeit noch nicht vor.

N. G. Munro *Prehistoric Japan* Yokohama 1908; H. Matsumoto *Notes on the stone age people of Japan* Amer. Anthr. 23 (1921) Nr. 1. H. Obermaier

Japuder s. Messapier B.

Japyger. S.a. Italien B § 7, Messapier B. — Die J. sind ein nach Italien hinübergegangener Stamm der Illyrier (s. d.); die bisher gefundenen Schädel des Stammes waren dolichokephal, also lang und schmal. Die Urbevölkerung des Gebietes gehörte zweifellos zur Mittelmeerrasse (*Homo mediterraneus*; s. d.), war also kleinwüchsig und dunkel, die einwandernde Eroberschicht zur nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.), war demnach großgewachsen und hell.

Nicolucci *Sulla stirpe japigica* Napoli 1865; Fligier *Die Urzeit von Hellas und Italien* Archiv f. Anthr. 13 (1881) S. 466. Reche



Jättene(d)

Verziertes Renhorngerät. L. 28,7 cm. Nach G. Sarauw.

Järavallen s. Limhamn, Mandelförmige Feuersteingeräte.

Järnsyssla (bei Skara, Västergötland, Schweden). Gräberfeld von ca. 150 Gräbern. Mit wenigen Ausnahmen Flachbodengräber, die meisten aus der vorröm. Zeit. S. Nordischer Kreis C 1.

Sv. Fornm. Tidskr. 12 (1905) S. 233ff. T. Arne; Fornvännen 1907 S. 304ff., 1919 S. 202f. ders. Hanna Rydh

Jasilikaja s. Hatti § 4.

Jastorf (Kr. Ülzen, Hannover). Bedeutendes Urnenfeld, leider stark gestört, so daß ein Plan nicht aufgenommen ist; ausgegraben 1897, die meisten Funde in Hannover. Die Gebeine außer in Urnen auch in Behältern aus vergänglichem Stoff (Holzkästen, Körbe, Beutel, Ledersäcke) geborgen („Knochenlager"). Die Gräber mit Steinen umstellt, meist mit Deckstein, auch mit Deckschale, einige Male mit Schalen umstellt. Darüber auch, besonders auf einem Teile des Feldes, Steindämme, mehrfach mehrere Urnen überdeckend. Rituelle Änderungen an den Urnen: Abbrechen eines Henkels, Beschädigung oder Entfernung des Bodens („Seelenloch"). Die Beigaben sind im Leichenbrandfeuer gewesen, Beigefäße sind selten; die Hälfte der Urnen enthielt Beigaben. Einige Urnen standen in Brandschutt.

Typisches Grabfeld für die II. EZ (Mestorfs „Vorlatène") in 2 Stufen (J. a, b); eine 3. Stufe (J. c) ist mit der III. EZ zu verbinden. Ob die Stufen auch räumlich trennbar sind, ist nicht mehr bestimmbar.

Charakterformen der Keramik-Stufe J. a: einfache braune, wenig gegliederte Töpfe, vielfach mit gerauhter Wandung, verziert durch geglättete Vertikalstreifen. Rand schwach nach außen gebogen. J. b: bessere Arbeit, stärkere Profilierung, Hals, Körper und Rand schärfer voneinander absetzend; ausgeprägteste Form der Todendorfer Typus (s. d.). Kleingerät, meist Eisen (J. a u. b): Gürtelhaken mit Schaftzunge, noch mit geradem Abschluß auf einer Seite; einfachere Formen der verkröpften Bombennadel (s. d.), Fibeln von altmärkischem (s. Altmärker Fibel), Heitbracker (s. Heitbracker Fibel), Tinsdahler Typus (s. Tinsdahler Fibel), Nachbildungen späthallstättischer Fibeln, unechter Torques, einfacher Halsring mit Haken u. a. Über J. c s. Ripdorf.

Die Jastorf-Kultur zeigt hallstättische Beeinflussung, eher vom W (Niederrhein) als vom O, und wird im allg. der Hallstattstufe D gleichzeitig sein, aber über sie etwas hinwegreichen, etwa 600—400 v. C. S. Nordischer Kreis C 2.

Präh. Z. 1 (1909) S. 140 G. Schwantes; ders. *Urnenfriedhöfe in Niedersachsen* I 1, 2 S. 4, 95. R. Beltz

Jättene(d) (Ksp. Gudhem, früher Friggåker, Västergötland, Schweden). Interessanter Werkstättenfund der III. vorröm. Per. aus einem Moor bei Rumpegården. Der Fund besteht aus 5 unfertigen Bronzefibeln, Bronzebarren, mehreren Bronzespindeln u. ä. nebst einem sehr merkwürdigen (möglicherweise für den Kult bestimmten) Gerät aus Rentierhorn (Tf. 45). S. a. Nordischer Kreis C 1 § 4c, § 6.

Månadsblad 1896 S. 100ff.; H. Jungner *Gudinnan Frigg och Als härad* Diss. Uppsala 1922 S. 30ff., 192ff.; Montelius-Festschr. 1913 und Mindeskrift for Japetus Steenstrup Kopenhagen 1913 G. Sarauw. Hanna Rydh

Jatwinger s. Baltische Völker B.

Java.

§ 1. Der Trinilfund des *Pithecanthropus*. — § 2. Sonstige quartäre Menschenspuren.

§ 1. Seine wissenschaftliche Popularität verdankt J. dem Fossilfunde des *Pithecanthropus*, welcher in den J. 1891—1892 von E. Dubois bei Trinil, am Ufer des Bengawan in Mitteljava, in den wahrscheinlich fluviolakustren „Kendengschichten" entdeckt wurde. Durch die Trinilexpeditionen hat sich zweifelsfrei herausgestellt, daß jene Schichten nicht tertiären, sondern diluv. Alters sind. Diese Zeitbestimmung geht sowohl aus den Untersuchungen von W. Volz über die Eruptionstätigkeit der Vulkane Lawu-Kukusan hervor, als auch aus den Florenbestimmungen von Jul. Schuster, wonach die fossilen Pflanzeneinschlüsse der Trinilschichten sämtlich Arten oder Varietäten angehören, die heute noch leben, und welche auf eine Per. hinweisen, da die Temperatur im Mittel um 6° C. niedriger und die Schneegrenze durchschnittlich 800 m tiefer war als in der Gegenwart. Wir befinden uns also augenscheinlich im „Eiszeitalter", und zwar in einer tropischen „Pluvialperiode".

Damit stimmt durchaus die Zusammensetzung der aus den folgenden Säugern bestehenden Fauna überein, die von H. Stremme, W. Janensch, H. Pohlig, O. Jäkel und E. Hennig studiert wurde: *Hystrix* sp., *Manis palaeojavanica* Dub., *Mececyon trinilensis* n. g. n. sp., *Felis oxygnatha* Dub., *Felis trinilensis* Dub., *Felis microgale* Dub., *Feliopsis, palaeojavanica* n. g. n. sp., *Hyaena bathygnata* Dub., *Lutra palaeoleptomyx* Dub., *Stegodon Ganesa* var. *javanicus* Dub., *Stegodon Airawana* Mart., (*Stegodon* cfr. *trigonocephalus* Mart.), *Elephas hysudrindicus* Dub., (*Elephas* sp.; ähnlich *El. antiquus* Falc.), *Rhinoceros sivasondaicus* Dub., *Rhinoceros kendengindicus* Dub., *Tapirus pandanicus* Dub., *Sus brachygnathus* Dub., *Sus macrognathus* Dub., *Hippopotamus* (*Hexaprotodon*) *sivajavanicus* Dub., *Hippopotamus* sp., *Cervulus kendengensis* n. sp., *Cervulus* sp., *Cervus* (*Axis*) *lariocerus* Dub., *Cervus* (*Axis*) *Lydekkeri* Mart., *Cervus* (*Rusa*) *kendengensis* Dub., *Cervus* (*Rusa*) *palaeomendjangan* Dub., *Cervus* sp., *Tetraceros Kroesenii* Dub., *Duboisia Kroesenii* Dub. n. g., *Leptobos Groeneveldtii* Dub., *Leptobos dipendicornis* Dub., *Bibos palaeosondaicus* Dub., *Bibos protocavifrons* Dub., *Bubalus palaeokerabau* Dub., *Buffelus palaeokerabau* Dub., *Macacus* oder *Semnopithecus* sp., (*Macacus nemestrinus* L.), *Pithecanthropus erectus*.

Es sind durchweg Tiere, welche bis auf die erloschenen Arten *Stegodon* und *Leptobos*, sowie die neuen Genera *Mececyon*, *Feliopsis* und *Duboisia*, aus lebenden Gattungen bestehen und in ihren Artcharakteren sich der heutigen Fauna erheblich mehr nähern als den pliozänen Siwalikfossilen. Auch die Süßwassermollusken gehören nach K. Martin noch heute lebenden Spezies an.

§ 2. Die Reste des *Pithecanthropus erectus* bestehen aus einem Schädeldach, drei Mahlzähnen und einem linken Oberschenkelknochen. E. Dubois hat das äffische Schädeldach und das 15 m weiter stromaufwärts und näher am Flusse gelagerte, sehr menschliche Femur ein und demselben Individuum zugeteilt und daraus die obige Form konstruiert. Diese Zusammenstellung ist vom wissenschaftlichen Standpunkt aus als gewagt und so lange als unbefugt (M. Ramström) zu bezeichnen, bis neue ergänzende Funde endgültige Klärung verschaffen werden.

Es ist sehr beachtenswert, daß, abgesehen von dem mit dem aurignacienzeitlichen menschlichen Femur von Combe-Capelle (Frankreich) auffallend übereinstimmenden Oberschenkel, in den Pithecanthropus-Schichten überdies anscheinend noch weitere echte Menschenspuren vorkamen. Dubois erwähnt nämlich in seinem Berichte vom J. 1891 das Fragment eines einem tiefstehenden Typus des Genus *Homo* zugehörigen Unterkiefers, von welchem er allerdings im J. 1894 erklärt, daß er „von derselben Form wie *Pithecanthropus* herzurühren schiene". Trotzdem nahm er ihn nicht in seinen Fundbericht auf und enthielt ihn auffallender Weise bislang der Fachwelt vor.

Im Lichte dieser Tatsache bleibt es offen, ob die in den gleichen Niveaus zutage getretenen Elfenbeinfragmente, Knochensplitter und Feuerspuren (Holzkohlenreste) auf natürlichen Zufall bzw. den Quartärmenschen zurückzuführen sind.

Unzweifelhaft fossil ist desgleichen ein menschlicher, linker erster Unterkiefermolar, welcher nachträglich 3,5 km weiter stromaufwärts im Geröll des Sondebaches aufgelesen wurde und wesentlich von dem von Dubois abgebildeten Pithecanthropus-Zahn verschieden ist.

Hierher sind endlich vielleicht noch die zwei Schädel von Wadjak unweit Tulung Agung zu stellen, welche bereits in den Jahren 1889 bzw. 1890 in faunenleeren Schuttstraten entdeckt, aber erst 1921 veröffentlicht wurden. Sie besitzen primitive, „proto-australische" Charaktere und wären, nach M. Boule, „genügend fossil, um als quartär angesprochen werden zu können". S. a. Primaten.

E. Dubois *Pithecanthropus erectus, eine menschenähnliche Übergangsform aus Java* Batavia 1894; L. Selenka und M. Blanckenhorn *Die „Pithecanthropus"-Schichten auf Java. Geologische und paläontologische Ergebnisse der Trinilexpedition* Leipzig 1911; M. Ramström *Der Java-Trinil-Fund „Pithecanthropos"* Upsala Läkareförenings förhandlingar NF 26 (1921); E. Dubois *The Proto-Australian fossil Man of Wadjak, Java* Verhandlgn. der Akademie von Amsterdam 23 (1921) Nr. 7. H. Obermaier

Jávea. Ortschaft der Prov. Alicante (Spanien), zwischen Kap Nao und San

Vicente gelegen, wo im J. 1905 der bekannte Schatzfund entdeckt wurde. — Die Gegenstände, die sich jetzt in Madrid im Arch. Nationalmuseum befinden, waren in einem tönernen Topf verborgen. Es sind die folgenden: ein goldenes Diadem (37,2×8,2 cm), eine goldene Kette mit Anhänger (L. 0,15 cm), eine Kette, ein Halsband, ein silbernes Armband, drei Silberbändchen in Spiralform aufgewickelt, 7 Bruchstücke von anderen Bändchen. Von allen diesen Schmuckstücken ist das bedeutendste das Diadem oder goldene Stirnband. Es besteht aus drei Teilen, einem breiten Mittelstück und zwei dreieckigen Seitenstücken. Das ganze Diadem ist reichlich verziert, und zwar in Fädchentechnik und Granulierarbeit. Die Motive — ondulierte Linien, Rhomben zwischen vierteiligen Blättern, Weinblättern und Palmetten — sind zonenartig angeordnet.

Der Schatz von J. ist nicht nur von Interesse durch die zierliche Arbeit seiner Stücke, sondern gibt uns wertvolle Einblicke in die alte Goldschmiedekunst der iber. Halbinsel. Die Schmuckgegenstände von J. haben große Ähnlichkeit mit den griech. Juwelen des 7. und 6. Jh. und mit einigen etrusk., sie stimmen nicht allein in der Form, sondern auch in der Technik und den Dekorationsmotiven überein. Die Gegenstände von J. sind jedoch weder griech. noch etrusk., sondern iber. Es sind keine eingeführten Erzeugnisse, sondern einheimische. Der Schmuck hat seine Gegenstücke in anderen iber. Schätzen und an den iber. Skulpturen. Trotzdem gehören jedoch die Fundgegenstände von J. nicht jener Zeit an, sondern einer jüngeren Epoche. Dies ist eine eigenartige Tatsache, die in der ganzen iber. Kunst des sö. Kreises (welchem Gebiet J. angehört) zu beobachten ist, sowohl in der Keramik als auch in der Bildhauerei, den beiden Zweigen der iber. ö. Kunst, die sich am besten studieren lassen. Die Juwelen von J. sind Nachahmungen griechischer Originale, von einheimischen Goldschmieden verfertigt. Das etwas grobe Gepräge, welches ihnen anhaftet, ist nicht auf eine treue Nachbildung altertümlicher Vorbilder zurückzuführen, vielmehr auf die etwas unbeholfene Nachahmung eines reiferen Modelles. Der Schatz gehört etwa ins 4. Jh. v. C., in die Glanzzeit der iber. Kunst im SO. S. a. Pyrenäenhalbinsel D.

Mélida *El tesoro ibérico de Jávea* Revista A. B. M. 1905 S. 366ff.; Rev. archéol. 1906 II 424ff. P. Paris. A. del Castillo

Jazygen s. Südrussland D.

Jebusiter. J. (hebr. Sing. *Jᵉbūsî*) nennt das AT die vorisraelit. Bevölkerung (vielleicht nur Herrenschicht) des erst von David (10. Jh. v. C.) eroberten Stadtstaats Jerusalem (z. B. Jos. 15, 63; Ri. 1, 21; II. Sam. 5, 6ff.). Da in später Literatur gelegentlich *Jᵉbûs* als Name Jerusalems auftaucht (Ri. 19, 10f.; 1. Chron. 11, 4f.), so könnte man die Bezeichnung der Stadtbewohner als J. davon ableiten wollen; wahrscheinlicher ist die Annahme, daß *Jᵉbûs* ein alter Personen-, Geschlechts- oder Stammesname ist, den wir nicht mehr deuten können. Die vorisraelit. Bevölkerung von Jerusalem enthielt ein nichtsem., kleinas. Element, wie der Name des Stadtkönigs *Abdi (?)-Ḫipa* in den Amarnabriefen (Nr. 285ff. Knudtzon) und andere Beobachtungen (ZdPV 43 [1920] S. 58ff. Jirku) zeigen. Ob der Name J. etwa gerade an diesem Element haftete, ist nicht auszumachen.

Fr. Böhl *Kanaanäer und Hebräer* 1911 S. 65f. A. Alt

Jelisavetgrad s. Melgunov-Fund.

Jenissei-Paläolithikum s. Sibirien A.

Jericho (Tf. 46, 47).

§ 1. Lage. — § 2. Angaben des AT. — § 3. Grabung, Schichtenzählung. — § 4. Steinzeitl. Siedlung. — § 5. Befestigung der frühen BZ. — § 6—7. Frühkanaanitische Stadt. — § 8. Mittelkanaanitische Stadt. — § 9. Spätere Geschichte.

§ 1. Die Stadt J. (hebr. *jᵉrēḥô* oder *jᵉrīḥô*, was vielleicht „Mondstadt" bedeutet, Arch. fRW 12 [1909] S. 330ff. J. Boehmer, oder „Lebensstadt" OLZ 15 [1912] S. 395ff. J. Hejčl) hat in der Geschichte der Großmächte des Altertums keine Rolle gespielt und wird deshalb weder auf den babyl.-assyr. noch den äg. Denkmälern erwähnt. Das erklärt sich aus ihrer Lage im unteren Jordan-Tale vor dem Ausgange des steil von W herabkommenden *wâdi qelt*. Hier war sie weit ab von den wichtigen Durchgangsstraßen, die sich von S nach N an der Küste oder auf der Hochfläche ö. vom Jordan hinziehen. Nur der Schnitt-

punkt der Jordantalstraße und eines vom Ostjordanlande kommenden Weges, die beide für den Auslandsverkehr wenig Bedeutung haben, wird von ihr bewacht. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß in der Sinuḥe-Erzählung mit dem Grenzgebiete *Ǯaa* (H. Greßmann *Altorientalische Texte und Bilder zum AT* I [1909] S. 213) J. gemeint sei (so F. Hommel *Die altisraelitische Überlieferung in inschriftlicher Beleuchtung* 1897 S. 149), obwohl die Schilderung der Gegend passen würde.

§ 2. Desto mehr weiß das AT von J. zu erzählen. Nach ihm war es eine kanaanitische Königsstadt (Jos. 2, 2f.; 6, 2; 12, 9), deren Lage gegenüber dem moabitischen Gebirge (Num. 22, 1; Jos. 13, 32) in einer Talebene (Deut. 34, 1; Jos. 4, 13; 5, 10; 16, 1) in der Nähe des Gebirges (Jos. 2, 16ff.; 18, 12ff.) an der Grenze der Stämme Joseph und Benjamin (Jos. 16, 1ff.; 18, 12) genau beschrieben wird. Josua soll die außerordentlich stark befestigte Stadt nach einer Erkundung durch Spione in wunderbarer Weise erobert und sodann zerstört haben, wobei die Einwohner bis auf das kanaanitische Geschlecht Rahab getötet wurden (Jos. 6, 1ff.). Ein älterer Bericht (Richt. 3, 13) spricht von einer Besetzung der „Palmenstadt" durch Eglon, den König der Moabiter (s. d.). Unter David war sie offenbar bewohnt (2. Sam. 10, 5). Zur Zeit des Königs Ahab von Israel soll sie durch Chiel von Bethel, der vielleicht ein Gauvogt war (1. Kön. 4, 7ff.), wieder aufgebaut worden sein, wohl zum Schutze gegen die vordringenden Moabiter (vgl. Inschrift des Königs Mescaʿ), wobei Chiel, um einen alten Fluch unwirksam zu machen, zwei seiner Söhne geopfert hat (1. Kön. 16, 34). Gelegentlich wird erwähnt, daß zu dieser Zeit in J. eine Prophetengenossenschaft bestanden habe (2. Kön. 2, 5ff.). Nach dem Untergange des Nordreiches (722 v. C.) hat sich Juda in den Besitz der Stadt gesetzt (2. Chron. 28, 12ff.), weshalb sie wohl von den Babyloniern nach der Eroberung Jerusalems zerstört wurde, zumal sich der letzte König von Juda dahin zu retten versucht hatte (2. Kön. 25, 5).

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 296f.

§ 3. Diese Berichte enthalten manches Sagenhafte. Mehrere Probeschächte, die Ch. Warren 1868 anlegen ließ (PEF Memoirs III [1885] S. 224ff.), brachten keine Klärung. Dagegen haben die Ausgrabungen, die von E. Sellin, C. Watzinger, F. Langenegger, A. Nöldeke und O. Schultze 1907—1908 im Auftrage der Deutschen Orientgesellschaft ausgeführt wurden (s. Fundstätten B § 32), eine Menge wichtiger Funde und Tatsachen ergeben, aus denen die Geschichte der Stadt deutlicher erkennbar ist. Da dem leitenden Theologen hier ein klassischer Archäologe und mehrere Architekten zur Seite standen, sind die aufgedeckten Reste mit erfreulicher Sicherheit richtig erkannt und gewertet und sodann in einer vorzüglichen Darstellung erschöpfend behandelt worden. Nur in einem Punkte ist eine andere Auffassung geboten. Die Leiter der Grabung bezeichnen die 1. (unterste) Schicht als präh., die 2. als kanaanitisch, die 3. als spätkanaanitisch und die 4. bereits als israel., betrachten also die großartige Befestigung der 4. Schicht (s. Festung C § 16) als ein Werk des Chiel. Aus den Tonwaren der einzelnen Schichten ergibt sich aber, daß diese 4. Schicht noch in die ausgehende BZ gehört (etwa 1700—1500 v. C.) und sich demnach die Eroberung, bei der sie zerstört wurde, bereits in der Mitte des 2. Jht., vor dem Eindringen der Israeliten, vollzogen haben muß (Annual of the American Schools of Oriental Research 4 [1924] S. 11, 147 W. F. Albright). Damit wird die Ansicht, die Sellin-Watzinger in ihren vorläufigen Berichten vertreten hatten, aber später aufgaben, bestätigt. Auch H. Vincent hat dasselbe Gefühl gehabt (Rev. bibl. 10 [1913] S. 456ff.), wenn er auch darin irrt, daß er beide Mauern einer und derselben Anlage und Zeit zuschreiben will.

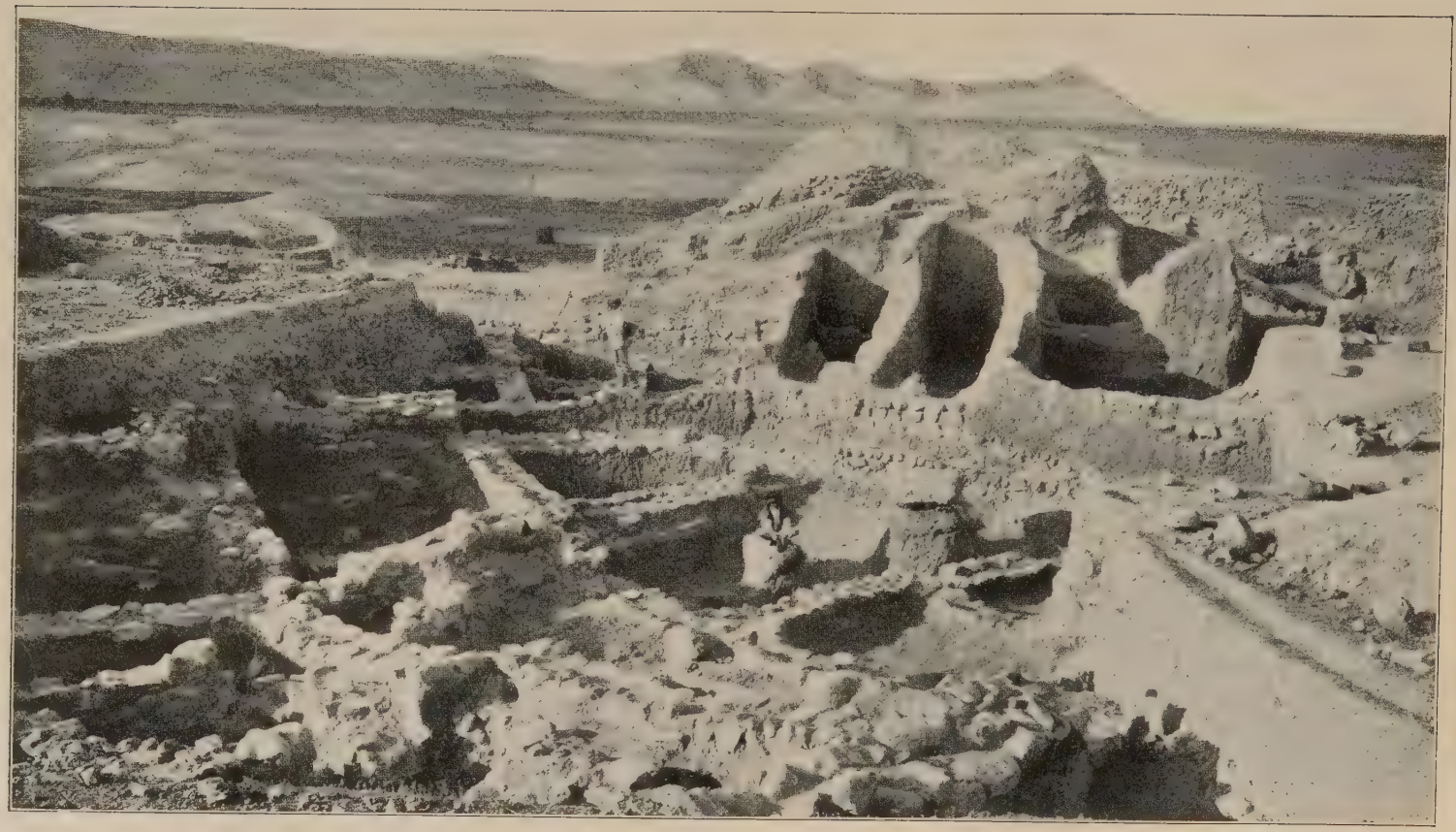
§ 4. Die alte Stadt lag nicht an der Stelle des heutigen J. (arab. *erîḥa*), sondern etwa 2 km n. davon auf dem *tell es-sulṭân*, der sich unmittelbar w. neben der ansehnlichen Quelle als eine eiförmige Hügelfläche (Tf. 46) von 350 m L. und 150 m Br. erhebt. Aus ihr treten sieben Kuppen von verschiedener Größe hervor, je nachdem sich die alten Reste darunter erhalten haben. Die Möglichkeit einer Ansiedlung an dieser Stelle er-

a

b

Jericho

a. Stadthügel von W bei Beginn der Grabung 1908. — b. Bei Abschluß der Grabung 1909. — Nach Sellin-Watzinger.



Jericho

Kanaanitische Hausfundamente im N hinter der Stadtmauer, von S gesehen. Nach Sellin-Watzinger.

gab sich erst im mittleren Diluvium, nachdem sich vorher während des Höhepunktes der Pluvialzeit die Terrasse von J. gebildet hatte (ZdPV 35 [1912] S. 132 M. Blanckenhorn). Paläol. Funde fehlen jedoch; die tiefsten Schichten, die freilich nur an einer Stelle erreicht wurden, ergaben neol. Messer, Schaber, Pfriemen, eine Axt, Dolchmesser (?) und Lanzenspitzen aus Feuerstein als Zeugen für eine Siedlung im 4. oder 3. Jht. v. C., der vielleicht auch bescheidene Grundmauern von Häusern (s. Haus C § 10) zuzuweisen sind.

§ 5. Am Beginn der BZ ist der Ort sehr stark befestigt worden (s. Festung C § 9). Allerdings ist die aus besonders großen Lehmziegeln (0,70 × 0,40 × 0,10—0,19 m) errichtete Mauer, die auf einer Schicht unregelmäßig gesetzter Feldsteine ruhte und 5,60 m stark war, nur auf einer kurzen Strecke an der NW-Ecke verfolgt worden. Aber sie hat offenbar einst die ganze Ortschaft umgeben und ist später nachhaltig zerstört worden. Zu dieser Anlage gehören wohl einzelne Mauerzüge, die hier und da im Innern, wenn auch nur in Bruchstücken, aufgedeckt wurden und als Grundlage ebenfalls rohe Feldsteine hatten. Am merkwürdigsten war ein Stück, das aus vier Lagen bestand und an der Westseite mit drei größeren, auf die schmale Kante gestellten Steinplatten abgedeckt war. Zwei von diesen „Orthostaten" trugen auf der Oberfläche schalenartige Vertiefungen und Rinnen, die nicht von Natur entstanden sein können. Die Platten haben sich ursprünglich an anderer Stelle befunden und sind erst nachträglich für den Bau verwendet worden. Daß sie von einem Dolmen herrühren könnten, ist wenig wahrscheinlich, eher von einer Ölpresse (Pal. Jahrb. 9 [1913] S. 19f. G. Dalman).

§ 6. Noch im 3. Jht. erhielt der Ort eine neue, starke Befestigung (s. Festung C § 11), bestehend aus zwei parallel laufenden Mauern aus Lehmziegeln, die auf einem Bruchsteinsockel ruhen. Die innere Mauer ist 3,30—3,70 m, die äußere 1,50—1,60 m stark. Der Umfang beträgt rund 600 m, die größte Innenlänge 210 m, die durchschnittliche Br. 120 m, was einen Flächenraum von 23500 qm ergibt. Stellenweise sind Türme angelegt, aber die Ausführung (häufiger Wechsel der Fluchtlinie und der Schichten) zeigt eine gewisse Unsicherheit. Der Raum zwischen den beiden Mauern ist hier und da, wie Balkenlöcher zeigen, für Kasematten verwendet worden, indem man Holzdecken einzog. Da die Mauern nicht auf dem natürlichen Felsen aufsitzen, hat man, besonders an steil abfallenden Punkten, die Böschung durch eine Steinpackung gesichert, um einen etwaigen Erdrutsch zu verhindern und die Grundlagen von außen zu schützen. Diese Festung ist durch einen Brand zerstört worden, bei dem die Mauer auf der ganzen Ostseite verschwand. Von dieser Seite, auf der das Tor gelegen haben muß, sind wohl die Feinde (Moabiter?) gekommen, denen die Eroberung und Zerstörung gelang.

§ 7. Im Innern dieser kanaanitischen Stadt sind mehrfach Grundmauern von Häusern aufgedeckt worden, die in größeren Gruppen eng aneinander gedrängt erbaut waren (Tf. 47). Im N und W schließen sich an die Innenmauer sieben langgestreckte Räume an, vielleicht für Krieger bestimmt, da man von ihrem Dache auf die Mauer gelangen konnte. Die Häuser für die Bewohner waren ebenso wirr durcheinander gebaut, wie dies noch heute in den Fellachendörfern üblich ist, so daß es schwer ist, über ihre Anlage im einzelnen etwas zu sagen. Möglicherweise lag nahe der Quelle ein größerer Bau, von dem wenigstens die Neben- und Vorratsräume ausgegraben wurden. Das könnte die Burg des Stadtfürsten gewesen sein. In den Häusern fanden sich bescheidene Herdstellen, Abfallgruben (s. Abfall) und größere Vorratskrüge, die bis zu $^2/_3$ ihrer H. in den Boden eingelassen waren. Die Tongefäße sind von der in der ä. BZ üblichen Art (s. Vase E) mit eingeritzten oder matt gemalten Verzierungen. Einige schwarz gebrannte Gefäße sind vorzüglich poliert, aber alle noch mit der Hand hergestellt. Fremde Erzeugnisse fehlen durchaus, abgesehen von großen Krügen, die mit eingedrückten Reliefbildern von Steinböcken und Löwen geschmückt sind (Verwandtschaft mit der hettit. Kunst?). Aus Feuerstein waren Messer, Schaber, Meißel, Keile und Äxte hergestellt. Andere Äxte waren aus ziemlich reinem Kupfer verfertigt, später aus Bronze, darunter das seltene Stück einer

Absatzaxt (s. Axt C und Band I Tf. 60). Sehr spärlich sind sonstige Geräte, wie Keulenköpfe (s. Keule C), Reibschalen, Handmühlen. Nur zwei Amulette (s. d. C § 7) in Tierform aus Knochen oder Kalkstein fanden sich und nur eine Halskette, deren Glieder aus Schnecken (von den Arten *Nerita*, *Conus*, *Ancillaria eburnea*, *Engina*, *Trivia*) und Perlen bestanden. Merkwürdig ist ein rohes Idol, eine an den Seiten abgerundete Kalksteinplatte, auf der durch Löcher und eingeritzte Linien Augen, Nase, Hals und Arm angedeutet sind.

§ 8. In wunderbarer Vollendung ist zu Beginn des 2. Jht. der Hügel mit einer ohne jeden Vorsprung in eiförmiger Gestalt verlaufenden Mauer befestigt worden (s. Festung C § 16). Da aber die alten Mauern stellenweise bis zu 7 m H. noch stehengeblieben waren, mußte für den Neubau eine Einebnung und Verschüttung vorgenommen werden. Dadurch wuchs der Hügel beträchtlich. Deshalb wurden strahlenförmig von der alten Mauer aus nach der neuen Befestigungslinie Treppen, etwa 1,20—2,40 m br., mit 0,17—0,20 m h. Stufen angelegt. Sie sind nach Beendigung des Mauerbaues erhalten geblieben, da sie für die Verteidigung der Stadt von Nutzen waren (ähnlich in Boghasköj; O. Puchstein *Boghasköj, die Bauwerke* [WVDOG 19] 1912 S. 45ff. Tf. 9ff.; ZdPV 37 [1914] S. 84f. H. Thiersch, nur mit dem Unterschiede, daß die dortigen Treppen in das Vorgelände der Festung führen). Gleichzeitig errichtete man den gewaltigen Sockel, der auf einer Lehmschüttung in der felsigen Baugrube ruhte und als Hauptstück eine mächtige, nach außen leicht gewölbte Böschung aus roh behauenen Bruchsteinen hatte. Auf ihm saß dann erst eine Lehmziegelmauer 6—8 m h., so daß die gesamte H., vom unteren Rande des Hügelabfalls aus gemessen, 11—14 m betrug. Diese Mauer holte in weiterem Bogen als die frühere aus (778 m L.), wodurch sich das Gebiet der Stadt um ein Drittel vergrößerte. Die Häuser sind ganz nach alter Art, z. T. sogar auf die alten Grundmauern, gebaut (Lehmziegelwand auf Bruchsteinsockel) und haben eine breite Vorderseite. Der Eingang war wohl nach N gerichtet, um Schutz gegen die Sonne zu erhalten. In der Nähe der Quelle wurde ein größeres Gebäude nachgewiesen, bestehend aus zwei hintereinanderliegenden, langgestreckten Räumen, an die sich auf der einen Seite zwei, auf zwei anderen Seiten je drei Zimmer von halber Größe anschlossen (s. Hilani § 4). Bisweilen waren Tote in den Höfen oder unter den Fußböden der Häuser in einfachster Weise bestattet (s. Grab F). Die Einzelfunde innerhalb der Gebäude waren gering: viele Scherben von Tongefäßen, darunter vereinzelt von nub. Kännchen, halbkugeligen Schalen mit weißem Überzug und lilabrauner Gitterbemalung (kyprisch) und von einer Sondergruppe, die anscheinend Metallgefäße nachahmt. Sonst fanden sich die Figur einer nackten Göttin aus grünlichgelber Fayence (äg.), Tierköpfe aus Ton, ein Dolch und mehrere Messer aus Bronze, Näpfe aus Alabaster, Reibschalen und Reibsteine, Mühlen, Gewichte sowie Hirschstangen (s. Hirsch C). Mehrere Krughenkel waren mit äg. Skarabäen aus der Zeit von 1900—1550 v. C. abgestempelt. Ein Stück zeigte noch den Abdruck der Metallfassung und des Ansatzes des Metallbügels. Es ist jedoch möglich, daß diese Skarabäen erst in späterer Zeit als Stempel verwendet wurden. Aus israel. Zeit stammen jedenfalls die Stempel, deren einer das bekannte königliche Abzeichen mit dem Ortsnamen *Socho*, andere hebr. Namen aufweisen.

§ 9. Diese stolze Festung ist auch erobert worden, und ihre Mauer wurde zerstört. Da dieser Fall nach allen Kennzeichen in das 16. oder 15. Jh. zu setzen ist, können nicht die Israeliten die Eroberer gewesen sein, sondern eher die Ḫabiri (s. d.). Dazu stimmt, daß die Stadt in den Amarnabriefen nicht erwähnt wird; sie war bereits verlorengegangen oder hatte keine militärische Bedeutung mehr. Von 1500—1000 v. C. kann die Stätte nur schwach besiedelt gewesen sein. Auch die Neugründung durch Chiel (s. § 2) war bescheiden, genügte aber wohl, um die Moabiter vom Eindringen in das Westjordanland abzuhalten. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß sich J. im Laufe der Jh. ziemlich frei von allen ausländischen Einflüssen erhalten hat, wie denn auch die Funde aus jüdischer Zeit beweisen, daß es mit der Verehrung Jahwes

Jerusalem

Ansicht der Stadt von NO. Nach Aufnahme von Peter Thomsen.

hier besonders ernst genommen wurde. Immerhin hat Handelsverkehr auch nach dieser entlegenen Stätte bestanden (Keulenköpfe, Skarabäen, Äxte, Fibeln, später Einfuhr aus dem Mittelmeergebiet). Wie weit ein solcher nach dem O sich erstreckte (Moab oder gar Mesopotamien), ist noch nicht geklärt, da ein Teil des Hügels unerforscht blieb. Aber gewiß war die Stadt schon in alter Zeit der Mittelpunkt eines Paradieses von Fruchtbarkeit, das später nach langer Ruhe durch Herodes den Grossen zu neuem Leben erweckt wurde.

Sellin-Watzinger *Jericho* 1913; Rev. bibl. 5 (1908) S. 120ff., 6 (1909) S. 270ff., 7 (1910) S. 404ff., 10 (1913) S. 450ff. H. Vincent; Quarterly stat. 42 (1910) S. 54ff. S. A. Cook; ZdPV 36 (1913) S. 40ff., 37 (1914) S. 77ff. H. Thiersch. Peter Thomsen

Jersey (Paläolithikum) s. Großbritannien A § 3.

Jerusalem (Tf. 48—50).

§ 1—4. Geologische Voraussetzungen (§ 1: Lauf der Wasserscheide; § 2: Die beiden Hochflächen; § 3: Talbildungen in den oberen Kreideschichten; § 4: Die Hügel der Stadt). — § 5—6. Paläol. (§ 5: *biqʿa*; § 6: Sonstige FO). — § 7—8. Neol. (§ 7: Einzelne Stationen; § 8: Zion). — § 9—13. BZ (§ 9: Die Jebusiterfestung; § 10: Einzelfunde in der Burg; § 11: Bedeutung der Burg; § 12: Der Name J.; § 13: Amarnabriefe). — § 14—19. EZ (§ 14: David; § 15: Salomos Bauten; § 16: Die Stadtmauer; § 17: Der heilige Felsen; § 18: Schalen- und Napflöcher; § 19: Gräber und Höhlen).

§ 1. Die Geschichte der Stadt J. ist, namentlich für die älteste Zeit, nur verständlich aus der geol. Beschaffenheit des Gebietes, in dem die heutige Stadt liegt. Die am Beginn der Tertiärzeit durch das Zurücktreten der Gewässer freigelegte, aus den wagerecht übereinandergelagerten Schichten des Cenoman, Senon und Turon gebildete Hochfläche, die durch Niederschläge und fließendes Wasser leicht gefurcht wurde, zerriß durch Spalten, die sich meridional bildeten, so daß ein Teil steil in die Tiefe sank. Auf diese Weise entstand die eigenartige Dachform des Judäischen Gebirges. Die w. Seite erhebt sich verhältnismäßig langsam auf einer Strecke von 58 km vom Meeresspiegel bis zu der Höhe von rund 800 m (Wasserscheide w. von J.), die ö. stürzt in 20 km Luftlinie von dieser Höhe zum Toten Meere 400 m unter den Spiegel des Mittelmeeres hinab. Die Wasserscheide kommt von N in s. Richtung über *el-bîre* (860 m), *kafr ʿaqab* (835 m), *er-rām* (793 m), *tell el-fūl* (840 m; s. Gibea) nach dem *rās el-mašârif* (819 m, später Scopus genannt), biegt dann aber scharf nach W auf *lifta* (819 m) zu, umzieht im W und SW die Stadt J. und erreicht erst ö. von der heutigen Straße nach Bethlehem und Hebron mit dem *ǧebel abu ṭōr* (777 m) die alte nordsüdliche Richtung.

§ 2. Vom *rās el-mašârif* läuft ein Höhenrücken, der jetzt vielfach gegliedert ist (Pal. Jahrb. 12 [1916] S. 61ff. G. Dalman), ungefähr in gleicher Höhe nach SO, biegt aber dann nach S und später nach SW um und endet mit dem *ǧebel baṭn el-hawā* (734 m), der vom *ǧebel eṭ-ṭūr* (Ölberg) durch den von der Fahrstraße nach Jericho benutzten Paß, von dem *ǧebel abu ṭōr* durch das tief eingeschnittene *wâdi en-nār*, die Fortsetzung des Kidron-Tales, getrennt ist. So entsteht eine auf allen Seiten von Höhen umgebene, leicht nach SO geneigte Fläche, in deren Mitte sich die heutige Stadt ausbreitet (Tf. 48, 49). Eine zweite Ebene, *el-biqʿa* genannt, schmiegt sich s. von J. in den hier nach O gezogenen Bogen der Wasserscheide. Sie gehört zum Abflußgebiete des Mittelmeeres, die andere Fläche aber zu dem des Toten Meeres.

§ 3. Die obersten Schichten dieser beiden Hochflächen bestehen durchweg aus Kreidebildungen, bedeckt von Verwitterungserzeugnissen und Schuttablagerungen. Von unten gerechnet liegen übereinander: der untere *mizzi*, der *meleke* 8—10 m stark (in ihm sind die zahlreichen Felsgräber angelegt), der obere *mizzi* 22—30 m stark und der *kaʿkûle*, eine nur 5—10 m dicke Schicht von Kreidemergel. Darüber breitet sich der durch Verwitterung entstandene *nâri* etwa 2 m stark, der die Reste der alten Feuersteindecke in großen Knollen enthält. Die gewaltigen Niederschläge der Diluvialzeit haben in diese Schichten tiefe, z. T. schluchtartige Furchen eingegraben, im W und S das *wâdi er-rabâbi* (Hinnom-Tal), im NO und O das *wâdi sitti marjam* (Kidron-Tal), die sich bei dem *bīr ējûb* (Hiobs-Brunnen) zu dem bereits erwähnten *wâdi en-nār* vereinigen. So bildete sich eine Art felsiger Halbinsel, die auf drei Seiten von tiefen Tälern eingefaßt ist, im N aber noch

die ursprüngliche Verbindung mit der alten Hochfläche behalten hat. Die *biqᶜa* hingegen ist nicht in gleicher Weise zerfurcht worden; nur eine kleine Rinne, die sich als *wâdi el-ward* nach W wendet, zieht sich von N nach S der Länge nach hindurch.

ZdPV 15 (1892) S. 40ff.; 19 (1896) S. 5ff.; 28(1905) S. 75ff. M. Blanckenhorn; A. Kuemmel *Materialien zur Topographie des alten Jerusalem* 1906 S. 12ff.

§ 4. Wie sich der Boden der felsigen Halbinsel ursprünglich geformt hat, ist heute nicht mehr zu sehen, da überall gewaltige Schuttmassen, die Reste jahrtausendelanger Besiedlung, stellenweise bis zu 30 m h., darüber gelagert sind. Bei den Grabungen und Forschungen in J. ist es aber gelungen, an 473 Punkten die genaue Höhe des natürlichen Felsbodens festzustellen (Wilson 1864, C. R. Conder 1873, C. Schick seit 1874, H. Guthe 1881, F. J. Bliß 1894—97; s. Fundstätten B § 6), so daß A. Kuemmel (s. u.) 1906 eine Karte mit Höhenlinien von 3 zu 3 m zeichnen konnte. Allerdings bleibt noch manches fraglich, zumal Steinbrüche, Zisternen, Befestigungsanlagen an vielen Stellen tief in den Naturfelsen eingegriffen haben. Danach ergibt sich folgendes Bild (Tf. 49): von der NO-Ecke der heutigen Stadt (786,4 m) senkt sich der Boden allmählich nach S und SO. Ein schmaler Sattel verbindet diesen n. Teil mit dem SW-Hügel, dessen Oberfläche (759—771 m) eine ns. Ausdehnung von 800 m, eine wö. von 280 m, also einen Flächenraum von 22—24 ha hat. Im O scheidet eine von N nach S laufende, heute zum großen Teile verschüttete Senkung (*el-wâd*, nach Josephus das Tyropöon-Tal) den SW-Hügel von der ebenfalls von N nach S abfallenden Landzunge (780—670 m), die mehrere Kuppen bildet, in der Mitte die von dem Tempelplatze (*ḥaram eš-šerîf*) eingenommene, weiter s. eine niedrigere, im n. Teile Ophel, im s. Zion (heute *eḍ-ḍhûra*) genannt. Ein Quertal zieht sich vom heutigen Jāfā-Tore nach dem Tempelplatze zu, ein ebenso von W nach O laufendes, das erst neuerdings, nachdem es schon Guthe vermutet hatte, gefunden ist, trennt den Ophel vom Zion.

A. Kuemmel *Materialien* 1906 S. 18ff.; dazu Karte 1 : 2500.

§ 5. Für die erste Ansiedlung von Menschen in dieser Gegend kamen die n. Teile der Hochfläche, der SW-Hügel und die *biqᶜa* in betracht. Während auf dem SW-Hügel bisher keine Spuren entdeckt worden sind, haben sie sich in der *biqᶜa* desto reichlicher gefunden. Das Gebiet der Funde erstreckt sich vom Klarissinnenkloster (s. vom Bahnhofe) und von dem Wege nach *ṣûr bâhir* im O bis zu dem kleinen Hügel *qaṭamôn* im W, von der Kolonie der dtsch. Templer im N bis zu den *sebaᶜ ruǧûm* (sieben Hügel) im S, von da nach SO bis zu dem Dorfe *bēt safâfā* (2 km L. × 1 km Br.). Besonders ergiebig erweisen sich die Ufer eines kleinen, trockenen Bachbettes, das von O kommend die Straße nach Bethlehem kreuzt. Die Stelle eignete sich mit ihrer gegen Überschwemmungen und andere Naturereignisse geschützten Lage hervorragend für eine paläol. Siedlung. Der Feuerstein ist ziemlich grob, bunt geädert und splittert in großen, schweren Stücken. Die Geräte sind braungelb oder orangegelb gefärbt, haben oft noch an der einen Seite die Rinde, finden sich lose in der Ackerkrume und kommen nach jedem Winterregen massenhaft zum Vorschein. In der Hauptsache sind es schwere, große Faustkeile, wuchtige Spitzen, ganz plumpe Bohrer und Schaber, große scheibenartige Fäustel; seltener treten kleine Schaber, Klingen oder Spitzen auf. Von vereinzelten Moustérienspitzen abgesehen zeigen alle Erzeugnisse Chelles-Art. Aus der Masse der Funde kann man schließen, daß die Stätte von einer ansehnlichen Bevölkerung und anscheinend ziemlich lange Zeit (auch Acheuléen-Stücke kommen vor) bewohnt worden ist. Knochenreste fehlen leider ganz. Zahlreiche Stücke kamen in die Sammlung von Herbert Clark in J. (Quarterly stat. 40 [1908] S. 85f.; 44 [1912] S. 82ff. R. A. S. Macalister; dabei fanden sich auch rohe Versuche, Tierköpfe wiederzugeben: P. Thomsen *Kompendium der paläst. Altertumskunde* 1913 S. 21 Abb. 2).

J. Germer-Durand *L'âge de pierre en Palestine* (Actes du XIme congrès intern. des Orientalistes V) S. 477ff.; Rev. bibl. 6 (1897) S. 439ff. ders.; ZfEthn. 37 (1905) S. 451f. M. Blanckenhorn; J. Germer-Durand *Un musée palestinien* 1907 S. 9 Abb. 2; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 44ff., 51ff.

Jerusalem

Stadt und nächste Umgebung. 1 : 30 000.
Höhen (777) in m. Nach Schick-Benzinger.

§ 6. Weiter sö. schließt sich daran eine zweite Siedlung, die an dem nach O gerichteten Abhange der Hochfläche bei dem alten Dorfe *ṣūr bâhir* liegt. Auch hier fanden sich Chelles-Faustel von länglicher Gestalt (ZfEthn. 37 [1905] S. 450 M. Blanckenhorn; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 56f.). Genau dieselben Formen, nämlich Faustkeile, Scheiben, Bogen-, Rund-, Spitzen- und Stielschaber, wurden am *rās el-mašârif* n. von J. entdeckt. Auf den von hier nach S laufenden Höhen sind bisher keine Funde gemacht worden; doch beweisen die heutigen Namen (*ʿaqabet eṣ-ṣuwân*, *bīr* und *ʿain eṣ-ṣuwân*) den Reichtum an Feuerstein. Das ganz im N von J. gelegene Dorf *šaʿfâṭ* hat nur Moustérien-Stücke geliefert. Hingegen gehören zum Chelléen die noch weiter entfernten Stationen von *rāmallah*, *tell en-naṣbe* und *el-bîre*. Es muß sich demnach auf dem Kamme des Gebirges eine ganze Reihe altpaläol. Siedlungen befunden haben. Ob auch das Gebiet der Stadt J. einbezogen war, läßt sich nicht sagen. S. Palästina-Syrien A.

ZfEthn. 37 (1905) S. 450, 453, 465 M. Blanckenhorn; J. Germer-Durand *Un musée palestinien* 1907 S. 9 Abb. 3; P. Karge *Rephaim* 1917 S. 46ff., 56ff.

§ 7. Anscheinend ist an diesen Wohnplätzen der Übergang zum Neol. schneller als anderwärts erfolgt, so daß für das Jungpaläol. nur eine ganz kurze Zwischenzeit anzusetzen wäre. Die *biqʿa* ist aber wohl verlassen worden; die neol. Bevölkerung hat sich mehr an die ö. oder w. Ränder der alten Siedlungsstellen geschoben, worauf Funde bei *ṣūr bâhir*, *mâlḥa* und bei dem Kreuzkloster *(dēr el-muṣallabe)* im W, auf dem Ölberge, im Kidron-Tale unterhalb von *silwân*, beim Hiobsbrunnen und bei *el-ʿāzarîe* (Bethanien) im O von J. deuten. Z. T. sind die dort gefundenen Geräte den Viehzucht treibenden Halbnomaden zuzuschreiben, die im späteren Neol. Dolmen und andere große Steinbauten (s. Megalithgrab F) am Ostrande des Gebirgskammes errichteten.

P. Karge *Rephaim* 1917 S. 133, 180f.

§ 8. Noch während des Neol. wurde auch das eigentl. Gebiet der Stadt J. besiedelt. Da auf dem SW-Hügel überhaupt nichts gefunden worden ist, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß zuerst der sö., verhältnismäßig niedrige Ausläufer der großen Felshalbinsel für die Anlage einer Bergfeste (vgl. 1. Sam. 24, 1) gewählt wurde. Er ist aber wohl in alter Zeit beträchtlich höher als jetzt gewesen (Pal. Jahrb. 11 [1913] S. 58ff. G. Dalman). Da er auf drei Seiten von tiefen Tälern umgeben ist und nur im N ein schmaler Sattel eine Verbindung herstellt (Spornlage), die durch künstliche Befestigungsanlagen gesperrt werden konnte, bot er vollauf Sicherheit gegen feindliche Angriffe. Besonders günstig war es, daß unmittelbar an seinem O-Fuße die einzige Quelle der ganzen Gegend, die *ʿain umm ed-daraǧ* oder *ʿain sitti marjam*, im AT *gīḥôn* genannt, hervorbricht. Um sich das Wasser dieser Quelle jederzeit zu sichern, ist bereits von den ältesten Bewohnern des Zion, die im AT Jebusiter (s. d.) genannt werden, ein Schachtgang in den Felsen gegraben worden (s. Bewässerung D § 3). Durch die Grabungen von B. M. Parker (s. Fundstätten B § 20) sind die unterirdischen Gänge eingehend geklärt worden. Allerdings konnte hier kein großer Mittelpunkt der Kultur und des Handels entstehen; das verbot schon die Entfernung von der großen Verkehrsstraße, die Ägypten mit Mesopotamien verbindet (s. Handel D § 4). Wie weit diese Siedlung zurückgeht, haben einige Bestattungen (s. Grab F) gezeigt, die von Parker in natürlichen Höhlen entdeckt wurden und vielleicht die Ruhestätten der ältesten Stadtfürsten sind. In der einen waren dem auf eine Felsbank gelegten Toten ganz rohe Gefäße beigegeben, die aus schwärzlichrotem, kalkdurchsetzten, aber mit Fett überzogenen und polierten Ton mit der Hand hergestellt, jedoch nicht gebrannt waren und aus der Zeit von 5000—2500 v. C. stammen. Die andere enthielt neben der gleichen Tonware eine zweihenklige, außen rotbraun, innen und am oberen äußeren Rande schwarz bemalte Schüssel, die stark an den äg. Nagada-Typus (3000—2500 v. C. erinnert), aber wohl doch im Lande hergestellt ist. Feuersteingeräte sind merkwürdigerweise nur in ganz geringer Zahl gefunden worden.

Rev. bibl. 9 (1912) S. 441ff., 544ff. H. Vincent; ZdPV 36 (1913) S. 59 H. Thiersch.

§ 9. Die weitere Geschichte in der BZ hat nunmehr ihren Schauplatz nur noch auf den beiden Hügeln im SW und SO der jetzigen Stadt. Kleinere Siedlungen haben allerdings noch in der Umgebung bestanden, so z. B. bei *bēt sāḥûr el-ʿatîqa* und *er-rās*, wo mehrere kanaanitische Schachtgräber gefunden wurden (Das heilige Land 52 [1908] S. 187ff., 53 [1909] S. 30ff. H. Hänsler). Aber keine konnte es mit der Bergfeste auf dem Zion (hebr. *ṣijjôn* H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 752f.; über die Herkunft und Bedeutung dieses Namens s. G. A. Smith *Jerusalem* I [1907] S. 144ff.) und der von ihr beschirmten, geräumigen Niederlassung auf dem SW-Hügel aufnehmen. Auf die Sicherung des Zion haben die Jebusiter (s.d.) große Mühe verwendet. Die spärlichen Reste dieser ältesten Befestigung sind bei den seit Oktober 1923 zunächst von R. A. S. Macalister, seit Anfang 1924 von J. Garrow Duncan geleiteten Ausgrabungen, genannt *Joint Expedition of the Palestine Exploration Fund and the Daily Telegraph* (s. Festung C § 10; Fundstätten B § 20ff.), aufgedeckt worden. Es zeigte sich dabei, daß der Kamm des Hügelrückens weiter ö. liegt, als man bisher angenommen hatte. Der Abfall nach dem Kidron-Tal muß also ungemein steil, beinahe wandartig gewesen sein und hat an sich schon einen ausgezeichneten Schutz gewährt. Im N wurde ein quer von O nach W laufendes, flaches Tal nachgewiesen, das schon Guthe 1881 vermutet hatte. Zwei Dämme führten darüber von N her. Trotz dieser natürlichen Sicherung war am Rande der Felsböschung eine starke Mauer errichtet, zu der weiter innen eine zweite Mauer parallel lief. Ein Stück dieser Doppelmauer hatte schon Parker gefunden. Sie war durch eingesetzte Türme oder Bastionen verstärkt; ein Tor lag, wie zu erwarten, im N. Zum Bau waren große, roh behauene Steine verwendet, deren Zwischenräume Splitter und Lehm ausfüllten. Da bis Ende 1924 nur ein kleines Gebiet ausgegraben worden ist, läßt sich ein vollständiges Bild der Befestigung, die z. T. erst der späteren BZ angehört, noch nicht zeichnen. Ihren s. Endpunkt scheint R. Weill 1914 gefunden zu haben. Auf dem Rande der w. Felsböschung sind bisher nur spärliche Mauerreste nachgewiesen worden.

Quarterly stat. 56 (1924) S. 57ff. R. A. S. Macalister; ebd. S. 125ff., 163ff. J. G. Duncan; Pal. Jahrb. 11 (1915) S. 67ff. G. Dalman.

§ 10. Innerhalb der Burg fanden sich mehrere merkwürdige Anlagen, die aus sehr früher Zeit herrühren. Am ältesten sind die Höhlen, die durch Wasser in dem rissereichen Gestein ausgewaschen wurden. Sie sind (vgl. § 8) für Bestattungen benutzt worden und waren durch kaminartige Löcher in der Decke zugänglich. Noch vorher hat man anscheinend aus der einen das sich darin sammelnde Wasser geschöpft. Am s. Ende des ö. Dammes über das Quertal trug ein nicht über die Umgebung herausragender Felsblock mit Stufen auf der Oberfläche eine Vertiefung, an der senkrechten Vorderseite drei schmale Löcher. Macalisters Deutung als Altar, auf den jeder, der die Stadt betreten wollte, Spenden niederlegen mußte, schwebt vorläufig in der Luft. Er begründet sie damit, daß hinter dem Altar eine Felsplatte Rinnen und mehrere Napflöcher aufweist, von denen einige im Verhältnis zu ihrem Dm sehr tief sind. In ihnen sollen Kultpfähle gestanden haben, das Ganze also ein heiliger Platz gewesen sein. In unmittelbarer Nähe fanden sich noch weitere Felsbearbeitungen: eine wannenartige Vertiefung, eine viereckige Grube, aus der ein Kanal herausführte, und mehrere Napflöcher. Die tieferliegende Fortsetzung des Kanals geht an 4 strahlenförmig um ein rundes Loch angeordneten Schalen vorbei. Duncan vermutet, daß im ganzen 8 solcher Schalen vorhanden gewesen seien, und daß damit die Sonne wiedergegeben sei, was auf Sonnenverehrung schließen lasse. In der Nähe lag ein von seiner ursprünglichen Stelle entfernter, großer Haufen rötlichbrauner Erde, die anscheinend einst starker Hitze ausgesetzt gewesen ist. In ihr fanden sich sehr viele neol. Tonscherben (13 Körbe voll), schwarz und braun geröstete Knochenstücke, Feuersteinsplitter und Asphaltknollen. Das können Reste von Leichenbrand sein (vgl. die ähnlichen Funde in Gezer; s. d.). Aber

ob diese auf den strahlenförmig angelegten Schalen vollzogen wurde, bleibt vorläufig noch recht zweifelhaft. W. von dem Erdhaufen war eine deckenlose Kammer in den Felsen gearbeitet, in der 5 vollständige kleine Tongefäße lagen. Auch sonst kamen mehrfach Tonscherben des Neol. oder der BZ zutage.

Quarterly stat. 56 (1924) S. 59f. R. A. S. Macalister; ebd. S. 164ff. J. G. Duncan.

§ 11. Es ist sehr bezeichnend, daß die äg. Denkmäler J. überhaupt nicht erwähnen. Nicht einmal in den Listen Thutmosis III. und Schoschenks kommt der Name vor (Müller *Asien und Eur.* S. 169; ZdPV 28 [1905] S. 147ff. H. Claußß). Eine größere Siedlung, die nur auf dem SW-Hügel möglich gewesen wäre, hier auch Berührung mit der alten Straße von Hebron nach Sichem gehabt hätte, kann also noch nicht vorhanden gewesen sein. Die Burg wiederum lag ganz abgetrennt von allen Verbindungen; nur eine Straße erstieg vom Ostjordan-Lande über Jericho (s. d.) kommend hier das Gebirge. Es ist demnach kaum richtig anzunehmen, daß die Burg auf dem Zion und eine größere Stadt auf dem SW-Hügel schon seit ältester Zeit nebeneinander bestanden hätten, was freilich das AT anzudeuten scheint (Jos. 15,8; 18, 16; vgl. Pal. Jahrb. 11 [1915] S. 78ff. G. Dalman). Die Liste der kanaanitischen Königssitze (Jos. 12, 9ff.; 10, 3) nennt im Umkreise von J. (Jos. 10, 1: König Adoni ṣedeq) als solche Ai, Jericho, Hebron und Jarmuth. Das Gebiet, in dem sich die Jebusiter bis auf David selbständig erhielten, war also recht klein und konnte vom Zion aus ganz gut beherrscht werden. Erst David gliederte es in das Gefüge des israel. Reiches ein und schuf damit die Vorbedingungen für das Wachsen der eigentl. Stadt, deren Anfänge sehr bescheiden gewesen sein mögen.

§ 12. Von der Burg auf dem Zion erfährt man zum ersten Male Genaueres durch die Amarnabriefe (s. Amarnazeit), die sie *alu urusalim* (287, 25ff.; 289, 14ff.; 290, 15 Knudtzon; der gleiche Name findet sich erst wieder unter Sanherib als *ursalimmu* KB II 95) nennen (zweifelhaft ist der Ort *uru-silimma*, dessen Göttin *šulmanîtu* heißt; Acta Orientalia 1 [1922] S. 76ff. F. Böhl). Herkunft und Deutung dieses Namens sind noch nicht geklärt. Schon den Alten war er, wie die hebr. Form *j'rūšālajim* (angeblich ein Dual, richtiger wohl eine Lokativform) für die ältere *j'rūšālêm* zeigt, aber auch in den griech. Formen Ἱερουσαλήμ(η), Ἱεροσόλυμα merkwürdig (ZdPV 27 [1904] S. 155ff. E. Nestle). Die Auffassung als Personenname (ZDMG 57 [1903] S. 773ff. F. Prätorius) ist gewiß falsch. Mehrfach ist eine Gottheit (also: Stadt [vgl. hebr. *'ir*] des Gottes X) darin gesucht worden (KAT³ S. 474: *šlm*; Journal of the Palestine Oriental Society 1 [1920] S. 28ff. A. T. Clay: *'uru*, amoritisch). Am wahrscheinlichsten bleibt es, daß *uru-salimu* die akkad. Aussprache des einheimischen Namens *j'rūšālêm* darstellt (G. A. Smith *Jerusalem* I [1907] S. 250ff.), und daß dieser nicht hebr. ist (vielleicht hettitisch; OLZ 16 [1913] S. 152ff. H. Grimme). Die im AT geäußerte Ansicht, daß der alte Name nur *šālêm* gelautet habe (Gen. 14, 18; Psalm 76, 3; vgl. auch Josephus antt. I 10, 2), ist sicher falsch und schon im 4. Jh. n. C. bestritten worden (P. Thomsen *Loca sancta* I [1907] S. 100f.).

§ 13. In den Amarnabriefen tritt als äg. Statthalter in J. ein gewisser Abdichiba (zum Namen vgl. OLZ 14 [1911] S. 341ff. A. Gustavs) auf. Er ist nicht selbständiger Herrscher, sondern ein Offizier des Pharao (285, 5f.; 287, 69f.; 288, 9f.) und betont selbst, daß nicht Vater oder Mutter, sondern der Pharao ihm sein Amt übertragen habe (286, 9ff.; 287, 25ff.; 288, 13f.). Da er aber in das Haus seines Vaters eingesetzt worden ist (286, 13; 288, 14), kann er recht wohl dem heimischen Herrschergeschlechte angehören. Wiederholt versichert er den Pharao seiner Treue; er bezahle pünktlich Tribut, sende Geschenke und suche den Besitz seines Herrn zu sichern. Leider sei eine von ihm nach Ägypten gesandte Karawane bei Ajalon geplündert worden (287, 53ff.). Trotzdem werde er am königlichen Hofe verleumdet, aber zu Unrecht, da er sich gegen die Ḥabiru verteidige und immer wieder auf die von ihnen drohenden Gefahren aufmerksam gemacht habe. Bei diesem Kampfe wird er durch Šuwardata, zu dessen Gebiet Kegila in Juda (wohl *chirbet qîla*) gehört, und durch

die Stadtfürsten von Akka und Akšapa, die 50 Streitwagen gesandt haben, unterstützt (AO 7096; Pal. Jahrb. 20 [1924] S. 27ff. A. Alt). Aber trotz dieser Hilfe befindet er sich selbst in großer Bedrängnis, kann nicht nach Ägypten reisen (286, 39ff.; 288, 30), ist sogar durch Kaši-Leute in seinem eigenen Hause überfallen und beinahe getötet worden (287, 71ff.). Addaja, der Befehlshaber der äg. Truppen, hat die Stadt im Stich gelassen (287, 46ff.; 289, 30ff.). Darum bittet er, der König möge Truppen senden und ihn nach Ägypten in Sicherheit bringen lassen (286, 44ff.; 288, 57ff.). Gelegentlich wird erwähnt, daß zu seinem Gebiete die Stadt *bīt-ilu lachama* (s. Bethlehem) gehört. Aus alledem ergibt sich, daß J. damals zwar eine gewisse Selbständigkeit hatte, aber unter äg. Oberhoheit stand, die freilich stark erschüttert war.

J. A. Knudtzon *Die El-Amarna-Tafeln* 1915 S. 1332ff.; ZdPV 30 (1907) S. 69ff. H. Clauß.

§ 14. Nach verhältnismäßig später Überlieferung haben die Israeliten bei ihrer Einwanderung mit einem König Adonibeṣeq (Richt. 1, 5ff.) oder Adonišedeq (Jos. 10, 1ff.) gekämpft. J. scheint also damals selbständig gewesen zu sein. Zur Zeit Sauls und Davids sitzen die Jebusiter (s. d.) in J. Während Saul, durch die Kämpfe gegen die Philister in Anspruch genommen, dieses Gebiet nicht angetastet hat, eroberte David mit einem kühnen Handstreich (2. Sam. 5) den Zion (Pal. Jahrb. 11 [1915] S. 40ff. G. Dalman). Den Jebusitern verblieb Leben und Eigentum (2. Sam. 24, 18ff.; Richt. 1, 21), aber sie mußten sich auf dem SW-Hügel ansiedeln (deshalb „Abhang der Jebusiter" genannt, Jos. 15, 8; 18, 16). Die Burg wurde von David, der sie nach seinem Namen nannte (*ʿīr dāwīd* 2. Sam. 5, 9; 1. Kön. 3, 1; 11, 27 u. ö.), stark befestigt. Reste dieser Befestigung sind bei der neuesten Grabung (s. § 9) gefunden worden. Eine bei der Eroberung in der Nordfront entstandene Bresche wurde durch eine neue Mauer geschlossen, in der große Steinlagen mit Splitterschichten abwechseln. Sie war durch Türme verstärkt. Kleinfunde, abgesehen von Scherben, waren gering. Nachdem die Burg gesichert war, wurden in ihr durch Handwerker aus Tyrus mehrere Gebäude errichtet (2. Sam. 5, 9ff.), so ein Palast, bei dem Zedernholz Verwendung fand, und ein „Haus der Helden", also für die höheren Offiziere bestimmt (Neh. 3, 16). Auch ein Teich wurde angelegt (s. Bewässerung D § 7).

Quarterly stat. 56 (1924) S. 62ff. R. A. S. Macalister; ebd. S. 127ff., 177ff. J. G. Duncan.

§ 15. Die Blütezeit für J. kam unter Salomo. Er baute sich, wieder mit ausländischer Hilfe, weiter nach N zu, also etwas höher auf dem Bergrücken, eine Thronhalle, eine Säulenhalle, ein Zeughaus und Wohnungen für sich und seinen Hofstaat (s. Baukunst C § 6f.). Zum Teil mußte der ebene Boden für diese Anlagen auf dem schmalen Rücken erst durch Aufschüttungen und Unterbauten gewonnen werden (1. Kön. 7, 10). Salomo hat ferner in der Befestigung der Davidsburg den sog. *millô* gebaut (1. Kön. 9, 15; 11, 27; 2. Chron. 32, 5). Was dieses Wort bedeutet, ist nicht klar; auch hat man die Sache selbst an den verschiedensten Stellen gesucht. Bei den neuesten Grabungen wurde im N des Zion ein ansehnliches Bauwerk aufgedeckt, das eine alte Bresche sperrte. Es bestand aus zwei Türmen, die offenbar mehrere Stockwerke hatten. Zwischen ihnen führte ein Eingang in die Burg. Wahrscheinlich sind dies die letzten Reste des *millô*.

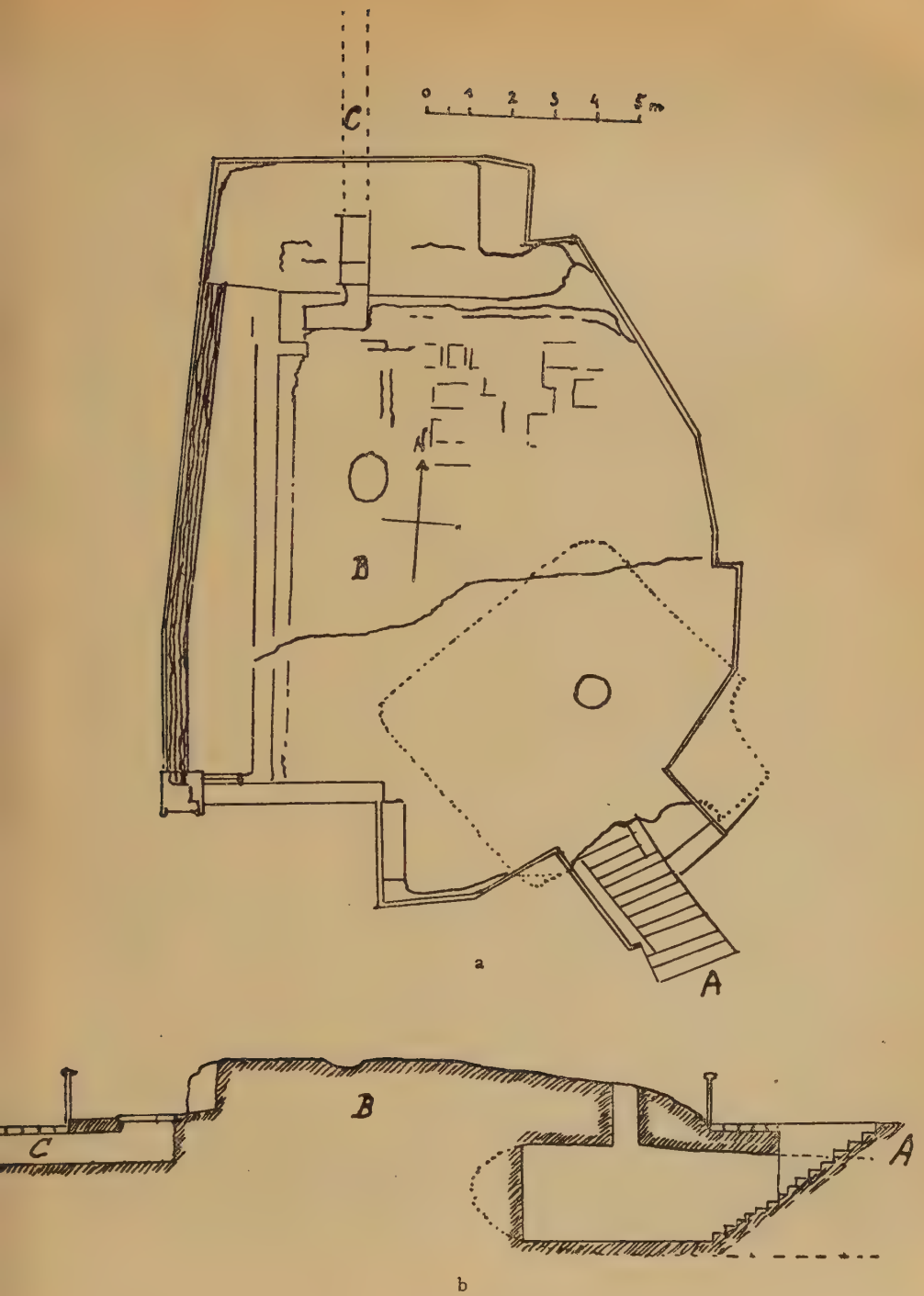
§ 16. Schließlich hat Salomo auch die auf dem SW-Hügel liegende Stadt J., die sich rasch entwickelt zu haben scheint, mit einer Mauer umgeben (1. Kön. 3, 1; 9, 15). Die Nordfront lief vom Tempelplatze, der eine eigene Ringmauer hatte (hier fehlte aber vielleicht ein Anschluß), nach W etwa bis zu dem heutigen Jāfā-Tore, wo Herodes später drei gewaltige Türme errichten ließ. Da die Gegend, durch die sich diese Nordmauer zog, seit langer Zeit bewohnt wird, ist es nicht gelungen, sie genau nachzuweisen. Doch gehört vielleicht ein Rest unter der Straße *ḥâret ed-dawâje* dazu. Er besteht aus zwei, je 2,65 m vorspringenden Türmen von 3 m Stirnfläche und einem 18 m l. Mauerstück zwischen ihnen. In dieser Mauer befanden sich das Ephraim-Tor (2. Kön. 14, 13; Neh. 8, 16; 12, 39) und weiter nach W zu das Ecktor (2. Kön. 14, 13; Jerem. 31, 38). Von

der NW-Ecke zog sich die Stadtmauer nach S bis zum s. Rande des SW-Hügels, wo sie nach O umbog. Hier hat H. Maudsley 1874 eine steile, künstlich bearbeitete Felsböschung gefunden, auf der die Befestigung stand. In der Fortsetzung ihrer Linie nach O zu hat dann F. J. Bliß mehrere Stücke der alten Stadtbefestigung bis in die Nähe des Siloah-Teiches aufgedeckt. Von hier folgte die alte Mauer dem w. Abhange des sog. Tyropöon-Tales, bis sie im N den Anschluß an die Nordmauer erreichte. Die Verbindung mit der Residenz Salomos scheint eine brückenartige Anlage hergestellt zu haben. Denn unter dem sog. Wilsonbogen lagen Reste eines älteren Baues. Außerdem ist schon frühzeitig (unter Hiskia?) unterhalb des Siloah-Teiches eine Sperrmauer errichtet worden, so daß diese wichtige Wasserstelle innerhalb der Befestigungslinie lag. Die jüdischen Könige haben mehrfach Veränderungen an diesem Mauerlaufe vorgenommen. Bei der Eroberung durch die Babylonier 586 v. C. wurde er gründlich zerstört, so daß Nehemia einen vollständigen Neubau vornehmen mußte. In byzantinischer Zeit ist wiederum manches erneuert worden.

§ 17. N. von der königlichen Residenz wurde von Salomo der Tempel Jahwes errichtet. Die Stätte hatte bereits David von dem Jebusiter Arawna gekauft (2. Sam. 24, 18ff.), auch auf ihr einen Altar aufgestellt. Gewiß hat schon dieser auf dem heiligen Felsen gestanden, der heute den Mittelpunkt des Felsendomes (*qubbet eṣ-ṣachra*) auf dem *ḥaram eš-šerîf* bildet. Aber daß dieser ein vorisraelitisches Heiligtum war, läßt sich nicht mit Sicherheit erweisen, obwohl manches dafür spricht, vor allem die Tatsache, daß heilige Stätten als solche auch von späteren Religionen übernommen werden. Der heutige Tempelplatz bildet ein unregelmäßiges Viereck (Seitenlänge im W 490, im N 321, im O 474, im S 283 m), das sich von NW nach SO allmählich senkt und zum großen Teile mit Steinplatten belegt ist. Das Mittelstück ist eine etwa 4 m höhere Terrasse (Seitenlänge W 165, N 157, O 160, S 130 m), die von der w. Umfassung nur 40 m, von der ö. 100 m entfernt ist. Ungefähr in der Mitte dieser Terrasse liegt der heilige Felsen, der an der breitesten Stelle von N nach S 17,935 m, von O nach W 13,185 m mißt und, von kleinen Eingriffen abgesehen, die im Laufe der Jahrhunderte nicht veränderte Fläche des natürlichen Felsbodens darstellt (Tf. 50). Sie ragt jetzt durchschnittlich 2 m über ihre Umgebung empor, ursprünglich waren es aber wohl 4 m. Die w. Seite ist abgestuft, in die SW-Ecke ist ein rechtwinkliger Einschnitt gemacht worden, die N-Seite ist nicht ganz geradlinig abgeschnitten und abgearbeitet, nach O und SO zu senkt sich der Felsen allmählich. Nach N zu läuft eine Rinne, die in einen Kanal übergeht und offenbar dazu bestimmt war, von oben kommende Flüssigkeiten abzuleiten. Etwa 4 m vom N-Ende und 1,40 m von der W-Seite entfernt ist eine länglichrunde Vertiefung eingegraben, außerdem befinden sich noch drei künstliche Löcher in der Oberfläche. Unter dem sö. Teile des Felsens liegt eine Höhle, deren innere H. 1,46—2,62 m beträgt. Sie ist jetzt durch eingebaute Wände auf ein Drittel ihrer ursprünglichen Größe verkleinert und hat in der Decke ein kreisrundes Loch von 80 cm Dm. Wahrscheinlich hat auf dem Felsen der große Brandopferaltar des salomonischen Tempels gestanden. Dann war freilich für die Mauer des Tempels ein künstlicher Unterbau nötig, da die Entfernung des Felsens vom W-Rande der oberen Terrasse nur 53,34 m beträgt. Heute ist der Felsen, an den sich viele muhammedanische Legenden knüpfen, von einer hölzernen Umfriedigung in Form eines Siebzehneckes eingeschlossen. Außen läuft ein von den Kreuzfahrern errichtetes schmiedeeisernes Gitter. Über die noch erhaltenen Reste des Tempels s. Baukunst C § 7.

R. Kittel *Studien zur hebr. Archäologie und Religionsgeschichte* 1908 S. 1ff.; H. Greßmann *Der Felsendom in Jerusalem* Pal. Jahrb. 4 (1908) S. 54ff.; R. Hartmann *Der Felsendom und seine Geschichte* 1909; G. Dalman *Neue Petraforschungen und der heilige Felsen von Jerusalem* 1912 S. 110ff.

§ 18. An sonstigen, wirklich alten Resten ist J. arm. Über die großartige Anlage des Siloah-Kanals, die das Wasser des *gîḥôn* unterirdisch nach dem Siloah-Teiche leitet, und den Hiobsbrunnen s. Bewässerung D § 5f. An dem Ausgange des Kanals wurde



Jerusalem

a. Plan des heiligen Felsens in J. Maßstab 1 : 60. — b. Durchschnitt durch den Felsen. — Nach G. Dalman.

eine althebr. Inschrift gefunden s. Schrift E). Verschiedentlich sind Schalen oder Napflöcher auf Felsplatten und größeren Blöcken in der Nähe von J. entdeckt worden, die z. T. alt sein können. Einige von ihnen scheinen für gewerbliche Zwecke angelegt zu sein, z. B. für das Walkerhandwerk in der Nähe des Hiobsbrunnen, für die Ölbereitung nö. von J. und am sö. Abhange des Hügels *er-rās* w. vom *wâdi en-nār*. Bei anderen versagt eine derartige Erklärung. Fast auf dem Gipfel des Hügels *er-rās* findet sich eine Riesenschale von 8 m Dm und 25—50 cm T., neben der noch drei kleinere Napflöcher liegen. In die Terrassen des Felshanges n. von der Mündung des *wâdi dēr es-sinne* in das *wâdi en-nār* sind 82 Schalen und Tröge, außerdem Zisternen und Grotten eingegraben. Leider ist es nicht möglich, den Sinn dieser Anlagen zu bestimmen (Pal. Jahrb. 4 [1908] S. 23ff. G. Dalman). Bei der Walkerquelle (*'ēn rōgêl*), dem heutigen Hiobsbrunnen, erwähnt das AT (1. Kön. 1, 9) einen Stein, der *eben haz-zōḥelet* (Schlangenstein?) hieß. Bei ihm hat Adonia, der Sohn Salomos, ein Opfer zugerichtet. Die Versuche, ihn wiederzufinden (R. Kittel *Studien zur hebr. Archäologie* 1908 S. 159ff.; Ch. Clermont-Ganneau PEF Memoirs *Jerusalem* 1884 S. 293), sind nicht als gelungen zu bezeichnen.

§ 19. Auch alte Gräber sind bisher in und bei J. nur in geringer Zahl entdeckt worden (s. § 8). Zwar enthalten die Abhänge der Täler rings um die Stadt unzählige Grabanlagen, aber diese stammen frühestens aus jüdischer Zeit. Die letzten Reste der Gräber des davidischen Königshauses sind bei den Grabungen von R. Weill (s. Fundstätten B § 21) freigelegt worden, nämlich unterirdische, einst mit gewölbter Felsdecke abgeschlossene Kammern, zu denen lange Gänge führten (R. Weill *La cité de David* 1920 S. 157ff.; Pal. Jahrb. 11 [1915] S. 76f. G. Dalman). Ein vorgesch. Grab, das dem späteren Neol. angehören wird, fand sich auf dem Grundstücke der Auguste-Viktoria-Stiftung auf dem Ölberge. Es war eiförmig mit zwei Reihen von Feuersteinen umgeben. Etwa in der Mitte, mehr nach der breiteren oberen Hälfte zu, war aus 4 Blöcken der eigentliche Grabraum gebildet. Die Decksteine sind verschwunden (Pal. Jahrb. 3 [1907] S. 72ff. H. Greßmann). Bei Steinbruchsarbeiten sind anscheinend schon in ziemlich früher Zeit die sog. Baumwollen-Grotte unter der jetzigen Nordmauer der Stadt und ihr gegenüber die Jeremias-Grotte entstanden. In den Wänden sieht man Nischen für die Lampen der Arbeiter und Löcher für Balken und Holzkeile. Wahrscheinlich befinden sich unter dem Tempelplatze unterirdische Räume; sie sind aber noch nicht erforscht. In großer Menge sind Zisternen, z. T. von beträchtlichen Maßen, angelegt worden, von denen manche in alte Zeit zurückgehen mögen. Mit Recht hat H. Guthe bei seiner Grabung nach ihnen die Ausdehnung der besiedelten Fläche festzustellen versucht. Über die in die Felswand hineingearbeiteten Wohnungen s. Haus C § 12.

T. Tobler *Topographie von Jerusalem* 1853—1854; W. Morrison *The Recovery of J.* 1871; Ch. Warren *Underground J.* 1876; H. Guthe *Ausgrabungen bei J.* 1883 (vorher ZdPV 4 [1881] S. 115ff., 250ff.; 5 [1882] S. 7ff., 271ff.); Ch. Warren und C. R. Conder *Jerusalem* (*Survey of Western Palestine*) 1884; F. J. Bliss und A. C. Dickie *Excavations in J.* 1898; H. Guthe in *Prot. Realenzyklopädie*[3] 8 (1900) S. 666ff., 23 (1913) S. 671f.; ders. *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 298ff.; G. A. Smith *Jerusalem* I, II (1907); H. Vincent *Jérusalem sous terre* 1911; ders. *Jérusalem, recherches de topographie, d'archéologie et d'histoire* 1912; E. W. G. Masterman in *The International Standard Bible Encyclopaedia* 1913 S. 1595ff.; R. Weill *La cité de David* 1920.

Peter Thomsen

Jerzmanovska-Höhle s. Polen A.

Jet s. Kohle.

Jettböle s. Ålandsinseln.

Jevenstedt. Auf dem Urnenfelde von Jevenstedt, Kr. Rendsburg (Funde in Kiel) der II. EZ sind mehrere Urnen mit Bemalung aufgetreten, weitbauchige Gefäße mit einziehendem Hals mit hellem Überzug, die Ornamente in Rot, zwei Streifen stehender Dreiecke, eingefaßt von vertieften Linien. Die Dreiecksstreifen entstammen der Hallstattkeramik dritter Stufe (Beispiele: Schr. d. naturh. Ges. Nürnberg 17 Tf. 17, 76 Hörmann; Präh. Z. 11/12 S. 132; ebenso die Färbung an ähnlichen Gefäßen in Holland: Boeles *Vrije Fries* 21 Tf. 5, 6). Die Urnen sind ein Beleg für

eine w. Hallstätter Beeinflussung der nordd. II. EZ. S. a. Nordischer Kreis C 2 § 3.
F. Knorr *Urnenfriedhöfe* 1911 S. 22. R. Beltz

Jezerine (Jugoslavien; Tf. 51). § 1. Das ausgedehnte Gräberfeld von J. in Pritoka liegt am r. Ufer der Una, 6 km s. Bihač. Geöffnet wurden 553 Gräber, davon 328 (59%) Brand-, 225 (41%) Skelettgräber. In den Brandbestattungen waren die Leichenbrandreste entweder auf dem Erdboden, bloß mit einer Steinplatte bedeckt (27 = 8%), oder, und zwar vorwiegend, in Tonurnen (295 = 90%), seltener und wahrscheinlich erst in späterer Zeit, in Steingefäßen (6 = 2%) beigesetzt. Die Beigaben lagen immer außerhalb der Aschengefäße. Bei den Leichenbestattungen lagen die Skelette ausgestreckt in Rückenlage frei in der Erde, meist mit dem Kopfe im N (75%), seltener im O (12%), S (7%) und W (3%), doch bestehen keine Unterschiede hinsichtlich der Grabausstattung oder der Orientierung. Eine räumliche Scheidung der Brand- und Skelettgräber war nicht vorhanden.

§ 2. Zeitlich gehört das Gräberfeld der jüngsten HZ bis zur RKZ an. In der HZ herrscht durchaus die Körperbestattung (85%) vor, während in der LTZ die Brandbestattung überwiegt (60%), die in der RKZ fast ausschließlich geübt wird (93%). Räumlich sind die Gräber der HZ über die ganze Mittelfläche des Gräberfeldes verteilt. Die Latènegräber füllen die Plätze um und zwischen diesen, mitunter in großer Dichtigkeit, aus, während die römerzeitl. Gräber, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, die älteren kranzartig umschließen.

§ 3. Seinem Inhalt und seinem Kunststil nach zeigt das Inventar des Gräberfeldes von J. die merkwürdige Beharrlichkeit, mit der sich in Bosnien überhaupt die älteren Formen erhalten haben. Ein Überrest der Spiralreihe ist das wellenbandartige Ornament eines flachen Bronzeringes. Tangential verbundene konzentrische Kreise mit Mittelpunkt bilden die Randverzierung von Bernsteinscheiben, also sicher einheimische Arbeiten. In der Mitte von ihnen finden sich Kreuze, wie man sie in älterer Zeit bei den durchbrochenen Bronzezierscheiben anbrachte. Außerdem finden sich häufig, wie gleichfalls in den älteren Abschnitten, schraffierte Dreiecke. Diese sind auch das ausschließliche Muster auf den nicht häufigen in Ritztechnik verzierten Tongefäßen. Zahlreicher erscheinen bemalte, halsurnenförmige Töpfe mit mäandrischen Motiven, Winkelhaken, Zahnschnittmustern, Zickzackbändern, schraffierten Dreiecken usw. Diese Dekorationsweise, die wohl z. T. unter griech. Einflusse steht, setzt sich vereinzelt bis in die RKZ fort, in der auch noch die tangential verbundenen Kreise als Randverzierung der Inschriftsteine fortleben.

§ 4. In anthrop. Hinsicht überwiegen in den älteren Gräbern die dolichoiden Schädelformen, während in den jüngeren Gräbern Brachykephalie vorherrscht. Doch ist die Zahl der gemessenen Schädel zu zwingenden Schlüssen nicht groß genug.

W. Radimsky *Die Metropole von Jezerine in Pritoka bei Bihač* Mitt. Bosnien 3 (1895) S. 39ff.; Hoernes *Urgesch.*[1] S. 562; A. Weisbach *Präh. Schädel v. Bosnien u. d. Herzogowina* Mitt. Bosnien 10 S. 567ff. G. Wilke

Jimena (span. Provinz Jaén). In der „Cimbra de Cánava", unweit J., liegt die „Cueva de la Graja", mit instruktiven schematischen Malereien; teils menschliche, teils tierische Figuren (s. Kunst A IV).

M. Gómez-Moreno *Pictografías Andaluzas* Anuari Inst. 1908. H. Obermaier

Jonstorp (Ksp. bei Skälderviken, Schonen, Schweden). Reich an steinzeitl. Wohnplätzen, untersucht von O. Lidén. Die Wohnplätze repräsentieren die Ertebölle- und die grubenkeramische Kultur. Die erstere wird von Scheiben- und Kernäxten wie in der entsprechenden dän. Kultur vertreten, weist aber auch sog. Kerne mit Handgriff, geschliffene Grünstein- und einige dünnackige Äxte auf. Sie umfaßt einen bedeutenden Zeitraum, und die betreffenden Wohnplätze gehen vom Niveau des Litorina-Maximums bis auf 60—50% davon herunter, wo sie zusammentreffen und oft überlagert werden von Wohnplätzen der grubenkeramischen Kultur, die sich durch geschliffene dicknackige Feuersteinäxte und großen Reichtum an Keramik auszeichnen. Die für die Ertebölle-Kultur charakteristischen Formen, wie Scheiben- und Kernäxte, ebenso wie die dünnackigen Äxte fehlen in diesen jüngeren Schichten. Die Grubenkeramik ist gleichzeitig mit der

Ganggräberkultur und hat in der Hauptsache dasselbe Flintgerät wie diese, unterscheidet sich aber von ihr durch die Keramik und den Bestattungsbrauch.

Auch in den steinzeitlichen Wohnplätzen an anderen Teilen der schwed. Westküste kann man, wie besonders aus den von Alin veröffentlichten Untersuchungen hervorgeht, eine ältere langdauernde Schicht mit Ertebölle-Kultur unterscheiden, die abgelöst wird von einer Schicht, die der Ganggräberzeit angehört und dicknackige Äxte hat, während spitz- und dünnackige Äxte in den Wohnplätzen der älteren nur spärlich erscheinen. Keramische Funde sind dagegen sehr selten in diesem Teile Schwedens. Wohnplätze mit Grubenkeramik finden sich aber in Halland, u. a. bei Snapparp, am Ausfluß des Lagan, und bei Ronsås, Ksp. Onsala, sämtlich aus der Ganggräberzeit. S. a. Nordischer Kreis A § 4 c 3.

Aarb. 1920 S. 36 ff. Lidén; G. Sarauw und J. Alin *Götaälvsområdets forminnen* 1923.

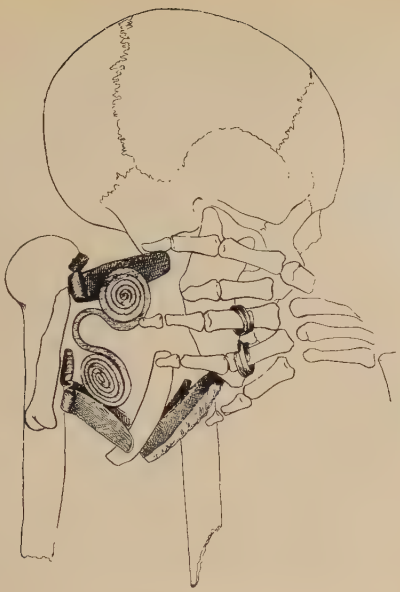
Torsten Runstedt

Joppe s. Jāfō.

Jordan s. Palästina-Syrien, Syrischer Graben.

Jordansmühler Typus (Tf. 52). § 1. Von den keramischen Stilarten der j. StZ in Schlesien ist der J. T. der wichtigste, nicht bloß, weil er durch ungewöhnlich große und gut beobachtete Wohn- und Grabfunde belegt ist, sondern auch, weil sich von ihm aus die Entwicklung rückwärts und vorwärts am besten übersehen läßt. Die eponyme Fundstelle liegt im mittelschles. Kreise Nimptsch am l. Ufer der Lohe auf einer Bodenerhebung, die außer der neol. Niederlassung auch eine aus der j. BZ getragen hat. Die dicht gedrängten Hütten waren mit ihrem unteren Teile in den Boden eingetieft und mit Wänden aus Spaltholz, Rutengeflecht und Lehmverputz versehen. Ihre Form scheint rund gewesen zu sein. In der Kulturschicht und in den Herd-, Keller- und Abfallgruben finden sich Scherben von Kochgeschirr und großen Vorratsgefäßen, Spinnwirtel und Webegewichte, zerbrochene Gerätschaften aus Stein und Knochen und Nahrungsabfälle aller Art. In oder neben den Hausgruben liegen die Gräber. Die Toten wurden ohne bestimmte Orientierung in die bloße Erde gebettet (Tf. 52 a). Die Beine sind mäßig gebeugt, selten grade ausgestreckt, die eine Hand führt manchmal einen Trinkbecher zum Munde. Spiralringe für die Arme, Finger und Zehen, Halsketten, Locken- und Ohrringe sind aus reinem Kupfer durch Kaltschmieden hergestellt (Tf. 52 b). An sonstigen Beigaben begegnen quergeschäftete, im Querschnitt plankonvexe Äxte, Meißel, Flintmesser und -Sägen, beinerne Pfriemen und Ahlen, von Waffen nur Pfeilspitzen aus Feuerstein. Zu Häupten stehen in der Regel 2—4 Tongefäße für Speise und Trank. Gleichartige Siedlungen sind noch aus dem Kreise Breslau (Woischwitz, Alt-Gandau, Brockau) und aus Oberschlesien (Ottitz, Kr. Ratibor; Klein-Gläsen, Kr. Leobschütz) bekannt. Einzelfunde beweisen, daß dieselbe Kultur auch sonst in Mittelschlesien verbreitet war.

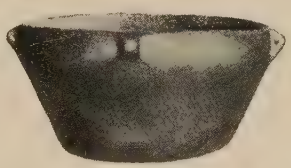
§ 2. Die Keramik vom J. T. ist von ausgesprochener Eigenart und schon in ihrer technischen Behandlung sofort von jeder anderen zu unterscheiden (Tf. 52 c—f). Die Tonmasse ist dicht und gleichmäßig und vergleichsweise frei von allzu groben Beimengungen, die Oberfläche gut geglättet, doch so, daß vielfach eine wagerechte Streifung, die vom Drehen herrührt, zu bemerken ist, die Farbe am häufigsten ein stumpfes Schwarzbraun oder Eisengrau, seltener schwarz. Henkel sind in die Gefäßwand eingezapft, knopf- und warzenförmige Vorsprünge werden zur bequemeren Handhabung gern an Kanten und Rändern angebracht. Die Wandungen sind kräftig; von allen Gefäßgattungen gibt es sowohl sehr große als auch sehr kleine Beispiele. Hauptformen sind: gewölbte und gradwandige, tiefe Schalen mit 4 Schnuröösen oder undurchbohrten Nasen dicht am Rande; ähnliche Schalen auf hohem, kegel- oder walzenförmigen, hohlen Stande; Vasen mit kantig ausgebauchtem Körper und zylindrischem Halse; Krüge mit kugligem, seltener birnförmigem Bauche, eingezogenem Halse und 2 den Hals überspannenden weiten Bandhenkeln. Die Verzierungen, die sich hauptsächlich an den zuletzt genannten Krügen finden, bestehen aus seicht eingeritzten geraden Linien und Reihen von gerstenkornartigen Einstichen. Diese werden teils zur Abgrenzung des Halses, teils zur Einsäumung vertikaler oder schräger



b

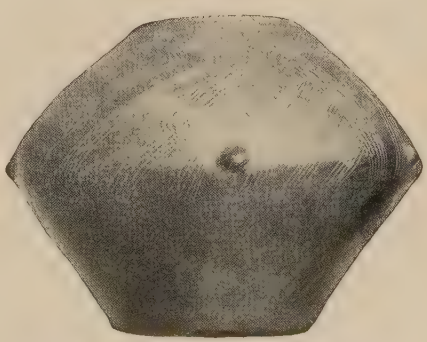
a

c



d

e



f

Jordansmühler Typus

Grab, Teilzeichnung davon (b) und Tongefäße des Jordansmühler Typus.
Nach Archiv f. Anthropologie NF 5 (1906).

Streifen oder auch zu selbständigen Zickzackbändern und Punktgruppen verwendet. Das beliebteste Muster bilden in Sparren- und Dreieckform schräg gegeneinander gestellte Bündel von Parallellinien. Daneben kommen einfache Streifen- und mäanderartige Muster sowie Übergänge zwischen Mäander- und Sparrenmustern vor. Eine Ausfüllung mit weißer Masse ist nur vereinzelt wahrgenommen worden. Daß die Gefäßmalerei nicht unbekannt war, ist durch einen sicheren Scherbenfund bezeugt.

§ 3. In der Jordansmühler Ansiedlung ist außer dem J. T. noch die spiralverzierte, die Stichband- und die Nordische Keramik vertreten. Es läßt sich nachweisen, daß die Spiralkeramik älter war, die anderen drei aber im wesentlichen gleichzeitig geherrscht und sich gegenseitig beeinflußt haben (s. Bschanzer Typus, Nosswitzer Typus). Da sich hieran noch eine längere Entwicklung mit Anklängen an die mitteldeutsche Schnurkeramik und die Kugelamphorengruppe und mit der Schlußstufe, dem Marschwitzer Typus (s.d.), angeschlossen hat, muß die Blüte des J. T. geraume Zeit vor das Ende des schles. Neol., also etwa in die Mitte des 3. Jht. fallen. Als eine Vorstufe sind die oberschles. Funde (§ 1) zu betrachten, die bei Übereinstimmung in den Grundzügen durch das Fehlen aller kunstreicheren Gebilde, namentlich der verzierten doppelhenkligen Krüge, entschieden älter wirken und wahrscheinlich den mitgebrachten Kulturbesitz der ersten Einwanderer repräsentieren. Schlagende Parallelen zur Lengyeler Kultur (s. Lengyel), unter denen hier außer der Keramik nur die Obsidianfunde (s. Obsidian B) und die weiblichen Idole (s. d. A 2) hervorgehoben seien, machen es zweifellos, daß die Einwanderung aus dem sw. Ungarn erfolgt ist. Eine Etappe auf diesem Wege bedeuten die Siedlungen vom J. T. in der Umgebung von Troppau.

§ 4. Wenn diese Annahme richtig ist, so muß Mähren als Durchgangsland eine jener Vorstufe entsprechende Keramik aufzuweisen haben. Das ist in der Tat der Fall (s. a. Böhmen-Mähren B § 8). Der Typus von „Lengyel-Jordansmühl" schiebt sich als fremde Gruppe zwischen die einheimischen der Voluten- und Stichband-Keramik ein. Er hat mit dem schles. die Charakterformen der gröberen Gebrauchsware (Fußschale, kantige Vase u. a.; Band II Tf. 25 a) und die Steingeräte (halbseitig gewölbte Flachäxte) gemein, nicht aber die jüngeren Ziergefäße, denn als Dekorationsmittel entwickelt sich dort die Gefäßmalerei. Ähnlich liegen die Dinge in Böhmen. Aber hier erscheint in der späteren Stufe statt der mährischen Gefäßmalerei eine Keramik von echt mittelschles. Gepräge (verzierte Krüge, nur mit einem Henkel). Daß sie etwas jünger als die schles. ist, zeigt außer der vorgeschrittenen Form der Gefäße auch die sie begleitende Brandbestattung. Wir haben hier also mit zwei Einwanderungen zu rechnen, einer älteren von Mähren, und einer jüngeren von Mittelschlesien her.

§ 5. Vermutlich auf dem Wege über Böhmen ist der J. T. auch in das Saalegebiet eingedrungen. Er erscheint hier in etwas abgewandelter, z. T. sichtlich degenerierter Form in der Rössener Gruppe (s. Rössener Typus), und zwar wieder in Verbindung mit Brandbestattung. In diesem Zusammenhange sei auch erwähnt, daß unter den Troppauer Funden (§ 3) auch eine größere Anzahl durchlochter und geglätteter Steinanhänger sind, wie sie G. Wolff in den neol. Brandgräbern der Wetterau (s. d.) in Verbindung mit einer der Rössener verwandten Keramik gefunden hat. Welche Folgerungen sich daraus für die steinzeitl. Chronologie Mittel- und Süddeutschlands ergeben, läßt sich heute noch nicht übersehen.

Seger *Die Steinzeit in Schlesien* Archiv f. Anthr. NF 5 (1906); ders. *Die keramischen Stilarten der j. Steinzeit Schlesiens* Schles. Vorz. NF 7 (1916); Mannus 3 (1911) S. 244ff. J. A. Jíra; A. Stocký *Studie o českém neolithu* I Společnost praehist. 1919 S. 30ff.; N. Niklasson *Neue Ausgrabungen in Rössen* Mannus 11/12 (1919/20) S. 309ff.; V. Karger *Die Vorgeschichtsforschung in Schlesien* SA aus dem Anzeiger d. schles. Landesmuseums in Troppau 1 (1922) S. 6f.

H. Seger

Juden s. Hebräer, Israeliten.

Jugoslavien (Tf. 53). A. Paläolithikum.

§ 1. Altpaläolithikum von Krapina. — § 2. Jungpaläolithische Spuren.

§ 1. Jugoslavien besitzt einen wichtigen altpaläol. Fundplatz an Krapina, einer (seitdem zerstörten) Höhle, welche beim gleichnamigen Marktflecken, im Tale der

Krapinica, n. von Agram (Kroatien) gelegen ist. Die Stätte wurde in den J. 1895—1905 von K. Gorjanovič-Kramberger erforscht, welcher ebenda 9 Kulturschichten feststellte, die sich in die bis zu 8 m mächtigen Schuttschichten einschalteten.

In den arch. Fundstraten kamen mit Häufigkeit angebrannte Knochen von *Ursus spelaeus*, *Rhinoceros Merckii* und *Bos primigenius* zutage, außerdem noch *Canis lupus*, *Ursus arctos*, *Felis* sp., *Equus*, *Sus scrofa*, *Castor fiber*, *Cervus megaceros*, *C. elaphus*, *C. capreolus*. *Arctomys marmotta* war selten und lagerte nur in den obersten Niveaus. An menschlichen Industrieerzeugnissen liegen über 1000 Fragmente aus Quarz, Silex, Jaspis, Opal und Chalzedon vor, von denen sich annähernd 100 deutlichere Formen ausscheiden lassen, darunter hauptsächlich Schaber; weniger häufig sind die Handspitzen, selten die Klingen. Echte Knochenwerkzeuge fehlen.

Der Typenkomplex dieses FO ist unzweideutig altpaläol. und gehört dem „Moustérienkreise" im weitesten Sinne an, und zwar der zentraleurop. „Prämoustérienzone" (s. Moustérien § 2). Mit Rücksicht auf das häufige Vorkommen des Merckschen Nashorns möchten wir die Station für etwa gleichaltrig mit dem älteren Acheuléen Westeuropas erachten.

Krapina lieferte über 500 menschliche Skelettreste, alle zertrümmert und bisweilen auch angebrannt. Es handelt sich um die Überbleibsel von mindestens 11 Individuen, teils Erwachsenen, teils Kindern, welche den Neandertal-Typus repräsentieren. Da speziell die meisten menschlichen Röhrenknochen der Länge nach, also wohl behufs Markgewinnung, aufgeschlagen sind, ist es sehr wahrscheinlich, daß hier regelrechte Anthropophagie oder doch Leichenverzehrung von natürlich Verstorbenen betätigt wurde (s. Grab A I).

Bei Monastir hätte sich nach E. Patte ein Quarzitfaustkeil in oberflächlicher Lagerung gefunden.

§ 2. Überaus dürftig sind wir derzeit noch über das Jungpaläol. von J. unterrichtet, dessen Gebirgsteile stark vereist und sehr unwirtlich waren. F. Hofmann, welcher kein Fachmann war, hat bereits vor längerem eine ganze Reihe von Höhlen untersucht und von menschlichen Kulturschichten gesprochen, die er zusammen mit Höhlenbärenresten gefunden haben wollte. Es sind dies die Höhlen in der Klisura der Nišava, Jelašnica und Sičevo Peštera (Kreis Pirot), die Höhlen am Popov Stub bei Gradište am linken Ufer der Nišava (Kreis Niš), jene der Suva Planina (s. der Nišava), eine Höhle bei Prekonoge (Prekonoška Pećina) am Svrljiški Timok (Kreis Knjaževac) und die Gaura Lazaru (Lazareva Pećina) bei Zlot (Kreis Zaječar). Aurignacien läge nach vagen vorläufigen Angaben aus mehreren Höhlen in der Umgebung von Belgrad vor. Alle diese Angaben erheischen wissenschaftliche Nachprüfung bzw. ergänzende neue Untersuchungen an Ort und Stelle.

K. Gorjanovič-Kramberger *Der diluviale Mensch von Krapina in Kroatien* Wiesbaden 1906; O. Menghin *Spuren des Paläol. in den n. Balkanländern* Wien. Präh. Z. 2 (1915) S. 128ff.

H. Obermaier

B. Jüngere Perioden. § 1. Das heutige J. stellt sowohl geographisch wie ethnisch ein so kompliziertes Gebiet dar, daß schon deshalb weder eine völlig einheitliche Kultur innerhalb der verschiedenen vorgesch. Perioden noch eine gleichmäßige Aufschließung dieser Kulturen zu erwarten ist. Am besten aufgeschlossen sind die ehemaligen österreichisch-ungarischen Kronländer, Bosnien und die Herzegowina, wo schon bald nach der Okkupation eine rege Forschertätigkeit einsetzte. Ebenso liegt aus Slavonien und Kroatien ein verhältnismäßig reiches Beobachtungsmaterial vor. Dagegen ist die Durchforschung Serbiens und Makedoniens bis jetzt noch sehr lückenhaft.

§ 2. Inwieweit das Land in frühneol. Zeit besiedelt war, ist z. Z. schwer zu beurteilen, da zuverlässige Nachrichten über geschlossene Funde aus dieser Per. noch nicht vorliegen. Erst in den jüngeren Abschnitten des Neol. macht sich eine stärkere, ja in einzelnen Gebieten sogar sehr starke Bevölkerung bemerkbar, und zwar so plötzlich, daß wir für diese Zeit wohl eine stärkere Zuwanderung von außen annehmen müssen, wenn es auch bisher noch nicht gelungen ist, diese jüngerneol. Kulturen mit anderen Kulturgebieten zu verknüpfen

Jugos

Karte wichtiger Fundorte i

n

lavien und Albanien.

und damit die Herkunft dieser neuzugewanderten Völkerstämme zu ermitteln.

§ 3. Die älteste und wichtigste hierzu gehörige Fundstelle bildet die große Siedlung von Dônji Klakar (s. d.), deren Geräteformen (einseitig gewölbte Äxte und Schuhleistenkeile) durchaus dem großen bandkeramischen Formenkreise entsprechen, dessen Keramik aber trotz mancher Anklänge an die Butmir-Stufe noch einen sehr rohen Charakter aufweist, so daß sie wohl mit Recht als eine ältere Vorstufe der Butmir-Kultur gilt. Doch wäre es auch nicht ausgeschlossen, daß es sich um einen Verfall der Kunst handelt, wie ja auch die oberste Schicht von Butmir (s.d.), in der die feinere Tonware der mittleren und namentlich untersten Schicht völlig fehlt, auf einen deutlichen Verfall hinweist.

Charakteristisch für die eigentliche Butmir-Stufe ist neben der figuralen Tonplastik die reich entwickelte monochrome Spiralmäanderkeramik (Band II Tf. 112—114), deren reizvolle, fast durchweg streng mathematischen Verschiebungsmustern entsprechende, z. T. höchst verwickelte Volutenund Mäandermotive (Wilke *Spiral-Mäanderker. und Gefäßmalerei* 1911) nirgends in so großer Reinheit, Fülle und Mannigfaltigkeit auftreten wie in der untersten Schicht von Butmir selbst, und die außerhalb dieses Zentrums im O besonders in Jablanica (s. d.) und Gradac bei Zlokuča, hier z. T. mit weißer Inkrustation, südwärts in der Gegend von Saloniki (ZfEthn. 1905 S. 91ff. Abb. 63—73) wiederkehrt, um schließlich von hier aus, wenn auch in weiter entwickelter Form, bis nach Thessalien und Böotien vorzudringen (Wilke a. a. O.).

§ 4. Eine etwas jüngere Kulturstufe, die sich aber in den Gerätetypen noch durchaus der Butmir-Stufe anschließt, vertreten die Stationen, in denen die figurale Tonplastik so gut wie völlig verschwindet und die Spiralmäanderkeramik durch die in Butmir gänzlich fehlende oder höchstens in Spuren auftretende Furchenstichverzierung ersetzt wird, wie wir dies beispielsweise in der neol. Siedlung von Novi Šeher (s. d.) bei Žepce an der unteren Bosna und z. T. auch auf dem Debelo brdo (s. d.) sehen.

§ 5. Schon in den Schluß des Neol. oder in die Kupferzeit fällt das Auftreten der ostalpinen Pfahlbaukultur mit ihren typischen Geräteformen (Hirschhornhämmer usw.) und ihrer reich entwickelten Gefäßornamentik (Stempel- und Kerbschnittverzierung, stehende oder liegende Kreuze, Rhomben, Kreisfiguren mit eingezeichneten Kreuzen, Einfassungen gerader Linien mit kurzen Strichen usw.), der wir außer am Varád-Berg bei Erdöd und in Vučedol (s. d.) bei Vukovar, auf dem Debelo brdo (s.d.) und anderen Punkten, vor allem in Sarvaš (s. d.) bei Essegg begegnen, wo sie auch ihre reichste Entwicklung erfährt. Annähernd der gleichen Zeit gehört auch noch eine größere Reihe von Einzel- und Depotfunden an (Lohinja, Bez. Gračanica; Bečmen, Syrmien; Kozarak, Bosnien; Griča, Bez. Varkar-Vakuf; Brekinska, Bez. Pakrac; Stitari, Valakonja, Zlatina b. Zaječar, Golubac a. d. Donau, Kolubera-Mündung und zahlreiche andere), die neben den einfachen kupfernen Flachäxten meist typische ungarische Schaftlochäxte und namentlich häufig Doppeläxte mit über Kreuz gestellten Schneiden (sog. Krampen; vgl. Band II Tf. 99) enthalten.

§ 6. Sehr wenig sind wir noch über die älteren Per. der BZ unterrichtet. Zwar erscheinen in den älteren Kulturschichten des Debelo brdo, des Pfahlbaues von Ripač und in anderen Stationen mehrfach Gefäßformen, die durch ihre Profilierung und Henkelbildung schon an die Typen des Aunjetitz-Mönitzer Formenkreises erinnern, aber die typischen Hockergräber dieser Kultur fehlen in J. anscheinend vollständig, und nur ganz vereinzelt sind bisher typische Aunjetitzer Geräteformen wie die zyprischen Schleifennadeln, Manschettenarmbänder, Ösenhalsringe usw. in Tumulis (Bandin-Odžak, Čitluci a. Glasinac u. a.) zum Vorschein gekommen. Dagegen breitet sich im N unseres Gebietes die zeitlich freilich noch nicht genauer fixierbare, mit ihren letzten Wurzeln wohl aber bis ins Spätneolithikum zurückreichende „pannonische Keramik" (s. d.) aus, der wir außer in Vučedol bei Vukovar (hier auch die eigentümlichen zyprischen Ringflaschen) auf den Brandgräberfeldern von Kličevac (s. d.) b. Kostoc, Temes-Kubin, Joševa u. a. m., und namentlich auch auf der großen, rein bronzezeitl. Siedlung auf dem Žuto brdo (gelber Berg) bei Golubac, wei-

ter ö. auch noch in Donaubulgarien (Gräberfeld von Kutovo b. Vidin) begegnen, und deren Einwirkungen selbst noch an der Tonware von Sărata-Monteorŭ (s. d.) deutlich erkennbar sind (eigene Sammlung).

§ 7. Weit mehr Material als aus den älteren Per. liegt aus dem Schlußabschnitte der BZ (Mont. IV = Reinecke Hallst. A) vor, aus der wir nicht nur eine größere Reihe von Grabfunden: Tešanj, Kulen-Vakuf, Tasovčići und Gnojnica bei Mostar u. a. m., sondern auch zahlreiche Depotfunde (Ružići, Šumetac b. Cazin, Motko, Bez. Visoko, Krehin-Gradac [s.d.], Drenovi dô [s.d.] u.v.a.) besitzen, und die auch im Pfahlbau von Ripač (s.d.) und den Siedlungen auf dem Debelo brdo, an der Rama-Quelle usw., besonders in keramischer Hinsicht, gut vertreten ist. Bei weitem am reichsten aber sind die Funde aus der reinen HZ, der nicht nur die weitaus größte Masse der Gräber in den Tumulis des Glasinac (s. d.) und zahlreicher anderer Hügelgräbernekropolen (Mosko, Bjelani, Plana in der Herzegowina, Foča, Rogatica, Višegrad, Sarajevo usw. in Bosnien, Bitanya in Dalmatien und viele andere), sondern auch eine größere Reihe von Flachgräberfeldern (Prozor [s. d.], Stagno, Gorica [s. d. A], Sovići und Postranje in Dalmatien u. a. m.) angehören, und die auch in den mehrfach genannten Siedlungen sowohl in den mancherlei Gerätetypen wie namentlich auch in keramischer Hinsicht zahlreiche Reste hinterlassen hat. Im großen ganzen zeigt diese durch große Schmuckfreudigkeit ausgezeichnete Hallstattkultur, über deren Einzelheiten man in dem Artikel Glasinac Näheres findet, überall einen sehr gleichartigen Charakter und sowohl in keramischer Beziehung wie hinsichtlich der Geräteformen ein ausgesprochenes Sondergepräge, durch das sie sich ziemlich scharf von den benachbarten Kulturgebieten abhebt. Doch bestehen daneben auch mancherlei Beziehungen einerseits nach Griechenland und Oberitalien und andererseits zur nordalpinen Hallstattkultur und namentlich zu Hallstatt selbst, dessen Gerätetypen z. T. auch in den Tumulis und Flachgräberfeldern von J. wiederkehren.

§ 8. Sehr reich vertreten sind endlich auch die verschiedenen Stufen der Latènekultur, der wir gleichfalls außer in zahlreichen Tumulis des Glasinac und anderer Hügelgräbernekropolen (Tosučje, Tasovčići, Mahrevići [s.d.] u.v.a.) in einer großen Reihe von Flachgräberfeldern, meist mit Leichenbrand (Jezerine [s.d.], Sanskimost [s.d.], Dolnji Laminci, Gorica [s.d. A], Dalja, Mitrovica u.v.a.), und außerdem noch in einigen sehr bemerkenswerten Depotfunden (Gorica [s. d. B] u.a.) und den erwähnten Siedlungen und verschiedenen Wallanlagen begegnen. Besonders bemerkenswert ist dabei das zähe Fortleben der älteren einheimischen hallstattzeitl. Typen, und zwar nicht nur der Keramik, sondern auch der Schmuck- und Geräteformen (ältere Fibeltypen, Doppelnadeln, typische bosnische Hiebmesser u. a. m.), so daß eine genaue Datierung der Funde, namentlich der älteren Latènestufen, oft sehr erschwert ist. Man darf daraus wohl schließen, daß die Latènegräber nur zum Teil von den seit der Mitte des 1. Jht. v. C. eindringenden Kelten, in überwiegender Menge aber von der alteingesessenen illyr. Bevölkerung herrühren, die von jenen teils unterworfen oder in abgelegenere Gebiete verdrängt, teils aufgesogen und assimiliert wurde. Das wird besonders auch noch durch die Verbreitung der sonst für die echten kelt. Kriegergräber so charakteristischen Schildbuckel, Latèneschwerter mit palmettenverzierter Scheide usw. bestätigt, die in den n. Gräberfeldern (Dalja, Mitrovica, Dolnji Laminci, Vokuvar u. a.) recht häufig vorkommen, weiter südwärts dagegen fast völlig fehlen. Ebenso fehlt in den südlichen Gebieten die charakteristische, aus verschiedenen Spiralkombinationen bestehende Ornamentik, die durch Stanzen auf Bronze oder Eisen hergestellt wurde (Mitt. Bosnien 8 S. 41 f.), während andererseits hier mancherlei Sonderformen (Lanzenfibeln u.a.m.) auftreten, die der sonstigen Latènekultur fremd sind. Völlig fremd endlich sind diesem Gebiete die noch in Ungarn (s. d. G § 8) recht häufig vorkommenden, für die ältere kelt. Kultur ganz besonders kennzeichnenden Wagengräber (s. d. A).

Lit. bei den Einzelartikeln. G. Wilke

Jugra s. Finno-Ugrier B § 17.

Junggeselle s. Heirat.

Jünglingsweihe.

§ 1. Die Beziehungen der J. zur Art der Lebensführung, zur Gesellungsform und Geistesver-

fassung. — § 2. Die J. bei Jäger- und Sammlervölkern. — § 3. Die J. bei Hackbauern unter dem Einfluß des Gedankens der Wiedergeburt. — § 4. Die J. bei Jäger-Hackbauern mit visionären Erscheinungen (Nord-Amerika). — § 5. Die J. bei Hirten und in Verbindung mit Beschneidung. — § 6. Die J. im Einflußbereich der Kopfjäger. — § 7. Berührungen der J. mit der Einteilung in Altersstufen und mit der Wirksamkeit von Geheimbünden.

§ 1. Bei einer großen Anzahl von mittleren und höheren Naturvölkern, doch auch bei Jägern und Sammlern, finden sich mehr oder minder ausgedehnte Feste in Verbindung mit einer bestimmten Verhaltungsweise, die den Jünglingen, manchmal auch den Mädchen (s. Mädchenweihe), von den älteren Leuten auferlegt wird, wenn die heranwachsende Generation in das Pubertätsalter tritt.

Im wesentlichen handelt es sich dabei ursprünglich um die Betätigung des bei Naturvölkern immer und immer wiederkehrenden Gedankens einer Nachhilfe, die man glaubt zur Unterstützung aller natürlichen Abläufe leisten zu müssen. Dem Wechsel der Mondphasen, dem Regen und der Trockenheit glaubt man geradeso nachhelfen zu müssen wie dem Wachstum der Tiere und Pflanzen (Spencer und Gillen S. 218f., 220f., 366). Bei den Tjingilli des n. Zentralaustraliens bezweckt eine Reihe von totemistischen Zeremonien das Wachstum der Knaben und Mädchen zu sichern und zu fördern: die ersteren sollen stark werden, fähig, zu kämpfen und Strapazen auszuhalten, die Mädchen dagegen im Sinne der Eingeborenen voll und wohlgestaltet werden (Spencer und Gillen S. 451).

Diese Nachhilfe zu den biologischen Funktionen wird häufig durch Vorbildhandlungen geleistet, man bedient sich der durchaus unter Naturvölkern verbreiteten Methode des Vorbildzaubers. Darauf sind zweifellos auch die häufig mit den Pubertätsfesten verbundenen sexuellen Orgien zurückzuführen. S. Zauber A.

Dafür, daß viele Zeremonien dazu dienen, die Autorität der erwachsenen Leute gegenüber der jüngeren Generation zu wahren, scheint mir als Bestätigung folgende Art der Bestrafung eines Knaben unter den Warramunga zu dienen. Sie erinnert an das Verfahren bei den amerikan. Pawnee-Indianern (s. § 4). Ein großes Feuer war eines Abends im Hauptlager angezündet, und eine Zahl von Männern stand um dasselbe herum, die alle mit lauter Stimme schnatterten, während dazwischen die durchdringenden Schreie eines Knaben zu hören waren. Es stellte sich heraus, daß der letztere geängstigt werden sollte. Der Junge hatte sich irgendwie gegen das Stammesgesetz vergangen, und es war ihm gesagt worden, daß er auf dem Feuer gebraten werden würde. Der Knabe war von Angst erfüllt, daß man dies wirklich mit ihm tun werde, und schrie jämmerlich, als man ihn näher an das Feuer heranbrachte. Nachdem man ihn so ungefähr eine halbe Stunde lang in Furcht versetzt und zurecht gewiesen hatte, und als man sah, daß er stark innerlich erschüttert war und versprach, in Zukunft sich nicht mehr zu vergehen, ließ man das Opfer laufen (Spencer und Gillen S. 383).

Außerdem spielen in die Feiern aber die verschiedensten anderen Gedanken herein, die im Leben einer Gruppe zu besonderer Bedeutung emporgestiegen sind. Bei Jägern und Sammlern steht die Nahrungsfürsorge an erster Stelle, wie bei den vielerlei Fruchtbarkeitszaubern der Australier, auf den Andamanen-Inseln (§ 2) und unter den Bergdama Südafrikas (§ 2). — Die Gedankenwelt der Hackbauer ist bereits reicher und komplizierter. Totemistische Vorstellungen, Beziehungen zu Tieren, Pflanzen und Naturkräften erfüllen auch die Zeremonien der J. Das asketische Fasten (s. a. Askese, Fasten), das in Amerika zum Hervorbringen der Visionen behilflich sein soll, dient dazu, Beziehungen zu den übernatürlichen Mächten zu finden (s. § 4).

Weitläufig sind die Zeremonien bei den Hirten und bei den von diesen beeinflußten Völkern. Zweifellos hat die Beobachtung an den Tieren auch in bezug auf die Deutung und Erkenntnis der Sexualzusammenhänge bei den Menschen eingewirkt (s. Heirat, Mutterrecht A). Daher die Hypothesen über den Sinn der Beschneidung, die ursprünglich als Kraft- und Fruchtbarkeitzauber zu deuten ist.

Indessen dürfen wir uns bei der Deutung der Symbole nicht einseitig einstellen, wie

das z. B. von Seite der Psychoanalytiker (vgl. Reik, Róheim oder Zeller) geschieht. Die einzelnen Handlungen können nicht aus dem Zusammenhang gerissen, sondern sie müssen innerhalb der gesamten sozialen Gestaltung betrachtet werden, die das Leben und Denken angenommen hat, und die auch tiefe Unterschiede in der Geistesverfassung der verschiedenen Naturvölker erkennen läßt.

Nicht selten findet sich ein Ritus des Tötens oder Sterbens des Kandidaten, der dann vermöge vielerlei Zeremonien (vgl. Crawley, Frazer, van Gennep — älter: Schurtz, Ploß-Bartels) neu geboren wird (s. a. Heirat, Idol A 1). Manchmal geschieht das in der Form des Verschlingens durch ein Ungeheuer. Es ist stark zu bezweifeln, daß die Interpretation der Psychoanalytiker in diesem Falle recht hat. Denn wir finden vielfach die Auffassung, wie wir das auch im Falle der Heirat gesehen haben, daß der Übergang in einen anderen Lebensstand mit einem Wechsel der Persönlichkeit verbunden erscheint. Ein solcher Wechsel der Persönlichkeit findet dann, gemäß den traditionellen Vorstellungen, innerhalb der Sagen- und Mythenwelt ihren Ausdruck.

Dieser Wechsel der Persönlichkeit wird gerade mit dem Eintritt der Pubertät als kritischer Augenblick für die Gemeinschaft empfunden. Die Änderung im Verhalten wirkt mächtig auf die Umgebung ein und wird von ihr als latente Gefahr aufgefaßt, als eine Zaubermacht, die ebenfalls nur durch Zauber gebannt werden kann (Parsons, van Gennep). Zweifellos knüpfen die Bekleidungs-, Fasten- und Askesezeremonien eben daran an.

Der Schauplatz der Feste ist entweder ein besonderes Männerhaus (s. d.) oder abgelegene Örtlichkeiten mit Hütten u. dgl. und zeigt überwiegend eine verhältnismäßige Absperrung gegen das andere Geschlecht (Webster).

Gerade bei den höheren Völkern, mit ihrem starken Forschen und vielen tastenden Versuchen zur Aufstellung von Kausalzusammenhängen, mit ihrer Angst vor Irrtümern und unrichtigem Handeln, erlangen die Zeremonien eine außerordentliche Bereicherung und Buntheit.

Bei der Überlagerung verschiedener ethnischer Schichten hat sich gewöhnlich das Wissen der führenden Schicht in Geheimbünde (s. Geheime Gesellschaft) zurückgezogen. Die J. gewinnt hier den Charakter einer Aufnahme in die geheime Gesellschaft. Vielfach verbindet sich hier aber damit ein richtiges Lernen geheimer Zauberkünste. Ein solcher erzieherischer Charakter tritt z. B. in Westafrika hervor, weniger in den Neuen Hebriden, Südsee. Im ö. und zentralen Afrika und auch noch anderswo (§ 7) macht sich die Verbindung mit den dort sich abhebenden Altersstufen bemerkbar.

So sieht man, daß die politische Gestaltung, die Angehörigkeit zu einer sozialen Schicht, der Zerfall der Klan- und Sippenverbände auch die Bedeutung der J. verschiebt. Während bei den niedrigeren Stämmen die Hochzeit gegenüber der J. fast verschwindet, ist bei den höheren Verbänden das Umgekehrte der Fall: die Hochzeits- und die Heiratszeremonien übertreffen an Wichtigkeit die J. In den einfacheren Verbänden stellt die J. die Aufnahme der heranwachsenden Generation in den Verband vor. Dort, wo die Familie dagegen an Bedeutung gewonnen hat, wird die Hochzeit zum ausschlaggebenden Faktor.

§ 2. Die J. fehlt bei primitiven und von Kulturzentren abliegenden Jägerstämmen, wie etwa bei den Kubus von Sumatra oder bei den Veddas von Ceylon. Bei den letzteren ist jedoch die Sitte der J. unter diejenigen Stämme eingedrungen, welche durch die Tamilen und Singhalesen beeinflußt werden. Bei den Unicha-Veddas findet eine Zeremonie nur mit den jungen Mädchen statt (s. Mädchenweihe). Eine ältere Verwandte stellt dem Mädchen bei der ersten Menstruation einen Topf mit Wasser auf den Kopf und geht mit ihr zu einem Platz mit einem *Mega*-Baum. Dort nimmt sie ihr den Topf vom Haupt und läßt ihn auf den Boden fallen, daß er zerbricht. Nachher wird das Mädchen für einige Tage, so lange ihr Unwohlsein dauert, in einer besonders errichteten Unterkunft isoliert und währenddessen von anderen verwandten Geschlechtsgenossinnen versorgt (Seligmann S. 94). Offenbar haben wir es hier mit einem

Vorbildzauber zu tun, der auf die Defloration anspielt (s. Zauber A).

Jochelson beobachtete bei den Yukaghiren Sibiriens keine Mannbarkeitsfeier. Doch werden gewisse Tabus (s. d. B) beobachtet, die z. B. unverheiratete Mädchen während der Jagdunternehmung ihres Bruders beobachten müssen. Doch handelt es sich dabei um einen „Gedenkzauber" (s. Zauber A). — Ein Knabe gilt dann als Mann, wenn er das erstemal an einer Jagd auf Großwild, auf Bär oder Rentier, teilgenommen hat. Dann wird er „Vierfüßer-Töter" genannt. Das Mädchen erhält nach Eintritt ihrer Pubertät ein besonderes Schlafzelt und kann dann Besucher der gleichen Wohngruppe des Nachts empfangen (Czaplicka S. 90).

Bei den Bergdama ist die sog. „Jägerschule", die J. als festliche Veranstaltung, wohl von ihren Nachbarn übernommen. Wenn bei einem Jüngling die ersten Barthaare sprießen, beraten die Alten, ob in der Werft (Sippenlager) und in der Nachbarschaft genügend gleichaltrige Genossen vorhanden sind, so daß es sich lohnt, die Weihezeremonien an einer Schar der Stammesnachkommenschaft vorzunehmen. Die Nachbarn stellen sich mit ihren Söhnen und jede Gruppe mit je einer Ziege oder einem Stück erlegten Wild ein. Am Tage vor dem Feste geht der Häuptling der Werft, welche die Zeremonie veranstaltet, allein ins Feld, um dort bittere Kräuter zu suchen. Diesen Gang nennt man „Liebesgang". Der Häuptling bringt die bitteren Wurzeln und Blätter in einem Holzeimerchen heim und zerstampft sie in einem Mörser. Dann gießt er Wasser auf den Brei und stellt die Mischung weg. Die übrigen Männer der Werft sammeln Äste, um auf dem für religiöse Tänze bestimmten Platz der Werft eine Laubhütte zu errichten, die jedoch kein Dach erhält und nach der Seite des heiligen Feuers hin (s. Feuer A) offen bleibt. Beim Morgengrauen des folgenden Tages werden die Jünglinge geweckt, und die Väter überreichen den Söhnen Bogen, Köcher mit Pfeilen und, soweit vorhanden, auch Lanzen. Die als Jäger ausgerüsteten jungen Leute eilen hinaus, stellen sich außerhalb der Werft auf und veranstalten einen mehrfach wiederholten Umzug um die Werft, bei dem ein Alter vorangeht und ein anderer den Zug beschließt. Während des Umzugs wird laut der Kriegsruf: *Hm hoooo! Hm hoooo!* ausgestoßen. Darauf kehren die Jünglinge in die Werft zurück und begeben sich in die Laubhütte, die sie vorläufig nicht verlassen dürfen. Der Speisemeister (s. Häuptling) hat inzwischen das heilige Feuer angefacht, und einige Alten schlachten die herbeigeführten Ziegen, deren Zahl noch durch ein Geschenk des Häuptlings vermehrt wird. Das Schlachten muß nach einem bestimmten Ritus vor sich gehen. Die Ziege wird auf den Rücken gelegt und an Kopf und Beinen festgehalten. In der Magengegend wird mit einem Messer aus Stein ein Einschnitt gemacht, und der Schlächter fährt mit seiner Hand in die Wunde, stößt mit der Faust durch das Zwerchfell und dringt bis zum Herzen vor, dessen Schlag er mit starkem Griff hemmt, so daß das Tier dadurch zugrunde geht. Dann wird es abgehäutet, und die zerteilten Fleischstücke werden sofort in die bereitstehenden Töpfe gefüllt. Die Gedärme samt den Blasen werden oberflächlich gereinigt und stückweise mit dem Munde prall aufgeblasen und mit Sehnenfäden zugebunden, so daß die Luft nicht entweichen kann. Jedem der Jünglinge binden die Alten eine Blase oder ein Stück Darm an den Schopf des Vorderhauptes. Mit dem im Herzen zurückgebliebenen Blut der Tiere salbt der Häuptling Bogen, Pfeile und Speere der jungen Mannschaft in der Hütte: „um der Waffen willen wird dieses Fest veranstaltet". Mit dem Festschmuck auf dem Kopfe treten die Jünglinge dann um den Häuptling, der jedem einzelnen den bitteren Jägertrank reicht, den er tags zuvor bereitete. Während die übrigen von den in den Töpfen inzwischen gar gekochten Fleischstücken speisen, begibt sich einer der Alten mit den Jungen ins Feld, um sie in die Künste des Jägers einzuführen. Was bei dieser Gelegenheit erlegt wird, darf nur von den Alten genossen werden. Nach beendeter Mahlzeit gehen die Zurückgebliebenen auch auf die Jagd, und was sie heimtragen, genießen die Jünglinge. Etwa drei Wochen lang dauert diese „Jägerschule". Während der Zeit ver-

bringen die Jünglinge die Nacht in der Laubhütte. Nach etwa drei Jahren werden alle abermals zusammengerufen, und die gleiche Festlichkeit wiederholt sich. Dieser zweite Kursus heißt '*horas*', während der erste '*gōs*' genannt wird. Nach abermaligem Verlauf von etwa drei Jahren wiederholt sich die Feier nochmals, und zwar unter dem Namen '*hurus*'. Bei der letzten Weihe findet die Jägerschule nicht mehr statt, und die gewissermaßen zum „Meister" gewordenen Anwärter dürfen sich zu den Alten um das heilige Feuer lagern. Den ersten Bissen, den sie von dem dort gekochten Fleisch der Festmahlzeit erhalten, führt ihnen der Speisemeister zum Munde. Damit sind sie in die Gemeinschaft der die Jagd betreibenden Mannschaft aufgenommen und haben hinfort das Anrecht auf den Sitz bei den Alten. — Unter den in einem „Jägerkursus" vereinigten Jünglingen befinden sich manchmal Knaben von 12—16 Jahren, mitunter aber auch verheiratete junge Leute. Doch sind die Extreme Ausnahmen, und im allgemeinen sind die Teilnehmer gleichaltrig. Alle die, welche gleichzeitig an der Jägerweihe teilgenommen haben, bleiben lebenslang gute Kameraden und haben die Pflicht, einander in jeder Notlage in der Werft, im Jagdgelände oder im Kriege beizustehen, und man glaubt, daß, wenn einer aus einem solchen Bunde stirbt, der andere ihm bald nachfolgt (s. Freundschaft). Aus dem erwähnten Grunde schickt ein Vater nie zwei Söhne zugleich zur Jägerschule. Selbst Zwillingsbrüder werden getrennt, damit der Tod den Eltern nicht beide entreiße (Vedder S. 34ff.). — Ähnlich geht es bei den Buschmännern zu (Kaufmann S. 157).

Das Leben der Andamanen-Insulaner wird in drei scharf voneinander geschiedene Abschnitte geteilt, die im allg. mit den physiologischen Perioden der Kindheit, des Jugendalters und der Reife übereinstimmen. Die erste Periode dauert bis zum Eintritt der Pubertät, die zweite bis nach der Heirat, und die dritte umfaßt den restlichen Teil des Lebens. Die Kindheit wird bei den Eltern verbracht. Während die Mädchen bis zu ihrer Heirat im Elternhause verbleiben, beziehen die Jünglinge vom Eintritt der Reife an ein besonderes Jünglingshaus und nehmen dort auch ihre Mahlzeiten ein. Jeder Junge und jedes Mädchen wird einer Schröpfzeremonie schon als Kind unterworfen, die später mehrmals wiederholt wird, bis eine gewisse Narbenzeichnung entstanden ist. Als Grund dafür wird angegeben, daß sie sowohl ein besseres Aussehen verleiht, als auch, daß dadurch der Mensch kräftiger wird. — Das Weihefest beginnt bei den Jünglingen mit einem Tanz, der die ganze Nacht hindurch fortgesetzt wird. Am folgenden Morgen hat der Kandidat in der See ungefähr zwei Stunden lang zu baden. Dann wird er an einen bestimmten Platz geführt, muß niederknien und sich so beugen, daß seine Ellenbogen auf dem Boden ruhen, während ein Mann mit einem Pfeil zum Schweineschießen eine Reihe von 20—30 Schnitten auf den Rücken des Jungen macht, die horizontal geführt werden und in drei Vertikalreihen eingeteilt sind. Dann setzt man den Jungen mit dem Rücken gegen ein Feuer, bis das Bluten der Wunden aufhört. Unterdessen muß sich der Junge durchaus schweigsam verhalten. Die Wunden werden nicht weiter behandelt, um Narben zu hinterlassen. Sind die Wunden am Rücken geheilt, so werden ähnliche Einschnitte auf seiner Brust gemacht. — Erst ein paar Wochen hernach verliert der Kandidat seinen bisherigen Namen, wird von da an als *ejido* bezeichnet und muß gewisse Speisen meiden. Verboten sind vor allem Schildkröte, Dugong, der *Komar*-Fisch, der Nashornvogel, zwei Arten eßbarer Regenwürmer, eine große Eidechse, der fliegende Hund, mehrere Fische, gewisse Muscheltiere, Mangroven-Früchte, dreierlei eßbare Wurzeln und eine große Menge weiterer Pflanzenkost usw. Diese Periode wird durch ein großes Schildkrötenessen abgeschlossen. Nun folgt eine Zeit, während der er Schwein und wieder bestimmte andere Tiere und Pflanzen nicht genießen darf. Diese zweite Periode findet ihr Ende durch ein großes Schweineessen, womit er von jetzt ab das Schwein, aber noch nicht die Schildkröte, genießen darf. Nach dem Schweinefestessen wird der Junge durch größere und kleinere Festessen von den verschiedenen Speiseverboten allmählich mehr und mehr befreit. Dann findet

eine große Jagdexpedition auf Schildkröten statt, die eine bevorzugte Nahrung auf den Andamanen darstellen. Der Junge wird auf Blätter, mit über den Bauch gekreuzten Armen, die Füße vor sich ausgestreckt, und zwar so, daß die Zehen einander umfassen, auf die offene See hinblickend, neben einem Feuer hingesetzt. Dann naht sich ihm ein alter Mann, der Fett der gekochten Schildkröte erst auf des Kandidaten Lippen und hierauf über seinen ganzen Körper schmiert, während die weiblichen Anverwandten nahebei sitzen und laut weinen. Hernach wird er mit roter Erdfarbe eingerieben, und der Alte steckt ihm in den Mund ein Stück Schildkrötenfett, das der Junge schweigend verzehrt. Darauf brechen die weiblichen Verwandten von neuem in Geheul aus. Der Junge wird nun von dem Alten massiert, wobei der letztere das Bauchfleisch des Jungen schüttelt, gleichsam als wollte er das, was er gegessen hat, hinunterbefördern. Der Alte massiert dann die Arme und zieht die Knöchel des Jungen so, daß sie in den Gelenken knacken. Das gleiche wird an den Beinen und Füßen vollzogen. Hierauf taucht der Alte in eine Mischung von Erde und Wasser seine Hand und besprengt den Jungen vom Kopf bis zum Fuß damit. Nun wird Schildkrötenfleisch und -fett neben den Kandidaten gestellt, das er aber nicht mit den Fingern berühren, sondern nur mit dem spitzen Holzstäbchen einer Hibiskus-Art in den Mund stecken darf. So bleibt er, umgeben von Hibiskus-Laub, sitzen und darf nur einen Arm bewegen, um das Essen zu sich zu nehmen. Er darf sich nicht hinlegen und 48 Stunden weder sprechen noch schlafen. Während dieser Zeit muß er nichts anderes als Schildkröte essen und Wasser trinken. Der beaufsichtigende Alte sitzt hinter ihm und weist ihn an, wie er sich zu verhalten hat. Verschiedene Männer und Frauen, die einander ablösen, sitzen daneben und erhalten ihn durch Sprechen und Singen wach. Am Morgen des dritten Tages wird ein Gürtel und eine Halskette aus einer Schlingpflanze verfertigt und ihm angelegt. Von jetzt ab darf er schlafen. Darauf nimmt er gewöhnlich am nächsten Morgen ein Bad in der See, um die rote Farbe und die Erde abzuwaschen, und wird dann mit rotem Ocker, Schildkrötenfett und weißer Erde von den weiblichen Angehörigen bemalt. Am Morgen des vierten Tages bricht das ganze Dorf zum Feste auf. Der Junge tritt aus der Hütte auf den Tanzplatz, fünf oder sechs Männer stellen sich im Kreise um ihn, jeder mit einem Bündel von Hibiskus-Zweigen herum, ein Mann stimmt einen Gesang an und schlägt den Takt dazu mit dem Fuß in der üblichen Weise, und die Frauen fallen ein und klatschen den Rhythmus mit den Händen auf ihren Schenkeln. Damit beginnt ein Tanz- und Gesangfest in bestimmten herkömmlichen Formen. Dann kehrt der Junge nach der Hütte zurück; manchmal wird der Tanz am Nachmittage wiederholt. Man nimmt an, daß der Junge so angegriffen ist, daß er für Wochen der besonderen Bewachung durch seine Freunde bedarf. Bei der Schildkrötenspeise-Zeremonie erhält der Jüngling einen neuen Namen. Dieser Name wird jedoch späterhin nicht mehr gebraucht (s. Name A). Unter den Küstenstämmen des N darf der Junge oder das Mädchen nach der Schildkrötenspeise-Zeremonie ungehindert Schildkrötenfleisch genießen. — Außer dieser gibt es noch eine Honigspeise-Zeremonie u. a. (Brown 1922 S. 91ff.). — Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht bei den Andamanen die Nahrungsgewinnung. Damit hängt es zusammen, daß der Genuß verschiedener wichtiger Speisen durch eine Reihe von Vorsichtsmaßregeln umgeben wird. Jede Art von Speise birgt ihre besonderen Gefahren, und daher bedarf ein jeder Mensch einer besonderen Macht, diesen Gefahren zu entgehen. Dies wird durch die geschilderten Zeremonien beim Eintritt in das reife Alter zu bewirken gesucht (Brown 1922 S. 276ff.).

Die Einführungsfeier in die Mannbarkeit wird im Urabunna-Stamm des s. Australiens *Wilyaru* genannt, und die gleiche Bezeichnung erhalten auch die Leute, die sie durchgemacht haben. Der wichtigste Teil der Zeremonie besteht hier, nicht unähnlich wie der auf den Andamanen-Inseln, darin, Einschnitte auf den Rücken zu machen, und zwar hier einen in der mittleren Linie des Nackens und vier oder sechs weitere auf jeder Seite des Rückgrats. Zur

Erklärung dieser Verwundungen wird gesagt, daß sie an den „Glockenvogel" erinnern bzw. daß sie abkürzend den ganzen Mythus, der sich daran schließt, darstellen sollen. Diese umständliche und weitläufige Sage führen sie als Grund an, weshalb man auf den Rücken der *Wilyarus* die Einschnitte macht, und weshalb diese auch keine Habichte essen dürfen (Spencer und Gillen S. 24—28; vgl. Brown 1923 S. 440).

§ 3. Um uns die ganzen Zusammenhänge der J. mit dem religiösen und gesellschaftlichen Leben klarzumachen, wollen wir die *Pairama*-Zeremonie im Purari-Delta des s. Neu-Guinea beobachten. Dieses Fest wiederholt sich zu gewissen Zeiten und steht in Verbindung mit dem Kult eines in den Männerhäusern aufbewahrten Ungeheuers, etwa vom Aussehen eines riesigen, krokodilartigen Schweines, das aus einem Gerüst von Rotangstäben besteht, die mit einem Gewebe aus Pflanzenfasern umflochten und mit einer Reihe von Schmuckstücken ausgestattet sind, welche die Augen, Ohren, Zähne und einen Rückenkamm darstellen. Dieses Ungeheuer, *Kaiemunu*, gilt als eine Art Donnergeist. Man stellt sich vor, daß an einzelnen Flüssen bestimmte solcher *Kaiemunu* spuken. Jedes Ungeheuer in einem Männerhaus gehört dort einer bestimmten Hälfte und Nische an, nämlich einer Sippe mit Vaterfolge, welche besonderen Anspruch auf diese Hälfte und Nische erhebt. Diese Sippe beobachtet bestimmte Meidungen von Speise und enthält sich der Tötung gewisser Tiere. Jedes dieser Ungeheuer wird wie ein persönliches Wesen behandelt und trägt einen Namen, dem auch noch der seines „Vaters" hinzugefügt wird. Es wird gefürchtet und verehrt, und niemand außer alten Häuptlingen würde wagen, es zu berühren, während es in der Nische des Männerhauses steht. Es wird beständig durch Darbietungen von Speise in guter Stimmung erhalten, wobei der Opferer mit lauten singenden Tönen den Namen seines *Kaiemunu* anruft und ihm seine Gabe bekanntgibt (s. a. Idol A 1). Diese Speisen werden nachher von den Männern des Hauses, insbesondere der betreffenden Hälfte und Nische, verzehrt. Man glaubt, auf diese Weise sich Erfolg auf der Jagd und Gesundheit der Angehörigen zu sichern. In Krankheitsfällen opfert man dem Ungeheuer ein Schwein. Wenn ein Ungeheuer alt und schlecht wird, verbrennt man es und baut ein neues in zeremonieller Weise auf. Man glaubt, daß ein neues *Kaiemunu* besser die Interessen seiner Leute vertritt als ein altes und schadhaftes. — Die Feier der *Pairama*-Zeremonie fällt den zwei Häuptlingen des Männerhauses, und zwar dem der rechten und dem der linken Hälfte (s. a. Häuptling, Heiratsordnung), in Verbindung mit dem Dorfhaupt zu. Diese Personen wachen vor allem darüber, daß die herkömmlichen Riten ordentlich beobachtet werden. In den Dörfern von Koriki gibt es noch erbliche Zeremonialhäuptlinge, die ganz besonders über die Ausführung der Riten wachen. Das *Pairama*-Fest bildet den Höhepunkt der J., und zwar nach einer Periode der Abschließung der Knaben, die gegen Zahlung an Schweinen von ihrer oder ihrer Eltern Seite in die Geheimnisse des Ungeheuerdienstes, des Schwirrholzes und noch anderer Zeremonien eingeführt werden. Wenn die Knaben eingeschlossen werden, sind sie gewöhnlich nicht älter als sieben Jahre, manche noch viel jünger. Die Knaben dürfen aber nicht das Männerhaus betreten, weil es als gefährlich für sie gilt, in die Nähe des Ungeheuers zu kommen. Erst bei den Vorbereitungen zum *Pairama*-Fest führt man sie in das Männerhaus, und von da an dürfen sie diesen Ort nicht verlassen, ehe die Zeremonie, in einem Zeitraum von ungefähr sechs Monaten, beendigt ist. Die Einführung des Knaben findet ohne weitere Festlichkeit durch den mütterlichen Onkel statt, der auch weitere zeremonielle Tätigkeiten ausübt, insbesondere Nase und Ohr noch während der Knabenzeit durchbohrt und dafür in Schweine- oder Hundezahn-Schmuck von den Eltern des Knaben bezahlt wird. Unter gewissen Umständen wird der Junge in die Hälfte seines Oheims aufgenommen, der immer der entgegengesetzten Hausseite angehört als der Vater. Während der Anwesenheit im Männerhause soll bewirkt werden, daß die Knaben „rasch wachsen". Während sie vorher mit geschorenem Haupthaar herumlaufen, läßt man es ihnen

während der Einschließungszeit wachsen. Unterdessen sollen die Jungen streng vor den Augen der Frauen verborgen bleiben, und zwar hauptsächlich vor den Augen derjenigen weiblichen Wesen, die für den Geschlechtsverkehr mit ihnen in Betracht kommen, denn das würde ihnen schaden. Die Dauer der Abschließung richtet sich im allg. danach, wann alle Vorbereitungen für das *Pairama*-Fest beendigt sind. Unterdessen werden die Knaben gut behandelt und genährt. Insbesondere finden während der Zeit gewisse Spiele und Gesänge statt. Von einer methodischen Erziehung oder von Unterricht während dieser Zeit kann nicht die Rede sein. Jedoch haben die Knaben Gelegenheit, sich im Männerhaus umzusehen, vom Dorfleben zu hören und den Gesprächen der Alten zu lauschen. Offiziell wissen sie während dieser Zeit noch nichts von *Kaiemunu*. Ältere junge Leute überwachen die Knaben während ihrer Abschließung und sorgen namentlich für ihre Ernährung. Die Vorbereitungen zu dem großen Fest beginnen mit einer entsprechenden Ausstattung des Männerhauses. Eines Morgens beginnt eine große Expedition von mehreren Kanus (etwa 18) sich in Bewegung zu setzen. In jedes Kanu ist einer der für die Weihe bestimmten Knaben hineingenommen worden und sitzt auf den Knien seines Wächters. Die Knaben glauben eine Jagdexpedition zu begleiten. An einer bestimmten Stelle flußaufwärts wird haltgemacht, worauf der Zeremonialhäuptling sich rittlings auf ein Kanu stellt, in der rechten Hand ein Messer, in der linken eine Axt, und die Namen der zur Weihe bestimmten Knaben ausruft. Danach sagt er: „wir gehen nicht auf die Jagd"; nach einer Weile „wir gehen nicht Bäume für Kanus fällen"; nach einer weiteren Pause „wir gehen Rohr schneiden". Darauf beginnen die Kanus im Wasser zu schaukeln, und ein wildes Geschrei erhebt sich. Teils freuen sich die Jungen darüber, teils bleiben sie indifferent. Das Schaukeln der Kanus gilt als Zustimmung des *Kaiemunu* zu dem Vorschlag, als Omen (s. d. A) eines guten Ausgangs der Unternehmung. Mit dem Schaukeln der Kanus scheint es übrigens eine ähnliche Bewandtnis zu haben wie etwa bei dem unter uns gepflegten Tischrücken. — Man schneidet darauf Lianen ab, die, zu Bündeln gepackt, in den Kanus verstaut werden. Unterdessen strömen von verschiedenen Richtungen Eingeborene der Festhalle zu, während die Frauen sich in ihren Häusern verbergen. Sind die Kanus beim Festhaus angekommen, so springen die Männer mit den Lianenbündeln heraus und rennen damit zur Halle. Die Knaben werden von ihren Wärtern auf die Schultern genommen und mit größter Hast ebenfalls hineingetragen. Einige Leute, die im Kanu zurückbleiben, verüben großen Lärm dadurch, daß sie mit ihren Paddelrudern auf die Boote schlagen. Als Grund für die Eile wird angegeben, daß die Frauen das Rohr nicht sehen sollen, aus dem das neue Ungeheuer gebaut wird. Den Knaben fällt eine gewisse Arbeitsleistung beim Bau des neuen Ungeheuers zu, und zwar müssen sie beim Flechten des Bauches des *Kaiemunu* helfen. Dabei spielen sie unbehindert und unbefangen etwa um den Rachen des Ungeheuers herum. Unter den zwei Hälften des Männerhauses herrscht ein gewisser Wettbewerb, das schönere Ungeheuer zu erbauen. Die Konstruktion eines Ungeheuers erfordert etwa 5—6 Tage. Auf kleinen, tragbaren Herden aus Lehm in Palmbast wird ein Feuer aus trockenen Kokosblättern angemacht, die starken Rauch entwickeln, und darüber das neue *Kaiemunu* gehalten. Die zur Weihe bestimmten Knaben, die vorher Betelnuß und eine Pfefferrinde gekaut hatten, beginnen nun mit aller Heftigkeit auf das neue Ungeheuer zu spucken und mit der Hand den Speichel auf dieses zu reiben. Durch das Verfahren der Räucherung und Bespuckung soll das *Kaiemunu* gewandt, tätig und energisch gemacht werden, damit es gute Hilfe leistet und insbesondere seine Leute mit Schweinen versorgt. Es folgt dann ein Spiel, bei dem gemimt wird, daß zwei Ungeheuer einander nach der Art von Schweinen bekämpfen. — Das alte Ungeheuer wird zerstört und dann nachts am Ufer verbrannt, während die Männer so nahe, wie es die Hitze erlaubt, an das Feuer herangehen und es umringen. Dabei kehren sie ihm vielfach den Rücken zu und kratzen sich heftig. Auch die Jünglinge befinden sich in der Menge. Die Asche wird in den

Kanus gesammelt und am nächsten Tage mit in den Sagobusch genommen, wo man sich die Körper damit bestreicht. Nachdem sie hier einen Tag verbracht haben, fahren sie am nächsten Morgen ein Stück weiter mit den Kanus und springen dann alle plötzlich ins Wasser, indem sie für ungefähr 10 Minuten unter großem Vergnügen schwimmen und spielen und die Körper abwaschen. Dann kehren sie in den Sagobusch zurück und schmücken sich mit Pandanus-Blättern. Nun geht man auch an das Schmücken der Knaben, insbesondere mit Halsketten aus Hundezähnen, wofür besonders der Mutterbruder des Jungen Sorge trägt. Inzwischen haben die Frauen Essen vorbereitet. Alles ist in freudiger Erregung und geschmückt, nur die Jungen sehen gedrückt und unglücklich aus, und zwar, wie sie sich nachträglich äußerten, weil sie sich schämen und befangen waren. Sie werden nun, rittlings auf den Schultern von tanzenden Männern sitzend, durch die Menge im Triumph getragen. Am nächsten Tage werden die Gaben an Hundezähnen und anderem Schmuck vor dem mütterlichen Onkel, der die Geschenke machte, gezeigt. Von jetzt an darf der Junge auf der Plattform des Männerhauses sitzen und frei im Dorfe herumgehen. Der Vater des Knaben bringt in das Männerhaus mit Pfeil und Bogen getötete Schweine, die vor das Ungeheuer, an dessen Einweihung der Junge teilgenommen hat, niedergelegt werden. Der Geist dieses getöteten Wesens geht in den Rachen des Ungeheuers ein, wie angenommen wird. Am Nachmittag werden die Schweine abgesengt und in zeremonieller Weise zerlegt. Früher sollen Menschenopfer (s. d. C) dargebracht worden sein, die später erst durch Schweine ersetzt wurden. Der Kannibalismus (s. d. A) in Purari-Delta scheint hauptsächlich zeremonieller Art gewesen zu sein. Brauchte man ein Opfer, so veranstaltete eine Männerhalle einen Raubzug. Der eigentliche Erleger des Menschen hatte in einem solchen Fall eine Reihe von Riten zu erfüllen. Er mußte es leiden, daß in zeremonieller Weise seine Frau in der der Tötung folgenden Nacht mit so vielen Männern Umgang hatte, als Männer diese Gelegenheit zu benutzen Lust hatten. Am nächsten Tage wurde der Totschläger im Triumph durch das Dorf gebracht, rittlings auf einem Kanu sitzend mit einem Speer in der Hand. Ihm fiel dann der Schädel des Toten zu. Dieser wurde dem *Kaiemunu* dargebracht (Williams S. 361 ff.; vgl. a. Chinnery und Beaver sowie Vormann).

§ 4. Die Reifefeste waren unter den Iowa-Indianern völlig getrennt von der Aufnahme in die Tanzgesellschaft. Die Eltern begannen, ihre Kinder früh, wenn sie noch sehr jung waren, abzuhärten, um sie für das heilige Fasten (s. d.) vorzubereiten. Erst wurde das Kind daran gewöhnt, einen halben Tag ohne Nahrung auszuhalten, dann einen ganzen Tag und schließlich mehrere Tage. Kam der Junge in die Pubertätszeit, so schwärzte er sein Gesicht und begab sich an einen entlegenen Ort, um dort volle vier Tage und Nächte zu fasten. Als solche Plätze wurde eine Landschaft mit hohen Felsen oder engen Tälern gewählt, wo, wie man annahm, gute Mächte hausten. Der Fastende klagte ununterbrochen und betete um Überlegenheit im Kampf, Erfolg im Leben und um viele Pferde. — Die Aufforderung zur großen Fastenzeit ging von dem Vater oder einem alten Mann aus, der dann zu sagen pflegte: „Es ist jetzt Zeit für dich, die Holzkohle zu benutzen (d. h. dein Gesicht mit Holzkohle einzureiben), laß deine Tränen auf unsere Mutter, die Erde, fallen, damit sie Erbarmen mit dir hat und dir in der Zukunft hilft. Such deinen Weg; der Schöpfer wird dir helfen. Er schickt dir vielleicht eine Stimme und prophezeit dir, ob du zu Bedeutung im Stamme gelangen wirst oder nicht. Vielleicht wirst du vom Donner träumen oder von einem anderen Wesen oben, einem seiner Helfer oder Diener. Mögen sie dir langes Leben bescheren! Erflehe Hilfe von der Sonne! Die Sonne ist eine große Macht. Kommt dagegen etwas heraus aus dem Wasser oder aus der Erde, so nimm es nicht, laß es sein, wende ihm deine Aufmerksamkeit nicht zu! Höre nicht darauf, sonst wirst du bald sterben! Denn so mußt du dich verhalten: sei behutsam, es gibt himmlische und böse Mächte, und die letzteren versuchen dich zu täuschen. Du mußt willens sein zu

fasten, denn wenn *Wakanda* (s. a. Mana B) dir hilft, wirst du ein großer Mann und ein Schutz für dein Volk sein, und du wirst Ruhm erlangen." — Ein Mann, der folgenden Traum beim Fasten hatte, wurde, wie es heißt, ein mächtiger Heilkünstler, so daß, wenn immer er über einem Kranken seine Sprüche sang, dieser sofort Besserung verspürte, bevor die Medizinen selbst angewendet wurden. Dies war der Traum: Er soll zu dem himmlischen Büffel in seinem Traum gesprochen haben. Dieses Tier war weiß und hatte schwarze Hörner, Augen und Hufe. Der Büffel sprach: „Ich bin der Anführer aller Büffel. Ich gehöre zu *Wakanda*, und ich gab die Büffeltänze den Menschen durch die geringeren Büffel. Ich habe ihnen alle Wurzeln und Kräuter und andere Mittel zur Heilung der Krankheiten gezeigt." Der betreffende Heilkünstler, der so geträumt hatte, machte sich eine Pfeife und Rasseln aus Büffelhufen, eine Kopfbedeckung mit Büffelhörnern usw. Er galt als über den anderen stehend, die nur von gewöhnlichen Tieren geträumt hatten (Skinner S. 739f.). — Für die Aufnahme in die Büffeltanzgesellschaft mußte sich der Kandidat an eine der 6 oder 7 leitenden Persönlichkeiten der Gesellschaft wenden, die alle heilige Büffelbündel besaßen. Der Bewerber hatte zu warten, bis diese Häupter der Tanzgesellschaft zusammenkamen, sich von ihm festlich bewirten ließen und dann ihre Meinung äußerten. Fand seine Bewerbung Beifall, so mußte er der ganzen Gesellschaft in vier aufeinanderfolgenden Jahren im Juli, wenn sie tanzten, ein Fest geben, und am Ende dieser Periode wurde er formell aufgenommen usw. (Skinner S. 710ff.).

Die jungen Leute der Bũngi (Ojibway-Indianer der großen Ebene) wurden, wenn sie in das Pubertätsalter kamen, in die Wildnis zum Fasten geschickt, wo sie zwei bis vier Tage verweilten, um eine Vision zu erlangen, durch welche sie übernatürliche Kraft erwerben sollten. Denn nur durch diese, meinte man, könne ein Mann einen Jagdpferch für Büffel errichten, die im Winter in eine solche Falle gehetzt wurden (Skinner S. 496f.).

Unter dem kleinen Stamm der Kansa (Sioux-Indianer) wurde das Fasten begonnen, wenn die Knaben 12 oder 13 Jahr alt waren. Der Vater bemalte dann das Gesicht seines Sohnes mit Erde und schickte ihn in die Einsamkeit, um dort Träume zu haben, die sich auf seine Zukunft beziehen sollten. Da erschienen die Geister seiner Ahnen, die Krieger waren, und weissagten ihm seine Zukunft: z. B. „sei tapfer und mutig! Ich werde dir Kraft verleihen, wenn du mit einem Feind zusammentriffst, damit du ihn schlägst!" Bevor sich einer auf den Kriegspfad begab, pflegte er dann den Leuten seinen Traum zu erzählen. Außer solchen Visionen von Ahnen hatten die Jünglinge auch oft Träume von Tieren oder übernatürlichen Wesen: vom Bär, vom Büffel oder vom Donner, der in menschlicher Gestalt erschien und zu ihnen redete. Diese Träume wurden nicht weiter kontrolliert, sondern ohne jeden weiteren Versuch hingenommen, um eine Vision mit günstigerer Vorbedeutung zu erlangen. Die Erscheinung wurde dann der Schutzgeist des Träumers, und in seinem ferneren Leben träumte er auch immer von Zeit zu Zeit weiter davon. War er krank und träumte er von dem Schutzgeist, so erholte er sich; erschien dieser jedoch nicht mehr, so war das die Vorbedeutung, daß er bald sterben werde, weil sein Schutzgeist ihn verlassen hatte. Auch stellte sich eines Mannes Schutzgeist im Traume ein, wenn er sonst in Not und Gefahr sich befand (s. Totemismus B). — Von einem Mann, der den Bär als Traum-Schutzgeist hatte, wird erzählt, daß er seine Seiten schwarz bemalt hatte, um das Tier darzustellen. Er ließ dann andere Indianer auf sich schießen, um ihn zu töten. Als er nun eine Zeitlang wie tot dagelegen hatte, sprang er auf, als wäre er nicht durchschossen. — Aus einem anderen Mann, der bei einem Kampfunternehmen getötet wurde, schlüpfte, als er dalag, eine große Schlange heraus, die sein Schutzgeist war. — Von einem Mann, dessen Schutzgeist der Donner war, wird erzählt, daß er schließlich vom Blitz erschlagen wurde, usw. (Skinner S. 69f.).

Bei der Aufnahme in die Zaubergesellschaften der Pawnee-Indianer in Nebraska wurde der Kandidat erst in ein Bad und dann mit Gewalt zum Feuerplatz geführt

und auf das Feuer gesetzt. Bekam er Blasen, so war das ein Zeichen, daß er sich nicht vorschriftsmäßig gereinigt hatte, und wurde dann abermals in das Feuer gestoßen, um seine Blasen zu heilen. Verhielt sich ein Bewerber dabei feige, so steckte man ihn sofort in die Schlammhütte. Hatte einer seine Proben bestanden, so wurde gesungen und getrommelt, und alle neuen Mitglieder tanzten, usw. (Murie S. 615). Ähnliches finden wir z. B. auch bei den Tillamook-Indianern des Staates Oregon (Boas S. 6).

Die Einführung in eine sonderbare Gesellschaft wird von den Arikara in N-Dakota berichtet. Der Kandidat wird entkleidet und muß auf Büffelhörnern wie auf Stelzen gehen, während er sich auf einen Stock stützt. Sein Gesicht und Kopf wird bemalt, und er selbst nimmt schwarze Farbe in die Hand, die er gegen den W hält und betet dabei. Sein Kopf wird z. T. geschoren, während an den übrigen Haaren ein langes Fell befestigt und mit allerlei Federn geschmückt wird usw. Von dem Büffelkopf, der zu seiner rechten Seite gelegt worden war, wird der Kandidat zu Holzschüsseln geführt, von denen man ihm eine zum Trinken anbietet. Die Flüssigkeit darin wirkt berauschend. Diese im übrigen weit ausgesponnene Zeremonie der Gesellschaft knüpft an eine Sage an und hängt wieder mit entsprechenden Einrichtungen der Pawnee-Indianer zusammen (Lowie S. 673ff.; vgl. a. La Flesche über den Osaga-Stamm und Hagar bezügl. Mexiko).

§ 5. Sobald sich bei den Ama-Xosa-Kaffern Südafrikas mehrere Burschen im Alter von 17—20 Jahren vorfinden, die der Beschneidung sich zu unterziehen haben, beruft der Häuptling eine Versammlung seiner Männer ein, um ihnen die Sache vorzulegen. In dieser Versammlung werden der Beschneider (*incibi*) und der Aufseher (*amakankata*) der Jungen und noch einige andere Männer gewählt, welche sonstige Besorgungen zu verrichten haben. Dabei wird auch bestimmt, wer das Haus für die J. baut, usw. Die Burschen werden an einen abgelegenen Platz mit ein oder zwei Hütten gebracht, von dem sich die Personen des anderen Geschlechts fernhalten müssen. Nur der Aufseher und der Operateur befinden sich während dieser Zeit bei ihnen. Nach der erwähnten Versammlung der Männer bereitet ein jeder der Jünglinge aus den Blättern der wilden Dattelpalme ein Kleidungsstück, eine Art Röckchen, vor, sowie auch eine das Gesicht verhüllende Kopfbedeckung aus Pflanzenfasern. Um Oberarme, Knien und Fußknöchel werden Bänder, die früher aus Tierhäuten bereitet waren, befestigt. Die Frauen helfen bei der Beschaffung des Materials, insbesondere für die zwei Isolierhütten, die unter Beobachtung besonderer Riten eingeweiht werden. Sind alle Vorbereitungen getroffen worden, so versammeln sich die Jünglinge, gewöhnlich nachdem die Eltern den Schutzgeistern geopfert haben, in ihrer gewöhnlichen Kleidung und mit etwas Vorrat an Mais und Kürbissen, sowie mit einigen Kühen, welche sie sich selbst zu melken haben, bei den Hütten. Sie können von allen Dingen essen, nur wird ihnen geraten, sich des Honigs und der Bohnen zu enthalten. Im übrigen erfreuen sie sich der größten Freiheit und können sogar nach Belieben stehlen. Ein derartiges Zugeständnis, das auch von mancherlei anderen Gegenden, z. B. aus dem ind. Archipel (Kleiweg de Zwaan) oder aus der Torres-Straße bekannt ist (L'Anthrop. 23 [1923] S. 436), mag darin wurzeln, daß die Gemeinschaft, in die der Jüngling aufgenommen wird, für die kritische Zeit der Weihefeste die Eigentumsschranke fallen läßt und den Gedanken des gemeinsamen Besitzes in den Vordergrund rückt (s. a. Diebstahl, Eigentum A, Kommunismus). — Werden die Kandidaten beim Stehlen ertappt, so bestraft man sie nicht. — Die Beschneidung selbst beginnt gewöhnlich im Dezember. An dem betreffenden Tage wird zunächst gewartet, bis die Sonne hoch am Himmel steht. Dann müssen die Jungen sich zum Fluß begeben, um dort zu baden. Die Beschneidung findet vor der Hütte statt und muß nach einem traditionell vorgeschriebenen Verfahren vorgenommen werden. Während der Operation dürfen die Burschen nicht schreien. Das abgeschnittene Häutchen wird in einen Ameisenhaufen vergraben, damit kein Restezauber (s. Zauber A) ausgeübt werden kann. Die Aufseher pflegen

die Wunden ihrer Schützlinge und verbinden sie mit einer Art Gras, welches aber brennende Schmerzen verursacht. Irgendein Unterricht oder eine Unterweisung in geschlechtlichen Dingen findet nicht statt. Alles kommt nur darauf an, daß die traditionellen Zeremonien streng eingehalten werden. In dieser Beziehung findet gelegentlich eine Züchtigung mit Stockschlägen auf die Hände oder auf die Arme, ausnahmsweise auf den Rücken, statt. Begegnen die Burschen, solange sie noch nicht ausgeheilt sind, einem weiblichen Wesen, so müssen sie ihr Gesicht mit dem oberen Teile ihres Schaffelles bedecken. Unterlassen sie es, so werden sie gezüchtigt. — Man glaubt, daß, wenn ein Bursche mit einer seiner Blutsverwandten geschlechtlichen Verkehr unterhalten hat, die Wunden der Beschneidung nicht zur üblichen Zeit heilen können. In einem solchen Fall wird von ihm ein öffentliches Bekenntnis dieses Vergehens gefordert, und er wird so lange geschlagen, bis er es eingesteht. — Im allg. dauert die Ausheilung ein bis zwei Wochen. Während dieser Zeit bestehen keine weiteren Verbote; nur die Gesichtsverhüllung muß streng durchgeführt werden, und zwar insbesondere der eigenen Mutter gegenüber. — Nach der Ausheilung beginnen Tänze und Feste, die sich mehrere Monate lang Tag für Tag hinziehen. Zu diesem Zweck werden die Körper mit weißem Lehm beschmiert, ein schwarzer Schnurrbart angemalt und die eingangs dieses Absatzes erwähnte Festtracht angelegt. Die Tanzmusik dazu besorgen die Frauen, die in einiger Entfernung von den Tanzenden mit Stöcken auf eine trockene Ochsenhaut schlagen und dadurch Töne hervorbringen, die dem Wirbeln einer großen Trommel nicht unähnlich sind. Andere Weiber und Mädchen klatschen unterdessen in die Hände und singen. Dazu wird sog. Kaffernbier getrunken. Nach Sonnenuntergang begeben sich die Männer und Frauen in eine eigens für sie bestimmte Hütte, die das „Haus der Mütter der Beschnittenen" heißt. Für die Mädchen ist eine andere Hütte hergerichtet, dorthin begeben sich auch die Burschen und verbringen da die Nächte mit ihnen gemeinsam. Die Orgien und Festlichkeiten werden einige Tage und Nächte fortgesetzt. Dann begeben sich die Jünglinge und alle Teilnehmer am Feste zu einem anderen Kraal, und dort spielen sich die gleichen Tänze und Orgien ab. So werden der Reihe nach alle befreundeten Kraals besucht. — Diesen Festen wird in formeller Weise vom Häuptling und seinen Räten ein Ende gemacht. Unter den Burschen wird einer gewählt, der ihr Oberhaupt vorstellt, und an seinem Heimatskraal findet am letzten Tage eine Zusammenkunft der Neugeweihten und der übrigen Angehörigen statt. Jeder Vater der Geweihten bringt eine neue Decke für seinen Sohn mit. Gegen Mittag werden die Burschen an einem passenden Platz in Reih und Glied aufgestellt und von dort aus von den Männern zum nächsten Fluß gejagt. Dabei entspinnt sich ein Wettrennen, wer als erster und wer als letzter am Flusse ankommt. Es gilt als große Schande, nicht nur für den Jungen, sondern auch für seine Eltern, letzter bei diesem Wettrennen zu werden. Am Flusse wird eine gründliche Waschung vorgenommen und ein gemeinsamer Freudengesang von den Männern und Jünglingen angestimmt. Dann begibt man sich gemeinsam nach dem Beschneidungsplatz, an dem die Burschen von einem dazu bestimmten Mann mit Butterfett eingerieben und damit zu Kriegern gesalbt werden. Hernach erhalten sie neue weiße Decken und einen Stab als Zeichen ihrer Mannbarkeit. Das Salben mit Butterfett soll auch jedes Merkmal des weißen Lehms hinwegnehmen, denn von dem alten Menschen darf bei dem neu gewordenen Manne nicht das geringste mehr zurückbleiben. Er hat jetzt ein ganz neues Leben zu beginnen und muß sich von allem, was er als Knabe und Bursche besaß, trennen. Die alten Kleider, Schmuckgegenstände und jede andere Sache wird ihm weggenommen und in die Hütte geworfen, in der er während der Beschneidungszeremonie gewohnt hat. Die Hütte wird dann angezündet und mit allen Sachen darin verbrannt. Keiner darf auf die in Brand gesetzte Hütte zurückblicken, ohne nicht Gefahr zu laufen, sich dadurch in ein großes Unglück zu stürzen. Unter Kriegsgesang kehrt man zu dem Kraal zurück. Dort halten die alten

Männer feurige Ansprachen, bei denen sie den jungen, in ihre Mitte aufgenommenen Leuten ihre Pflichten als Männer mit ungefähr folgenden Worten ans Herz legen: „Ihr seid jetzt erwachsene Leute, wahre Männer mit allen Rechten und Pflichten, und habt euch danach zu verhalten. Ihr sollt euch nicht mit dem Weib des Nachbarn einlassen. Ehret eure Eltern, respektiert eure Häuptlinge und dient ihnen mit Treue. Schaut auf eure Rinder und bebaut eure Felder!“ — Zum Schluß erhalten die neuen Männer von ihren Eltern und Freunden Geschenke an Ochsen, Ziegen, Geld, Schmucksachen, Kleidungsstücken, Messern, Assegais, Perlenschnüren, Feuerzeug usw. Dann kehren alle am nächsten Morgen nach Hause zurück (Schweiger S. 588 — Vgl. a. Stow S. 413 und Willoughby).

Jedes Individuum gilt bei den ostafrik. Akikuyu zunächst nur als zur Familie gehörig, die Kinder werden als Eigentum der Eltern betrachtet. Erst durch die zeremonielle J. und durch die Weihe der Mädchen (s. **Mädchenweihe; vgl. a. Boyle**) erlangt die heranwachsende Generation gewissermaßen die „Nationalangehörigkeit“, wird in den Kreis der mit vollen Rechten und Pflichten ausgestatteten Persönlichkeiten des Stammes aufgenommen. Diese Aufnahme erfolgt bei den Akikuyu entsprechend der sozialen Verfassung durch Zahlungen in Ziegen an die Beamtenklasse, welche die Herrschaft ausübt, und durch Geschenke an alle Teilnehmer der Feier. Sie ist demnach Bedingung für die heranwachsende Jugend, daß z. B. ein Vater seine Tochter nicht verheiraten darf, ehe sie nicht die Weihe-Riten durchgemacht hat. Diese sind überhaupt das wichtigste Fest im Leben der Akikuyu, ihnen gegenüber stehen Heirat oder Todesfeier an Bedeutung nach. Zwar ist das Alter für Empfang der Weihe ungleich, aber im allg. schwankt es bei den Knaben zwischen 15 und 18 Jahren, bei den Mädchen zwischen 12 und 15. — Der Altersrang (s. Altersstufen) unter den Männern richtet sich nach dem Datum ihrer Beschneidung. Jede einzelne Feier wird besonders benannt, und man merkt sich die Reihenfolge der Feiern. — Auf einmal werden oft viele junge Leute beiderlei Geschlechts zum Weihefest herangezogen, z. B. 70 Jünglinge und Mädchen im Jahre 1903. Nicht alle Jahre findet eine solche Feier statt, insbesondere nicht, wenn die Ernte schlecht ausgefallen ist, weil dies als ein böses Vorzeichen gilt (Kenyatta S. 136). — Die Feier selbst besteht in einer Reihe von Tanzfesten, bei denen die Jünglinge wie bei solchen Gelegenheiten üblich, in einem traditionellen Festschmuck erscheinen, der in diesem Fall aus in besonderer Weise gefertigten Hüftröckchen und Lederschurzfellen besteht, während ihre Köpfe geschoren und ihre Körper benutzt werden. Eine besondere Medizin wird für die Tänzer, die vorher sorgfältig eingeübt werden, von der Mutter jedes Jünglings bereitet. Bei den Tänzen sind auch die Mädchen sowie Verwandte und Freunde zugegen. Im Mittelpunkt der Vorbereitungsfeierlichkeiten steht das zeremonielle Pflücken der Blätter von einem bestimmten Baum. Diese Blätter dienen nachher zum Verbinden der Wunden. Die Kandidaten erhalten darauf einen besonderen Kopfschmuck und lange Stöcke. Ein alter Mann schmiert ihnen mit Kalk eine Linie auf die Nase, den Nabel und die zwei großen Zehen und bläst ihnen Blut ins Gesicht, während eine alte Frau eine ähnliche Zeremonie an den Mädchen vollführt. Dann kriecht ein Junge auf das Dach einer Hütte und holt verschiedene Geschenke herab, die er an Freunde und Verwandte verteilt. Dabei handelt es sich um Symbolik-Deutungen für sein künftiges neues Lebensalter. Messer und Keule vergibt er z. B. mit der Begründung: „Ich werde jetzt anders schlagen, denn ich bin jetzt nicht mehr Freund der Kinder, sondern der Krieger.“ Geld verteilt er mit der Erklärung: „Morgen werde ich ein junger Mann sein.“ Frauen und Mädchen erhalten Geschenke an Speisen, wie Salz, Bananen, Zuckerrohr. Eine eigentümliche Zeremonie spielt sich danach anschließend ab, wenn einer der älteren Leute auf einen der Jungen zuspringt, die auseinanderstieben. Er sucht einen zu fassen und zu prügeln. Früher soll er den getötet haben, welchen er bei dieser Gelegenheit erhaschte. — An dem Vorabend der Beschneidung setzen die Jungen die Tänze noch bis zur höchsten Erregung

8 und 15 Jahren kommt dieser Handlung eine besondere Bedeutung zu. Wenn, wie seit Ausdehnung des europ. Einflusses, Köpfe zu diesem Zwecke in einer Sippe fehlen, so können sie von einer anderen dazu geliehen werden. Jetzt werden Scheinkriegszüge unternommen, bei denen der Junge ein Huhn in bestimmter Weise töten muß, worauf er dann mit dem Blute des getöteten Tieres beschmiert wird. Bei der Rückkehr von einer solchen Kampfexpedition wird den einzuweihenden Jünglingen ein Schädel hingehalten, auf den ein jeder dieser Burschen mit einem Messer schlagen muß. Darauf wird ein Bad im Fluß genommen. Kein Junge, der sich nicht diesem Ritus unterzogen hat, darf an einem Kriegszug teilnehmen (Hose und Mc Dougall II 167; vgl. a. Ling-Roth II 159).

§ 7. Die Absolvierung der Reifeweihe bewirkt bei den Ila-Leuten des n. Rhodesia ein besonderes Freundschaftsverhältnis, das in einem Zusammenschluß von Altersgraden mündet, wie sich das bereits bei den ostafrik. Akikuyu (oben § 5; vgl. a. § 2) angedeutet vorfindet (s. a. Altersstufen). Die bevorzugten Freunde eines Mannes oder einer Frau sind diese Weihegenossen gleichen Alters. In zweiter Linie gelten diejenigen als befreundet, welche Weihegenossen des Vaters oder der Mutter sind. Diese Weihefreunde erfreuen sich einer gewissen Freiheit der Rede gegeneinander. Denn in dieser Beziehung herrscht ein ausgesprochenes Feingefühl unter den Ba-ila. Die Weihefreunde beaufsichtigen einander streng. Wer feig oder faul ist, wird verlacht, verachtet und beschimpft, denn er gilt als Schande für die ganze Gruppe. Umgekehrt bringt man Liebe und Ehrerbietung dem Tapferen entgegen. Eine solche Kontrolle wird auch gegen den eigenen Vater ausgeübt, weil er zur gleichen Weihegenossenschaft gehört. Selbst dem Fürsten gegenüber ist die freieste Sprache erlaubt, wenn er ein Weihegenosse ist. Die Beschimpfungen und Verhöhnungen drücken eine oft derbe und unbequeme Familiarität aus, die ihre Kehrseite in wechselseitiger Hilfe unter den Weihefreunden findet. Durch Geschenke kann ein Mann sich übrigens auch in andere Altersgrade einkaufen (Smith und Dale S. 308).

Dort, wo Geheime Gesellschaften (s. d.) bestehen, verbindet sich die J. vielfach mit der Aufnahme in diese Geheimbünde, wie z. B. im Falle der melanesischen *Suque* (Speiser S. 405ff.) oder der westafrik. *Poro-*, *Sande-* und anderer Zauberbünde (Westermann S. 243ff.). In diesen Gesellschaften finden sich soziale und religiöse Elemente vermischt, wie in dem Artikel über Geheime Gesellschaften (s. d.) auseinandergesetzt wurde. Diese Bünde bedienen sich gewöhnlich besonderer Abzeichen, die Mitglieder unterstützen einander und beobachten insbesondere strenge Zeremonien bei der Aufnahme neuer Mitglieder, die hauptsächlich im Jünglingsalter vor sich geht. Ähnliche Verhältnisse finden wir auch bei den ostafrik. Masai-Stämmen (Merker S. 60ff.). In allen diesen Zügen gleichen die afrik. und melanes. Bünde denen der Dorfstämme in der großen Ebene von Nordamerika (Lowie S. 962, 967). Sowohl bei den melanes. *Suque*, bei den Indianern der nordamerik. Ebene und bei den Masai sowie auch bei den oben angeführten Kikuyu und den Ila-Völkern tritt noch eine Gradabstufung hinzu, die in gewisser Weise mit Altersunterschieden verknüpft ist (Lowie S. 983f.). Zur Aufnahme in die neuen Grade sind besondere Weihezeremonien erforderlich. Auf den Neuen Hebriden tragen die Gradabstufungen, wie erwähnt, einen aristokratischen Charakter, während die indianischen Altersgesellschaften in rein biologischer Weise eine Gruppe von gleichaltrigen Leuten, eine Generationsklasse, zusammenfassen und ihr Leben lang umschließen (s. Altersstufen). — S. a. Altersstufen, Freundschaft, Geburt, Geheime Gesellschaft, Kind, Mädchenweihe, Männerhaus, Meidung, Menschenopfer C, Mutterrecht A, Totemismus B, Zauber A.

Barton *Notes on the Kipsikis or Lumbwa Tribes of Kenya Colony* Journ. anthr. inst. 53 (1923); Boas *Notes on the Tillamook* Univ. Calif. Public. Amer. Arch. and Ethnol. 20 (1923); J. T. Brown *Circumcision Rites of the Becawana Tribes (Bantu)* Journ. anthr. inst. 51 (1921); A. R. Brown *The Andaman Islanders* 1922; ders. *Notes on the Social Organisation of Australian Tribes* Journ. anthr. inst. 53 (1923); Boyle *The Marking of Girls at Ga-anda* Journ. African Soc.

15 (1915—16); Brunner *Grundzüge d. dtsch. Rechtsgeschichte* II (1905); Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Crawley *The Mystic Rose* 1902; ders. *The Idea of the Soul* 1909; Chinnery und Beaver *Notes on the Initiation Ceremonies of the Koko (Papua)* Journ. anthr. inst. 45 (1915); Driberg *The Lango, a Nilotic Tribe of Uganda* 1923; Falk *Das gleichgeschlechtliche Leben bei einigen Negerstämmen Angolas* Archiv f. Anthr. NF 20 (1923); La Flesche *The Osaga Tribe* 36. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1921; Franke *Die geistige Entwicklung der Negerkinder* Beitr. z. Kultur- u. Universalgesch. 35 (1915); Frazer *Balder the Beautiful* Golden Bough 3 (1913); van Gennep *Les rites de passage* 1909; Gutmann *Die Ehrerbietung der Dschagganeger gegen ihre Nutzpflanzen und Haustiere* Arch f. d. ges. Psych. 48 (1922); Hagar *The four Seasons on the Mexican Ritual of Infancy* Amer. Anthrop. 13 (1910); Hobley *Brit.-East-Africa Kikuyu Customs and Beliefs, Circumcision Rites* Journ. anthr. inst. 40 (1910); Hose und McDougall *The Pagan Tribes of Borneo* 1912; Kaufmann *Die Auin (Buschleute)* Mitt. a. d. dtsch. Schutzgeb. 23 (1910); Kleiweg de Zwaan *Die Insel Nias bei Sumatra* I (1922); Ling-Roth *The Natives of Sarawak and Brit. N.-Borneo* II (1896); Lowie *Plains Indian Age Societies*; ders. *Societies of the Arikara Indians* Anthrop. Papers of the Amer. Mus. of Nat. History 11 (1912—16); Merker *Die Masai* 1904; Murie *Pawnee Societies* Anthrop Pap. Amer. Mus. Nat. Hist. 11 (1912—16); Parsons *Holding Back in Crisis Ceremonialism* Amer. Anthr. 18 (1916); Ploss-Bartels *Das Weib in der Völkerkunde* 1913; Quistorp *Männergesellschaften und Altersklassen in China* Mitt. Sem. Orient. Sprachen 18 (1915); Reik *Die Pubertätsriten der Wilden* Imago 4 (1916); Róheim *Nach dem Tode des Urvaters* Imago 9 (1923); Routledge *With a Praehist. People, The Akikuyu* 1910; Schurtz *Altersklassen und Männerbünde* 1902; Schweiger *Der Ritus der Beschneidung bei den Zulu* Anthropos 9 (1914); Seligmann *The Veddas* 1911; Skinner *Iowa Societies, The Plain Ojibway, Kansa Organizations* Anthrop. Papers Amer. Mus. Nat. Hist. 11 (1912—16); Smith und Dale *The Ila Speaking Peoples of N.-Rhodesia* I (1920); Speiser *Ethnogr. Mater. a. d. Neuen Hebriden und Banks-Ins.* 1923; Spencer und Gillen *Across Australia* 1912; Stannus und Davey *The Initiation Ceremony for Boys among the Yao of Nyassaland* Journ. anthr. inst. 43 (1913); Stow *Native Races of South Africa* 1905; Vedder *Die Bergdama* 1923; Vormann *Die Initiationsfeiern der Jünglinge und Mädchen bei den Monumbo-Papua, Dtsch.-Neu-Guinea* Anthropos 10—11 (1915—16); Webster *Primitive Secret Societies, a Study in Early Politics and Religion* 1908; Westermann *Die Kpelle* 1923; F. E. Williams *The Pairama Ceremony in the Purari Delta (Neu-Guinea)* Journ. anthr. inst. 53 (1923); Willoughby *Notes on the Initiation Ceremonies of the Beewana* Journ. anthr. inst. 39 (1909); Zeller *Die Knabenweihen* 1923.

Thurnwald

Jung-Paläolithikum.

§ 1. Kulturbesitz des J.-P. — § 2. Gliederung, Unterstufen und Kulturkreise.

§ 1. Der jüngere Abschnitt des Paläol. (s. d.) wird unter dem Sammelnamen „Jung-Paläolithikum" zusammengefaßt und verkörpert gegenüber dem Alt-Paläol. (s. d.), eine Per. wesentlichen Umschwungs und wichtiger Fortschritte.

Mit ihm erlischt die frühere, grobe Steinbearbeitungstechnik und verschwinden demgemäß die großen Beiltypen und zumeist groben, breiten Kleinabschläge. An ihre Stelle treten ausgesprochene „Klingenindustrien", charakterisiert durch lange, dünn-schmale und mehr oder minder prismatische Klingen und an diese gebundene Typenvarianten. Ein Teil derselben, wie die einfachen Klingenspäne, gewöhnlichen Klingenkratzer (mit daumennagelförmiger Kopfretusche), Klingenstichel (mit einfacher Eck- oder Mittelspitze), Bohrer, Kerbenhobel u. ä., sind allen jungpaläol. Unterstufen gemeinsam; andere sind an gewisse Horizonte gebunden und alsdann als „Leitformen" sehr zuverlässig, deren Hauptwert wiederum darin liegt, daß sie in einem bestimmten Niveau bzw. in einer bestimmten Gruppierung auftreten und sich in vielen Fällen abermals nur eine ganz bestimmte Zeit erhalten. Sie sind sehr wichtig, da eine genauere Stufenklassifikation dieser Per. auf Grund der zumeist gleichbleibenden Fauna nicht mit Zuverlässigkeit vorgenommen werden kann. Von einschneidender Bedeutung ist, daß nunmehr neben dem Stein auch Knochen, Horn und Elfenbein in großen Mengen verarbeitet werden, teilweise abermals in je nach den Lagerungshorizonten wechselnden Varianten. Im J.-P. erblüht endlich eine echte darstellende Kunst (s. Kunst A), welche zugleich mannigfache Aufschlüsse über Schmuck, Kleidung, Bewaffnung jener Urvölker liefert, die um so bemerkenswerter sind, als das meiste, was diese aus vergänglichem Stoffe besaßen, für immer vernichtet ist und aus dem Kulturbesitz der heutigen Eskimos, Buschmänner, Polynesier oder Rothäute nur indirekt erschlossen werden kann (s. a. Schmuck A).

Unsere Jungpaläolithiker waren für ihren Unterhalt desgleichen auf die Jagd an-

gewiesen und deshalb jedenfalls Nomaden, wobei wir uns diesen Nomadismus immerhin als beschränkt, d. h. meist auf bestimmte Regionen umschrieben, vorzustellen haben. Daß sie bereits Zähmungsversuche einiger Tierarten unternommen hätten, hat sich bislang in keiner Weise überzeugend erweisen lassen und ist nicht wahrscheinlich. Auch fehlt jede Spur von Töpferei, zumal tatsächlich das irdene Gefäß ob seiner Zerbrechlichkeit für Wanderstämme wenig geeignet ist und sich vorteilhaft durch Holzschalen, Schädelbecher, Ledergefäße u. dgl. ersetzen läßt. Wir stehen deshalb den diesbezüglichen Angaben belg. und italien. Forscher ablehnend gegenüber und vermuten, daß die von ihnen zitierten „diluv." Keramikreste erst durch nachträgliche Schichtstörungen oder bei den Ausgrabungen in die quartären Straten gelangten. Dies schließt nicht aus, daß in einzelnen Fällen hartgebrannte Tonstücke in sicher diluv. Straten zutage kommen könnten, als Zufallsprodukte in der Nachbarschaft starker Herdfeuer (s. Jagd A und Siedlung B).

§ 2. Das J.-P. zerfällt, nach der frz. Klassifikation, in das Aurignacien, Solutréen und Magdalénien, die außerdem noch einer feineren Untergliederung fähig sind, wie aus der Stratigraphie vieler FO hervorgeht, so z. B. von Le Ruth (Dordogne; s. Solutréen § 1), Isturitz (Basses-Pyrénées; s. Magdalénien § 1) und der nord-span. Castillo-Höhle (s. d.).

Hornos de la Peña (span. Provinz Santander) ergab den folgenden Schichtaufriß:

Neol. Spuren
Magdalénien (Mittelstufe)
Solutréen (ältere Stufe)
Aurignacien (Mittelstufe)
Moustérien.

Die Sirgenstein-Höhle (Württemberg) (nach R. R. Schmidt):

Moderner Schutt
Bronzezeitliche Funde
Spät-Magdalénien
Früh-Magdalénien
Solutréen
Aurignacien (drei Straten)
Moustérien (zwei Straten).

Die Einführung des J.-P. geht wohl auf die Einwanderung neuer Völkerelemente nach dem zentralen und w. bzw. s. Europa zurück, welche nach Rasse und Kulturmentalität ungleich höher standen als die Altpaläolithiker, und von denen frühe, vage Vorläufer bereits im Acheuléen (s. d.) und Atérien (s. Nördliches Afrika, Paläolithikum) erkennbar sind.

Die ersten geschlossenen Jung-Paläolithwellen verbreiteten sich, als wesentlich einheitlicher Kulturkomplex, ebensowohl über das Mittelmeerbecken als auch über das mittl. und w. Europa, da das Alt-Capsien und das Aurignacien so gut wie zusammenfallen.

Von da ab spaltet sich diese gemeinsame Urwurzel, und es entstehen zwei voneinander unabhängige Kulturkreise. Der Mediterran-Kreis des Capsien (s. d.) evolutioniert durchaus organisch und selbständig zum Spätcapsien; im nördlicheren Europa wird das Aurignacien (s. d.) durch zwei von ihm stark abweichende jüngere Stufen abgelöst. Die erste derselben, das Solutréen, (s. d.) gelangte sehr wahrscheinlich im ö. Europa zur Ausbildung, durchquerte Süddeutschland und erreichte im s. Frankreich eine zweite Blüte. Es wurde in der Folgezeit durch das wohl in der n. Pyrenäenzone beheimatete Magdalénien (s. d.) ersetzt. Es ist merkwürdig, daß auf diesen beiden Stufen sich trotzdem immer wieder gewisse Aurignacien-Traditionen bemerkbar machen, als ob sie latent weitergeschlummert hätten, und daß nach Ablauf des Jung-Paläol., im Epipaläol. (s. d.), beide Kulturkreise überhaupt wiederum ineinander zusammenfließen, insofern, als das Endcapsien bzw. das Tardenoisien (Azilio-Tardenoisien) sich abermals im großen und ganzen decken.

Seiner geogr. Verbreitung nach läßt sich das J.-P. als diluv. Kulturkomplex vorläufig nur auf unserem Kontinente und in den vom Mittelmeer bespülten Teilen Afrikas und Asiens einwandfrei belegen. Ihm stehen als fremde Zentren einstweilen Sibirien (s. d. A) und vielleicht auch Indien (s. d. A) zur Seite.

Die Fauna unserer Per. ist im S eine warme oder doch gemäßigte, im N ausnahmslos eine kalte; mit dem jüngeren

Aurignacien beginnt die glaziale Tierwelt bis an die kantabrische Küste bzw. den Nordrand des Mittelmeeres vorzustoßen, um sich ebenda geraume Zeit zu behaupten. Wir dürfen hieraus wohl schließen, daß das Jungaurignacien und Solutréen im großen und ganzen mit dem Maximum der letzten Eiszeit gleichaltrig waren (s. Diluvialchronologie).

E. Lartet und Christy *Reliquiae Aquitanicae* London 1865—75; P. Girod und Massénat *Les stations de l'Age du renne dans les vallées de la Vezère et de la Corrèze. Laugerie-Basse* Paris 1900; dies. *Les stations etc. Stations solutréennes et aurignaciennes* Paris 1906; H. Breuil *Les subdivisions du paléolithique supérieur et leur signification* Congr. intern. préh. Genève 1912 I 165—238 (mit zahlreichen Literaturangaben).

H. Obermaier

Justice, La (Frankreich). „Galerie couverte" bei Presles (Dép. Seine-et-Oise). Typisch für die späte Stufe der Silexkultur Nordfrankreichs. Das Grab besteht aus einem viereckigen Vorraum und einer langen Kammer. Beide Teile sind durch eine Steinplatte getrennt, welche ein ovales Loch in der Mitte aufweist. Das Grab hat eine Gesamtlänge von 18 m, ist 2 m br. und 2 m h. Zwei Steinplatten der Decke fehlen wohl seit alter Zeit.

Funde: Polierte Schaftlochäxte zum Anhängen, Anhänger aus Quarz und Knochen, ein Hammer aus Hirschhorn, eine Silexaxt mit Hirschhornschaft, eine rhombische Pfeilspitze, eine 20 cm l. Messerklinge und atypische Splitter aus Feuerstein. S. a. Frankreich B I 3.

Bull. Anthrop. 1899 S. 244. A. de Mortillet; *Dictionnaire archéologique de la Gaule* (Tafeln).

J. de C. Serra-Ràfols

Jütländische Einzelgräber s. Nordischer Kreis A § 5 c 1.

Jütländische Streitaxt. § 1. Die J. S. werden nach ihrem Auftreten in verschiedenen Arten von Einzelgräbern von S. Müller in drei Gruppen eingeteilt. Aus den Untergräbern stammen die besonders gut gearbeiteten Äxte wie Müller *Ordning Stenalderen* 72—75. Sie sind durch zahlreiche Zwischenformen eng miteinander verbunden. Charakteristisch für sie ist ein besonders am Schaftloch viereckiger Querschnitt und große Schlankheit, was wie die ausschwingende Schneide darauf deutet, daß sie Nachbildungen von Metalläxten sind. Der Typus *Ordning* 75 findet sich in der Tat im Rheingebiet aus Metall. Zu dieser Gruppe gehört auch *Ordning* 81 mit rundem Querschnitt und sehr kräftig ausgeschwungener Schneide, aber diese elegante Form ist seltener und tritt auch in den Bodengräbern auf. Das Ausbreitungszentrum dieser Äxte liegt in Jütland und Schleswig. Bereits in Holstein sind die eben genannten Typen spärlicher, und nur wenige sind aus Mecklenburg und Hannover bekannt. An der mittleren Elbe finden sich jedoch Untergrabäxte, wenn auch von nicht so eleganter Form (Präh. Z. 1917 S. 21 ff. Åberg). Plumpere Formen als *Ordning* 81 haben in Nord- und Mitteldeutschland eine größere Verbreitung und werden von Müller als Prototypen der eleganten jütländ. Axt *Ordning* 81 aufgefaßt, sind jedoch eher als lokale Varianten anzusehen. In Schweden sind die Typen *Ordning* 72—74, 81 in wenigen Exemplaren aus Schonen und Bohuslän bekannt. Das Material ist Grünstein und Diabas.

§ 2. Axttypen der Bodengräber sind die Typen *Ordning* 76—79, die sich unmittelbar an 72—75 anlehnen. Namentlich 76—77 lassen sich nur schwer von den Untergrabtypen unterscheiden. Die Partie am Schaftloch wird jetzt verdickt, die Seitenflächen sind gewölbt, die Kanten werden mehr und mehr abgerundet, Schneide und Nacken einander angeglichen. Bereits 73 und 76 zeigen eine deutliche Tendenz zur Doppelschneide, die sich in 77 fortsetzt und in 79 vollendet, das eine vollentwickelte jütländ. Bootaxt mit linsenförmigem Querschnitt ist. Nur im Ausnahmefall trifft man diese Typen noch in Untergräbern. Das Material ist nicht mehr so einheitlich wie früher, alle möglichen Grünsteinarten werden verwendet. Die dän. Inseln besitzen eine Anzahl von Bodengrabäxten, und in Schweden sind sie bedeutend zahlreicher als die ältesten Typen. Dies gilt besonders von Schonen, wo sie eine ganz und gar w. Verbreitung haben, welches zeigt, daß die Äxte aus Jütland über die dän. Inseln kamen. Auch die bohuslänischen und wenigen norw. Funde konzentrieren sich an der Küste und deuten auf direkte Verbindungen mit den s. und

w. Teilen von Jütland, wo diese Streitaxtkultur ihr Zentrum hat. In Deutschland (mit Ausnahme von Holstein) finden sich nur zwei jütländ. Bootäxte der typischen Form (Präh. Z. 1917 S. 33 Åberg), die übrigen sind degeneriert.

§ 3. In den Obergräbern sind Streitäxte keine so allg. Erscheinung. Wenn solche auftreten, sind es Typen wie *Ordning* 104, 107, 108 und bisweilen 88, den einfachen Schaftlochäxten der Steinkistenzeit verwandt. Die ganze Formgebung ist flüchtig, sie sind länglich, manchmal ganz schlank, die Kanten abgerundet, Schneide und Nacken schmal. Sie finden sich in größerer Anzahl als die älteren Typen auch auf den Inseln. Im sw. Schweden ist 105 sehr häufig (Schonen). In Deutschland kommen sie, abgesehen von Holstein, in größerer Zahl nur in den Gegenden um die mittlere Elbe vor. In den obersten Gräbern fehlt die Streitaxt, die in den älteren Einzelgräberarten oft das einzige Inventarstück ausmacht, ganz.

§ 4. Die jütländ. Streitaxtformen scheinen eine einheitliche, stark lokal gefärbte Kultur anzudeuten, die sich später nach verschiedenen Richtungen hin ausdehnt, und aus deren mannigfachen Axtformen an verschiedenen Stellen lokale Typen entstehen. So sind sowohl die schwed. als die finnländ. Bootäxte Sonderentwicklungen aus den J. S., ähnlich wie die nackengebogenen und rhombischen Äxte (s. d.), die nord. Typen sind. Bei Fatjanovo (s. d.) hat man Einzelgräber mit Streitäxten angetroffen, die den jütländ. nahestehen und in Rußland weit verbreitet sind. Ihr Zusammenhang mit den skand. Formen wird durch ihr Auftreten in Ostpreußen (s. d. A) gestützt. S. a. Bootaxt, Bootaxt-Kultur B, Finnland A, Finnländische Streitäxte, Nordischer Kreis A § 5c.

Müller *Ordning Stenalderen* Abb. 72—79, 81, 88, 104, 107, 108; Montelius *Minnen* Abb. 279, 283, 286, 308, 342, 343, 352—355, 357, 360—363, 365—366, 373, 375, 380—381; Müller *NAK.* I 142ff.; Aarb. 1898 S. 173ff., 230f., 245ff. ders.; Monteliusfestschrift 1913 S. 46ff. Frödin; Åberg *Das nordische Kulturgebiet* 1918 S. 40ff.

Folke Bergman

Jüz Oba s. Kul Oba, Südrußland D.

K

Ka.

§ 1. Wesen. — § 2. Bei Göttern. — § 3. Bei Menschen. — § 4. Bei Toten.

§ 1. Der K. (hierogl.) ist von den Ägyptologen in der verschiedensten Weise gedeutet worden. Man hat in ihm entweder einen Doppelgänger des Menschen sehen wollen (Maspero), einen Schutzgeist (ÄZ 48 [1911] S. 152 Steindorff; 49 [1911] S. 126 Spiegelberg) oder eine Verkörperung der Lebenskraft. Religionsgeschichtlich geschulte Beurteiler haben dann nachgewiesen, daß alle diese Funktionen zusammen dem K. eigen sein können und in ähnlicher Weise auch bei anderen Völkern zu belegen sind (Journ. eg. Arch. 6 [S. 1920] S. 265 Thomas; ÄZ 54 [1918] S. 56 van der Leeuw).

§ 2. Die äg. Texte und Darstellungen enthalten ein reiches Material für die genauere Umreißung des K., aus dem sein eigentl. Wesen und seine wechselnde Bedeutung im Laufe der Epochen mit ziemlicher Sicherheit festzulegen wäre. Es ist klar, daß der K. bei Göttern, Lebenden und Toten genannt wird. Götter besitzen den K. als eine ihnen innewohnende Kraft, ähnlich dem Zauber, dem Leben oder dem geistigen Gehalt ihrer Persönlichkeit. Als Götter, die einen K. besitzen, werden männliche und weibliche, die größten wie untergeordnete Gottheiten genannt; dabei auch der Sonnengott Aton, für den Amenophis IV. den Besitz eines K. in seine neue Religion mit hinübergenommen hat. In einem volkstümlichen Text ist sogar ein Berggipfel des W und daneben sein K. genannt, an den ein einfacher Mann sich betend wendet. Der Sonnengott hat seinen K. auf seine beiden neugeschaffenen Kinder dadurch übertragen, daß er seine Arme um sie legte, und so ging seine Ka-Kraft in sie ein. Diese Bewegung hängt mit dem Schriftzeichen der ausgestreckten Arme zusammen, das in den Hieroglyphen den Begriff „Ka" bezeichnet.

§ 3. Der lebende Mensch hat neben den übrigen Teilen seines Ich, dem Körper, der Seele, dem Schatten, dem Lichtgeist usw. auch einen K. So liegt es für jeden gewöhnlichen Sterblichen, ebenso für den König und die Königin. Amenophis IV. hat auch diesen Zug in seine neue Religion übernommen, der K. des Echnaton spielt sogar eine verhältnismäßig bedeutende Rolle. An den K. denkt man, wenn man jemandem zutrinkt, und die Speise des Menschen dient der Erhaltung des K. (so häufig in Amarna unter Amenophis IV.).

§ 4. Wenn der Mensch stirbt, löst sich der K. von dem Leibe und den übrigen Teilen. Eine Verbindung zwischen beiden besteht in loser Form weiter, auch schon dadurch, daß das Fortleben des Toten an das Vorhandensein und das Ineinanderaufgehen der einzelnen Wesensteile gebunden ist. Der Tote hat deshalb ein Interesse daran, bei Lebzeiten die Versorgung seines K. im Grabe sicherzustellen. Es wird in Totentexten häufig ausdrücklich ausgesprochen, daß der K. im Leibe des Toten sein möge, und der K. soll in der Unterwelt nicht vom Verstorbenen weichen. Die Opfergaben werden dargebracht, damit der K. sich an ihnen erfreue. Im Jenseits reinigt sich der Tote und sein K., um für bestimmte Handlungen befähigt zu sein. Der Tote tut, was sein K. will, und er hat einen Spruch mit in das Grab erhalten, um dem K. in der Unterwelt das Fahren im Boot zu ermöglichen. Die Bezeichnung „Ka-Haus" für das Grab ist ein Ausdruck dafür, daß ein großer Teil des Totendienstes um der Erhaltung des K. willen vollzogen worden ist. Gelegentlich ist, und zwar schon in den Pyramidentexten, von einer Mehrzahl der K. die Rede; sie sind um den Toten herum wie seine Dienerinnen zu seinen Füßen.

Roeder

Kades s. Qades.

Kahn s. Schiff.

Kahnfibel s. Fibel A § 22, B § 3.

Kahun. Moderne Bezeichnung von Petrie für eine Stadtruine 1 km ö. von der Pyramide von Illahun (eigentlich el-Lahun mit dem arab. Artikel -el; vielleicht aber nur Hörfehler für Lahun). Die Pyramide von Illahun liegt am Nordrande des Eingangs zum Fajjum, ö. von der Pyramide von Hawara; sie ist von Sesostris II. (Dyn. 12) errichtet. Für die Ausführung des Baues der Pyramide und des Totentempels, zu dem vielleicht auch noch eine Residenz gehört hat, wurde die heute so genannte Stadt als Wohnstätte der Arbeiter erbaut. Sie ist eine völlig einheitliche Anlage, die auf einem vorher nicht bewohnten, wüsten Boden gemacht und nur während einer kurzen Zeitspanne bewohnt wurde. Die ursprüngliche Anlage ist also später nicht umgebaut oder verändert worden. In den Häusern sind viele Gegenstände des täglichen Lebens gefunden worden, die die Bewohner zurückgelassen haben, darunter Erzeugnisse der ägäischen Kultur (s. Ägäischer Einfluß auf Ägypten § 7). Weiteres s. Siedlung D.

Petrie *Kahun, Gurob and Hawara* 1890; Petrie *Kahun and Gurob* 1891. Roeder

Kajüte s. Schiff.

Kakovatos s. Pylos.

Kakzu (so richtig statt üblichem *Kakzi*; vgl. Layard S. 223; ev. kommt auch die Lesung *Kalzu* in Frage). Assyr. Provinzialhauptstadt. Die Provinz war denen von Arbailu (s. Erbil) und Bêl-ilu benachbart. Der Statthalter von K. war nächst dem von Ninive eponymatsberechtigt.

Aus Harper Nr. 843 geht hervor, daß sich zu K. ein königlicher Palast befunden habe. Dieser ist vielleicht identisch mit jenem, den Senacherib (Harper Nr. 389) für seine Gattin (Naqi'a?) dortselbst restaurieren ließ. Unter Senacherib erhielt K. auch eine neue Stadtmauer. In der Stadt befand sich ein astrologisches Institut (Harper Nr. 346); auch scheint sie ein nicht unbedeutender Garnisonsort gewesen zu sein. Die Götter Adad (s. d.) und Enlil (s. d.) besaßen hier Tempel (vgl. VAT 8005; ZfAssyr. 33 S. 125 O. Schroeder).

Die Lage von K. ist mit Hilfe der dort gefundenen Backsteininschriften von Layard für Tell Gasir (Qasr Šemamok), sw. von Erbil, festgelegt und daselbst eine Versuchsgrabung unternommen, welche zur Aufdeckung von Gebäuderesten (vielleicht des von Senacherib erbauten Palastes) führten.

Layard *Niniveh and Babylon* S. 223f.; Hommel *Gesch. Babyloniens u. Assyriens* S. 565. Neues Material bei: Lehmann-Haupt *Materialien z. älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens* 1907 S. 49f.; ders. *Armenien* II (1925) S. 270. F. Schachermeyr

Kalach s. Kalḫu.

Kalbe (a. d. Milde, Prov. Sachsen). Steinzeitl. Wohnplatz des Mesol. S. Nordischer Kreis A § 2d2.

Kalender. S. a. Zeitmessung.

A. Ägypten.

§ 1. Monate. — § 2. Schaltung. — § 3. Wandeljahr. — § 4. Sonnenjahr.

§ 1. Monate. Das äg. Wandeljahr ist durch griech. Astronomen überliefert, und seine Einteilung kennen wir genau aus den einheimischen Denkmälern. Es besteht aus drei Jahreszeiten zu je vier Monaten von 30 Tagen, dazu fünf Schalttagen. Also insgesamt 365 Tage, so daß der Irrtum gegenüber dem wirklichen Sonnenjahr etwa einen viertel Tag beträgt.

Die drei Jahreszeiten heißen: Überschwemmung (d. h. Nilflut), Saat (eigentlich Wachsen der Saat) und Ernte (auch Hitze). Ihre Namen knüpfen also an das Schwellen des Nils und an den Ackerbau an. Der Beginn des Jahres mit dem Neujahrstage muß offenbar auf dem Tage gelegen haben, der das Anschwellen des Nils zum erstenmal bemerken ließ; dadurch wurde das Leben des Landmannes wieder von neuem eingeleitet.

Die Monate heißen: 1., 2., 3. und 4. Monat der und der Jahreszeit. Das Schriftzeichen für Monat ist die Mondsichel, also hat der Anfang des Monats ursprünglich wie später auf dem ersten Tage des Sichtbarwerdens der Mondsichel nach dem Neumonde gelegen. Diese Mondmonate der Urzeit werden die erste Zusammenfassung von Tagen zu größeren Einheiten darstellen; sie haben naturgemäß unregelmäßig 29 oder 30 Tage umfaßt, je nach der Dauer des Umlaufs des

Mondlichts. Später hat man diese Zeiteinheiten auf das Sonnenjahr übertragen und Monate von gleichmäßiger Länge von dreißig Tagen eingerichtet, die auf den Mond keine Rücksicht mehr nehmen und zu zwölf Monaten ein Jahr bilden.

§ 2. Schaltung. Die fünf Schalttage sind schon im AR vorhanden gewesen. Sie werden in den Pyramidentexten dieser Zeit, die meist ältere Vorstellungen wiedergeben, mit der Geburt von Göttern zusammengebracht, so daß ihre Einführung wohl wesentlich früher erfolgt ist. Sie heißen „die fünf auf dem Jahr befindlichen Tage", und ihr Name bekundet die nachträgliche Hinzufügung zu den zwölf Monaten. Durch sie ist nach Ausschaltung der ursprünglichen Mondmonate das Jahr als eine Zeiteinheit geschaffen worden, die mit dem natürlichen Jahr annähernd übereinstimmte.

§ 3. Wandeljahr. Der Beginn des geschilderten Jahres ist untrennbar mit dem Anfang des Steigens des Nils verbunden gewesen, und dieser wieder fällt zusammen mit dem ersten Sichtbarwerden des Sirius (äg. Sothis) vor der aufgehenden Sonne, wenigstens für die Gegend von Memphis und Heliopolis. Da das äg. Jahr gegenüber dem natürlichen Jahr um einen viertel Tag zu kurz ist, rückt der äg. Neujahrstag in jedem vierten Jahre um einen vollen Tag rückwärts; in 1460 Jahren durchläuft er also das ganze natürliche Jahr. Erst 1460 Jahre nach der Einführung des K. ist der Neujahrstag wieder auf die beiden Naturereignisse gefallen, von denen er ausgeht: auf den Beginn der Nilflut und den Frühaufgang der Sothis; deshalb heißt der Zeitraum von 1460 Jahren eine Sothisperiode. Als Beginn einer Sothisperiode ist 140/139 n. C. überliefert, also lagen die vorhergehenden auf 1321, 2781 und 4241 v. C. In einem dieser Jahre muß der äg. K. eingeführt worden sein, und zwar war es nach Ed. Meyers Berechnung 4241 v. C., von Borchardt verschoben auf 4236 v. C. (s. Ägypten B § 22—29).

§ 4. Sonnenjahr. Die Datierungen innerhalb der Regierungsjahre der äg. Könige sind nach diesem Wandeljahr gemacht. Mit der Verwendung der Namen der Jahreszeiten ist also z. B. nicht gemeint, daß damals gerade wirklich die „Überschwemmung" stattfand, sondern diese Bezeichnungen haben keinerlei Zusammenhang mit den Ereignissen der Natur, wie auch die Angaben nach „Monaten" nichts mehr mit dem Mondlaufe zu tun haben. Das Hindurchlaufen des Wandeljahres durch die unabänderlich aufeinanderfolgenden Vorgänge des Landlebens machte dem Bauern das offizielle Jahr unbequem, und er knüpfte deshalb mit seinen Zeitbenennungen lieber an seine Tätigkeit auf dem Acker an. Diese Beziehung bot ihm die äg. Kirche durch Feste, die (wie unsere Jahreszeiten-, Sonnen- und Erntefeste) an die Ereignisse des Landlebens anknüpften und von der Verschiebung des Wandeljahres unabhängig waren. Diese Feste sind von den äg. Bauern zur Benennung von Monaten verwendet worden, sind uns koptisch und griech. überliefert und leben noch heute im äg. Volke fort. Der erste Monat dieses Bauernjahres, das sich dem natürlichen Jahre ohne genaue Berechnung selbsttätig anschließt, heißt Thoth nach einem Feste des Gottes Thoth; der 1. Thoth ist also der Neujahrstag, theoretisch auch in dem äg. Wandeljahr. Der im allgemeinen als 12. Monat des Jahres geltende Mesorê erscheint gelegentlich als 1. Monat (ÄZ 43 1906 S. 136 Gardiner).

Eduard Meyer *Ägypt. Chronologie* Abh. Preuß. Ak. 1904, Nachtrag 1907; F. K. Ginzel *Handb. mathem. techn. Chronologie* 1906; Ludw. Borchardt *Altägypt. Zeitmessung* 1920; Sethe *Zeitrechnung* Nachr. Gött. Ges. 1910 S. 287, 1920 S. 28, 97. Roeder

B. Vorderasien (Mesopotamien).

A. Das Jahr: § 1. Sein Anfang. — § 2. Seine Dauer. — § 3. Seine Bezeichnung. — B. Teile des Jahres: I. Die Monate. § 4. Dauer des Monats. — § 5. Ausgleich der Monate mit dem Jahre durch Schaltung. — § 6. Monatsnamen. — II. Der Tag: § 7. Anfang des Tages. — § 8. Teile des Tages: a) größere natürliche Teile, b) Stundeneinteilung, c) deren Einteilung in Minuten. — § 9. Zusammenfassung der Tage in Wochen. — § 10. Magische Bedeutung der Tage.

A. Die große Zeiteinheit, in der sich klimatisch wie astronomisch alle Erscheinungen auf der Erde und die meisten am Himmel wiederholen, bildet das Jahr.

§ 1. Seinen Anfang setzten die Babylonier seit etwa 2300 v. C. zumeist auf den Beginn des Frühlings. Vorher war der Beginn des Jahres bei den einzelnen babyl. Staaten verschieden, da jeder sein eigenes Kalendersystem besaß.

§ 2. Die Dauer des Jahres nach Tagen muß ziemlich früh erkannt worden sein, da man im Zweistromland den Himmel schon in sehr alten Zeiten gut beobachtete und demnach genau wissen mußte, wann die Sonne oder die Fixsterne wieder ihren alten Stand am Himmel bzw. denselben Aufgangspunkt erreichten. Die Zeit zwischen diesen sich wiederholenden Ereignissen ergab dann die genaue Dauer des Jahres.

§ 3. Bezeichnet wurden die Jahre in altbabyl. Zeit (bis zur Hammurapi-Dyn.) nach einem Ereignis des vorhergehenden Jahres; in den ältesten Zeiten (selten) auch nach Herrscherjahren. Erst seit der Kossäerzeit (ca. 1750 v. C.) wurde diese Art der Datierung nach Jahren des regierenden Königs allg. in Babylonien üblich. In Assyrien dagegen wurde nach bestimmten Beamten *(limu)* datiert (s. a. Herrscherliste B § 2, § 3).

B. I. Das Jahr zerfiel in 12 Monate.

§ 4. Diese Monate dauerten, da sie sich nach dem Sichtbarwerden des Neumondes richteten — eine Erscheinung, die bald 29, bald 30 Tage auf sich warten läßt —, verschieden lange. Die Dauer des Monats vorauszuberechnen, verstand man anscheinend nicht; noch in spätassyr. Zeit (7. Jh.) finden wir Berichte der Astronomen, die den Monatsanfang nach ihren Beobachtungen festsetzten, und zwar wohl nach der Mitte des Monats am 14. oder 15. Tage stattgefundenen Opposition von Sonne und Mond oder gar erst nach dem Wiedererscheinen der Mondsichel die Länge des verflossenen Monats bestimmten.

§ 5. Da nun die 12 Monatsumläufe mit insgesamt 354 Tagen im Jahresumlauf der Sonne von bekanntlich 365 Tagen nicht glatt aufgehen, vielmehr ein Überschuß von 11—12 Tagen bleibt, war es notwendig, nach Verlauf einiger Jahre zum Ausgleich einen Schaltmonat einzulegen, indem ein Monat doppelt gezählt wurde, z. B. Adar I. und Adar II., oder (seit Hammurapi) Ulul I. und Ulul II. Der Schaltmonat muß schon früh in Gebrauch gekommen sein, da das Wort für „Schaltmonat" aus dem Sumerischen ins Akkadische übernommen wurde. Ein fester Schaltzyklus findet sich erst in pers. und griech. Zeit.

§ 6. Die Monatsbezeichnungen waren in den einzelnen babyl. Staaten mit ihren verschiedenen Systemen (s. § 1) sehr mannigfaltig. Allmählich aber verdrängten die sem. Monatsnamen mit den Monatsideogrammen des Kalendersystems der Stadt Nippur die in den anderen Staaten Babyloniens üblichen. Zuletzt machten auch die assyr. den schon längst zu allgemein babyl. gewordenen Platz, ein Ausdruck des Sieges der babyl. Zivilisation auch auf diesem Gebiete in Assyrien. Nur in Inschriften sakraler Natur finden dann in späterer Zeit ab und zu ältere Monatsnamen Verwendung. Die Monatsbezeichnungen selbst sind teils nach Götterfesten, wie Du'uzu nach Dumuzu-Tammuz, gewählt oder nach der Ordnung im System, z. B. Tišrîtu '(Monat des) Jahresbeginnes', Araḫsamna '8. Monat', teils aber auch nach Jahreszeiten wie Simânu 'fester Zeitpunkt (der Reife)' und noch anderen Gesichtspunkten. Die Reihenfolge der Monate war: Nisânu, Ajaru, Simânu, Du'ûzu, Abu, Ulûlu, Tišrîtu, Araḫsamna, Kisilîmu, Ṭebêtu, Šabâṭu, Adâru; die Namen sind dieselben, wie die noch heutzutage im jüd. Kalender angewandten Monatsnamen.

II. § 7. Der Tagesanfang war nicht genau festgelegt; in altbabyl. Zeit wurde er von Mitternacht oder Morgen an gerechnet, später anscheinend von Sonnenuntergang an, da wir hier die Reihenfolge Nacht und Tag (nicht umgekehrt) finden und die dem Tage folgende Nacht schon die Nummer des nächsten Tages trägt.

§ 8. a) Die natürlichen Hälften des Tages, Tag und Nacht, wurden jede in 3 Wachen eingeteilt, entsprechend dem Grade der Helligkeit bzw. Dunkelheit oder dem Stande der Gestirne; b) genauer war die Zerlegung in Stunden, und zwar 12 (Doppel)stunden auf den ganzen Tag. c) Diese Stunden zerfielen wieder in je 30 Minuten, deren Zeit also 4 Minuten unserer Zeitmessung beträgt. Die 12-Teilung des Tages und Einteilung der Stunden in 30 Minuten ist wahrscheinlich ein Abbild

der Jahreseinteilung in 12 Monate zu rund 30 Tagen.

§ 9. Genau abgeteilte Wochen besaßen die Babylonier nicht. Wohl aber waren der 1., 7., 15., 21. und 28. Monatstag, wo mit Ausnahme des 21. die Mondphasen besonders deutlich hervortraten, Festtage, die wahrscheinlich für die Juden und damit auch für uns das Vorbild der Wocheneinteilung gewesen sind. Eine Zusammenfassung von 5 Tagen (*ḫamuštu*) ist wohl während kurzer Zeit in der babyl. Kulturprovinz in Kappadokien und nur für Handel und Verwaltung in Gebrauch gewesen.

§ 10. Wie die Monate nach der Jahreszeit kultische Bedeutung besaßen, so hatten die Tage nach ihrer Zahl im Monat und dem Stande des Mondes vor allem einen magischen Sinn. Bei jedem Werke wurde genau darauf geachtet, ob der Tag auch günstig sei.

So sehen wir hier im babyl. Kalender Zweckmäßigkeit, Spekulation und Religion sich gegenseitig durchdringen.

Br. Meissner *Babyl. und Assyr.* II (1925) S. 394ff. und passim. Weitere Lit. und Theorien bei A. Jeremias *Handbuch d. altoriental. Geisteskultur* 1913 S. 153ff.; B. Landsberger *Der kultische Kalender* 1915 Leipz. Semitist. Stud. 6, 2; OLZ 28 (1925) S. 232 (zu ḫamuštu) ders. Dietrich Opitz

Kalenderberg (bei Mödling, Niederösterreich). Auf dem ebenen Plateau des genannten Berges, der im W, S und O steil zu Tale fällt und im N durch eine einfache Wallanlage, deren präh. Alter aber nicht bewiesen werden kann, befestigt ist, wurde in dessen Mitte von F. Skribany in etwa 1 m T. ein glatt geschlagener Lehmboden, stellenweise rot gebrannt, mit verschiedenen Gruben und Pfahllöchern in einer Ausdehnung von rund 2000 qm aufgedeckt. Die über dem Lehmboden liegende Kulturschicht ergab ein Ärmchenbeil aus Eisen, zweischleifige Bogenfibeln, eine Frühlatènefibel aus Bronze, dann Horn- und Knochenartefakte, darunter eine Trensenstange und Knochenpfeifen, verschiedene Arbeitssteine, massenhaft Bruchstücke der verschiedenartigsten Mondidole (s. d.), Gefäßreste von roher Hauskeramik, reliefverzierter Keramik (s. Kalenderberg-Keramik), graphitierte und polychrome Hallstattzeitgefäße, viele Gefäßhenkel, massenhaft Spinnwirtel, Tonpyramiden, vierseitige Tonprismen, flache Tonscheiben, z. T. aus Gefäßscherben, z. T. unmittelbar aus Lehm gearbeitet, Kochuntersätze, Bodenbeläge, einige mit gezogenem Mäander verziert, Hüttenbewurf, rohe Lehmknollen, Graphitstücke, Rötel und Harz sowie Pflanzenreste.

Es handelt sich um eine große Tonwarenfabrik, die hauptsächlich Mondidole und Kalenderberg-Keramik herstellte und wohl auch exportierte.

Die zeitlich unmittelbar verwendbaren Funde durchlaufen die ä. HZ bis zur Frühlatènezeit. Der älteste Fund ist eine doppelschleifige Bogenfibel, der jüngste eine Frühlatènefibel. Nach der Verteilung der Fundtypen wurde die Lokalität in der ä. HZ besiedelt, die Blüte der Tonwarenfabrik liegt in der Hallstattstufe C, und sie hat mit dem Einbruch der Latènekultur ein rasches Ende gefunden.

G. Kyrle *Prähistorische Keramik vom Kalenderberg in Mödling* Jahrb. AK. 1913 S. 221—266. G. Kyrle

Kalenderberg-Keramik. Die Paste dieser Keramik ist roher Ton, häufig mit zugesetzten Kalksteinstückchen abgemagert; die Gefäßoberfläche gewöhnlich wenig geglättet. Sie trägt durchweg Reliefverzierungen, die manchmal auch an den Innenwänden der Gefäße erscheint. Das Dekor bilden Buckelreihen, in kantigen Wülstchen aufgesetzte Verzierungen, stumpfkantige oder scharfkantige Kannelierung, durch Querstriche verzierte Kämme, horizontale Kreise, Zickzackbänder, buckelübersäte Füllungen und oft Kannelierungen durch Furchenzug.

Die Formen der Gefäße sind ähnlich denen der j. HZ überhaupt, führend ist eine weite, urnenförmige Henkelschale.

Die Keramik hat im allg. dieselbe Verbreitung und auch die gleiche Zeitstellung wie die Kalenderberg-Kultur.

Literatur s. Kalenderberg. G. Kyrle

Kalenderberg-Kultur. Die K.-K. ist eine Sondergruppe in der j. HZ, deren Zentrum im Grenzgebiete Niederösterreichs und des Burgenlandes liegt. Charakterisiert wird sie durch häufiges Vorkommen von Ärmchenbeilen aus Eisen, Kalenderberg-Keramik

(s. d.), hallstattzeitl. Mondidole (s. d.), tiergestaltige Gefäßformen und auf den Gefäßen aufgesetzte Vogelfiguren aus Bronze sowie vollplastische Tier- und Menschenfiguren aus Ton. S. a. Österreich B.

O. Menghin *Urgeschichte Niederösterreichs* Heimatkunde von Niederösterreich Heft 7 S. 24. G. Kyrle

Kalḫu. Assyr. Stadt und Festung, im spitzen Winkel zwischen Tigris und oberem Zâb gelegen; Ruinen j. Nimrûd genannt. Hauptgott: *Ninurta.*

Als Gründer der Stadt gilt Salmanassar I. (1280—1261 v. C.); nach längerem Verfall wurde die Stadt durch Ašurnâṣirpal II. (884—860) neu gebaut, mit gefangenen Aramäern aus Sûḫi, Laḳê usw. besiedelt sowie durch den Kanal *Patti-ḫegal* mit dem oberen Zâb verbunden. Seit Ašurnâṣirpal II. war K. — im Wechsel mit Aššûr (s. d.) und Ninive (s. d.) — Residenz der assyr. Könige. 606 zerstört.

Die von Layard seit 1845 unternommenen Ausgrabungen führten zur Entdeckung von 5 Palästen: 1. NW-Palast Ašurnâṣirpals II. (Band III Tf. 40b, 149a) und Sargons II. 2. Zentral-Palast Salmamassars III. und Tiglatpilesars III. 3. W-Palast Adadniraris III. 4. SW-Palast Asarhaddons. 5. SO-Palast Ašur-etil-ilânis. Planskizze s. Hilprecht *Die Ausgrabungen* 1904 S. 107 und B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I (1920) S. 14. — S. a. Band IV Tf. 77, 83.

F. Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1881 S. 261; H. V. Hilprecht *Die Ausgrabungen in Assyrien u. Babylonien* 1904 S. 84ff. O. Schroeder

Kalibbiter (hebr. sing. *Kālibbî*). Die K. mit ihrem Heros eponymos *Kālêb* (Num. 13f. u. ö.) erscheinen im AT als ein kleiner nichtisraelit. Stamm, der sich neben den ihm verwandten Quenizzitern noch im 2. Jht. v. C. im S des judäischen Berglandes ansiedelte und bald bei dem größeren Stamm Juda politischen Anschluß fand (Jos. 14, 6ff.; 15, 13ff. = Ri. 1, 10ff. 20; 1. Sam. 25, 3; 30, 14). So konnte es kommen, daß der städtische Mittelpunkt des Gebiets der K., das zentral gelegene Hebron (s. d.; zu dessen Vorgeschichte vgl. Num. 13, 22; Ed. Meyer *Äg. Chronologie* Abh. Preuß. Akad. 1904 S. 65ff.), zur Zeit Davids die erste Hauptstadt des Reiches Juda wurde (2. Sam. 2, 1ff.), bis die Personalunion zwischen diesem und dem Reiche Israel zur Verlegung der Residenz nach Jerusalem nötigte (2. Sam. 5, 1ff.; ZDMG NF 4 [1925] S. 13ff. A. Alt). Innerhalb des Reiches Juda behielten die K. ihren Stammeszusammenhang; ihr Siedlungsgebiet bildete einen besonderen Verwaltungsbezirk (Jos. 15, 52—54; Pal. Jahrb. 21 [1925] S. 114 A. Alt). Als Hebron und der fernere Süden 586 oder schon 597 (a. a. O. S. 108) durch die Babylonier vom jud. Reichsgebiet abgetrennt und den Edomitern (s. d.) übergeben wurde, scheint mindestens ein Teil der K. nach N abgewandert zu sein, wie die Genealogien 1. Chron. 2 und 4 zeigen.

Ed. Meyer *Die Entstehung des Judentums* 1896 S. 114ff.; ders. *Die Israeliten und ihre Nachbarstämme* 1906 S. 348f., 400ff. A. Alt

Kallipiden s. Südrußland D.

Kalos Limen s. Südrußland D.

Kalottenhöhen-Index. Verhältnis der Kalottenhöhe zur Nasion-Inion-Linie. S. Kraniometrie. Reche

Kamares-Höhle s. Höhle B, Kreta B.

Kamares-Vase, Kamares-Zeit s. Kreta B, Vase B.

Kamel. S. a. Haustier, Wirtschaft.

A. Allgemein. § 1. Das K. ist das erste ausgesprochene Reittier und folgt geschichtlich dem Esel, der aber niemals kriegerische Bedeutung gewann. Nach den Denkmälern aus Assyrien und Babylonien ist in diesen Gebieten das K. stets einhöckrig gewesen, also das Dromedar, für das wir bisher trotz aller Bemühungen keine wilde Form gefunden haben. Ich habe daher schon s. v. „Haustier" die Meinung vertreten, daß wir im Dromedar eine Zuchtform zu sehen haben. Knochenreste können diese Frage nicht aufklären; es müßte also nach entscheidenden Darstellungen gesucht werden. Die Heimat des wilden K. ist nach allem, was wir wissen, ö. von Persien gelegen (Turkestan und Innerasien; Sven Hedin *Durch Asiens Wüsten* II 98f.). Die ältere Rolle des K. ist noch viel zu wenig bekannt; hier verwirrt die ältere Auffassung vom Hirtenzeitalter vielfach noch das Bild. Geschichtlich wissen wir aber von einer bedeutenderen Rolle des zweihöckerigen K. nichts. Da-

gegen spielt das einhöckerige K., das Dromedar, beim (ersten?) Auftreten kriegerischer Hirtenvölker auf der syr. Platte, zwischen Mesopotamien, Nordarabien und dem Mittelmeer, eine große Rolle, die sich in späterer Zeit noch mehr auswirkt.

§ 2. Ägypten hat dagegen viele Jahrhunderte lang, bis in die röm. Zeit hinein, dem Übergang des D. in den Erdteil Afrika wirksamen Widerstand geleistet. Erst vom Niedergang des röm. Reiches ab hören wir aus Nordafrika von Kamel-Nomaden und ihren Verheerungen. Und doch war der Zug Alexanders nach der Oase des Ammon nur durch die vorübergehende Verwendung westas. K. möglich und erfolgreich. Diese wichtige Angabe bei Curtius (Hist. Alex. IV c 7 § 12) ist bisher zumeist übersehen, weil hier die Handschrift gerade eine schadhafte Stelle hat. Nun ist aber der wichtige Verkehr mit dem Weihrauchlande (Punt; s. d.), da er nicht regelmäßig zu Schiff erfolgte, in altgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich zumeist von Kamelkarawanen geleistet worden. Und für sie ist ohne Zweifel wie bis in die allerletzte Zeit On (-Heliopolis) am Rande der ö. Wüste dicht beim heutigen Kairo der Endpunkt gewesen. Von dort aber sieht man ganz deutlich die Pyramiden an der Grenze der w. Wüste. Ägypten hat sich aber nicht dazu verleiten lassen, das K. etwa im Staatsdienst über den Nil hinüberzubringen. Daran ändern die wenigen Abbildungen (9) aus den verschiedenen Zeiten nichts; weder die von Schweinfurth bei Assuan gefundene Felszeichnung, die sehr wohl von einem Wanderer vom ö. Ufer des Roten Meeres herrühren kann, noch die bei Abusir (s. von Kairo) aufgefundene Kamelfigur, die jetzt als ö. Import erkannt ist. Während beim Huhn wohl ein religiöses Verbot die bildliche Darstellung verhinderte, unterblieben Abbildungen des K., wie auch das Land ihm verschlossen bleiben sollte.

§ 3. Durch das ganze Altertum haben übrigens die beiden Arten durchaus verschiedene Bedeutung. Als Reittier kriegerischer Nomaden, als Lasttier des wichtigen Karawanenhandels dient nur das syr.-arabische Dromedar. Das zweihöckerige K., dessen Verbreitung viel weniger gut bekannt ist, hat in den ihm vorbehaltenen Gebieten niemals eine entscheidende Rolle gespielt. Die Skythen, Meder usw. bis zu den Hunnen und Alanen der Völkerwanderung ritten als Kämpfer in der Hauptsache auf Pferden.

§ 4. Zahlreiche Terrakotten aus hellenistischer Zeit bis nach Alexandrien hin zeigen uns aber das zweihöckrige K. als eine Art Menageriestück bei den Gauklern u. dgl., wie es sich auch bei uns bis in die Mitte des 19. Jh., teilweise noch länger, erhielt.

Ed. Hahn

B. Palästina-Syrien.

§ 1. Funde. — § 2. Angaben im AT. — § 3. Nutzen und Herkunft.

§ 1. Wann das K. den Bewohnern Pal.-Syriens bekannt geworden ist, läßt sich nicht sagen. Weder in den äg. Nachrichten über Feldzüge in Syrien noch in den Amarnabriefen wird es erwähnt. Daß es aber in der BZ vorhanden war, beweisen Funde von Knochen in Megiddo (Schumacher *Mutesellim* S. 15: in der Grabkammer I lagen bei den Toten viele Kamelzähne; S. 158: Zahn und Schwanzknorpelstück), *tell eṣ-ṣâfi* (Bliß-Macalister *Excavations* S. 33: in dem sog. Heiligtum), Thaanach (Sellin *Tell Taʿannek Nachlese* S. 13ff.: Kopf) und Gezer (Macalister *Gezer* II 9: seit dem Beginn der 2. sem. Schicht vielfach), sowie kleine Nachbildungen des ganzen Tieres oder seines Kopfes aus Ton (ebd. II 9 Abb. 207a; III Tf. 124, 34; Sellin *Tell Taʿannek* S. 74; der Kamelreiter aus Ton S. 45ff. ist hellenistisch, vgl. Bliß-Macalister *Excavations* S. 139; die kleinen Bronzefiguren in Gezer stammen aus byzant. Gräbern; Macalister *Gezer* II 9; III Tf. 115, 12). Aus dem Namen des 3. Buchstabens im hebr. Alphabet (*gîmel*) lassen sich vorderhand keine Schlüsse ziehen, da die Bedeutung (Kamelhöcker, Wurfholz oder Ecke?) noch zweifelhaft ist.

§ 2. Auch die Angaben im AT lassen erkennen, daß die seßhafte Bevölkerung wenig K. (hebr. *gāmâl*) hielt. Desto beliebter war es bei den Beduinen (s. d.), die das K. als Reittier für ihre Karawanen und bei ihren Raubzügen benutzten (Richt. 6, 5; 7, 12; 8, 21 Midianiter; 1. Sam. 15, 3; 27, 9; 30, 17 Amaleqiter; Jerem. 49, 29 Kedar; Gen. 37, 25; 1. Chron. 5, 21 Ismaeliter;

1. Kön. 10, 2 Sabäer; Jes. 30, 6 Stämme im S des Landes). Dementsprechend erscheint als Aufseher der Kamel-Herden Davids ein Araber (1. Chron. 27, 30). Auch von Einzelpersonen wird es für weite Reisen verwendet (Gen. 24, 10ff. Abraham erscheint als Nomade; 31, 17ff. Jakob in Mesopotamien). Gute Reittiere werden mit besonderen Namen bezeichnet (*bêker* Jes. 60, 6; *bikrâ* Jerem. 2, 29 und *kirkârôt* Jes. 66, 20 die schnellfüßigen Kamel-Stuten). In späterer Zeit kennt man das K. bei den Syrern (2. Kön. 8, 9) und Babyloniern (Jes. 21, 6). Dem zum Reiten benutzten K. wurde ein gepolsterter Sattel aufgelegt (G. Jacob *Altarabisches Beduinenleben* 1897 S. 68f.). Frauen saßen in einem korbartigen Gerüst (hebr. *kar hag-gāmâl* Gen. 31, 34). Mit dem hölzernen Packsattel konnte jedes Tier eine Last von etwa 3 Zentnern tragen (2. Kön. 8, 9).

Riehm-Baethgen *Handwörterbuch des bibl. Altertums* I² (1893) S. 826ff.; G. B. Winer *Bibl. Realwörterbuch* I³ (1847) S. 645ff.; H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 352f.

§ 3. Der Nutzen des Tieres ist ungemein groß. Es ist mit der bescheidensten Nahrung zufrieden und braucht wenig Wasser, ist also vorzüglich geeignet, um die gras- und wasserarmen Steppen und Wüsten zu durchqueren. Dem Besitzer liefert es fette Milch (deshalb werden säugende Stuten besonders geschätzt; Gen. 32, 15), Fleisch (das freilich den Israeliten verboten war; Lev. 11, 4) und Wolle, aus der Mäntel und Zeltdecken hergestellt werden; es ersetzt demnach das Rind und das Schaf. Noch heute wird der Mist des K. als Brennstoff verwendet. Über die Farbe des Tieres wird in den alten Nachrichten nichts gesagt; die alten Araber zogen hellrötlich oder gelblichweiß gefärbte den braunroten vor. Sicher ist seit frühester Zeit in Pal.-Syrien nur das einhöckrige K. (*Camelus dromedarius L.*) nachzuweisen (H. B. Tristram *The Fauna and Flora of Palestine* 1884 S. 3f.; ZdPV 9 [1886] S. 61 L. Anderlind), dessen Urheimat wohl Arabien war.

F. Hommel *Die Namen der Säugetiere bei den südsem. Völkern* 1879 S. 139ff., 214ff.; C. Keller *Die Abstammung der ältesten Haustiere* 1902 S. 210ff.; F. P. Stegmann von Pritzwald *Die Rassengeschichte der Wirtschaftstiere* 1924 S. 256ff.

Peter Thomsen

Kamiros (in späteren Inschr. auch Kameiros). Stadt an der Nordküste von Rhodos (s. d.). Myk. Felskammergräber s. von der überaus reichen Nekropole des 7.—6. Jh. v. C.

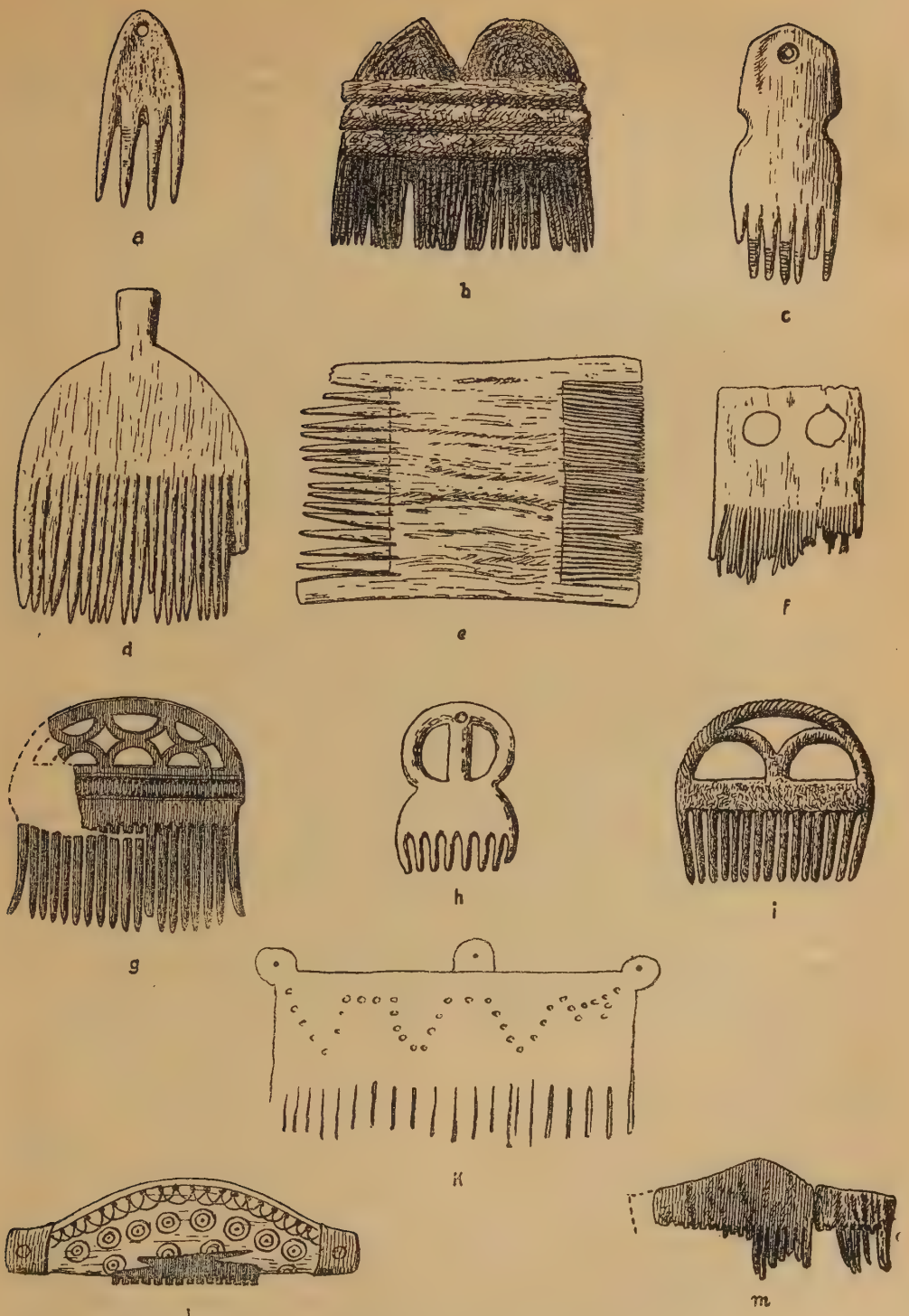
Furtwängler-Loeschcke *Myk. Vasen* S. 18, 80f., vgl. *RE* X (1919) S. 1839ff. Bürchner.

G. Karo

Kamm. A. Europa (Tf. 54—56). § 1. Allgemeines. Der K. ist eine Vervielfachung eines Stabes, um dessen Wirkung zu verbessern, d. h. eine mehrfache Manipulation zu vereinfachen und zugleich regelmäßig zu gestalten. Das natürliche Urbild ist die Hand mit den Fingern. In der Natur konnte der Mensch die strählende Wirkung auch am Dornbusch beobachten, der das Fell durchkriechender Tiere kämmt.

§ 2. Die Verwendung des K. in vorgesch. Zeit ist mannigfach gewesen. Bei seinem frühesten Auftreten im Mesol. scheint er noch nicht zur Haarpflege (s. d.), sondern zu irgendwelchen technischen Zwekken gedient zu haben. Die kleinen Knochenkämme aus den Muschelhaufen von Ertebølle (s. d.) und Meilgaard (Tf. 54 a) und auch der ganz ähnliche neol. von Nußdorf (Tf. 54 c) tragen nämlich feine Querrillen auf den Zähnen, die sicher nicht durch die Haarpflege, sondern durch einen technischen Gebrauch, vielleicht Herrichten oder Flechten von Tiersehnen und ähnlichem, entstanden sind (Madsen *Affaldsd.* S. 66f. Tf. 7; Müller *NAK.* I 38 Abb. 20; Keller *Pfahlbauten* 6. Ber. Tf. 7, 8). Vom Neol. an wurde der K. zweifellos auch zum Schlichten des Haares benutzt, Exemplare mit verkümmerten Zähnen wohl als Kopfkratzer. Dagegen scheint er nicht zum Befestigen des Haares und als Kopfschmuck gedient zu haben, wenigstens geben die Fundverhältnisse in den bronzezeitl. Skelettgräbern und die Zeichnungen auf den Gesichtsurnen hierfür keinen Anhalt. In der Technik fanden Kämme und kammartige Werkzeuge weitgehende Verwendung als Flachshecheln und zur Herstellung von Tongefäßornamenten.

§ 3. Material. a) Knochen und Geweih sind örtlich und zeitlich weit verbreitet und zugleich die frühesten zu K. verarbeiteten Stoffe (ältere Muschelhaufen). — b) Holzkämme sind nachgewiesen in den



Kamm A. Europa

a. Knochen. Muschelhaufen von Meilgaard, Dänemark. Nach S. Müller. — b. Holz, j. StZ. Finelz, Schweiz. Nach V. Groß. — c. Geweih, j. StZ. Nußdorf am Überlinger See. Nach Keller. — d—e. Holz, j. StZ. Concise, Schweiz. Nach Heierli. — f. Holz, ä. BZ. El Argar, Spanien. Nach Olshausen. — g. Horn, ä. BZ. Aus dem Bredhøi, Jütland. Nach Boye. — h. Ausguß einer Gußform, BZ. Casinalbo bei Modena, Italien. Nach Olshausen. — i. Bronze, j. BZ. Seddin, Prov. Brandenburg. Nach Götze. — k. Zeichnung auf der Gesichtsurne von Peterfitz, Pommern. Älteste EZ. Nach Olshausen. — l. Geweihgriff mit Eisenzähnen und Bronzebeschlag, LTZ. Butzow, Prov. Brandenburg. Nach Voß und Stimming. — m. Horn, LTZ. Börnicke, Prov. Brandenburg. Staatl. Museen Berlin. — Sämtliche Abbildungen 1/2 n. Gr.

neol. Pfahlbauten und Terramaren und in bronzezeitl. Fundstellen Spaniens (El Argar [Tf. 54 f], El Oficio), fehlen aber in der nord. BZ. — c) Hornmasse d. h. das leicht vergängliche Material der Hornscheiden von Rind, Ziege, Schaf sowie von Hufen wurde nachweislich verwendet in der nord. älteren (Tf. 54 g) und jüngeren BZ sowie in dem Gräberfeld der LTZ von Börnicke (s. d.; Kr. Westhavelland [Tf. 54 m]), also im germ. Kulturkreis. — d) Aus Metall kommen Bronzekämme sowohl im N als auch im S (Italien, Schweiz) zahlreich vor (Tf. 54 h,i). Eisen in vorchristl. Zeit nur einmal als Lamelle in Knochenfassung in einem LTZ-Grab von Butzow, Kr. Westhavelland (Tf. 54 l). Ein seltenes Prachtstück ist der Goldkamm von Solocha, eine antike Goldschmiedearbeit des 4. Jh. v. C. aus einem skythischen Kurgan (Tf. 55).

§ 4. Form. Von den beiden Gruppen der einreihigen und zweireihigen K. ist die erstere die früher beginnende und allg. übliche. Letztere fehlen im N; sie kommen in der Mittelmeerzone häufig vor und strahlen nur vereinzelt in die Alpenzone aus: Concise (Tf. 54 e) und Chevroux am Neuenburger See (Keller-Heierli *Pfahlbauten* 9. Bericht 1888 Tf. 11, 7; Groß *Protohelvètes* Tf. 23, 40).

§ 5. Konstruktion. In der Regel sind in vorchristlicher Zeit Griff und Zähne aus einem Stück geschnitzt oder gegossen. Zusammengesetzte K., die in nachchristlicher Zeit häufig vorkommen, sind früher äußerst selten, treten aber schon im Neol. auf. So besteht ein K. aus dem neol. Pfahlbau Finelz (s. d.) aus einer Anzahl nebeneinandergelegter und umgebogener Stäbchen aus Eibenholz, die durch Holzleisten zusammengehalten werden (Tf. 54 b); ebendaher das Bruchstück eines zweiten ebensolchen Exemplars (Groß *Protohelvètes* S. 19 Tf. 6, 41). Eine auffallende Ähnlichkeit hat ein Stück von Sutz, das aber aus Stroh besteht und daher wohl kaum als K. angesprochen werden kann (Keller-Heierli *Pfahlbauten* 9. Bericht S. 69; Tf. 17, 17). In der jüngeren nord. BZ sind die Zähne, allerdings selten, in eine Furche eingesetzt (Müller *Ordning* II 32). Dann begegnet ein zusammengesetzter K. erst wieder in der LTZ von Butzow: eine gezähnte Eisenplatte, die zwischen zwei Geweihplatten eingeklemmt ist (Tf. 54 l; Voß-Stimming Abt. IV Tf. 4, 1 a).

§ 6. Die chronol. Übersicht ergibt folgendes Bild: Für die zweireihigen K. läßt sich bei dem mangelhaften Fundmaterial eine Entwicklungsreihe nicht aufstellen. Sie treten schon im Neol. genau in derselben Form auf, in der sie bis heute gebräuchlich sind: eine viereckige Platte mit einer engen und einer weiten Zahnreihe, die sich gegenüberstehen (vgl. § 4). Bei den einreihigen K. ist ein großer Zug der Entwicklungslinie unverkennbar. Sie beginnen im Mesol. mit der hohen, schmalen Form, die in ihren Proportionen an die menschliche Hand erinnert (Tf. 54 a) und bis ins Neol. reicht (Tf. 54 c). Im Neol. beginnt die Griffläche sich zum Bogen zu verkürzen unter gleichzeitiger Verbreiterung der Zahnreihe (Tf. 54 d), ein Vorgang, der in der BZ weitere Fortschritte macht (Tf. 54 g—i). In der germ. frühen EZ schrumpft der Griff zu einer viereckigen niedrigen Platte zusammen (Tf. 54 k; vgl. auch die anderen Kammzeichnungen auf Gesichtsurnen; s. Gesichtsurnenkultur) und anderen Gefäßen (Tf. 56), um schließlich in der LTZ die Form eines schwach gewölbten oder dachförmigen Bügels anzunehmen (Tf. 54 l, m). Neben dieser Entwicklungsreihe der typischen Grundformen gibt es eine Menge Varianten und Sonderformen. Die nachchristliche Zeit, die hier nicht weiter verfolgt wird, knüpft z. T. wieder an ältere Formen an.

ZfEthn. Verh. 31 (1899) S. 131ff., 150ff., 169ff. Olshausen; Forrer *Reall.* S. 313 „Haarkämme", S. 895 „Weberkämme"; Hoops *Reall.* II 345 Guðmundsson; III 6 Sudhoff; F. Winter *Die Kämme aller Zeiten von der Steinzeit bis zur Gegenwart* 1906; Schlemm *Wörterbuch* S. 267; Madsen *Affaldsd.* S. 66 f. Tf. 7; Müller *Ordning Stenalderen* Nr. 44, *Bronzealderen* Nr. 20, 201; ders. *NAK.* I 38, 267; Montelius *Kulturgeschichte Schwedens* 1906 S. 19; Keller *Pfahlbauten* 6. Bericht 1866 S. 280 Tf. 7, 8; 9. Bericht 1888 S. 69, 79 Tf. 11, 4; 11, 7; 17, 17; Groß *Protohelvètes* S. 19 Tf. 6, 41; 23, 40; Heierli *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 121, 163.

Alfred Götze

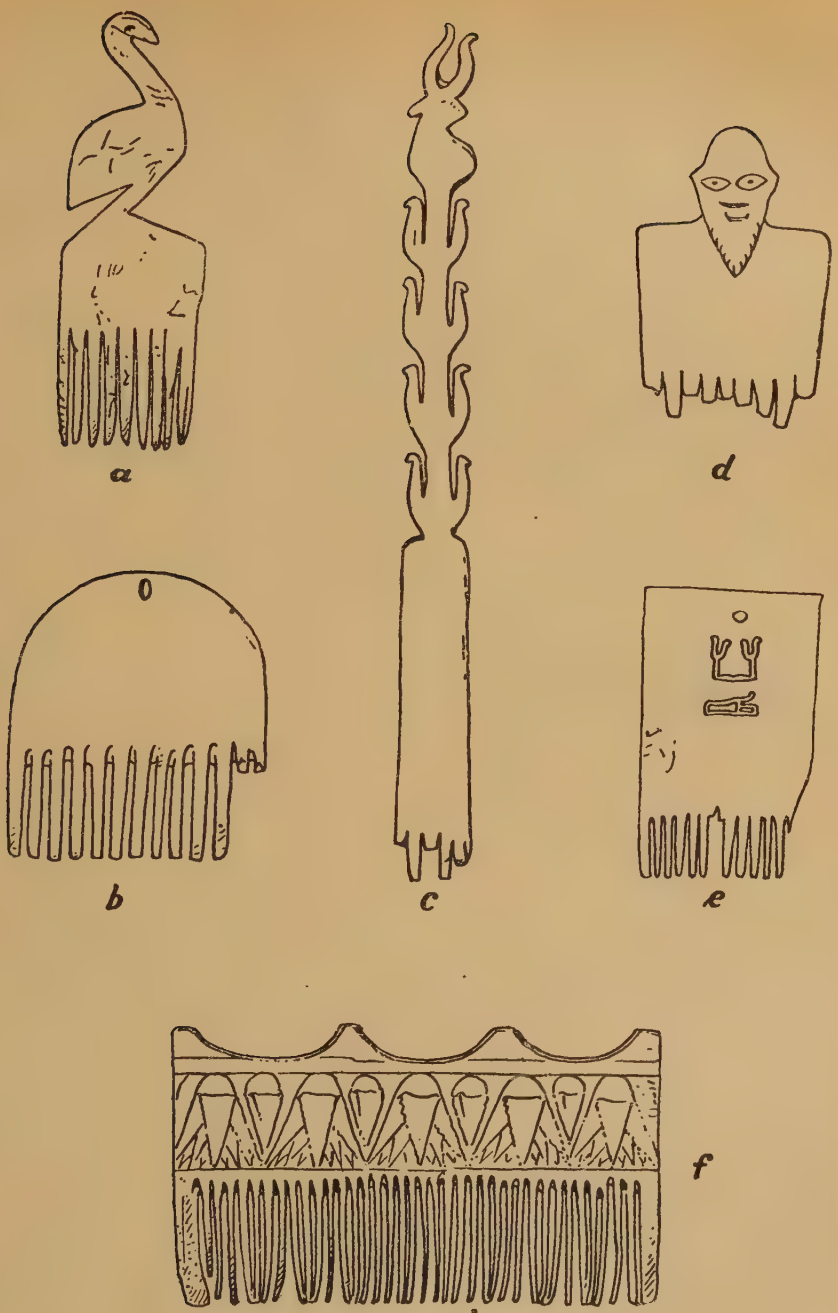
B. Ägypten (Tf. 57). Die zweiseitigen Gebrauchskämme der späteren Zeit (Bénédite *Objets de toilette* Cat. gén. 55 [1911] Tf. 5 u. 7) mit engen Zinken auf der einen, weiteren Zinken auf der anderen Seite finden sich

Kamm A. Europa

Goldener Kamm aus dem Kurgan von Solocha. Nach Revue archéologique

Kamm A. Europa

Henkelnapf mit Kammdarstellungen. Stobnica, Kr. Obornik. Slg Berger, Posen. Nach Photographie.



Kamm B. Ägypten

a—e. Elfenbein, vorgesch. — f. Holzkamm, NR. Nach Petrie, Quibell und Bénédite.

in den vorgesch. Gräbern noch nicht. Dagegen sind bis in die Zeit der 1. Dyn. hinein nicht selten Einsteckkämme aus Horn, Knochen oder Elfenbein, die, mit längeren oder kürzeren Zinken versehen, im Haar festgesteckt wurden und möglicherweise zum Aufstecken der Haarflechten gedient haben (s. Haartracht B). Das obere Ende ist entweder schmucklos (die kurzzinkigen Stücke dieser Art mögen auch Gebrauchskämme gewesen sein) oder mit geschnitzten Figuren von Tieren (verschiedenen Vierfüßern sowie Vögeln), seltener mit einem geschnitzten Menschenkopf (Petrie-Quibell *Naqada* Tf. 59, 5; Petrie *Prehist. Egypt* Tf. 29, 23, 24) verziert, bisweilen auch mit dem Namen des Besitzers versehen (Petrie *Tarkhan* I Tf. 2, 11; ders. *Roy. Tombs* II u. f. 3, 20). Gelegentlich finden sich zwei K. bei einer Leiche (z. B. Petrie-Quibell *Naqada* S. 26, 260). Auch eine Verbindung von K. und Haarnadel (s. d. B) begegnet mehrfach.

Petrie-Quibell *Naqada* Tf. 59. 5, 63, 64; Ayrton-Loat *Mahâsna* Tf. 11—13, 15, 17—19; Petrie *Diospolis* Tf. 6 B 51, 10; ders. *Tarkhan* I Tf. 2. 11, 3, 1; ders. *Gizeh and Rifeh* Tf. 4. 5. 23; ders. *Prehistoric Egypt* Tf. 29 u. S. 29f.; Quibell *Archaic Obj.* Tf. 57; Petrie *Roy. Tombs* II Tf. 3. 20, 34. 26; Bénédite *Objets de toilette* I Cat. gén. 55 (1911) Tf. 3 u. 6; Capart *Débuts* S. 74ff. Ranke

C. Palästina-Syrien s. Haartracht C § 13.

D. Vorderasien. K. wurden in Babylonien und Assyrien meist aus Holz, aber auch aus Bronze, Eisen und Elfenbein verfertigt. Gewöhnlich hatten sie zwei Seiten, die eine mit breiten, die andere mit schmalen Zähnen, und in der Mitte eine Verzierung (Band III Tf. 2 a). Die uns erhaltenen Stücke sind wohl alle nicht alt, aber wegen der kunstvollen Frisuren, die die Frauen und bisweilen auch die Männer bereits im hohen Altertum trugen, ist die Existenz von K. wohl auch für diese Zeiten vorauszusetzen. S. a. Kunstgewerbe D § 7.

G. Rawlinson *Five great Monarch.*[4] I (1879) S. 575; MDOG 7, 18; 42, 10, 15; Revue d'Assyriol. 19 (1923) S. 134. B. Meissner

Kammergrab. S. a. Grab, Kuppelgrab. — (Italien) Mit K. werden Gräber bezeichnet *(Tombe a camera)*, ursprünglich nur zur Aufnahme bestatteter Leichen bestimmt, welche im W Mittelitaliens, in Campanien und dem unmittelbar anstoßenden Teil Lukaniens, ferner in Apulien und, von anderer Entstehung ausgehend, auch auf Sizilien und Sardinien sich finden. Norditalien sind sie fremd geblieben (will man nicht einige ganz wenige der größeren etrusk. Gräber Bolognas, z. B. das stehengelassene große Grab mit Satteldach im Giardino Margherita, so nennen), ebenso dem ö. Mittelitalien.

Auf Sizilien und Sardinien haben sie sich autochthon und automatisch aus den Felsgräbern, den *Tombe a forno*, *Tombe dei Giganti* (s. d.) und *Domus de Gianas* (s. d.) herausgebildet, nachdem die verbesserten Werkzeuge es ermöglichten, mit geringerem Kraftaufwand die alten kleinen, künstlichen Höhlungen, welche mit sukzessiven Leichen übervoll gepackt wurden, zu erweitern und durch Anfügung neuer Räume wohnungsartig auszugestalten (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Tf. 4—14). In Etrurien begannen sie sich im 8. Jh. aus den Fossagräbern (s. d.) unmittelbar oder aus dem Durchgangsstadium der *Tombe a corridojo* zu entwickeln (s. Etrusker A § 4), ebenso in sabinischen Gräbern Latiums, bes. Praenestes (s. d. und v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 493ff.), unter Wirkung des Bestrebens, auch im Tode den Zusammenhang der Familie, im antiken Sinne, aufrecht zu halten durch Beisetzung der Verstorbenen tunlichst im selben Grab, und ferner der immer realistischer, materieller werdenden Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Der Wunsch, dem Toten seine Behausung möglichst lebensgleich und behaglich zu gestalten, ihm von seiner Habe, was er im Jenseits nur brauchen konnte, mitzugeben, führte mit Notwendigkeit zur Vergrößerung des ihm zur Verfügung gestellten Raumes. Besonders Etrurien und Apulien gehen durch architektonische, plastische und namentlich malerische Ausstattung des K., verbunden mit Beigabe praktischen und künstlerischen Besitzes, weiter als andere Landschaften: Etrurien früh vorangehend (s. o.), Apulien erst im 4. Jh. folgend, einer Zeit, in der auch in der griech. Welt durch die kulturell tiefer stehenden, aber maßgebend werdenden Makedonier auf die einfachen schönen Grabsitten der klassischen Zeit materiali-

sierend eingewirkt wurde. Die in Rom alteinheimische Brandsitte war der Grabkammerform nicht günstig, so daß aus der älteren Zeit nur einige wirklich etrusk. Grabkammern auf dem Esquilin (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 480—482, 484) und Monte Mario zutage gekommen sind. Nur wo die benachbarten Sabiner unter starkem etrusk. Einfluß standen, wie in Praeneste oder am l. Tiberufer (*Gräberk.* I 598), sind sie eingedrungen, wenn auch in bescheidener Gestaltung. In Campanien sind es erst die Osker, welche in Kyme (s. d.; Rundgrab des Fondo Artiaco und einiges andere), Capua (s. d.), Nola (s. d.), in Lukanien bei und in der Nähe von Paestum sowie an einigen anderen Orten Grabkammern größeren Umfangs, z. T. auch bemalt (Arch. Jahrb. 24 [1909] S. 99—141 Weege), angelegt haben, eine Sitte, die, wenn auch immer in beschränktem Umfang, sich bis in die RKZ fortsetzte.

v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Reg. „Kammergräber". v. Duhn

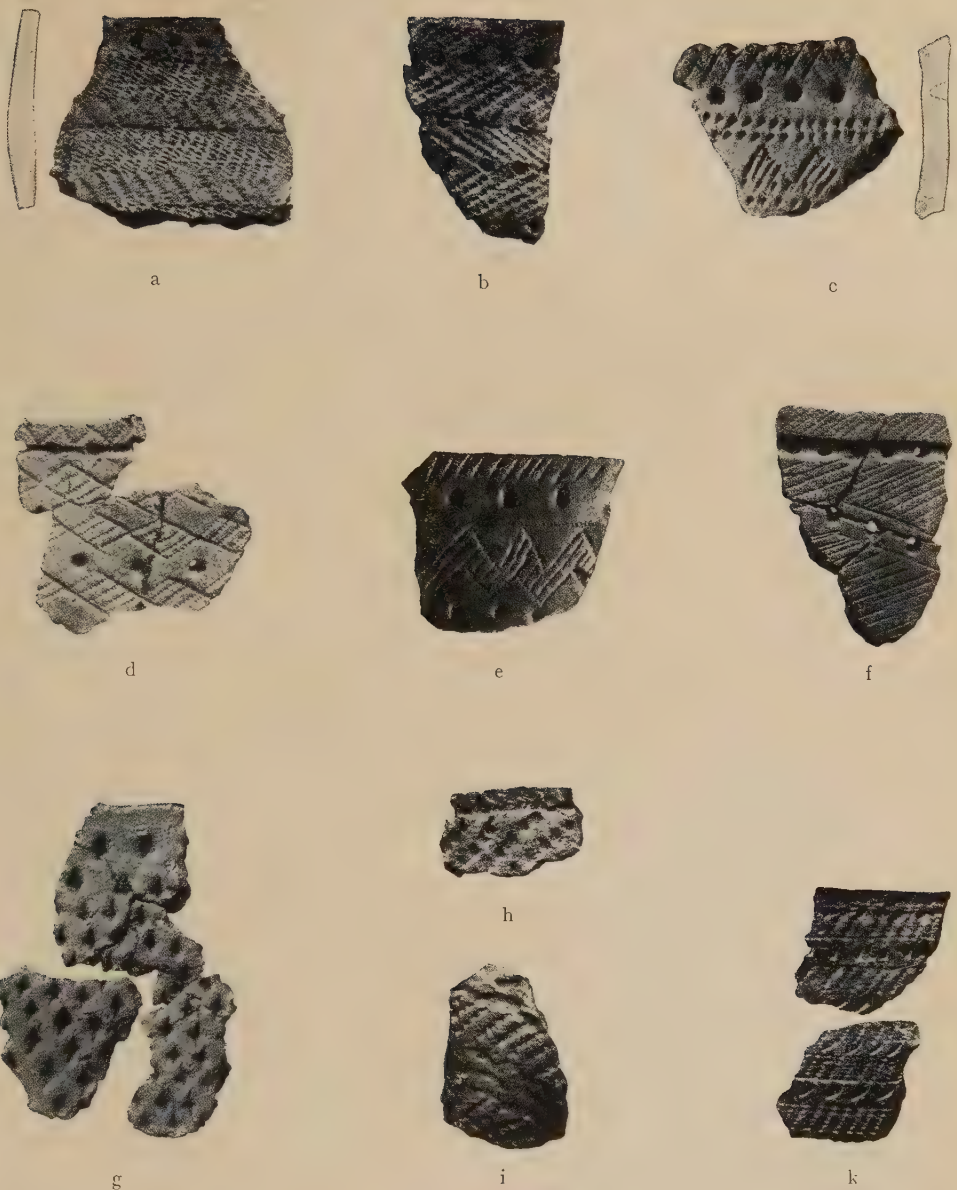
Kammkeramik (Osteuropäische; Tf. 58 A B). § 1. Die K. ist ein osteurop., ziemlich selbständiger neol. Tongefäßstil, der seinen Namen von den mit einem kammartigen, gezähnten Stempel eingedrückten Ornamenten erhalten hat, welche neben dem Grübchen das wichtigste Verzierungselement des Stiles bilden. Dieses Kammuster ist eine Parallelerscheinung zu dem in Europa weitverbreiteten sog. Zahnstempelmotiv. Die Gefäße sind im allg. sehr groß und haben die Form eines Kessels mit rundem oder beinahe spitzem Boden (Band III Tf. 125 i, k). Das Material ist grob, mit Steinkörnchen vermengt. Das Verbreitungsgebiet umfaßt, außer ganz Finnland, Estland und dem n. Lettland, die Waldzone von Rußland und Teile von Sibirien bis zum Jenissei. Kammkeramische Wohnplätze sind am zahlreichsten in Finnland, an der Oka, der oberen Wolga und an den in den Ladoga-See mündenden Gewässern in Rußland. Die nördlichsten Wohnplätze mit K. liegen in Nordnorwegen (Südvaranger), an der Küste des Weißen Meeres, am Unterlauf der Pečora sowie an der Küste der Ob-Bucht in Westsibirien, die südlichsten in den Gouvernements Tula und Orel (Band III Tf. 147). — Nach J. Ailio hat die Entwicklung der kammkeramischen Ornamentik in großen Zügen denselben Verlauf genommen, wie die der keramischen Ornamentik im allg. in Nord- und Westeuropa. Sie ist teils von der Grubenkeramik, deren Hauptmotiv Grübchen bilden, ausgegangen, teils von der Wickelschnurkeramik, deren Ornamente mit einer Schnur, die mit einer anderen Schnur umwickelt ist, eingedrückt sind (Tf. 58 A a). Durch Nachahmung dieses Motivs entsteht das Kammstempelornament, das in der älteren, breiten Form lebhaft an sein Vorbild erinnert (Tf. 58 A b). Gruben- und Wickelschnurkeramik ist neben der eigentlichen K. in großer Menge auf steinzeitl. Wohnplätzen am Oberlauf der Wolga und an der Oka angetroffen worden, und diese Gegenden dürften wohl am ehesten als die Urheimat des kammkeramischen Stiles betrachtet werden. Auch in Olonec sind diese beiden frühen Keramik-Arten gefunden worden. Die über ein ungewöhnlich großes Gebiet verbreitete K. zerfällt dann in lokale Untergruppen, und am Ende der StZ befindet sich der Stil bereits in seiner Auflösung, obgleich sich Reminiszenzen an sie sogar noch auf eisenzeitl. Tongefäßen aus verschiedenen Gegenden des Verbreitungsgebietes der K. nachweisen lassen (s. Anan'ino, Gorodišče). — Die K. ist während ihrer Entwicklung von den Nachbarkulturen beeinflußt worden, u. a. von der zentraleurop. bandkeramischen Gruppe — Spuren von dieser Beeinflussung weisen auch die zur kammkeramischen Kultur gehörenden Gerättypen auf (s. Karelische Gerättypen) — und nach J. Ailio auch seitens der megal. Keramik. Eine der K. verwandte, aber besonders in der Gefäßform deutlich von ihr abweichende Gruppe bildet die schwed. Wohnplatzkeramik (s. Ålandsinseln; Band I Tf. 24 a, b), zwischen der und der K. man wohl eine Urverwandtschaft annehmen muß. O. Almgrens Theorie (Ant. Tidskr. 20, 1), die K. wäre von der Keramik der schwed. Bootaxt-Kultur herzuleiten, ist durch einige neue Funde in Finnland widerlegt worden (Finskt Museum 23 [1916] S. 46; 24 [1917] S. 55 ff. A. Europaeus; Finskt Museum 29 [1922] S. 23 ff. C. A. Nordman; Suomen Museo 29 [1922] S. 20 ff. A. Europaeus.)

Die Vorstufen und offenbar auch die älteste Art der K. fallen nach Ailio z. T. schon in die II. Per. Mont. der StZ, ihre Blütezeit in die III. und z. T. vielleicht in die IV. Per.; in ihren Auflösungsformen reicht der Stil über die StZ hinaus. — Die kammkeramische Kulturgruppe weist Ailio dem finnisch-ugrischen Urvolke zu; dieser Hypothese haben sich auch die übrigen finn. Forscher angeschlossen und mehrere ausländische Gelehrte, u. a. haben G. Kossinna und O. Almgren dieselbe Auffassung vertreten. S. Finno-Ugrier A § 15—16.

Die finnländische Kammkeramik kann in zwei Hauptgruppen eingeteilt werden: die ostfinnische oder karelische und die westfinnische.

§ 2. Das Zentrum der ostfinnischen kammkeramischen Gruppe ist Südkarelien w. vom Ladoga-See. Von dort aus breitet sie sich längs dem Ufer des Finn. Meerbusens nach Nyland und in nw. Richtung nach Mittelfinnland, Österbotten und Lappland aus. Sowohl in Karelien als auch in Süd-, Mittel- und Nordfinnland ist auf einigen Wohnplätzen schon Wickelschnurkeramik (s. o.) zutage getreten. Der größte Teil der Tongefäßscherben aus den Wohnplätzen dieses weiten Verbreitungsgebietes gehört jedoch der Blütezeit der K., der III. Per. Mont., an und ist zum Teil gleichzeitig mit der Bootaxt-Kultur (s. d. B) in Westfinnland, zum größten Teil aber älter, wie aus dem Inventar einiger Wohnplätze hervorgeht, die sowohl Kamm- wie Schnurkeramik enthalten haben (Finskt Museum 24 [1917] S. 55ff. und Suomen Museo 29 [1922] S. 20ff. A. Europaeus), zum Teil vielleicht auch jünger. Der beste sog. „geometrische" Stil der K. ist möglicherweise gerade in Südkarelien entstanden. Aus Kammstempeln werden jetzt Winkelzonen, Dreiecke, Rhomben und Gitter zusammengesetzt, Muster, die mit Reihen von Grübchen abwechseln (Taf. 58 A c—f); der Stil ist jedoch nicht streng konventionell: die Ornamentkombinationen, mit Ausnahme der einfachsten, kehren kaum jemals in genau derselben Weise wieder. Die in Mittel- und Nordfinnland sowie im ö. Teil der Küste des Finn. Meerbusens gefundene Keramik gehört demselben Stil an und entbehrt bemerkenswerter lokaler Züge. Diese geometrische K. liegt auch, obgleich in geringerer Menge und in weniger typischer Form, aus Estland, Lettland und Rußland vor (z. B. in Kolomcy am Ufer des Ilmen-Sees und in Galič; s. d.). — Ältere Grubenkeramik (s. o.) kennt man aus Finnland nicht; bei Sortavala am Nordufer des Ladoga-Sees ist jedoch Keramik gefunden worden, auf welcher die Grübchen überwiegen (Tf. 58 A g), und die sich der die Überlieferungen der frühen Grubenkeramik fortsetzenden olonetzisch-zentralrussischen kammkeramischen Lokalgruppe anschließt und gleichzeitig mit der geometrischen K. sein dürfte. — Spätere K. (Tf. 58 A h—k) aus dem Ende der StZ ist, wenn auch bisher verhältnismäßig wenig, sowohl in Südkarelien als auch in Mittel- und Nordfinnland auf kammkeramischen Wohnplätzen angetroffen worden: ihre Gefäßform ist wechselnd, der Boden ist häufig flach und der Rand nach außen gebogen; unter den Ornamentmustern erscheint u. a. die Wellenlinie; der Ton ist zuweilen mit Asbest gemischt. Mit ihr tritt Textilkeramik (s. d.) auf.

§ 3. Auf den ältesten Wohnplätzen im s. Westfinnland fehlt noch Keramik (s. Suomusjärwi-Kultur), doch schon gegen das Ende der II. Per. Mont. der StZ hat sich die Kunst, Tongefäße herzustellen, aus Karelien dorthin verbreitet. Die K. entwickelt sich dort verhältnismäßig selbständig, obgleich sie die ganze Zeit über Einflüsse von außenher empfängt. So entsteht die westfinnische kammkeramische Lokalgruppe, deren östlichste Wohnplätze in Nyland, deren nördlichste in Südösterbotten (unweit von Wasa) liegen. Die Gruppe zerfällt in mehrere Unterabteilungen. Die älteste dürfte die Wickelschnurkeramik von Sperrings in Esbo sein. Dann folgt die Urjala-Keramik; die Kammstempel sind hier selten und durch Furchen ersetzt, neben welchen Grübchen vorkommen (Tf. 58 B a—d); der Ton ist fest; sie dürfte dem Ende der II. und dem Beginn der III. Per. angehören. Die Jäkärlä-Keramik (Tf. 58 B e) scheint z. T. ebenso alt wie die Urjala-Keramik zu sein; in ihrer Ornamentik herrschen die an Wickelschnur-



Kammkeramik, Osteuropäische

a—k. Kammkeramik aus Ostfinnland: a. Wickelschnurkeramik, Kaukola. b—f. Kammkeramik, Kaukola. — g. Grubenkeramik, Sortavala. h—k. Proben der mutmaßlichen späten Kammkeramik, Kaukola. — Tf. 58A a—f, h—k und Tf. 58B a, b nach S. Pälsi, Z. d. Finn. Altert.-Ges. 28, 1 und Suomen Museo 20 (1923).

muster erinnernden breiten Kammstempel vor; die Grübchen fehlen; die Ornamentkombinationen sind im allg. einfach (Band III Tf. 125 k); der Ton ist spröde und porös, da kalkhaltiger Stein und Muschelschalen zur Mischung benutzt worden sind. Der Name ist einem großen steinzeitl. Wohnplatz in der Nähe von Åbo entnommen. Unter den Funden vom Jäkärlä-Wohnplatz lassen sich Gefäße von ungleichem Alter unterscheiden, die in Zonen von verschiedener Höhe (41—33 m) über der Meeresfläche gefunden sind. Die eigentl. Jäkärlä-Keramik tritt in der höchsten und ältesten Fundzone auf. In der nächsten Zone steht die Tongefäßverzierung stark unter dem Einfluß des karelischen geometrischen Stiles (s. o.). Die Gefäße der untersten Zone gehören zur Uskela-Keramik, bei welcher die Kammstempel in Wegfall gekommen sind und Grübchen das Hauptmuster der Ornamentik bilden (Tf. 58 B f—h); der Ton ist nach wie vor meist porös; chronol. gehört sie noch in die III. Per. Ihren Namen hat sie von einem Fundplatz im Kirchspiel Uskela, Eigentliches Finnland, erhalten. In den jüngsten Wohnplätzen der StZ in Westfinnland treten noch Tongefäßscherben, die der K. nahestehen, daneben auch Textilkeramik (s. d.), in größerer Menge z. B. in Kangasala, unweit Tammerfors, auf. Auch die Keramik der Kiukainen-Gruppe (s. d.; Tf. 93) weist noch viele von der K. ererbte Züge auf. S. a. Finnland A § 4ff.; Finno-Ugrier A § 15f.

Ailio *Wohnplatzfunde* I 81ff. und II; J. Ailio *Fragen der russischen Steinzeit* Z. d. Finn. Altert. Ges. 29, 1; O. Almgren *Några svensk-finska stenäldersproblem* Ant. Tidskr. 20, 1; Suomen Museo 20 (1913) S. 63ff. S. Pälsi; Z. d. Finn. Altert. Ges. 28, 1 S. 154ff. S. Pälsi; Finskt Museum 22 (1915) S. 3; 23 (1916) S. 44ff. und 48; 24 (1917) S. 40ff.; 27—28 (1920—21) S. 22ff. A. Europaeus; Z. d. Finn. Altert. Ges. 32, 1 S. 124f., 140ff. A. Europaeus.

Aarne Europaeus

Kampfwagen (Streitwagen) s. Wagen.

Kanaanäer. A. Geschichte. K. (hebr. sing. *Kᵉnaʿᵃnî*) nennt das AT sehr häufig die vor- und außerisraelit. Bevölkerung Palästinas w. vom Jordan. Diese Bezeichnung ist abgeleitet von dem undeutbaren, vielleicht nichtsem. (OLZ 22 [1919] S. 212 E. Herzfeld; Antidoron für J. Wackernagel 1923 S. 150ff. F. Stähelin) Landesnamen *Kᵉnaʿan*, der zuerst um 1400 v. C. in den Amarnabriefen (geschrieben *Kinaḫḫi* und *Kinaḫna*; vgl. Knudtzons Ausgabe S. 1577 s. v.), dann von 1300 ab auch in den äg. Denkmälern (*Knʿn*, meist mit dem Artikel; M. Burchardt *Die altkanaan. Fremdworte u. Eigennamen* II [1910] S. 51 Nr. 988) auftritt. Da einerseits in den Inschriften Sethos' I. Gaza „die Stadt des K." heißt (Journ. Eg. Arch. 6 [1920] S. 104 A. H. Gardiner) und anderseits auf phön. Münzen ein Jht. später die Stadt Laodikeia als „Metropole von Kanaan" bezeichnet wird (M. Lidzbarski *Handbuch der nordsem. Epigraphik* 1898 S. 298; vgl. noch Matth. 15, 22), so scheint der Name eine sehr weite Ausdehnung gehabt und besonders an den Küstenebenen Palästinas und Syriens gehaftet zu haben. Dazu stimmt im ganzen seine Verwendung in den Amarnabriefen und im AT. Und da sich gerade in den Ebenen das Stadtstaatensystem des 2. Jht. v. C. besonders lange behauptete, so ist auch die Anwendung des Namens auf die Restbestände dieser politischen Ordnung (Johs. Ri. 1; 5, 19; vgl. Gen. 9, 25) und auf die zugehörige Kultur und Religion (z. B. Ez. 16, 29; 17, 4; Ps. 106, 38) wohl verständlich. Die assyr. und babyl. Inschriften des 1. Jht. gebrauchen den Namen nicht. — Aus dem Gesagten ergibt sich, daß man K. nicht als eine Volks- oder Rassenbezeichnung auffassen darf; das Territorium, das so genannt wurde, enthielt Bevölkerungselemente von sehr verschiedener Herkunft (s. Amarnazeit § 3). Da aber unter diesen je länger desto entschiedener ein einziger sem. Dialekt (natürlich mit verschiedenen Unterdialekten: bibl. Hebräisch, Phönikisch usw.) zur allgemeinen Herrschaft kam, so konnte man wohl von einer „Sprache Kanaans" reden (Jes. 19, 18) und die Bewohner ohne Rücksicht auf ihre Herkunft mit dem Landesnamen bezeichnen. Daß die Völkertafel Gen. 10, 6 P (vgl. v. 15ff. J) K. zu Ham, also zu Ägypten und dem ferneren S, stellt, hat mit Ethnographie und Linguistik nichts zu tun; darin spiegelt sich vielmehr der seit dem 2. Jht. bestehende politische Anspruch Ägyptens auf Palästina und Syrien (vgl. W. Spiegelberg *Ägyptol. Randglossen zum*

AT 1904 S. 9ff.). Dementsprechend will auch die moderne Signatur „Kanaanäisch" für die Erzeugnisse der BZ in Palästina und Syrien (rund 2500—1200 v. C.; vgl. Rev. bibl. 32 [1923] S. 272ff. L. H. Vincent) rein kulturell verstanden sein; die Aufteilung der Funde an die verschiedenen Bevölkerungselemente ist vorläufig nicht möglich.

Realenzykl. f. prot. Theol.[3] IX (1901) S. 732 ff.; XXIII (1913) S. 731 ff. H. Guthe; Ed. Meyer *Die Israeliten und ihre Nachbarstämme* 1906 S. 494 ff. u. ö.; Fr. Böhl *Kanaanäer und Hebräer* 1911 S. 1 ff.; R. Kittel *Gesch. d. Volkes Israel*[6] I (1923) S. 20 f., 48 u. ö. A. Alt

B. Anthropologie. Die vorisraelit. Bewohner des „Tieflandes" (Kanaʿan) an der syr. Küste; im wesentl. die Vorfahren der Phönizier. Über die Urbevölkerung des Gebietes herrscht noch völlige Unsicherheit. G. Sergi, Gladstone u. a. glauben an eine „nichtsemitische, wahrscheinlich hettitische" (gemeint ist *Homo tauricus*; s. d.) Unterschicht; ihr dürfte schon sehr früh „hamitisches" (*Homo mediterraneus, var. afr.*; s. d. § 9 ff.) und „semitisches" (*Homo mediterraneus, var. orient.*; s. d. § 6 ff.) Blut beigemischt worden sein; später scheint eine „nordische" (*Homo europaeus*; s. d.), also hellfarbige, blonde Herrenschicht das Land in Besitz genommen zu haben. Penka kommt zu dem Schluß: „Sicher ist, daß Phönikien bereits zur neol. Zeit eine arische (gemeint ist *Homo europaeus*) Bevölkerungsschicht besaß". Er begründet dies mit einem Skelettfund, mit dem Vorhandensein einer von der kyprischen abgeleiteten Kultur und mit der Tatsache, daß die phön. Barken denen der Kreter glichen.

Müller *Asien und Eur.* 1893 S. 182, 205; Pol. Anthr. Rev. 10 (1911) S. 133 ff. Reche

Kanal. S. a. Bewässerung. — (Vorderasien) Wenn im Frühjahr in Armenien die Schneeschmelze eintritt, schwellen Euphrat und Tigris schnell an, und im April und besonders im Mai werden große Strecken Landes überschwemmt. Anderseits sind im Spätherbst beide Flußläufe fast wasserlos. Um hier den Wasserstand zu regulieren und die Felder vor Überschwemmung und Wassermangel zu bewahren, ist die Anlage von K. absolut notwendig, die außerdem für die Schiffahrt unentbehrlich waren. Ein anschauliches Bild dieser Zustände gibt Strabo (XVI 1, 9f.), der seine Angaben den Begleitern des Alexanderzuges verdankt. Aus diesen Gründen war es von jeher die Aufgabe der babyl. Herrscher, K. zu graben, und wir besitzen über diese ihre Tätigkeit eine große Menge literarischer Nachrichten. Leider ist es in den meisten Fällen nicht möglich, die Lage jener K. noch heute nachzuweisen, da sich die Bodenverhältnisse seit dem Altertum bedeutend verändert haben. — In Assyrien waren Kanalbauten des steinigen Bodens halber viel schwieriger auszuführen. Trotzdem haben mehrere assyr. Herrscher auch diesen Fragen ihre Aufmerksamkeit gewidmet.

B. Meissner *Babyl. und Assyr.* I (1920) S. 5ff. B. Meissner

Kanalisation s. Abtritt, Bewässerung.

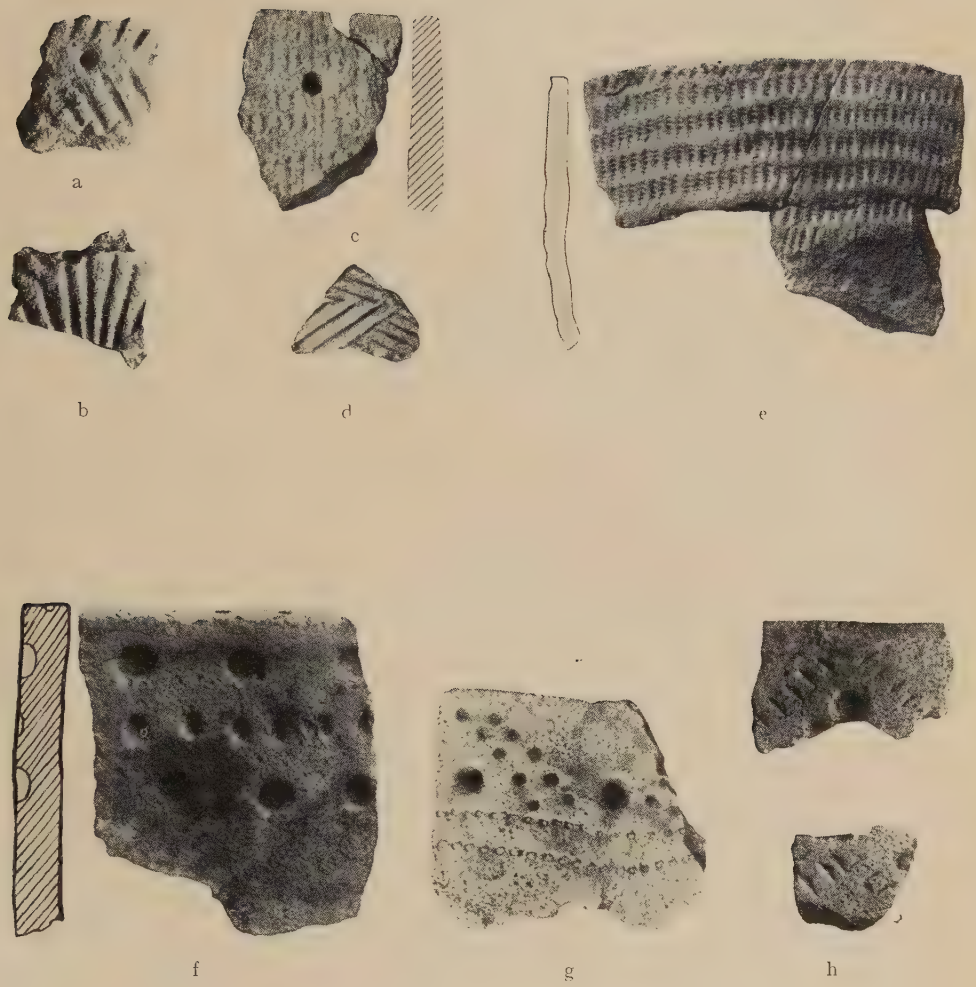
Kanegaard (Ksp. Knudsker, Bornholm). Gräberfeld mit einigen Steinpackungen und 300 Brandgruben, hauptsächlich aus der vorröm. Zeit. S. Bornholm C.

Vedel *Bornholm* S. 311ff.; Müller *NAK.* II 21. Hanna Rydh

Kaninchen s. Diluvialfauna § 5.

Kanisisch (Hettitisch) s. Altkleinasiatische Sprachen § 4.

Kannelierung. Schon bei der Verzierung der neol. Tongefäße sind senkrechte oder auch wagrechte, parallele, zwischen plastischen Rippen oder Graten verlaufende Furchen nichts Seltenes, u. a. an Megalithflaschen und -bechern der Dolmenkeramik (Müller *Stenalderens Kunst* 1918 Abb. 67, 69, 72), in der Walternienburger Keramik (Präh. Z. 4 [1912] Tf. 7 Abb. 5). In dem ausgesprochen flächenhaften, zeichnerischen Stil des Neol. konnte dieses mehr durch die Erzeugung von Licht und Schatten als durch eine exakte Formsprache wirkende Ornament keine größere Bedeutung gewinnen; um so mehr entsprach die K. den malerischen Stilbestrebungen der Bronzezeitkunst. Gröbere, mit den Fingerspitzen ausgestrichene Kannelüren begegnen an Tongefäßen der älteren Hügelgräberzeit Oberbayerns, in feinerer Ausführung mittels geeigneter Geräte in den jüngeren Hügelgräbern Frankreichs, des Elsaß, Süddeutschlands, in der Lausitzer Buckelkeramik (s. d.; Band II Tf. 85), dann an



Kammkeramik, Osteuropäische

a—h. Kammkeramik aus Westfinnland: a—d. Urjalakeramik, Urjala (a, b) und Esbo, Sperrings (c, d). — e. Jäkärläkeramik, Teuwa. — f—h. Uskelakeramik, Teuwa (f, h) und Uskela (g). Tf. 58A a—f, h, k ca. $^2/_7$; Tf. 58A g, Tf. 58B a—e $^1/_3$; Tf. 58A i $^1/_2$; Tf. 58B f—h ca. $^2/_5$ n. Gr.

Tongefäßen der südd. HZ (II. Per. Reinecke) und besonders in der Niederlausitzer Ker. der früheren EZ (Band II Tf. 8). Obwohl es sich bei den kannelierten Tongefäßen der EZ oft nachweisbar um eine Anlehnung an getriebene Metallgefäße handelt, beweist schon das frühe Auftreten der K. im nord. Neol., daß diese Zierform unabhängig von der Metallbearbeitung entstehen konnte.

Déchelette *Manuel* II 1 S. 373ff.; Präh. Z. 4 (1912) S. 298ff. Götze; Naue *Hügelgräber* S. 152, 154; ZfEthn. 1903 S. 167ff. A. Voß.

F. A. v. Scheltema

Kannibalismus. A. Allgemein. S. a. Kultus A § 6.

§ 1. Bedeutung des K. — § 2. Der K. als Totenkult. — § 3. K. an Feinden. — § 4. Erwerbung von Kräften durch Verspeisung. — § 5. Richtungsloser, nur traditioneller K. — § 6. K. und Schädelkult. — § 7. Religiös-zauberische Formen des K.

§ 1. Der K. ist eine Sitte, die sich keineswegs vorwiegend bei niedrigen Naturvölkern findet, bei Jägern und Sammlern, sondern die mit der Verbreitung gewisser Ansichten über die Kräfte des Toten, bald der eigenen Angehörigen, bald der Feinde, zusammenhängt (s. § 2 und 4). Sie scheint besonders ausgebildet bei den niedrigen und höheren Hackbauern zu sein. Die fortwirkende Tradition des K. reicht zweifellos in der Gestalt des Menschenopfers und weiterhin tierischer Ersatzopfer weit in die Kulturen höherer Völker hinein (s. § 7). Es dürfte nicht unwahrscheinlich sein, daß dort, wo der K. in rein materialistischer Form auftritt, diese Sitte erst nachträglich den geistigen Zusammenhang verloren hat, ihrer zauberischen Bedeutung entkleidet wurde. Man darf übrigens auch nicht vergessen, daß die Feldforschungen nicht immer gründlich vorgenommen wurden oder werden konnten und daher nicht selten die besondere Bedeutung einer Sitte manchmal der Ermittlung entging. Dazu kommt, daß in der Tat die ursprüngliche Bedeutung einer Gepflogenheit, die gedankenlos von anderen nachgeahmt wurde, bei der Übernahme sich verloren haben mag (s. § 5).

Als Opfer dienen für den an Fremden geübten K. außer getöteten Feinden namentlich verirrte oder gestrandete oder sonst irgendwie schutzlose Personen, von deren Angehörigen wenigstens nicht sofort Blutrache und Vergeltung zu befürchten steht (s. § 3).

Der Formen des K. gibt es verschiedene, je nachdem einzelnen Körperteilen, Organen, der Haut oder dem Fett besondere geheimnisvolle Kräfte oder Einwirkungen zugeschrieben werden.

In diesem Zusammenhang wird namentlich auch der K. an eigenen Verwandten verständlich, wie er z. B. in Australien (s. § 2) geübt wird. Mit dem Verzehren des Fettes, das als Sitz der besonderen Kräfte angesehen wird, soll auch die Persönlichkeit des Verstorbenen leiblich-sinnlich aufgenommen werden, man fühlt sich auf diese Weise mit ihm körperlich eins werden. Darum betrachtet man dieses Verzehren auch geradezu als Trost in der Trauer um den Verstorbenen, es stellt einen primitivsten Totenkultus (s. d. A) dar.

Bei den Kopfjägerstämmen fehlt der K. entweder ganz oder findet sich in nur rudimentären Formen und verbunden mit Gedankengängen über die besondere zauberische Wirkung der genossenen Stücke (s. § 6).

Unter den höheren Stämmen tritt der Gedanke des Opfers gegenüber dem bloßen Verzehren des Leichnams hervor (s. § 7).

§ 2. Unter den südostaustral. Stämmen muß ein Unterschied gemacht werden zwischen dem Verzehren des Fleisches erschlagener Feinde eines anderen Stammes und dem der eigenen Angehörigen. Im ersteren Fall spielt die Blutrache (s. d.) hinein, während der K. an den Stammesangehörigen zeremonieller Natur ist. Aber noch eine weitere Unterscheidung muß gemacht werden bez. der genossenen Organe. Das Bauch- und Nierenfett wurde als Sitz der Persönlichkeit und ihrer zauberischen Kraft gedacht und darum sowohl von erschlagenen Feinden wie von eigenen Angehörigen genossen (s. Gelübde A, Idol A 1). — Bei den südostaustral. Dieri hängt der K. mit der Bestattungszeremonie zusammen. Wenn der Leichnam in das Grab gesenkt wird, so tritt ein alter Mann, welcher der nächste anwesende Verwandte des Verstorbenen ist, heran und schneidet alles Fett am Gesicht, an den Lenden, an den Armen und am Magen weg und reicht es herum, damit es die Verwandten verzehren. Und zwar

geschieht dies nach einer bestimmten Ordnung: Die Mutter ißt von ihren Kindern, und die Kinder essen von ihrer Mutter; ein Mann ißt von dem Gatten seiner Schwester und von der Frau seines Bruders; ferner ißt einer von den Brüdern seiner Mutter, von den Schwestern der Mutter, von den Kindern der Schwester, von den Eltern der Mutter oder von den Kindern der Tochter (s. Heiratsordnung, Meidung, Verwandtschaft). Der Vater genießt jedoch nichts von seinem Kind, und die Kinder essen nichts von ihrem Vater. Die Verwandten genießen von dem Fett, damit sie, wie es heißt, weiterhin nicht mehr traurig seien. — Während die Dieri, die Yaurorka, die Yantruwunta und Marula nur das Fett ihrer Toten verzehren, genießen andere austral. Stämme auch das Fleisch. So die Tangara, welche die Überreste ihrer Verstorbenen mit sich schleppen. Wenn sie wegen ihrer verstorbenen Angehörigen die Trauer packt, so essen sie ein Stück Fleisch von ihnen, bis nichts mehr übrigbleibt als die Knochen (Howitt S. 751). — Fiel unter den Turrbal bei einem ihrer zeremoniellen Kämpfe im Anschluß an die Jünglingsweihe einer von ihnen, so wurde er in einer streng rituellen Weise durch einen Medizinmann zerschnitten und dann von den übrigen aufgegessen. Eingeweide, Herz und Lunge wurden begraben, die Stelle durch einen geschwärzten Stock mit Grasbündel kenntlich gemacht und dieser Ort hinfort heilig gehalten. Die Zaubermeister rieben mit dem Fett ihre Körper ein. Als Grund wird angegeben, daß sie ihn aßen, weil sie ihn kannten und liebten und jetzt wüßten, wo er wäre, und damit sein Fleisch nicht verwese. Seine Mutter trug dann Haut und Knochen monatelang mit sich herum, und wenn eine Horde mit einer anderen zusammentraf, holte sie die Haut hervor, und die Freunde des Verstorbenen schnitten sich ein Stück davon ab, während manche das nicht taten, um sie nicht zu verletzen. — In ähnlicher Weise verfahren andere Stämme, die ihre Speere mit dem Fett der menschlichen Nieren bestreichen, in dem Glauben, daß eine solche Speerspitze tödlich wirkt. Diese selben Stämme von Maryborough in Queensland verzehren jedoch niemals irgend etwas von den Feinden, die sie töten. Von Stämmen in der Gegend von Wide Bay in Queensland wird berichtet, daß alle drei Jahre ein junges Mädchen geschlachtet und verzehrt werde. Die Betreffenden würden schon Monate vorher durch alte Männer des Stammes bezeichnet. — Jedoch soll es sich dabei hauptsächlich um Personen handeln, die entweder eines natürlichen Todes gestorben sind, oder um solche, die im Kampfe fielen. Howitt weist den Gedanken des Fleischhungers bei diesen Festen zurück, weil es in den betreffenden Gegenden Australiens immer reichlich Wild gebe (Howitt S. 752ff.).

Von den ausgestorbenen Tasmaniern wird mitgeteilt, daß sie keine Kannibalen gewesen seien, wie auf Grund übereinstimmender Berichte Ling-Roth (S. 111) erzählt.

§ 3. Im südostaustral. Stamm der Wotjobaluk schneidet man die Arme und Beine der getöteten Feinde ab, kocht und verzehrt sie, jedoch genießt man nicht andere Teile des Körpers. Bei Kriegszügen gegen fremde Stämme haben sie auch deren Haut gegessen. — Die Kulin-Stämme schnitten das Fleisch von den Armen und Beinen ihrer getöteten Feinde und trugen es auf ihren Speerspitzen nach dem Lager, um es aufzuessen. — Von den Bunurong wird erzählt, daß sie auch das Blut ihrer getöteten Feinde tranken. — Die Kurnai verzehrten nicht ihre eigenen Angehörigen, sondern nur ihre Feinde, und zwar nicht den ganzen Körper, sondern nur die Arm- und Beinmuskel, die Haut der Lenden und der Seiten des Körpers. Das Fleisch wurde gebraten und dann unter die Teilnehmer des Fehdezugs verteilt. — Das gleiche war auch in Übung bei den Theddora und Ngarigo. Unter diesen wurde das Verspeisen der getöteten Personen von Ausdrücken der Verachtung begleitet. Beim Verzehren von wirklichen Feinden dachten sie, irgendwelche Eigenschaften derselben und Mut zu erwerben.

Ein Kampf unter Geisterwesen, von dem in dem austral. Stamm der Unmatjera, Nachbarn der Kaitisch, berichtet wird, führte zu K. Gelegentlich der Verfolgung eines Känguruhs entstand ein Streit, bei dem zwei Männer einen dritten erschlugen,

den sie nebst dem erlegten Känguruh und einem getöteten Hund an einem Baum aufhingen und räucherten, um dies alles zu verspeisen (Spencer und Gillen II 333).

§ 4. Das Verzehren von Verstorbenen, die bereits begraben waren, wird auch von der Milne-Bay unter den s. Massim (Neu-Guinea) berichtet. Ein Fall ist bekannt, in dem zwei erwachsene Frauen und ein Mädchen daran beteiligt waren. Die älteste Frau war die Mutter der anderen beiden. Die zweite Frau hatte ein Kind gehabt, das gestorben und in der üblichen Weise begraben worden war. Ungefähr einen Tag nach dem Begräbnis hatten die drei den Leichnam wieder ausgegraben und verzehrt. Damals wurde behauptet, daß dies Sitte in der Gegend von der Milne-Bay sei. — Vom Südkap wird ein Fall berichtet, in dem eine Bonarua-Frau ihren bereits bestatteten Gatten ausgrub und ihn mit ihren Angehörigen verzehrte. Damals soll unter den Männern Entrüstung darüber geherrscht haben, aber nicht über die Tatsache der Menschenfresserei an sich, sondern deshalb, weil die Männer keine Lust hatten, sich von ihren Frauen aufessen zu lassen. Indessen soll diese Sitte in der ganzen Gegend mehr oder weniger verbreitet gewesen sein, insbesondere auch in der Gruppe der D'Entrecasteaux-Inseln (Chalmers S. 264; Seligmann S. 550f.). — Die Tatsache nun, daß in der ganzen Gegend die Zauberer Leichen ausgraben und essen sollen, weist darauf hin, daß diesen Handlungen gewisse magische Absichten zugrunde liegen. Dabei scheint es sich vor allem um Frauen zu handeln, welche wünschen, Hexen (*Parauma*) zu werden. Jedenfalls wird die Hexerei mit dem Leichenessen gedanklich stets verbunden. Namentlich scheinen außereheliche Kinder (s. Kind) manchmal getötet und gegessen zu werden (Seligmann S. 151).

Vielleicht darf ich für einen Fall von Anthropophagie meine eigenen Ermittlungen von der Insel Nissan (n. von Buka, Salomo-Inseln, Südsee) hier anführen. Dabei handelte es sich um ein Netzwerk wechselseitiger Verpflichtungen unter den verschiedenen Dörfern der Insel zur Ermöglichung von Kannibalenmahlzeiten in jedem Monat. Als Opfer wählte man entweder schutzlose Witwen aus oder erwarb Frauen von der benachbarten Insel Buka oder von anderwärts. Das Opfer wurde erst eine Zeitlang gut ernährt. Der Mörder und sein Dorf nahmen jedoch nicht an dem Mahl teil, sondern sie gaben den Leichnam an andere ab, die wieder ihrerseits eine Frau bei nächster Gelegenheit töteten und sie den ersteren überlieferten. Eine gewisse Verteilung der einzelnen Stücke wurde dabei eingehalten. Der Häuptling nahm für sich ein Lendenstück in Anspruch. Auch Männer wurden gelegentlich geschlachtet. Für das Fleisch eines Mannes mußte ein Mann, für das eines Weibes ein Weib wiedererstattet werden. Dagegen fällt der Kopf dem zu, der den Todesstoß versetzt hat. Er darf nicht davon essen, aber er pflanzt ihn als Trophäe vor seinem Hause auf. Fleischnot ist auf dieser Insel sicher nicht der Anlaß, weil es da gerade viele zahme und wilde Schweine gibt und sogar die Buka-Leute herüberzukommen pflegen, um Schweine einzuhandeln. Die Küste ist fischreich, und andere Nahrung ist in Überfluß vorhanden. Als Grund wurde angegeben, daß das Verzehren von Menschenfleisch stark und intelligent mache, besonders aber das von Weibern die sexuelle Potenz hebe. Auch wird es als Abwechslung, als Luxusgenuß gegenüber dem Schweinefleisch betrachtet (Thurnwald S. 107ff.).

§ 5. Ein gewisser ungeregelter K. herrscht z. B. im s. Neu-Guinea und richtete sich namentlich gegen Stammesfremde, welche getötet und gegessen wurden. Verschlagene oder Verirrte fielen dieser Sitte zum Opfer. Die Getöteten wurden wie Schweine zuerst am Feuer angeröstet, dann in Stücke zerschnitten und in Töpfen gekocht. Selbst gegen Verwandte einer fremden, in das Dorf eingeheirateten Frau richtete sich dieser Fleischhunger sowie auch gegen befreundete Händler, obgleich in derartigen Fällen eine Blutfehde zu befürchten war (Seligmann S. 548ff.). — Von einigen Leuten, Männern und Frauen, wurde jedoch berichtet, daß sie kein Menschenfleisch äßen, während von einem anderen in belächelnder Weise erzählt wurde, daß er seine Stücke roh zu verzehren pflegte. Der öffentliche K. hatte in Wagawaga, Tubetube und

der ganzen Nachbarschaft keine besondere zauberische Bedeutung. Die Gemeinde des Opfers betrachtete sich jedoch als beleidigt, wenn eines ihrer Mitglieder verzehrt worden war. Doch machte das im allg. nicht sehr viel aus; jedenfalls fehlt im ganzen sö. Bezirk von Neu-Guinea die Auffassung, daß diejenigen, welche das Opfer verzehren, dadurch von den geistigen Kräften oder von der kriegerischen Tüchtigkeit desselben etwas erwerben. Rache und eine allg. Lust am Genuß von Menschenfleisch erscheint als die treibende Kraft für den K. dieser Gegend (Seligmann S. 552). — Die mit dem Totemismus verbundenen Verbote, das eigene Totem-Tier (s. Totemismus B) zu essen, erstrecken sich auch auf den Angehörigen des eigenen Totem. Selbst wenn er einer feindlichen Gemeinde angehört, darf man ihn nicht töten und essen (Seligmann S. 444f.; s. a. S. 435). Auf keinen Fall durfte der Vater oder die väterlichen Verwandten des Opfers an der Festmahlzeit teilnehmen. Dagegen waren die Mutter und die mütterlichen Verwandten von einem solchen Racheessen nicht ausgeschlossen (S. 557; vgl. S. 562f.).

Unter den Bamu am Fly-Fluß des s. Neu-Guinea darf der Totschläger auch an dem Essen seines Opfers teilnehmen (s. § 4), während z. B. im Purari-Delta und im Yodda-Tal dies nicht erlaubt ist (Beaver S. 225). Bei den Goaribari werden die Schädel der Opfer mit künstlichen Nasen und Augen versehen, bemalt und in der Festhalle aufgestellt. Sie rühren von erschlagenen Feinden oder von Fremden her. In welchem Ausmaß in einzelnen Gegenden der K. um sich greifen kann, zeigt der Umstand, daß die Ukiaravi-Leute im Purari-Delta buchstäblich den kleineren und schwächeren Stamm der Morohai als Lieferanten von Menschenfleisch betrachteten und seine Zahl ganz beträchtlich dezimierten (S. 249).

Die Begrenzung der Gegenden mit K. und ohne solchen kommen in den Sagen der Trobriander (im O von Neu-Guinea gelegene Inseln) zum Ausdruck. Diese Mythen stellen eine Erklärung dafür auf, warum die Boyowan-Leute nicht Menschen essen, während die von Dobu Kannibalen sind. Und zwar gilt hier der „Wald", das Binnenland, als Sitz des K., die See dagegen, die Küste, als frei davon (Malinowski S. 321, 322).

§ 6. Das Wahrsagen aus den Eingeweiden geschlachteter Schweine oder Hühner (s. Idol A 1, Omen A) verbindet sich bei den Kayans von Borneo mit einem Opfer dieser Tiere an die übermenschlichen Mächte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die erwähnten Tiere einen Ersatz für Menschenopfer (s. d. C) darstellen. — Unter den Jingkangs, einer Sippe der Klemantan, töten die Verwandten die Schwester eines Knaben, wenn letzterer krank ist und alle anderen Mittel, seine Gesundheit herzustellen, versagen. Die Verwandten veranlassen dann den Knaben, ein kleines Stück des gebrateten Fleisches seiner Schwester zu essen. Dabei handelt es sich anscheinend darum, den bösen Geist, der die Krankheit angeblich hervorgerufen hat, zu beschwichtigen; während das Essen des Fleisches nötig erscheint, um das Opfer deutlich mit dem kranken Kind in Zusammenhang zu bringen (Hose und McDougall II 9). — An die Kopfjagd (s. d.) knüpft sich bei den Kayan- und Kenyah-Stämmen von Borneo, wie auch sonst nicht selten, ein Verzehren gewisser weniger Teile des Opfers in zauberischer Absicht. Vor dem Altarpfosten der Kriegsgottheit werden einige kurze, dicke Pfosten aufgerichtet und an jeden von diesen zwei oder drei kleine Stücke Menschenfleisch von den in der Kopfjagd Getöteten befestigt, die man über einem Feuer trocknen läßt, um sie aufzubewahren. Diese Stücke werden gelegentlich als Medikamente gegen Husten oder Dysenterie verzehrt. Auch bei den wilden Jubelfesten über die erbeuteten Schädel beißt oft einer in ein solches Fleischstück. Abgesehen davon kann aber von den erwähnten Stämmen im Innern von Borneo nicht gesagt werden, daß sie Menschenfresser seien (I 175).

§ 7. In sehr verschiedener Weise ist der K. in Ruanda (Ostafrika) verbreitet. Von den Bahutu wurde angeblich deswegen, weil sie einstmals die Rinder des Königs Ruganzu geraubt und aufgegessen hätten, eine Blutsteuer gefordert, die darin bestand, daß jedes Jahr eine Jungfrau und ein Jüngling gestellt werden mußten. Der

Jüngling wurde unterwegs totgeschlagen und sein Blut dem König gebracht, während die Jungfrau in den Harem des Königs kam. Bei der Thronbesteigung wurde ebenfalls ein Knabe und ein Mädchen geopfert und eine Trommel mit dem Schenkelknochen eines Menschen geschlagen (Roscoe S. 331). Auch wird von den Uferlandschaften am Viktoria-See berichtet, daß es dort eine Geheime Gesellschaft (s. d.) gibt, welche Leichen ausgräbt und auffrißt. Sie glauben, wenn jemand von den Leichen ißt, so bekommt er unheimliche zauberhafte Kräfte und kann sich in wilde Tiere verwandeln, wie in der Sage von unserem Werwolf (Koch S. 465). — Auch auf den Sesse-Inseln sollen von dem Geheimbund der Basezi Leichen verzehrt werden. Doch haben diese Leute unter dem Drucke der Baganda davon abgelassen (Johnston S. 692). Auch die Bahunde, die w. Nachbarn Ruandas, sind Menschenfresser (Kandt S. 449). Czekanowski (S. 328) meint, daß im ganzen Zwischenseengebiet von den w. Seen bis zu den Sesse-Inseln die Anthropophagie allgemein verbreitet gewesen und erst nachträglich verdrängt worden sei, doch hätte sie im Kultus der geheimen Gesellschaften (s. d.) ihre deutlichen Spuren hinterlassen.

Für den amerikan. Kontinent ist es bezeichnend, daß sich der K. nicht etwa bei den Stämmen ärmster Kultur findet, sondern gerade bei den höchststehenden, den Stämmen des Nordwestens, bei den Nootka, Kwakiutl und Bellacoola, bei denen ein kannibalistischer Kult stattfindet. Ein weiteres Zentrum der Menschenfresserei befindet sich am Amazonenstrom in Südamerika, das von da aus mit den n. davon gelegenen Inseln bis nach Florida in Zusammenhang gestanden zu haben scheint. Vor allem waren aber die beiden großen Brennpunkte alt-amerikan. Kultur, der mexikanisch-aztekische und der peruanische, auch Pflegestätten von K. oder doch von Menschenopfern (Wissler S. 202, 228, 248, 254, 266). — Auf den westind. Inseln war es insbesondere unter den Karibischen Stämmen üblich, Kriegsgefangene zu verzehren, namentlich unter den Bewohnern der kleinen Antillen. Kolumbus erwähnt, daß er dazugekommen sei, wie man gerade den Nacken eines Mannes kochte, und erzählt weiterhin, daß gefangene Knaben verschnitten und, wenn sie das Reife-Alter erreichten, aufgegessen wurden. Die Eingeweide und die Gliedmaßen sollen zuerst verzehrt, der Rest zerstampft und aufgehoben worden sein. Auf der Insel St. Vincent sollen dem K. hauptsächlich Rachegefühle zugrunde gelegen haben. Ein Gefangener gehörte seinem Erbeuter, er wurde während einiger Tage in des letzteren Hütte gehalten und mußte da fasten. Nach verschiedenen Quälereien, die er gewöhnlich standhaft und verachtungsvoll ertrug, wurde er schließlich durch einen Keulenschlag auf den Kopf getötet, der Körper hierauf gewaschen und auseinandergeschnitten. Einen Teil kochte man, den anderen briet man auf einem Rost, er machte die Hauptmahlzeit eines zeremoniellen Festes aus. Das Fett wurde in Kalabassen aufbewahrt und später bei zeremoniellen Gelegenheiten als Würze gebraucht (vgl. § 2). — Die Körper der erschlagenen Feinde verzehrten die Kariben auf der Stelle. Ihre Opfer waren hauptsächlich die Arauaken (Joyce S. 216ff.). — Unter den Azteken war die Zeremonie des Menschenopfers ähnlich wie in Mexiko: das Opfer wurde auf einen Stein gelegt, der Priester schlitzte mit einem Steinmesser die Brust auf und riß das Herz heraus, mit dessen Blut er die Lippen des Gottesbildnisses bestrich. Wie in Mexiko verband sich damit K. Der Kopf des Opfers wurde abgehauen und der Körper dann zerschnitten. Die Stücke kochte man in großen Töpfen mit Salz und Pfeffer und verzehrte sie nachher mit Maisbrot und Kakao. Der Schädel wurde auf einen Pfahl vor dem Tempel gesteckt. Die Verteilung des Fleisches ging nach einem strengen Ritus vor sich: Das Herz bekamen die Priester, die Lenden die Adligen und den Rest das gemeine Volk. Die Opfer bildeten Sklaven, Kriegsgefangene und Fremde. Nur bei einer Zeremonie wurde ein freigeborener junger Mann geopfert, vor der nämlich der Mann ein Jahr lang erst in der Gestalt der Gottheit aufgetreten war (S. 20; s. a. Häuptling, Menschenopfer C). Die Sitte des K. ist übrigens unter den vielerlei mittelamerikan. Stämmen in sehr verschiedener Weise verbreitet (Joyce S. 24, 37, 72, 117, 150).

S. a. Idol A1, Kopfjagd, Mana B, Menschenopfer C, Nahrung A1, Totemismus B, Totenkultus A, Zauber A.

Beaver *Unexplored New-Guinea* 1920; Chalmers *Pioneering in New-Guinea* 1887; Codrington *The Melanesians* 1891; Czekanowski *Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet* 1917; Hobhouse *Morals in Evolution* 1923; Hose und McDougall *The Pagan Tribes of Borneo* 1912; Howitt *The Native Tribes of S-East Australia* 1904; Johnston *The Uganda Protectorate* 1902; Joyce *Central American and West-Indian Archaeology* 1916; Kandt *Caput Nili* 1904; Koch *Anthropol. Beobachtungen gelegentlich einer Expedition an den Viktoria-Nyanza* ZfEthn. 1908; Ling-Roth *The Aborigines of Tasmania* 1890; Malinowski *Argonauts of the W-Pacific* 1922; Roscoe *The Baganda* 1911; Seligmann *The Melanesians of Brit. New-Guinea* 1910; Spencer und Gillen *Across Australia* 1912; ZfEthn. 1908 Thurnwald; Wissler *The American Indian* 1922.

Thurnwald

B. Europa s. Grab A, Jagd A § 8, Jugoslavien A, Kung Björns Hög, Nordischer Kreis A § 6b3.

C. Ägypten. Petrie, der erste Entdecker präh. Gräber in Ä., hat wegen der häufig vorkommenden Zerstücklungen der Hockerleichen (Abreißen der Köpfe, Arme u. ä.) an K. gedacht (Petrie *Nagada and Ballas* S. 32 u. 62). Zur Richtigstellung dieser Ansicht s. Grab D § 2. Sonst hat sich Menschenfresserei im alten Ä. nicht nachweisen lassen. Der Aufsatz von G. Ebers über K. (ÄZ 36 [1898] S. 106) geht noch von den falschen Vorstellungen über die New race (s. d.) aus und ist daher nicht verwendbar. Scharff

Kannikegaard (Ksp. Bodilsker, Bornholm). Das größte und bekannteste Brandgrubengräberfeld auf Bornholm (Band II Tf. 59). S. Bornholm C.

E. Vedel *Bornholm* S. 328ff.; Müller *NAK.* II 20ff.

Hanna Rydh

Kanope s. Canope.

Kansas-Stufe s. Diluvialgeologie § 8.

Kapland s. Südliches Afrika (Paläolithikum) § 2.

Kappadoker. Der Name Kappadokien für die ostkleinas. Landschaft zwischen Taurus und Schwarzem Meer findet sich zuerst im Satrapienverzeichnis der Behistûn-Inschrift des Perserkönigs Darius I. (522—486 v. C.) in der altpers. Form *Ḳatbaduka* (*Katpatukka*). Über die Nationalität der wohl erst im 7. Jh. eingewanderten K. läßt sich noch nichts sagen. In assyr. Texten wird die Bevölkerung des späteren K. mit dem Namen *Tabal* bezeichnet.

„Kappadokisch" heißt man — wegen der Fundgegend — die am Hügel Kül-tepe bei Kara-Öjük, 18 km nö. von Kaisarīje, gefundenen Tontafeln. S. im übrigen die Ausführungen s. v. Kappadokische Tontafeln.

Ed. Meyer *G. d. A.* I 2³ (1913) § 435 u. Anm.; M. Streck *Assurbanipal* 1916 S. CCCLff.

O. Schroeder

Kappadokien s. Kleinasien.

Kappadokische Tontafeln (Tf. 59, 60).

§ 1. Allgemeiner Charakter, Herkunft und Benennung der Tafeln, Textausgaben und Bearbeitungen. — § 2. Die Sprache der Verfasser der Tafeln. — § 3. Ihre Religion und assyr. Nationalität auf Grund ihrer sem. und nichtsem. Personennamen. — § 4. Die Beziehungen der Assyrer Kappadokiens zu Assyrien nach ihrer allg. Kultur und in der politischen Organisation. — § 5. Die Ausdehnung Altassyriens in Kleinasien nach „kappad.", altakkad., sumer. altassyr. und hettitischen Quellen. — § 6. Die Bedeutung der altassyr. Rechtsurkunden aus Kappadokien.

§ 1. „Kappadokische Tafeln" glaubte Pinches 1881 je eine kleine, dünne Keilschrifttafel des Brit. Mus. und der Pariser Nationalbibliothek nennen zu sollen; denn beide unterschieden sich von allen damals bekannten Klassen von Keilschrifttexten gleich charakteristisch durch den Stil der teilweise recht fremdartig aussehenden Schriftzeichen, durch Trennungslinien zwischen den einzelnen Schriftzeichen, die die Spitzen der Zeichen nicht selten schnitten, und durch ihr äußeres Aussehen, insbesondere die Farbe des Tons und flache, abgerundete Ränder; beide Texte schienen ferner weder in sumer. noch in akkad. Sprache abgefaßt zu sein; der eine der beiden war aber nach verhältnismäßig glaubhafter Angabe aus Kappadokien über Konstantinopel nach London gelangt. Auf Kappadokien, von wo die Assyrer Pferde und Maulesel bezogen hätten, mochte auch ein Ideogramm, das Pinches als *KU. DIN. A* „Maulesel" deuten wollte, weisen. Diese und weitere Inhalt und Sprache der Tafeln betreffende Aufstellungen von Pinches und anderen, vornehmlich Sayce, wurden bereits 1891 mit dem ersten, wirkliche Untersuchungen ermöglichenden Anwachsen des

Materials von Golénischeff und im Anschluß an diesen von Delitzsch als unrichtig erwiesen, jedoch wurde die Benennung „kappad. Tontafeln" zur Bezeichnung der Herkunft einer besonderen Gattung von assyr. Keilschrifttexten beibehalten, da nicht nur W. M. Ramsay schon 1882 in Kaisarîje, dem alten Mazaka oder Caesarea, der Hauptstadt des hellenist. Königreiches Kappadokien, 5 gleichartige Texte gekauft hatte, sondern auch Chantre 1893 einige andere etwa 20 km nö. von Kaisarîje in Kara-Öjük erwerben konnte. H. V. Hilprecht, der *Assyriaca* I (1894) S. 124[1] auf eine in der Ähnlichkeit des Schriftduktus sich äußernde Beziehung zu den Texten der (südbabyl.) 3. Dyn. von Ur (25. und 24. Jh. v. C.; nach anderer Berechnung ca. 150 J. später) hinwies und damit das Alter der Tafeln grundsätzlich richtig bestimmte, fand persönlich eine Tafel auf dem Kül-Tepe bei Kara-Öjük (s. Öjük) und erwarb eine Sammlung von mehreren 100 Stücken (briefliche Mitteilung; vgl. auch H. Ranke *Early Babyl. Personal Names* 1905 S. 39). Auch für die Sammlung Golénischeffs und für den bei weitem größten Teil der später, insbesondere seit 1919, in immer wachsender Anzahl veröffentlichten „kappad. Tafeln" europ. und amerik. Sammlungen ist die Herkunft aus der Umgebung von Kara-Öjük teils durch die Daten des Erwerbs, teils durch engste inhaltliche Berührungen der verschiedenen Texte beglaubigt; aus Boghasköj, der etwa 100 km nnw. von Kaisarîje gelegenen Stätte der Hauptstadt des Ḫatti-Großreiches, stammt das winzige Fragment einer „kappad. Tafel" das L. W. King als Nr. 102 der *Hittite Texts in the Cuneiform Character* I (1920) veröffentlicht hat, sowie — nach persönlicher Mitteilung E. F. Weidners, der die diesbezüglichen Aufzeichnungen Hugo Winclers durchgesehen hat — eine, aber kaum weitere der von E. Forrer (SB. Preuß. Ak. 53 [1919] S. 1029 und ZDMG NF 1 [1922] S. 186) erwähnten „kappad. Tafeln" des Berliner Mus.

Da über Texte der Sammlung Lord Percy, die längs des Ḫabûr (s.d.) gefunden sind, aber die Charakteristika der „kappad." aufweisen sollen, noch keine näheren Angaben vorliegen, steht neben den zahlreichen Texten aus Kleinasien nur ein einziger kleiner, jedoch völlig gleichartiger Text aus Assyrien, den Scheil in Mōṣul erwarb. Dennoch empfiehlt sich die Bezeichnung „altassyrische Texte aus Kappadokien" in jeder Hinsicht mehr als die früher allein übliche Benennung der Tafeln; denn entstanden, noch ehe die Art der Aufzeichnungen — geschäftliche Notizen oder Mitteilungen in Briefform, Beurkundungen von Darlehensgeschäften und anderen Angelegenheiten des Zivilrechtes — erfaßt war, kennzeichnet der Name „kappad. Tontafeln" nur die Herkunft der zuerst gefundenen Texte, aber weder Sprache noch Volkstum ihrer Verfasser (s. § 2 und 3).

Textveröffentlichungen (die an die Textpublikationen meist unmittelbar angeschlossenen Übersetzungen oder Kommentare haben, soweit sie vor 1920 fallen — mit Ausnahme der Arbeiten von Delitzsch, Jensen und vor allem Thureau-Dangin —, fast nur noch hist. Interesse und sind deshalb z. T. übergangen): PSBA 4 (1882) S. 11—18 und 28—32 Theo G. Pinches (2 Texte); PSBA 6 (1884) S. 17ff. A. H. Sayce (Transkriptionen von 4 Tafeln Ramsays); W. Golénischeff *Vingt-quatre tablettes cappadociennes de la Coll. W. Golénischeff* 1891 (dazu Friedr. Delitzsch *Beiträge zur Entzifferung und Erklärung der kappad. Keilschrifttafeln* Abh. Sächs. Ges. 14 [1893] S. 207—270; ZfAssyr. 9 [1884] S. 62ff. P. Jensen); Rec. de Trav. 18 (1896) S. 74 V. Scheil (1 Text des Konstantinopeler Antiquitätenmarktes); ders. in E. Chantre *Mission en Cappadoce* 1898 S. 93—109 (15 Texte Chantres aus Konstantinopel und Kara-Öjük und 1 Text der Slg. de Clercq; vgl. *Catalogue de la Coll. de Clercq* II [1900] S. 174); PSBA 19 (1897) S. 286ff. A. H. Sayce (bringt u. a. einen Sayce gehörigen Text vom Kül-Tepe in Transkriptionen, dazu 3 Tf. mit neuassyr. Transkriptionen in PSBA 20 [1898]); Babyloniaca 2 (1908) S. 1ff. A. H. Sayce (mit 3 weiteren Texten Golénischeffs in Transkriptionen); Liverpool Annals 1 (1908) S. 49ff. Theo G. Pinches (20 Texte des Instituts); Rec. de Trav. 31 (1909) S. 55 V. Scheil (der Text aus Mōṣul); F. Thureau-Dangin *Lettres et Contracts de l'époque de la première dynastie Babylonienne* 1910 Nr. 239—242 (4 Texte des Louvre, Nr. 242 von Th.-D. bereits früher veröffentlicht, vgl. *Un acte de répudiation sur une tablette cappadocienne* Florilegium M. de Vogüé 1909 S. 591 ff.); ders. *La date des tablettes cappadociennes* Rev. d'Assyr. 8 (1911) S. 142ff. (4 Texte des Louvre, darunter 1 mit dem Abdruck des Siegels eines Beamten des Königs Ibbi-Sin von Ur; s. u. § 4); Babyloniaca 4 (1911) S. 65ff. A. H. Sayce (Transkriptionen von 3 Texten des Museums in Edinburg, darunter 1 mit dem Abdruck des Siegels des Fürsten Šarrum-kēn von Assur; s. u. § 4); Babyloniaca 6 (1912) S. 182ff. A. H. Sayce

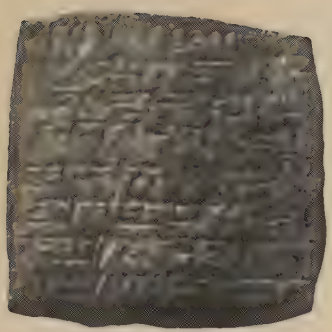
(10 Texte der Universität Pennsylvania; vgl. noch *The Museum Coll. of Cappadocian Tablets* The Museum Journ. 9 [1918] S. 148ff.); G. Contenau *Trente tablettes cappadociennes* 1919 (im Besitze Contenaus, mit ausführlicher Beschreibung der äußeren Merkmale der Texte; vgl. noch Journ. Asiat. 17 [1921] S. 295ff. G. Contenau); ders. *Tablettes cappadociennes* 1920 (147 Texte des Louvre, darunter die vier 1911 von Thureau-Dangin veröffentlichten); (Sidney Smith) *Cuneiform texts from Cappadocian Tablets in the Brit. Mus.* Part I (1921; 99 besonders gut erhaltene Texte; in der Einleitung S. 5 Hinweis auf die Tafeln der Sammlung Percy).

Sprachliche und hist. Auswertung der bis 1921 veröffentlichten Texte: J. Lewy *Studien zu den altassyr. Texten aus Kappadokien* 1922; B. Landsberger *Solidarhaftung von Schuldnern in den babyl.-ayssr. Urkunden* ZfAssyr. NF 1 (1924) S. 28ff.; ders. *Über die Völker Vorderasiens im 3. Jht.* ZfAssyr. NF 1 (1924) S. 220ff.; J. Lewy *Lykier-Syrer und Choriter-Syrer* ZfAssyr. NF 1 (1924) S. 144ff.; ders. *Bemerkungen zu den altassyr. Texten aus Kappadokien* ZfAssyr. NF 1 (35; 1924) S. 148ff.; ders. *Zur Geschichte Assyriens und Kleinasiens im 3. und 2. Jht. v. C.* OLZ 26 (1923) S. 523ff.; ders. *Der karrum der altassyr.-kappad. Städte und das altassyr. Großreich* ZfAssyr. NF 2 (1925) S. 19ff.

§ 2. Die Sprache der „kappad. Tafeln" ist, wie J. Lewy (*Studien zu den altassyr. Texten aus Kappadokien* 1922 S. 5ff.) im einzelnen dargelegt hat, ein reines, von den immer wieder vermuteten kleinas. Einflüssen freies Akkad. und muß als die älteste zur Zeit erreichbare Stufe des Assyr. angesprochen werden. In einem Umfang, der die Bestimmung seiner Eigenart gegenüber der babyl. Schwestersprache gestattet hat (J. Lewy *Untersuchungen zur akkad. Grammatik* I [1921] S. 1ff.), erscheint dieses in Assyrien selbst zwar erst im weiteren Verlaufe des 2. Jht. in den verschiedenen Redaktionen der „altassyr. Gesetze" — wodurch eine gewisse lautgesetzliche Fortentwicklung und eine starke äußerliche Veränderung durch wiederholten Wechsel der Orthographie bedingt ist —, doch finden sich unter den wenigen in Assur erhaltenen Bauinschriften der älteren assyr. Herrscher bis zu Aššur-uballiṭ I. und Enlil-narāri (14. Jh.) bereits solche, die, vom 16.—21. Jh. zurückreichend, sowohl einige der phonetischen und lexikalischen Besonderheiten der „kappad. Tontafeln" aufweisen als auch ganz besonders in ihrer Orthographie an deren altertümliche, mit etwa 100 Silbenzeichen und sehr wenigen Ideogrammen auskommende Schreibweise nahe hinführen.

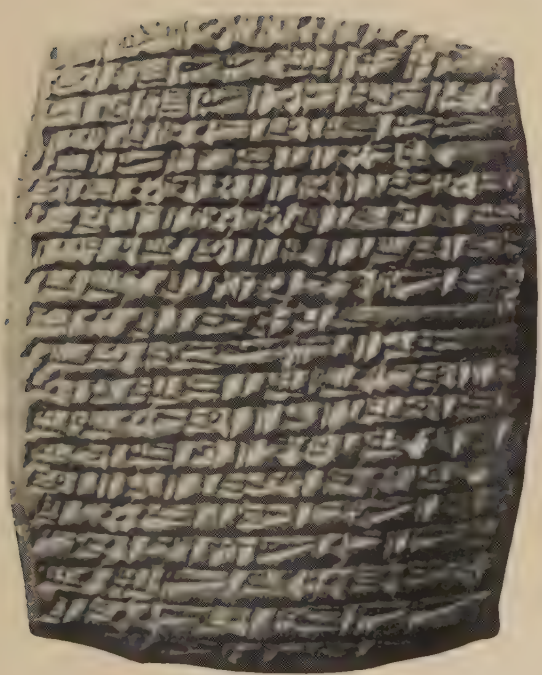
Die in Kappadokien gefundenen Texte selbst bieten trotz des gleichen Duktus der Schriftzeichen (§ 1) und starker Berührungen mit den älteren orthographischen Gewohnheiten Babyloniens, die sich aus der Gemeinsamkeit der Entlehnung der Schrift von den Sumerern erklären, nirgends eine Möglichkeit, gewisse für das Assyr. besonders charakteristische Eigentümlichkeiten — hauptsächlich in pronominalen und verbalen Formen — in Babylonien in den annähernd gleichzeitigen sem. Texten aus der Zeit der 3. Dyn. von Ur (§ 1) oder in den noch fast ein halbes Jht. älteren Texten der Dyn. von Akkad wiederzufinden und so das Assyr. als jüngere Abzweigung auf das Babyl. zurückzuführen. Daher liefert die sprachliche Analyse der „kappad. Tafeln" nicht nur einen wichtigen Beitrag zur allg. Frage nach der frühesten Ausbreitung der sem. Sprachen, sondern zeigt vor allem auch, daß Assyr. und Babyl., schon seit den Zeiten Sargons von Akkad differenziert, früh zu gleichberechtigten Schriftsprachen geworden sind, welches Ergebnis im Verein mit den Daten der politischen Entwicklung Altassyriens (§ 5) die von Oppert begründete, weitest verbreitete Theorie einer Kolonisierung und Semitisierung Assyriens von Babylonien aus zu widerlegen geeignet ist.

§ 3. Die ethnische Stellung der Schreiber der „kappad. Tontafeln" ist nicht so sehr aus ihrem Gebrauch der altassyr. Schriftsprache (§ 2) zu erschließen, der für sich allein wenig besagen würde, als vielmehr aus einer Analyse ihrer Personennamen, ein Verfahren, das bei dem jetzigen Zustande des Materials zugleich als der vorerst allein mögliche, freilich primitive Versuch einer Darstellung ihrer Religion gelten kann. Die sem. Personennamen, die in der Mehrzahl sind, stimmen sowohl in den Fällen, in denen sie überhaupt keinen Gottesnamen enthalten, als auch soweit sie theophor sind — und das ist wiederum die Mehrzahl —, in ihren nicht theophoren Komponenten durchaus mit denjenigen Namen überein, die gleichzeitig, und teilweise auch schon früher und noch später, in Babylonien besonders beliebt gewesen sind und auch in Elam weit über Babyloniens Grenzen hin-

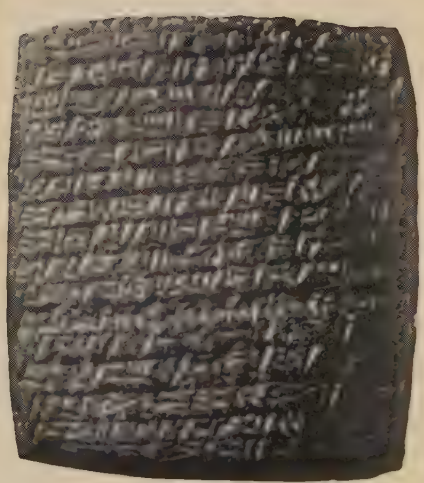


a

b



c



d

Kappadokische Tontafeln

a. Schuldurkunde, Vorderseite. London (Br. M. 113516). — b. Tafelhülle mit Siegelabrollungen, ebd. (Br. M. 113574a). — c. Protokoll einer Gerichtsverhandlung (§ 6), Vorderseite, ebd. (Br. M. 113261). — d. dgl. Rückseite (§ 6; vgl. J. Lewy Studien z. d. altassyr. Texten 1922 S. 61—64), ebd. (Br. M. 113341). Nach CCT.

ausgegriffen haben, bevorzugen aber in der entscheidenden theophoren Komponente den Namen des in Babylonien nie heimisch gewesenen assyr. Nationalgottes Assur stark vor denjenigen Göttern, in deren Kultus sich die Assyrer mit anderen Semiten oder mit Nicht-Semiten zusammenfinden. Ähnlich begegnen die seit jeher besonders in Assyrien verehrte Ištar (s. d.) und der Wettergott Adad (s. d.) — dessen Kultus in Assur alt und den Assyrern sowie den westsem. Amoritern (und Aramäern) gemeinsam ist, während er nach Babylonien erst durch die Amoriter kam (E. Meyer *G. d. A.*[3] I 2 [1913] S. 512; 608) — als theophorer Bestandteil der Personennamen häufiger als Anum, Ea, Enlil (s. d), Irra (?), Išḫara, Utu, Gula (?), Dagan, Kubum, Mama, Ilabrat, Nunu, Sin (s.d.; hier fast ausschließlich ZU^{in} oder ZU^{en} geschrieben), Šala, Šamaš (s.d.), die auch in Babylonien teils von den Semiten, teils von den Sumerern oder auch von beiden Bevölkerungen seit noch älterer Zeit verehrt wurden. Für das Überwiegen speziell auf Assur weisender Elemente bzw. das Fehlen eines ausgesprochenen babyl.-sem. Einflusses darf wahrscheinlich weiter geltend gemacht werden, daß der Name der Gottheit Ḫubur, mit dem auch einer der altassyr. Monate (§ 4) bezeichnet wird, als theophore Komponente vorkommt, der mit der alten Dyn. von Akkad eng verbundene Zamama der nordbabyl. Stadt Kiš dagegen bisher ebensowenig nachweisbar ist wie Marduk (s. d.), der später zum Königsgott der 1. (amoritischen) Dyn. von Babel gewordene Lokalgott von Babylon. Anzeichen eines westsem. (amoritisch-),,kanaanäischen" Einschlages liegen insofern vor, als neben diesen Gestalten des sumer.-akkad. Pantheons noch Iraḫ und besonders der Amurru-Gott (z. B. in *A-mu-ru-ba-ni* „Amurru ist Erzeuger") erscheint und auch ganz entsprechend die Komponenten *ilum* „Gott" bzw. *ilī* „mein Gott", die die Götternamen selbst gern vertreten, gelegentlich durch westsem. *ēl* (z. B. in *El-bani* oder dem ganz westsem. *El-ku-li* „Gott ist mein Alles") ersetzt zu sein scheinen. Besonderes Gewicht ist diesem sem. Element jedoch schwerlich beizumessen, da die amoritische Einwanderung unter den analogen Verhältnissen Babyloniens, wo sie sich, ebenfalls an den Personennamen kenntlich, ungefähr zur gleichen Zeit stärker bemerkbar zu machen beginnt, weder die nationale Eigenart noch die Sprache der dort ansässigen Akkader wesentlich umzubilden vermochte. Ob der Gott Laban (z. B. in *Šú-Laban*), dessen Name an denjenigen des als Grenze späteren assyr. Vordringens bezeichneten „Landes *La-ab-a-an*^{ki} an der Küste des großen Meeres", d. i. möglicherweise des Schwarzen Meeres (§ 5), anklingt und vielleicht mit K. L. Tallqvist (Acta Soc. Fenn. 43 [1914] S. 257) zu der lydischen Gottheit Μις Λαβαναϛ zu stellen ist, einen weiteren sem. Stamm repräsentiert, bleibt unsicher. Als solcher kämen dann allenfalls die Aramäer (s. d.), denen der biblische Heros Laban zugehört, in Betracht.

Obwohl die dringend erforderliche Untersuchung des einzigartigen Materials an ältesten nichtsem. (teilweise „kleinasiat.") Personennamen, das die „kappad. Tontafeln" enthalten, noch in den Anfängen steht (ein großer Teil des Materials in ZfAssyr. NF 1 [1924] S. 220ff. B. Landsberger, im übrigen vgl. ZfAssyr. NF 1 [1924] S. 146[2], 2 [1925] S. 25 J. Lewy), kann dennoch kaum bezweifelt werden, daß auch diese Namen für das aus den sem. Namen gefolgerte Überwiegen eines nationalassyr. Elementes unter den Verfassern der „kappad. Tafeln" zeugen; denn ihnen eignet ein Teil der Charakteristika subarischer (ḫoritischer) Namen, darunter insbesondere das von Haus aus schwerlich sem. sog. „Kose (??)-Suffix" *-uwa* und seine (später durchaus überwiegende) Spielform *-ija*, welches einerseits durch verhältnismäßig häufiges Vorkommen innerhalb der wenigen aus Assyrien selbst bekannten Assyrernamen des 3. Jht. zu der Annahme geführt hat, daß die assyr. Nation durch Mischung von Subarern (Ḫoritern) und Semiten entstanden ist (Beitr. z. Assyr. 6 [1909], 5 S. 8ff. A. Ungnad; ders. *Kulturfragen* I [1923] S. 5ff.), anderseits als Komponente von Orts- und Ländernamen eine annähernd so große Verbreitung gefunden hat wie das durch sein häufiges Auftreten in Fluß- und Ortsnamen weite Gebiete Mesopotamiens und Kleinasiens zu einer Einheit zusammenfassende Suffix *-at* nebst seiner

kleinasiat. Spielform *-anda* (ZfAssyr. NF 2 [1925] S. 26[1] J. Lewy).

Im obigen Zusammenhang ist „subarisch" nicht als Bezeichnung eines genau bestimmten Volkes bzw. seiner Sprache gebraucht, sondern als Sammelname zahlreicher Stämme, die vor und später neben den Assyrern große Teile von Mesopotamien und Syrien, Armenien und Kleinasien bewohnten und anscheinend in mehrere Gruppen, insbesondere in eine ḫurrische (*H-r* der Ägypter; Ḫoriter des AT; griech. zu κοίλη Συρία entstellt) und eine lykische (Luwier der Boghasköj-Texte, griech. Λευκοσυροι „lykische Syrer") zerfallen; vgl. J. Lewy *Lykier-Syrer und Choriter-Syrer* ZfAssyr. NF 1 (1924) S. 144ff.

Neben den nationalassyr. Namen gemeinakkad. bzw. subarischer (ḫoritischer) Bildung stehen schließlich noch solche einer weiteren, im einzelnen noch undurchsichtigeren Gruppe, die, z. T. vielleicht ebenfalls subarischen Ursprungs, bald — wie Ḫaruḫur — auffällige Berührungen mit unsem. Hebräernamen im AT aufweisen, bald — wie Dudḫalija oder Nakilijet, Variante Nakilijat — in den hettitischen Keilschrifttexten aus Boghasköj wiederkehren.

§ 4. Die Verfasser der „kappad. Tontafeln", die in ihren Rechtsurkunden und genaueren Aufzeichnungen über große geschäftliche Unternehmungen auf der Basis von Gold-, Silber-, Bronze- oder Bleirechnung die w. Ausbreitung einer für Babylonien und Elam ähnlich bezeugten hohen wirtschaftlichen Entwicklung des 3. Jht. v. C. dokumentieren, sind ihrer allg. kulturellen Entwicklung nach nur ein Teilglied eines die kulturfähigen Gebiete fast ganz Vorderasiens umfassenden Kreises, der, durch die allseitige Verwendung der sumer.-akkad. Keilschrift im täglichen Gebrauche am stärksten charakterisiert, mindestens seit der Dyn. von Akkad unter der Bezeichnung „die 4 Weltgegenden" auch wirtschaftlich und politisch als Einheit betrachtet wurde; in den wichtigsten Institutionen des täglichen Lebens und der politischen Organisation gehören sie aber (wie in Sprache, Religion und Volkstum [§ 2 und 3]) zu einem besonderen assyr. Kreis: Das Symbol, angesichts dessen die Gerichtsverhandlungen (§ 6) stattfinden, ist die Waffe des Gottes Assur (s. A-usar). Der Kalender ist der in den Monatsnamen von den sumer. und babyl. verschiedene altassyr. Mondkalender, der in Assur selbst bis ins 12. Jh. gebräuchlich war (ZDMG 74 [1920] S. 216ff. H. Ehelolf und B. Landsberger). Während es gleichzeitiger babyl. Gewohnheit entsprechen würde, das Jahr nach einem äußeren Ereignis zu benennen, datiert man wie später in Assur nach einem oder hier in Kappadokien gelegentlich auch nach zwei Eponymen (*li-mu-um*). Eine kürzere Zeiteinheit, die in analoger Weise nach einem oder zwei Eponymen oder ihren Stellvertretern benannt wird und sehr häufig zur Bestimmung von Zahlungsfristen verwendet wird, die Fünftagewoche (*ḫa-muš-tum*), ist neuerdings auch in einem unveröffentlichten, sehr alten Assurtexte, der auch die orthographischen Merkmale der „kappad. Tafeln" in einzigartigem Umfange teilt, von E. Forrer (laut mündlicher Mitteilung) wiedergefunden worden. S. a. Kalender B.

Die nach alledem durchaus nicht überraschende engste politische Verbundenheit der Assyrer Kappadokiens mit Assyrien findet in den Texten selbst dadurch unmittelbarsten Ausdruck, daß eine als „die Stadt" (*a-lum*, meist im Genetiv *a-lim*^{ki}) bezeichnete Hauptstadt, die wie in Handel und Verkehr so besonders in der Verwaltung und im Gerichtswesen eine hervorragende Rolle spielt, nur Assur sein kann, zumal mit jener Bezeichnung die aus Assyrien bekannte vollere „Stadt des Gottes Assur" (s. Aššûr) gelegentlich wechselt (CCT S. 8 S. Smith; OLZ 26 [1923] S. 537f. J. Lewy). Beamte der „Stadt" wie der *ra-bi-zu-um šá a-lim*^{ki} „Sachwalter der Stadt" oder der *a-lá-ḫi-num šá be-el a-lim*^{ki} („Alaḫḫinu des Herrn der Stadt") werden mehrfach genannt, und dem *ga-ru-um* (§ 5 und 6), dem lokalen Organ, in dem sich Verwaltung und Jurisdiktion der Assyrer Kappadokiens verkörpern, sind die *si-ip-ru šá a-lim*^{ki} („Boten der Stadt") übergeordnet. An „die Stadt" werden Abgaben abgeführt, und an sie wendet man sich um Entscheidungen höchster Instanz: eine mit den Worten *kunukki wa-ak-lim* „Siegel des Großrichters" beginnende gerichtliche Anordnung „der Stadt" trägt denn auch das Siegel des altassyr. Fürsten „Šarrum-kēn, Priesterfürsten des Gottes Aššir, Sohnes des Ikunum, Priesterfürsten des Gottes Aššir."

a b

Kappadokische Tontafeln

Gesiegelte Hüllen von Verpflichtungsscheinen (§ 6) in Konstantinopel. Nach Photographie.

a: Vorderseite (KT 83) b: Rückseite (KT 82)

Babyloniaca 4 (1911) S. 77 A. H. Sayce; ZfAssyr NF 2 (1925) S. 23f. J. Lewy.

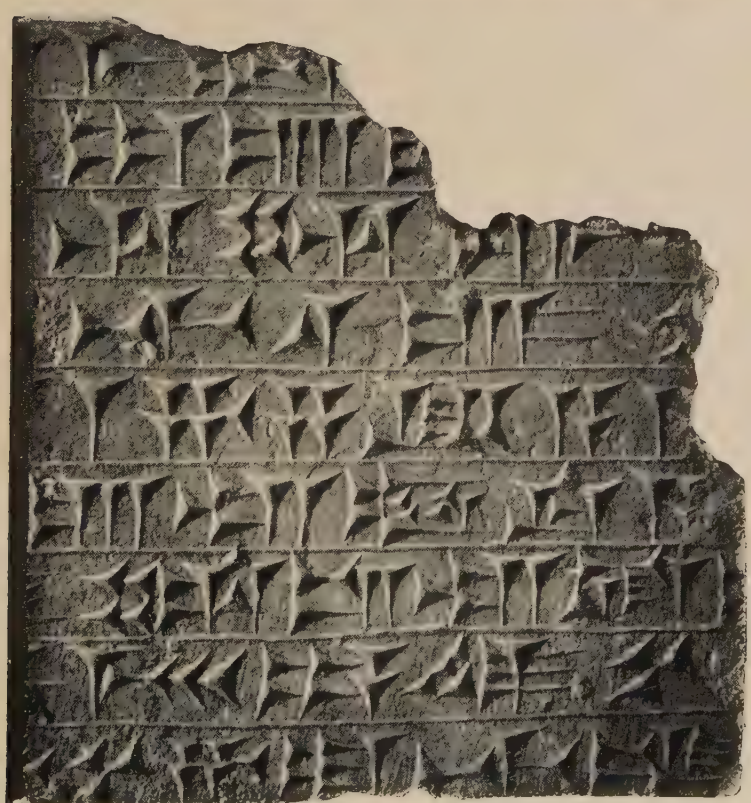
Auch der andere Siegelabdruck, der ähnlich wie dieser die schon erheblich früher (§ 1) aus dem Schriftduktus erschlossene zeitliche Ansetzung der „kappad. Tafeln" durch die Nennung einer anderweitig bekannten Persönlichkeit bestätigt hat, weist mit der Erwähnung eines Beamten des Königs Ibbi-Sin von Ur auf unmittelbare politische Verbindung der Assyrer Kappadokiens mit Assyrien hin; denn die Entsendung dieses Beamten nach Kappadokien entspricht der etwa 6 Menschenalter vor Šarrum-kēn (ca. 2100 v. C.) fallenden Abhängigkeit Assurs von der 3. Dyn. von Ur (§ 1), die abgesehen von anderen Anzeichen mit der ältesten, überhaupt datierbaren Inschrift eines Fürsten von Assur — einer Weihung des Zāriqum für seinen von Ibbi-Sin nur durch die 10 Regierungsjahre Šu-Sins getrennten Oberherrn „Būr-Sin, den Mächtigen, König von Ur, auch König der vier Weltgegenden" — auch unmittelbar belegt ist.

§ 5. Daß die Herrscher von Assur in der späteren Hälfte des 3. und zu Anfang des 2. Jht. bald als unabhängige Fürsten eines freien Assyrien, bald in mehr oder weniger nomineller Abhängigkeit von in Babylonien residierenden „Königen der 4 Weltteile" nicht etwa, wie mehrfach vermutet worden ist, nur über eine vereinzelte kleinas. „Kolonie", die Fundstätte der „kappad. Tafeln", verfügten, sondern über ein Großreich von den Grenzen Babyloniens bis zum Halys geboten, folgerte J. Lewy (OLZ 26 [1923] S. 539ff.) aus dem, was altakkad., sumer., hettit. und assyr. Quellen über die ungefähre Lage eines erheblichen Teiles der in den Rechtsurkunden und Briefen der Assyrer Kappadokiens in großer Anzahl erwähnten Städte erkennen lassen: Von den 25 Orten Kuburnad, Šalaḫšuwa, Šamuḫa, Waḫšalija, Burušḫatum (in Gerichtsakten und Briefadressen anstatt des bloßen Namens: *ga-ru-um Bu-ru-uš-ḫa-tum*), Kaniš (bzw. entsprechend: *ga-ru-um Ga-ni-iš*^{ki}, Hauptort des gleichnamigen „Landes" [= *ma-at Ga-ni-iš*]), Šalatiwar (auch Šaladuwar geschrieben, Sitz assyr. Beamter), Zalpa (*ga-ru-um Za-al-ba*), Wulušna, Timelkija, Kuššara, Waḫšušana (*ga-ru-um Wa-aḫ-šú-šá-na*), Luḫusatija, Taškurija, Mallitama, Harrana (akkadisierte Variante *Ḫa-ra-num*), Burutum, Ḫurama (anscheinend im „Lande" *ma-at Ga-zi-li-ba*), Gatara, Dikurna, Turḫumit (*ga-ru-um KIB-hu-me-id/t* [die Lesung der ersten Silbe als *D/Tur* nach Mitteilung von S. Smith; vgl. a. ZfAssyr. NF 1 [1924] S. 30[4] B. Landsberger]), Eluḫud, Ḫaḫum, Uršu (*ga-ru-um Ur-šú*) und Tabalum sind die ersten 16 bereits jetzt in den hettitischen Texten aus Boghasköj nachweisbar, und zwar sind insbesondere die ersten 9 als Kabburnanta, Šalaḫḫašuwa, Šamuḫa, Waḫšalija, Baršuḫuntaš, Kaniš, Šalatiwar, Zalpa und Ulušna in hettit. Opferlisten und Ritualtexten und z. T. auch durch die Staatsverträge der Ḫattikönige als religiöse Zentren des späteren Großreiches von Boghasköj bezeugt, Timelkija (hettit. Tamalkija) und wieder Zalpa gehören zu den 5 Städten, deren „Mannen" ein hist. Abschnitt der „hettit. Gesetze" als seit alters privilegiert und abgabenfrei bezeichnet, während in Kuššara und wieder Kaniš die bedeutenden kleinas. Zentren wiedergefunden sind, die nach E. Forrer (MDOG 61 [1921] S. 25ff.) später die politischen und kulturellen Ausgangspunkte der regierenden Schicht der Hettiter gewesen sind. Demgemäß liegen diese Orte, wenn nicht sämtlich, so doch zum größten Teil in den Kernprovinzen des „hettitischen" Kleinasien, insbesondere auch in dem Gebiet „vom Taurus bis zum Halys und ö. bis Hocharmenien", welches die hettit. Texte (nach MDOG 61 [1921] S. 20 E. Forrer; vgl. A. Götze *Kleinasien zur Hethiterzeit* [1924] S. 13) mit dem sumer. Ideogramm *KUR. UGU* (d. i. in assyr. Lesung: *mātum ēlitum*) als „Oberland" (vgl. auch klassisches ἄνω Ἀσία für die Länder ö. des Halys) bezeichnen, und durch welches die Assyrer nach Šarrum-kēn (§ 4) noch einmal unter Šamši-Adad I. bis zum „Lande *La-ab-a-an*^{ki} am Ufer des großen Meeres" vorgestoßen sind. In die Nähe des Küstengebietes des Schwarzen Meeres zwischen Thermodon und Harmene, dem nach Skylax von Karyanda der Name Ἀσσυρία zukommt, führt auch das in einem „kappad." Texte unmittelbar neben Kuššara genannte Šamuḫa, das nach den hettit. Quellen von E. Forrer (SB. Preuß. Ak. 53 [1919] S. 1038) zwischen Sebasteia und Nikopolis

lokalisiert wurde. Auf der anderen Seite weist der Ort Eluḫud, der als Eluḫad von den Assyrerkönigen des 13. Jh. als Grenzpunkt ihrer Erfolge im Lande Ḫanigalbat (Mitanni) genannt wird und am Oberlauf des Euphrat in der Nähe des Murad-Ṣu gesucht werden muß, über Mōṣul, den FO einer „kappad. Tafel" (§ 1), hinaus, in das Taurus-Gebiet, dem nach W. J. Chapman (OLZ 16 [1913] S. 255f.) noch die hebr. Tradition des Buches der Jubiläen den Namen „Gebirge Assur" beizulegen scheint. In das zwischen diesen Randländern gelegene Gebiet zwischen Euphrat-Oberlauf und der einstigen Ḫatti-Hauptstadt Boghasköj führt der Name Uršu; denn die dürftigen Notizen einiger „kappad. Tafeln" über große Holzlieferungen zugleich ergänzend, erwähnt bereits Gudea von Lagaš, der älter ist als der König Ibbi-Sin und Šu-Sin der 3. Dyn. von Ur (§ 1 und 4), eine Holz exportierende Stadt Uršu im Gebirge Ibla, einem Gebiete, welches schon ein halbes Jht. vor Šarrum-kēn (§ 4) von Sargon von Akkad unter seinen Eroberungen im „Oberland" (s. o.; schon altakk. *mātum ālitum*) in der Aufzählung „Mari, Iarmuti, Ibla bis zum Zedernwald und dem Silbergebirge" genannt und weiter dadurch bestimmt wird, daß Sargons 3. Nachfolger Narām-Sin laut akkad. Quelle (Rev. d'Assyr. 10 [1913] S. 101) nach Arman und Ibla vorstößt und laut hettitischer Quelle (bei E. Forrer *Die Boghazköi-Texte in Umschrift* II [1922] S. 2) gegen eine große Koalition zu kämpfen hat, der u. a. die Könige der Städte Ḫatti, Kaniš, Arman, *Ku-ur-šá-ú-ra* (d. i. Garsaura, Archelais) und des Zedern-Gebirges angehören. Ähnlich darf auch Ḫaḫum der „kappad. Tafeln" mit einem Gudea Goldstaub liefernden Gebirge Ḫaḫum identifiziert und hier lokalisiert werden; denn für die späteren Assyrer ist bezeugt, daß sie Edelmetalle aus dem Südostkappadokien umfassenden Lande Tabal bezogen (OLZ 15 [1912] S. 145ff. B. Meissner), und in der Liste der in den „kappad. Tafeln" bisher mit Sicherheit nachweisbaren geographischen Namen (s. o.) fehlt auch dieses nicht.

Der mit solchen geographischen Zusammenhängen an die Hand gegebenen Annahme eines altassyr. Staates „von Assur am Tigris über den Taurus bis zum Halys" (so schon E. Meyer *G. d. A.*³ I 2 [1913] S. 612 noch vor der Publikation des weitaus größten Teiles der jetzt veröffentlichten „kappad. Tafeln") ist freilich (ZfAssyr. NF 1 [1924] S. 223ff. B. Landsberger) entgegengehalten worden, daß ein solches Großreich zur Zeit der Abhängigkeit Assyriens von der 3. Dyn. von Ur (§§ 1 und 4) undenkbar sei, und daß die Assyrer Kappadokiens — durchweg Kaufleute und vermutlich unter dem Schutze einheimischer (kleinas.) Fürsten stehend — hinsichtlich ihrer politischen Organisation dadurch als exponierte Teile des *ālum* (d. i. der Stadt Assur, § 4) gekennzeichnet seien, oder daß ihre Wohnsitze *ga-ru-um* „Kolonie" gewesen wären. Diese Einwände werden zwar bereits dadurch hinfällig, daß schon Ilušumma von Assur, der Urgroßvater und 3. Vorgänger des Šarrum-kēn (§ 3) nach dem Zeugnis einer babyl. Chronik (L. W. King *Chronicles concerning early Babylonian Kings* I [1907] S. 116ff.) bzw. einer eigenen Inschrift aus Assur (Vortrag von E. Forrer auf dem deutschen Orientalistentag zu Leipzig 1921) nicht nur dem ersten König der amoritischen Dyn. von Babylon als unabhängiger Fürst gegenübergestanden hat, sondern auch sogar die politischen Verhältnisse der alten Städte und Herrschersitze in Babylonien, und zwar insbesondere von Akkad, Nippur, Ur und Uruk, neu zu gestalten vermochte, daß ferner *ga-ru-um* nicht „Kolonie" bedeuten kann, da diese Bezeichnung — (nach ZfAssyr. NF 2 [1925] S. 19ff. J. Lewy) = „Rat", Ratsversammlung im Sinne von βουλή, doch vielleicht noch allgemeiner als „(Provinzial)-Regierung" zu fassen — sowohl für Assur selbst als auch ganz besonders für Sippar, Nippur und Babylon bezeugt ist, sowie daß die Einwanderung von Assyrern nach Kappadokien bereits zu Beginn des 3. Jht. oder noch früher erfolgt sein mag, da schon der Fürst der Stadt Burušaḫanda, d. i. Burušḫatum der „kappad. Tafeln", gegen welchen das Epos den König Sargon von Akkad ziehen läßt, den echt akkad. Namen Nūr-Dagan trägt. Aber abgesehen von der weiteren Beobachtung, daß das Gerichtswesen der Assyrer Kappadokiens (§ 4 und 6) ähnlich wie dasjenige des wenig späteren Einheitsstaates Hammurapis organisiert gewesen ist, läßt die Dürftigkeit des

a



b

Karabel

a. Hettitisches Relief (I). Nach Photographie.

Keilschrift

b. Assyr. Steininschrift Sanheribs (700) mit Erwähnung des Königs Hiskija von Juda. Hannover, Kestner-Museum. Nach Photographie.

Materials, vor allem die Einseitigkeit des aus Kappadokien selbst stammenden (§ 1), weitere Feststellungen oder Vermutungen nicht zu. Fragen, die durch das Verhalten des Ilušumma gegenüber den Städten Babyloniens nahegelegt werden, insbesondere auch die Frage, ob die Stadt Assur etwa Hauptort ihr nach Entstehung oder Organisation verwandter, durch Vertrag und Bündnis angeschlossener Städte zwischen Tigris und Schwarzem Meere gewesen ist, bleiben daher noch völlig offen.

§ 6. Die zahlreichen „kappad. Tafeln" juristischen Inhaltes (§ 1; Tf. 59, 60) stellen ein bislang einzigartiges Quellenmaterial dar, dessen Erforschung zur Zeit zwar noch in den Anfängen steht, in Zukunft aber verhältnismäßig genaue Kenntnis vornehmlich des altassyr., aber auch des diesem nahe verwandten babyl. Zivilrechtes der vorhammurapischen Epoche vermitteln wird: Die im Verhältnis zu vereinzelten Erbschaftsauseinandersetzungen, Vermögensübertragungen, Pflegschafts-, Adoptions- oder Dienstverträgen recht häufigen Verpflichtungsscheine, die z. T. den Grund für ihre Ausstellung erkennen lassen, enthalten mehrfach besondere Klauseln, die u. a. eine Korrealobligation begründen oder die Exekutionsbereitschaft des Schuldners vorsehen. Einige Verträge zwischen Eheleuten bzw. zwischen Ehemann und Schwiegervater bezeugen anscheinend auch für die Assyrer Kappadokiens zwei verschiedene Eheformen: die gewöhnliche patriarchalische und jene zweite mit freierer Stellung der Angehörige ihrer Familie bleibenden Frau, welche der Kodex Hammurapis nicht mehr berücksichtigt und daher erst der Fund des sog. altassyr. Rechtsbuches (2. Hälfte des 2. Jht., aus Assur selbst, vgl. § 2) bekanntgemacht hat. S. Ehe D.

Eine verhältnismäßig große Anzahl von Texten, vornehmlich einige besonders wertvolle Protokolle, lehren, daß die Rechtsprechung durch *ga-ru-um* (§ 5), *a-lum* (§ 4) und *si-bu-tum* (Schiedsrichter; wörtlich „Älteste") erfolgt. Nach mündlicher Mitteilung von G. Eißer erinnert der letzteren Bestallung durch den *ga-ru-um* sehr an das röm. Gerichtsverfahren.

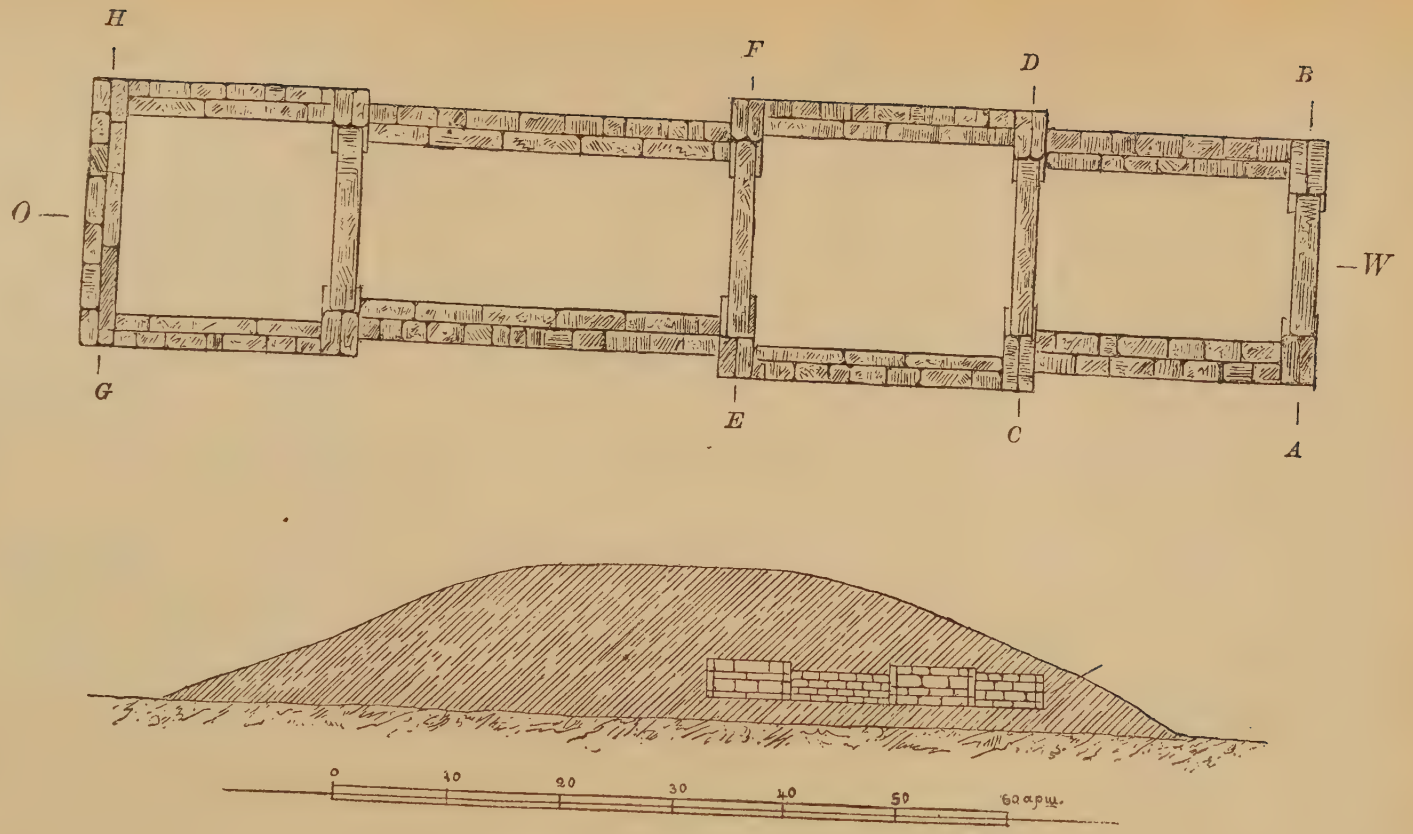
MVAG 26 (1921) 2 S. 9f. P. Koschaker; J. Lewy *Studien zu den altassyr. Texten aus Kappadokien* 1922 S. 48—76; ZfAssyr. NF 1 (1924) S. 28ff. B. Landsberger; OLZ 26 (1923) S. 534—537 J. Lewy; ZfAssyr. NF 2 (1925) S. 139ff. J. Lewy. Julius Lewy

Karabel (Tf. 61a). § 1. Felsrelief (I) eines hettit. Gottes mit Kegelhut, geschultertem Bogen und aufgestützter Lanze in der vorgestreckten Linken, nach rechts gewendet. Das Relief sitzt an einer s. blickenden Felswand in einem Passe im S von Magnesia, s. des Sipylos, in Kleinasien. Die Skulptur ist schon Herodot (II 106) bekannt, der sie dem Sesostris zuschreibt. Sie wurde 1859 von Renouard wieder entdeckt und 1879 von A. H. Sayce aufgenommen. Die Maße der rechtwinkligen Nische des Reliefs sind: 2,30 m H., 1,85 m untere, 1,50 m obere Br. und 0,42 m T. Vor dem Gesicht (rechts) befindet sich eine dreizeilige hettit. Bustrophedon-Inschrift, bisher noch unentziffert. Allem Anschein nach aber gehört das Relief in die Glanzzeit der Hettiter, in das 14. bis 13. Jh. v. C. Ein Gipsabguß ist im Berliner Museum.

§ 2. Ein zweites hettit. Relief (II), von Humann 1875 entdeckt, befindet sich 200 m unterhalb und n. des oben genannten Felsreliefs, im Gegensatz zu ersterem, das aus dem Felskalkstein gearbeitet ist, in einem rötlich-weißen Marmorblock eingemeißelt. Der Block liegt dicht an der alten Straße, während das Felsrelief 30 m höher sitzt. Die Maße des Blockes sind: ca. 2,50 m H., 3,00 m Br. und D. In einer vorn 1,22, hinten 1,55 m br. Nische ist das Relief eingemeißelt, von dem nur die untere Partie, Beine und l. Arm mit der Lanze, erhalten ist, das aber 1874 noch intakt war und dem Relief I geglichen haben soll. Die Relieferhebung ist gegenüber dem nur 0,05 m vortretenden Relief I viel rundplastischer. Umgekehrt ist bei Relief II der untere Teil schmal: 1,18, der obere breit: 1,40 m, während die H. 2,08 m beträgt. Die Maße sind also geringer.

Arch. Ztg. 1 (1843) S. 33ff. Tf. 2, 2 (Paßansicht), Tf. 3 (Karte) H. Kiepert; Arch. Ztg. 33 (1875) S. 50f. (= K II) E. Curtius; Trans. Soc. Bibl. Arch. 7 (1881) S. 266 (= K I), S. 268 (= K II) A. H. Sayce; MVAG 1900, 4 S. 37 Tf. 39 L. Messerschmidt. Eckhard Unger

Karagodeuašch (Tf. 62—64). Skyth. Grabhügel (H.: ca. 10 m; Dm: ca. 64 m) der jüngeren Kuban-Gruppe, 2 km sö. der Station Krymskaja am Ufer des Adagum,



Karagodeuašch

Grundriß der Grabanlage und Querschnitt durch den Hügel. Nach Materialien zur Archäologie Rußlands 13.

Karagodeuašch

Teil eines weiblichen Kopfschmuckes aus Goldblech. L. 20 cm.
Nach Materialien zur Archäologie Rußlands 13.

a

b

Karagodeuašch

a. Randstück eines silbernen Rhytons mit Tierfries. —
b. Stück eines silbernen Rhytons mit Teil einer Adorationsszene. Nach Farmakovskij.

eines l. Nebenflusses der Kuban. Die Grabanlage fand sich in der w. Hälfte des Kurgans, etwa 2,20 m über der Sohle des Hügels. Sie bestand aus 4 in einer Flucht hintereinanderliegenden, viereckigen Räumen (Gesamtlänge ca. 21 m; Tf. 62), die aus Kalksteinquadern aufgebaut waren und wohl eine flache Decke hatten. Je eine Kammer mit Gang für eine Männer- und eine Frauenbestattung sind in der Richtung der Längsachse aneinandergefügt, so daß der erste und dritte Raum die Gänge, der zweite und vierte die Kammern bilden. In der hinteren, zweiten Kammer (Raum IV) lag der tote Skythenfürst. Aus unbekanntem Grunde war die Frau nicht in der ersten Kammer (Raum II), sondern im ersten Gang (Raum I) beigesetzt. Der Raum II war vollständig leer. Im ersten Raum fanden sich die Reste eines Leichenwagens und von Pferden, ebenso Pferdeüberreste in der sog. Galerie, dem Verbindungsraum zwischen der ersten und zweiten Kammer. Mann wie Frau waren überaus reich mit Beigaben ausgestattet und lagen beide in Holzsarkophagen. Die Frau trug auf dem Kopf eine spitze Kappe mit aufgenähten, in getriebener Arbeit verzierten Goldblechen (Tf. 63), am Körper kostbare Ringe und Kolliers, der Mann ebenfalls eine verzierte Mütze und einen goldenen offenen Halsring. Neben ihm lagen ein eiserner Akinakes mit goldenem Griff, ein in Gold gefaßter Wetzstein, 2 Köcher mit Pfeilspitzen und 12 eiserne Speerspitzen. Außerdem hatte er ein ganzes Ensemble von Gefäßen aus Ton und Metall, meist Silber, bei sich, darunter zwei silberne Trinkhörner, das eine mit einer Adorationsszene (Tf. 64). Besonders interessant sind Wandmalereien in der Galerie, bei denen zum erstenmal in Südrußland neben den Ornamentmotiven auch figürliche Darstellungen auftreten. Der Kurgan gehört an das Ende des 4. oder den Anfang des 3. Jh. v. C.

Materialien Arch. Russl. 13 (1894) Lappo-Danilevskij und Malmberg; Rostovcev *Dekor. Malerei* I. M. Ebert

Kara-Öjük s. Hausurne A § 11, Kappadokische Tontafeln, Öjük.

Karavida (Jugoslavien). Name eines Baches, aus dem im Orte Kladari (7 km s. Dônja Dolina) ein kupferzeitl. Depotfund von 4 dreieckigen Flachäxten und einer zweischneidigen Haue mit gekreuzten Schneiden gehoben wurde.

Mitt. Bosnien 11 S. 50ff. Truhelka. G. Wilke

Karawane. S. a. Esel, Handel, Kamel, Wirtschaft. — (Vorderasien) Zu größeren Handelsreisen (s. Handel E) im In- und Auslande wurden auch in Babylonien und Assyrien K. zusammengestellt, die eigene Produkte absetzen, aber auch fremde importieren sollten. Seit den ältesten Zeiten waren gerade die Herrscher die Ausrüster solcher Karawanen. Schon Ur-Nina (ca. 3000 v. C.) berichtet uns, wie er Metalle, Steine und Bauholz zusammengebracht habe, und der berühmte Gudea (ca. 2600 v. C.) unterrichtet uns genau über seine Handelsexpeditionen nach den verschiedensten Ländern. Zur Zeit der Kossäerherrschaft (ca. 1400 v. C.) zogen mit den Überbringern königlicher Handschreiben auch Kaufleute des Königs nach Palästina und Ägypten, und auch in späterer Zeit existierten rege Handelsbeziehungen zwischen Assyrien und Syrien, dem Hettiterlande und Ägypten. Aber das Reisen war immer mit großen Gefahren verknüpft; selbst größere K. von königlichen Kaufleuten waren ihres Lebens nicht sicher (Meissner *Babyl. und Assyr.* I [1920] S. 336ff.).

B. Meissner

Karduniaš. K., geschrieben meist *Kar(a)-^{d}Duniaš* (wohl = „Garten des Gottes Duniaš"), bezeichnete ursprünglich das am *nâr marratu* („Persischen Golf") gelegene sog. „Meerland" (*mât tâmti*), wurde aber mit Unterwerfung Babyloniens unter kassitische Herrschaft Name für Gesamtbabylonien; *šar Karduniaš* „König von K." wird in der kassitischen Königsliteratur und von den Assyrern als Titel des Königs von Babylon verwandt.

Der im Namen enthaltene Gottesname ^{d}*Duniaš* ist kassitisch = akkad. *bêl mâtâti* „Herr der Länder", eine Bezeichnung des Gottes *Ellil*.

F. Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1881 S. 65, 133f.; H. Winckler *Geschichte Babyloniens u. Assyriens* 1892 S. 86; F. Hommel *Grundriß der Geschichte u. Geographie des alten Orients*^{2} 1904 S. 257ff.; M. Streck *Karduniaš* ZfAssyr. 21 (1907) S. 255ff.; J. A. Knudtzon *Die el-Amarna-Tafeln* 1909 S. 1013f.

O. Schroeder

Karelier s. Finno-Ugrier B § 7.

Karelische Gerättypen. § 1. Die frühesten steinzeitl. Gerättypen in Karelien, Finnland, sind die zugeschlagenen und zuweilen auch bestoßenen, spärlich geschliffenen primitiven Äxte und Meißel (Band III Tf. 124b—d; s. Suomusjärwi-Kultur). Solche liegen z. B. aus Wohnplätzen in Kaukola (s. d.) und dem Moorfund von Antrea (s. d.) vor. Aus diesen entwickeln sich die südkarelischen Querbeile und Quermeißel, deren eine Breitseite plan, die andere leicht gewölbt ist, wobei die Schneide dementsprechend geschweift ist (Band III Tf. 124f); eine solche Schneide, die möglicherweise von beinernen Meißeln entlehnt ist, sieht man schon häufig an älteren primitiven Meißeln. Die Schmalseiten sind entweder zu Facetten oder ganz flach geschliffen, wodurch der Typus sich den gewöhnlichen vierseitigen Meißeln nähert. Der Frontalschnitt ist trapezoidförmig mit geschweiften Seiten. Diese im Verein mit typischer Kammkeramik auftretende Form ist im übrigen Finnland beinahe ebenso häufig wie in Südkarelien (Band III Tf. 126f), ebenso in Olonec, und kommt auch in Rußland vor. Ähnliche Gerättypen kennt man auch aus Norwegen (s. Vespestad-Typus) und aus dem Gerätinventar der mitteleurop. bandkeramischen Gruppe (z. B. A. Götze *Gefäßformen und Ornamente d. neol. schnurverzierten Keramik* 1891 S. 5). Der Typus hat sich in Finnland beinahe die ganze StZ hindurch gehalten.

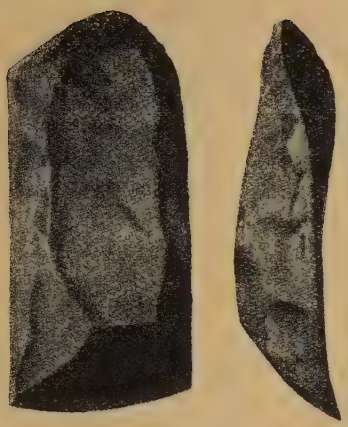
Ailio *Wohnplatzfunde* I 19, 26; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 28, 1 S. 114f. Tf. 3, 1—6 S. Pälsi; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 32, 1 S. 98f. A. Europaeus.

Allg. in den südkarelischen Wohnplätzen, vor allem in Kaukola, sind die flachen Geradbeile aus Gneis (Z. d. Finn. Altert.-Ges. 28, 1 Tf. 1 und 2 S. Pälsi).

§ 2. Ein anderer Teil der K. G. stammt aus Olonec, wo außer flacheren primitiven Geräten auch Steinäxte auftreten, die an Kernäxte und die skand. Lihult- und Nöstved-Typen (s. d.) erinnern (Z. d. Finn. Altert.-Ges. 29, 1 S. 10ff. J. Ailio). Eine weiterentwickelte Form ist das auf der einen Breitseite bestoßene, spitznackige Querbeil vom Ilomantsi-Typus mit segmentförmigem Querschnitt (Band III Tf. 124e), welches sich aus Olonec nach Finnland verbreitet hat (benannt nach dem Kirchspiel Ilomantsi in Nordkarelien, wo vielleicht die schönsten Exemplare des Typus gefunden sind). Dieser Typus kann als Vorläufer der kufenförmigen Hacke (Band III Tf. 124h) betrachtet werden. Der letztere, gewöhnlich sorgfältig geschliffene, in seiner Form variierende Typus ist entweder nur an dem einen oder an beiden Enden mit Schneide versehen. Die jüngsten Exemplare sind krumm (Tf. 65b). Er dürfte bei der Anfertigung von Einbäumen (s. d.) benutzt worden sein. Das eigentl. Verbreitungsgebiet des Typus beschränkt sich auf die Ladoga-Gegend: Olonec und Finn.-Karelien, doch kommt er auch spärlich im übrigen Finnland vor und ist in einzelnen Exemplaren sogar in Ostrußland und Westsibirien angetroffen worden. Die Verwandtschaft der kufenförmigen Hacken mit den zentraleurop. Schuhleistenkeilen (s. d.) ist unverkennbar, und da der letztere Typus auch in Ostpreußen und Estland auftritt, muß ein genetischer Zusammenhang zwischen den beiden Typen bestehen. Die Lebenszeit des Typus in Finnland ist eine beträchtliche; die frühesten Formen entstammen der I. oder II. Per. Mont., in den Ladogakanalfunden (s. Ladoga-Transgression) aus der III. Per. erscheint er in einer bereits weit entwickelten Form; die jüngsten (krummen) Exemplare reichen bis ans Ende der StZ hinab.

Ailio *Wohnplatzfunde* I 23f.; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 25, 2 Karte 1, 2; Finskt Museum 24 (1917) S. 54ff.; 25 (1918) S. 24ff. und Z. d. Finn. Altert.-Ges. 32, 1 S. 93 A. Europaeus.

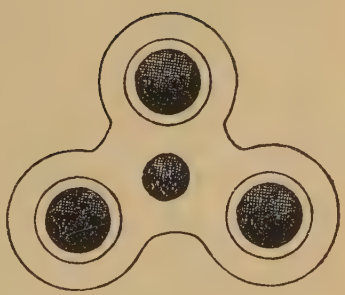
§ 3. Der ostkarelische Meißel (Band III Tf. 124k, 129), auch russ.-karelisch genannt, charakterisiert durch seinen trapezoidförmigen oder dreieckigen Querschnitt, dürfte ebenfalls in Olonec entstanden sein, was u. a. daraus hervorgeht, daß er beinahe immer aus feinem olonetzischem Grünschiefer verfertigt ist. Diese gutgearbeiteten Meißel werden außer in Olonec recht allg. im finn. Karelien gefunden, von wo sie dann auch nach dem übrigen Finnland ausgeführt worden sind. In Skandinavien, vor allem in Norwegen, kommen verwandte Formen vor, die sich selbständig



a

b

c



d

Karelische Gerättypen

a. Krummeißel. Sakkula. $^3/_4$ n. Gr. — b. Kufenförmige Hacke. Olonec. $^1/_4$ n. Gr.

Kernos

c—d. Gefäß von Phylakopi. H. 15 cm. Nach BSA 3 S. 54.

entwickelt haben dürften, obgleich ein genetischer Zusammenhang zwischen den ostkarelischen und den norw. Exemplaren nicht ausgeschlossen ist. In Sibirien taucht der Typus ebenfalls auf. In der Ladoga-Gegend tritt er spätestens schon am Anfang der III. Per. auf, lebt aber bis zum Ausgang der StZ fort.

Ailio *Wohnplatzfunde* I 26f.; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 25, 2 Karte 1, 2 Ailio; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 32, 1 S. 100 A. Europaeus.

§ 4. Der krummrückige Hohlmeißel (Band III Tf. 124g) dürfte ebenfalls aus Olonec herstammen, obgleich er in ganz Finnland sehr häufig ist. Am Nacken ist er meistens spitz, weswegen er von dem Ilomantsi-Typus (s. o.) abstammen dürfte; die Hohlschneide dürfte ursprünglich von Knochenwerkzeugen entliehen sein (vgl. Band I Tf. 37d). Der Typus zeichnet sich im allg. durch gute Arbeit aus. Aus olonetzischem Grünschiefer verfertigte, schöne Stücke haben in ganz Finnland eine große Verbreitung erfahren. Diese Form tritt auch in Nordnorwegen und Sibirien auf. Sie hat sich in Finnland einigermaßen unverändert die ganze StZ hindurch erhalten: in Westfinnland erscheint sie schon auf Wohnplätzen der frühen Suomusjärwi-Kultur (s. d.), anderseits aber auch in den jüngsten Funden der StZ.

Z. d. Finn. Altert.-Ges. 32, 1 S. 100ff. und Finskt Museum 25 (1918) S. 25ff. A. Europaeus.

§ 5. Der Krummeißel dürfte ebenfalls karelischen Ursprungs sein, da dieser Typus, vor allem die frühesten, als Nachbildungen der Feuersteinschaber anzusprechenden Formen (Tf. 65a) in Karelien allg. sind; spätere Formen mit schmaler Rinne (Band III Tf. 124l) kommen in ganz Finnland beinahe regelmäßig unter dem Gerätinventar der Wohnplätze aus der III. und IV. Per. vor. Außerhalb Finnlands ist der Typus nur in einzelnen Exemplaren aus Schweden und Rußland bekannt (Ailio *Wohnplatzfunde* I 27f.; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 28, 1 S. 123ff. S. Pälsi). — Bei der Verfertigung der karelischen Geräte ist das Sägen der Steine allg. zur Anwendung gekommen; dieses von der Knochentechnik auf den Stein übertragene Verfahren hat sich in ganz Finnland eingebürgert, kommt aber am häufigsten in Karelien vor (Ailio *Wohnplatzfunde* I 57f., 80).

Die karelischen Typen haben in großem Umfang die Entwicklung der Steingeräte im übrigen Finnland, vor allem in Zentral- und Nordfinnland beeinflußt (s. Österbottnische Gerättypen).

Aarne Europaeus

Karer. S. a. Altkleinasiatische Sprachen § 19, Griechen B. — Wahrscheinlich als Seevolk nach Südkleinasien eingedrungen, den Lykern verwandt; vielfach als Pelasger aufgefaßt. Die an Zahl geringen Eroberer dürften der nordeurop., hellfarbigen Rasse (*Homo europaeus*; s. d.), die unterworfene Urbevölkerung der vorderas. Rasse (*Homo tauricus*; s. d.) angehört haben.

Fligier *Die Urzeit von Hellas und Italien* Archiv f. Anthr. 13 (1881) S. 438; F. Birkner *Rassen u. Völker der Menschheit* 1912/13 S. 370; C. Schuchardt *Alteuropa* 1919 S. 342. Reche

Karies. K. als fressendes Leiden an Knochen und Zähnen wird schon an den Frühfunden beobachtet. Amerik. Untersucher paläontologischer Tierknochen, wie Roy L. Moodie, fanden kariöse Zerstörungen an Knochen, Kiefer und Zähnen mesozoischer Zeit (vor mehr als 6 Mill. Jahren), Mayer Karies am Kiefer des Höhlenbären. Über tuberkulöse Zerstörung steinzeitl. Wirbel aus Altdeutschland und vom oberen Nil s. Tuberkulose.

Zahnkaries speziell kommt in mäßigem Prozentsatz in England, Frankreich und Deutschland in präh. Zeiten vor, auch in Skandinavien, und wird mit der Annäherung an frühhist. Zeiten allmählich häufiger, wie es scheint. Wenigstens geben die Untersuchungen von Schwerz in der Schweiz höhere Prozentsätze kariöser Zahnzerstörung, als zur StZ Westeuropas bisher festgestellt werden konnten. Ähnliche Ergebnisse brachten die Untersuchungen der Skelette und Mumien aus den Jahrtausenden der Frühgeschichte Nubiens und Ägyptens. In prädynastischer Zeit und unter den frühesten Herrschergeschlechtern war K., namentlich beim niederen Volke, äußerst selten. In den Tagen der Pyramidenerbauer am Ende des 3. und Anfang des 2. Jht. ist sie dagegen an Aristokratenzähnen schon sehr verbreitet. Die Zahnfäule ist die Genossin des Luxus durch alle Jahrhunderte Altägyptens.

a

b

c

Karkamisch

a—c. Reliefs der älteren aramäischen Periode (Hogarth A 13d, B 15b, B 11a). Nach Hogarth-Woolley und Photographie.

a

b

c

Karkamisch

a—c. Reliefs der älteren aramäischen Periode, in späterer Epoche überarbeitet ([a] Hogarth B 2 b).
Nach Photographie.

a

b

c

Karkamisch

a—c. Stierpostament einer Statue und Reliefs der älteren aramäischen Periode (c. in späterer Epoche überarbeitet; [b] Hogarth B 20 a, [c] B 22 b). Nach Photographie.

a

b

c

Karkamisch

a. Rest eines Reliefs [Gott ——≻] der älteren aramäischen Periode (Hogarth B 7 b). — b. Dgl. [Löwenrest ≺——] (Hogarth B 8 a). — c. Reliefreihe der späteren Periode unter Verarbeitung älterer Reliefs [vgl. a—b] (Hogarth B 7 a—b, 8 a). Nach Hogarth und Photographie.

b

a

Karkamisch

a. Relief und Inschrift der späteren Periode (Hogarth B 6—7 a; vgl. Tf. 69 c). —
b. Steatitkopf (Haus D). Nach Hogarth-Woolley.

M. A. Ruffer *Study of Abnormalities and Pathology of ancient egyptian Teeth* Am. Journ. of Phys. Anthrop. 3 (1920) Nr. 3; Studies in Palaeopath. Chicago 1921 S. 291ff.; Schwerz *Üb. Zähne frühhistor. Völker in d. Schweiz* Schweiz. Vierteljahrschr. f. Zahnhlkde. 24 (1914) S. 135ff.; Jones F. Wood *Diseases of the Teeth* Arch. Survey of Nubia R. f. 1907—1908 Vol. II (1910) S. 279—283; Roy L. Moodie *Paleopathology* 1923. Sudhoff

Karistier s. Basken § 3.

Karkamisch (Tf. 66—72). § 1. Stadt am w., r. Ufer des mittl. Euphrat gelegen, beim heutigen Dscherabis, auch Dscherablus genannt, 36°47′ N und 38°2′ ö. Gr., wo die Bagdad-Bahn über den Fluß geht. Der Name der Stadt taucht, den vorhandenen Nachrichten zufolge, erst in der Hammurapizeit (2000 v. C.) als Ka-ar-ka-mi-su-u auf, später z. Z. der Hettiter in Hatti (Boghasköj) Kar-ka-mi-is (1 K Bo 11 Rev. 21, 27; s. a. Mayer-Garstang *Indices of Hittite names* 1924) genannt, um 1300 von Adadnirari I. von Assyrien Ga-ar-ga-mi-is (WVDOG 16 Nr. 65 Z. 4) geschrieben, gewöhnlich aber Kar-ga-miš genannt (Inschrift des Adadnirari I.: WVDOG 16 Nr. 5, 13; ebd. 23 S. 157; des Salmanassar I. ebd. 16 Nr. 13, III, 4; Tukulti-Ninurta I., sein Sohn, schreibt Ḫar-ga-muš: WVDOG 37 Nr. 60 Z. 70). Die gewöhnliche Schreibweise von dieser Zeit an ist Kargamiš oder Gargamiš, einmal auch Kargameš. K. ist das Karkemisch der Bibel und heißt in der LXX Χαρχαμείς oder Καρχαμείς. Im klassischen Altertum kam der Name Europus, Oropus auf, mit dem wohl der heutige zusammenhängt. Inschriftlich ist K. noch nicht identifiziert, aber die Gleichsetzung ist so gut wie sicher, da die Assyrer angeben, daß K. am w. Ufer des Euphrat lag, und zwar „gegenüber von Kar-Salmanassar" (s. d.), dem heutigen Tell Ahmar.

§ 2. George Smith machte 1876 eine Reihe von Skulpturen in K. namhaft. Seine Funde führten zu Schürfungen, die P. Henderson zwischen 1878 und 1881 mit Unterbrechungen dort vornahm, infolgedessen damals eine Anzahl von Skulpturen nach London kamen (MVAG 1900, 4 S. 9ff. Tf. 9f.; 1902, 3 S. 2ff. Tf. 10 L. Messerschmidt; W. Wright *Empire of the Hittites* 1884 S. 143ff.). C. Boscawen war 1880 in K., dgl. die Wolfe-Expedition 1885 (Amer. Journ. Arch. 4 [1888] S. 172f. Tf. 8f.). Gründlichere Grabungen veranstaltete D. G. Hogarth 1908, 1911—13 in der Altstadt von K., vgl. Hogarth-Woolley *Carchemish* I, II; danach die Zitate im folgenden.

§ 3. Die Geschichte von K. ist ziemlich in Dunkel gehüllt. Es war vermutlich eine selbständige Handelsstadt zur Zeit des Hammurapi. Im 15. Jh. geriet K. in die Gewalt des Pharao Thutmoses III., der die Stadt im 8. Jahre erwähnt. Sie ist äg. Vasallin noch unter Amenophis III., wird dann unter hettitischem Einfluß gestanden haben. Ramses II. spricht von K. als Verbündeter des Königs von Ḫatti, und Eni-Teschup wird als Vasall des Dudhalia genannt. Die assyr. Könige erwähnen K. meist als Grenzpunkt der Ausdehnung ihrer Herrschaft in Nordmesopotamien, die sie über die dort wohnenden Aḫlâmê (s. d.) oder Aramäer ausübten, so noch Tiglatpileser I. (1100). Um das Jahr 877 empfing König Assurnassirpal II. den Tribut des Sangara von K., ebenso 857 und 853 Salmanassar III. (Band IV Tf. 72 a), zuletzt noch 827, wenn man nicht zwei verschiedene Sangara I. und II. für diesen langen Zeitraum annehmen will. Fast 100 Jahre blieb K. von Assyrien dann unangetastet, bis um 738 Tiglatpileser III. den König Pisiris von K. bekriegte und Sargon II. im Jahre 717 seiner Herrschaft durch Eroberung von K. ein Ende bereitete, wobei unermeßliche Beute an Edelmetall gemacht wurde. Seitdem war K. assyr. Provinz, und die Statthalter Bêl-emurani 691 und Aḫu-ilai 649 sind als Eponymen bekannt, außerdem ein gewisser Aschur-bêliussur als „rab biti von K." aus der spätesten Zeit des assyr. Reiches. Bei K. fand das letzte Ereignis der assyr. Geschichte, die Schlacht bei K. 605 (?), statt, in der der neubabyl. König Nebukadnezar II. den äg. Pharao Necho und seinen Verbündeten, den König Aschuruballiṭ II. von Assyrien, entscheidend und vernichtend besiegte. In der Folgezeit war K. vermutlich selbständig, wie eigene Denkmäler mit flüchtiger hettit. Ritzschrift zeigen. Nordmesopotamien kam erst um 555 wieder an das neubabyl. Reich des Königs Nabunaid. Römische Denkmäler bezeugen, daß K. auch in dieser Zeit noch bewohnt war.

§ 4. Die Stadt K. war groß und stark befestigt. Die Burg lag auf einem zum Fluß steil abfallenden Felshügel und war von

einer Mauer umgeben. Im W und S schloß sich die Altstadt an, nach außen hin ummauert, und weiterhin die Neustadt, w. davon, von einer dritten Mauer verteidigt. Die Grabungen haben einige Palasträume auf der Burg und in der Altstadt sowie Privathäuser, auch in der Neustadt, freigelegt. Die Stadtanlage ähnelt der assyr., z. B. der von Assur, wo Paläste, Alt- und Neustadt gleichartig liegen, erstere am Rande der Stadt und die Städte eine hinter der anderen. Durch die ausgedehnte Befestigung behauptete K. lange Zeit seine Selbständigkeit. Erst 717 fiel es als letzte Stadt in Nordmesopotamien und Syrien der assyr. Kriegskunst zum Opfer.

§ 5. Die Denkmäler, von denen ca. 30 Inschriften und mehr als 30 Skulpturen, z.T. auch mit Schrift, ausgegraben sind, bestehen aus Basalt oder aus Kalkstein und sind vielfach abwechselnd gesetzt, wie es auch in Gusana (s. d.) der Fall ist. Sie teilen sich in drei Gruppen (hier Tf. 66—70).

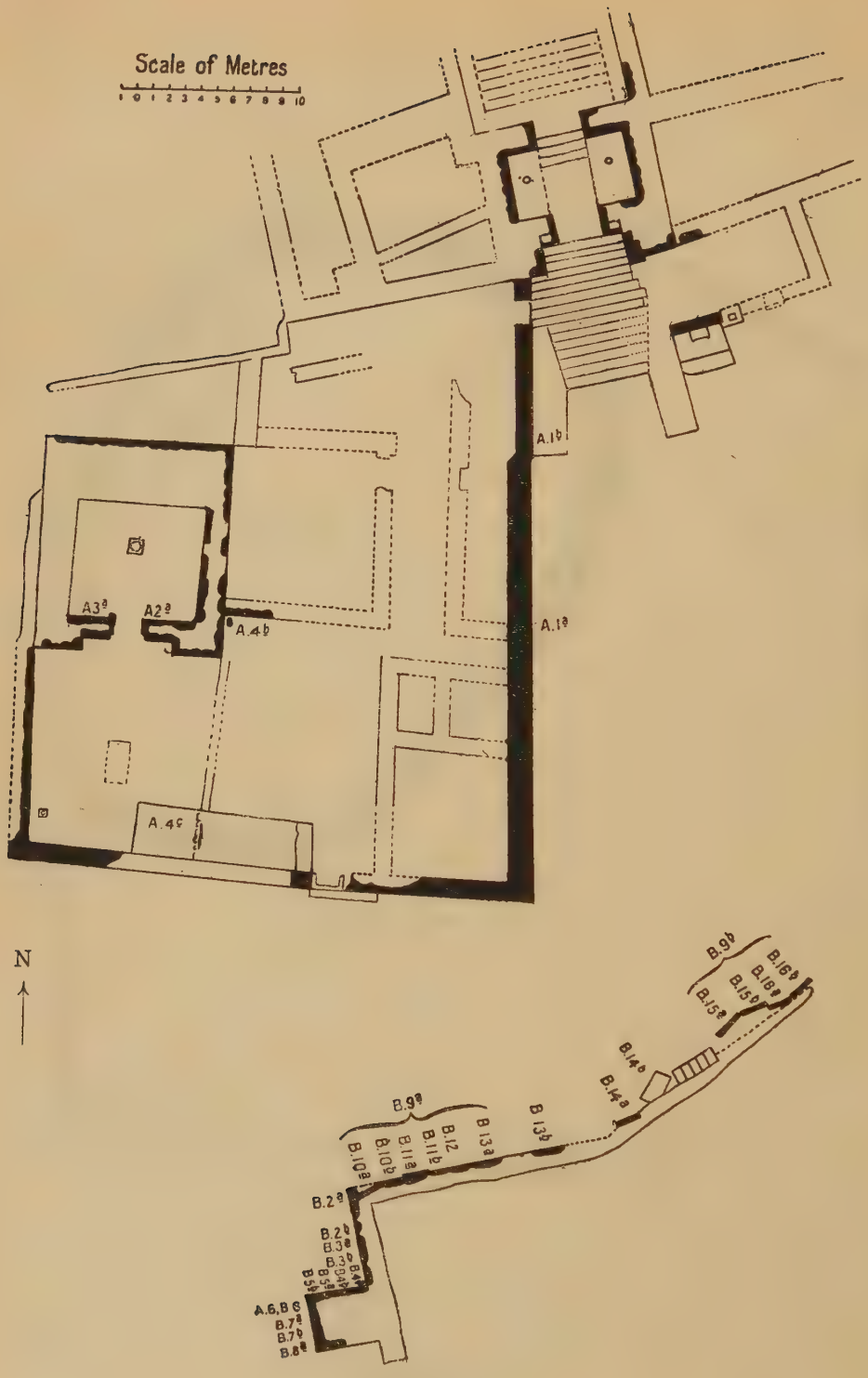
Die älteste Gruppe (B 2—3, 10—25) zeigt die aramäische Kultur, den Typus der bärtigen Männer mit ausrasierten Lippen, Schnabelschuhe bei Menschen und Göttern und bringt ähnliche Typen wie in Gusana, z. B. einen Mann, dem ein antithetisch zweimal dargestellter Mann einen Dolch in den Schädel stößt und das Handgelenk des Besiegten festhält (B 15b); in zwei Stiermenschen (B 14b), den geflügelten Löwen mit behelmtem Menschenkopf und Vogelschwanz (B 14a), Vogelkentaur (Bd. II S. 106 Abb. 32). Die Reliefplatten haben eine außerordentliche Höhe von 1,30 m, die der 2. Gruppe aber nur 1,10 m. Auch die zehn paradierenden Lanzenmänner (B 2—3) gehören in diese Zeit. Ihre aramäischen Bärte sind glatt und kurz, wenn dies nicht eine Umänderung in rasierte Gesichter aus der späteren Zeit ist, als sie für den Palast der damaligen bartlosen, hettit. Bewohner mit verwendet wurden. An den aramäischen Skulpturen, die um 900 angefertigt sein mögen, finden sich auch reliefierte, „hettit." Hieroglyphenschriften. Das Königsrelief aus Basalt (A 13d) zeigt den Herrscher mit langem, gegürteten Chiton und Schwert, in der Linken einen langen Stab. Imposant und wirkungsvoll ist die Kolossalstatue des Donnergottes Hadad, mit Keule und Doppelaxt auf Löwenbasis sitzend, aus Basalt (B 25). Reliefschrift umzieht ornamentartig den unteren Gewandteil als Saum. Beide Denkmäler wurden von der folgenden hettit. (?) Generation (s. § 6) zerschlagen oder umgestürzt. Hierhin gehören noch die Denkmäler A 12a, b; A 13d; A 14a, b; A 15a, b, c; A 16a, b, d; B 18, 29b, 31a, c; Abb. 32, 33 (Bd. II), sämtlich stark zerstört. Das Statuenbruchstück eines bärtigen Herrschers vom Südtor (Rücken und Hinterkopf) ist wohl auch dieser Periode zuzuweisen (B 27a), vermutlich auch der Kalksteinlöwe B 28.

§ 6. Die Reliefinschrift (A 1a) scheint der 2. Gruppe anzugehören und eine Siegesinschrift über die Aramäer der 1. Gruppe darzustellen, deren Hände und drei abgeschlagene Köpfe den Beschluß dieser Inschrift bilden. Die wichtigsten Denkmäler der 2. Gruppe sind die Skulpturen B 4—8, Figuren mit bartlosen Gesichtern, begleitet von langen hettit. Hieroglypheninschriften oder auch kleinen Beischriften. Die Reliefs zeigen den Fürsten mit seinem Sohn (B 7a), sein Gefolge gegenüberstehend (B 4—5). Die Reliefplatten B 7 unten und B 8a haben in der Fußleiste noch Reste der älteren aramäischen Reliefs, einen bärtigen Gott bzw. das Hinterteil mit Schwanz und Hinterbein eines rechtshin schreitenden Löwen erhalten. Dadurch wird die Feindseligkeit und Pietätlosigkeit gegenüber den älteren Reliefs nicht deutlicher dokumentiert werden können. Die Skulpturen dieser jüngeren Gruppe dürften im 8. Jh. entstanden sein. Aus der Bartlosigkeit könnte man schließen, daß hier Hettiter dargestellt sind. Auch Kleidung, Schwerter u. a. sind von der der 1. Gruppe abweichend.

§ 7. Die 3. Gruppe der Denkmäler besteht aus Steinen mit eingeritzten, flüchtig geschriebenen Inschriften, die dem 7.—6. Jh. angehören werden. Es sind folgende Urkunden: A 4a Säulentrommel aus Basalt; A 4b Basaltstele mit geflügelter Sonne in Relief; A 4c Altar mit Zinnenbekrönung in Relief aus Kalkstein; A 5a desgl. aus Basalt; A 5b desgl. aus Kalkstein. Dieser Altar ist in röm. Zeit zerschnitten und in eine schmale Grabstele mit dem bekannten Totenmahl und einer Reiterfigur darunter umgearbeitet worden. Daher hat sich nur

Karkamisch

Grundriß, Zitadelle, Innen- und Außenstadt. Nach Woolley.



Karkamisch

Baureste mit Skulpturen der Inennstadt am Fuß der Zitadelle nw. des „Wassertors“ (vgl. Tf. 71). Nach Hogarth.

ein Teil der Zinnen und der Hieroglyphen-inschrift erhalten. Aus Basalt: Reliefbruchstück (Kopf, A 15d); Stele mit geflügelter Sonne, darüber Halbmond mit Scheibe, darin Kreuz (A 16c); andere Stelenfragmente (A 17b [mit 2 Figuren], A 18a, c, g, h); Löwenrelief (A 18d); Kegel auf Basis (A 18j); Schalenfragment (A 18i); Schale mit Fingerdekoration an der Außenseite in Relief (A 16e), ähnlich der Doleritschale aus Babylon (WVDOG 46 S. 11 Tf. 8a—e W. Andrae; vgl. Archiv f. Keilschriftf. 1 [1923] S. 82 E. Unger). Aus Kalkstein: Statuenbasis vom Südtor (A 13a—c), Rücken und Hinterkopf einer männl. Stele eines Gottes in Ballonhelm (?), kurzem Gewand, Symbol in der Linken (A 17c), Stele A 17d, Schrift mit Rosette (A 18b). — Eine Reihe von Denkmälern mit Ritzschrift wurden in der näheren Umgebung von K. entdeckt, wohin sie verschleppt sein könnten: Königsstele aus Basalt mit geflügelter Sonne (A 17a), ein Inschriftfragment (A 18e); Unterteil des Reliefs eines lebensgroßen Menschen (A 15c), ebenfalls aus Basalt; aus Kalkstein ein Altarbruchstück (A 16f) und ein Inschriftrest (A 18f). Alle diese Urkunden der 3. Gruppe zeigen mit wenigen Ausnahmen (z. B. A 13a, b, c; A 16e) durch ihre flüchtige, unsaubere und liederliche Arbeit das Gepräge einer heruntergekommenen Kultur, die nur notdürftig ihr selbständiges Dasein fristete, wie man es für das 6. Jh. annehmen kann, als Nordmesopotamien nominell zum medischen Reiche gehörte, bis Nabunaid um 555, nach dem Sturze jenes Reiches durch Kyros, das herrenlose Gebiet in Besitz nehmen konnte.

§ 8. An besonders interessanten Einzelfunden seien erwähnt ein bartloser Kopf mit eingesetzten Augen und Vasenfragmente mit Flechtbändern als Umrandung sowie Jagd auf Löwen und Stiere im Relief, alles aus Steatit, im Hause D gefunden (Tf. 22, 28), wohl aus später Zeit (vielleicht Gruppe 2) stammend. Ein Siegelzylinder aus Hämatit aus der Hammurapizeit wurde an der Oberfläche ausgegraben (Tf. 25, b4), könnte also spät dorthin verschleppt sein. Als einzige redende Urkunden wurden ein kleines Tontafelbruchstück (Tf. 25, b5) und eine vollständige Tafel mit assyr. Keilschrift und Sprache entdeckt (Tf. 26a, vgl. S. 135f.), gleichfalls im Hause D. Den Personennamen nach ist diese Geschäftsurkunde den Urkunden von Harrân verwandt, dessen Gott, Bêl Harrân, auch auf einem der zwei Stempelsiegel in Symbolform, Säule mit Halbmond, vorkommt. Die Urkunde gehört etwa in den Anfang des 7. Jh. Der Name des Eponymen ist *^{m}Nabu-(PA)-li^{c}u(DA) am[elu$\check{s}$]a-k[in] alu*? — ? — *lu*. Ob es sich etwa um den gleichnamigen Statthalter von Arba-ilu, der 702 Eponym war, handelt, dürfte nur durch eine Kontrolle des Originals sichergestellt werden können.

D. G. Hogarth-Woolley *Carchemish* I (1914), II (1921; hiernach die Bezeichnung der Denkmäler); Liverpool Annals 2 (1909) S. 165ff. ders.; ders. *Hittite Problems and the excavation of Carchemish* Proc. of the Brit. Academy 5 (13. 12. 1911); OLZ 1921 S. 64 B. Meissner; Journ. Asiat. Soc. 1921 S. 47ff. A. H. Sayce.

Eckhard Unger

Karleby (Westergötland, Schweden). S. a. Nordischer Kreis A § 5b 3. — In einem Ganggrab der Steinkistenzeit (IV. Per.), untersucht von O. Montelius, fanden sich 8 Skelette, die mit Ausnahme eines Exemplars zur nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.) gehören. Dieser eine abweichende Schädel ist ausgesprochen rundköpfig, kurz und sehr breit, das Gesicht ist niedrig und breit. Der Typus gehört in die Verwandtschaft der Borreby-Schädel (s. Borreby-Typus) und ist offenbar ein nach N verschlagener Fremder (Sklave?) der rundköpfigen Rasse (*Homo brachycephalus, var. europaea*; s. d.).

G. Retzius *Crania suecica antiqua* 1900.

Reche

Karlstein (Oberbayern). Am West- und Südrande des Reichenhaller Talkessels sind Siedlungen und Gräber verschiedener vorgesch. Per. festgestellt worden. Aus der BZ sind Wohnstellen und Skelettgräber der älteren Hügelgräberbronzezeit sowie Siedlungen und Brandgräber der spätesten BZ vertreten. Besonders an den Hängen des Karlstein-, St. Pankrazfelsens und des Burgsteins in der Gemeinde Karlstein (BA. Berchtesgaden) liegen die Wohnstätten unregelmäßig verteilt auf natürlichen Stufen oder auf künstlichen Einschnitten in den Berghang. Lehmtennen kennzeichnen die Stellen der Häuser, von denen sich nur ganz

vereinzelt Pfostenlöcher nachweisen lassen. In einer Wohnstätte der spätesten BZ war ein kleiner Depotfund vergraben, bestehend aus einer Lappenaxt, zwei Sicheln, 26 Arm- und Fußringen und Gußkuchenstücken.

Bayr. Beitr. 15 S. 123, 190 F. Weber; Altbayr. Monatsschr. 5 (1905) S. 156ff., 6 (1906) S. 125ff., 8 (1908) S. 49ff. P. Reinecke; *AuhV* 5 S. 394ff. Tf. 68 K. Schumacher; Mainz. Katal. 5 S. 89 Nr. 147; Behrens *Bronzezeit* S. 93, 222. Behrens

Kar-Nabû. Altbabyl. Ort, jetzt Bismaja am r. Ufer des Tigris, 4 Stunden oberhalb von Kut-el-Amara, ein 15 m h. Hügel, den E. J. Banks 1904 untersuchte, wobei Münzfunde, parthische Reste und Ziegel von Nebukadnezar II. (600 v. C.), also aus späterer Zeit, zum Vorschein kamen, sowie andere Ziegel mit dem aramäischen Stempel „Kar-Nabû" nebst einem symbolartigen Beistempel, Mauer mit zwei Türmen. Ein anderes Bismaja s. Adab.

E. J. Banks *Bismaya or the lost city of Adab* 1912 S. 384f. Eckhard Unger

Karren s. Wagen.

Kar-Salmanassar (Tf. 73, 74). § 1. As syr. Stadt am l. Ufer des hier ö. fließenden Euphrat, gegenüber der Mündung des Sadschur gelegen, 36°42′ N und 38°10′ ö. Gr., heute Tell Ahmar, wo G. Hogarth 1908 schürfte. K. war die Hauptstadt des aramäischen Reiches Bit Adini und hieß Til Barsip. Achuni, der letzte Herrscher, war Zeitgenosse des Assurnassirpal II., dem er Tribut leistete. Salmanassar III. eroberte 857/6 Bit Adini und Til Barsip und taufte es in K. um. Um 2600 v. C. hieß K. schon Barsip, von wo Gudea von Lagaš sich Basaltuff holte.

§ 2. Die Stadt hatte eine halbmondförmige Umwallung, 1000 m br. von O—W, 600 m t. von N—S, die gerade Seite am Fluß nur durch diesen geschützt. Die Burg lag im Zentrum, ö. davon das Osttor. Sie ist 15 m h. und 30:15 m im Umfang. Ein zweites Tor war im NW. Die Skulpturen sind aus Basalt, sie teilen sich in vorassyr., d. h. wohl aramäische, und in assyr. Denkmäler.

§ 3. Unter den vorassyr. Skulpturen gibt es ältere, wie es scheint, bodenständige, originell und sauber ausgeführte Reliefs, Stele eines Gottes, auf r. schreitendem Stier stehend, mit hettit. achtzeiliger Inschrift auf der Rückseite (Hogarth Tf. 38—40, 1), vom Nordtore stammend; ferner ein Relief mit stilisierter Palme und seitlich anspringenden Pferdedämonen. Anderer Art sind spätere Reliefs provinziellen Charakters und in flüchtiger Ausführung, von assyr. Kunst beeinflußt: zwei Pagen, geflügelter Genius mit Adlerkopf (Hogarth Tf. 40, 2, 4). Für die Tracht sind die Schnabelschuhe charakteristisch.

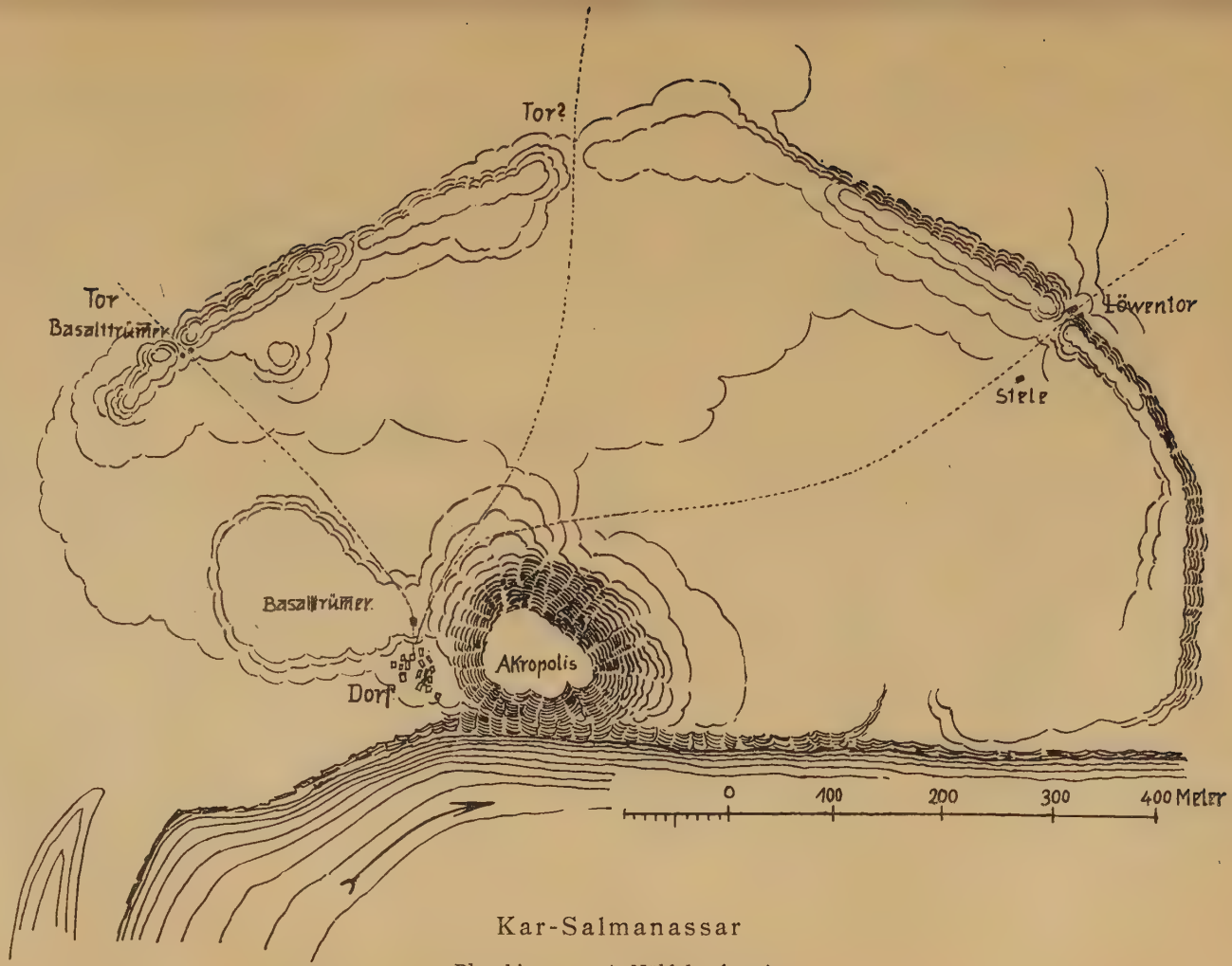
§ 4. Der assyr. Zeit gehören die Skulpturen des Osttores an: Die Denkstele eines assyr. Königs, wohl Salmanassars III., l. gewendet, in drei große Teile zerschlagen. Eine kleinere Stele eines anderen assyr. Königs sowie zwei geflügelte Löwen, die den Toreingang flankierten und eine Keilinschrift Salmanassars tragen, aus der die Örtlichkeit erschlossen wurde (a. a. O. Tf. 36, 4; 37, 1—2). Ein Relief mit zwei auf einem Turm und bei der Stadtmauer stehenden bärtigen Figuren ist anscheinend auch assyr. Ursprungs (vgl. Woolley *Carchemish* II Abb. 58 S. 151). — Plan und Stelenskizze werden A. Nöldeke verdankt.

G. Hogarth *Carchemish and its neighbourhood* Liverpool Annales 2 S. 177f.; ebd. S. 185 L. W. King; Proceed. Soc. Bibl. Arch. 34 (1912) S. 66f. Tf. 5/6 Thompson. Eckhard Unger

Karten, Archäologische s. Archäologische Karten.

Kartstein-Höhlen s. Norddeutschland A § 3.

Kartusche (Königsring). § 1. In den hieroglyphischen Inschriften wird der Name des Königs seit der 1. Dyn. in einen ovalen Ring geschlossen, an dessen Ende ein Strich wie eine Tangente liegt. Dieser Königsring (Cartouche) ist bei den Teilkönigen der vordyn. Zeit nicht nachzuweisen und kommt erst bei den Herrschern über beide (Ober- und Unter-) Ägypten in Gebrauch. Anfangs hat er eine ovale Form und enthält nur wenige Zeichen, später wird er langgestreckt mit parallelen Randlinien. Der Name des Königs wird im Laufe immer umfangreicher, so daß der Ring sich immer mehr in die Länge strecken muß, um alle Schriftzeichen aufzunehmen. Eigentliche Titel stehen jedoch nicht in dem Ringe, wenigstens nicht bei richtiger Schreibung in guter Zeit. Der Sinn des Verfahrens ist offenbar die Abgrenzung des königlichen Namens gegen seine profane Umgebung; er



Kar-Salmanassar

Planskizze von A. Nöldeke (1917).

Kar-Salmanassar

Salmanassar-Stele aus Basalt in 3 Bruchstücken (a—c). $^1/_{15}$ n. Gr. Achuni (a) kniend vor Salmanassar III. (b—c). Bei a und b haben auch die Seitenflächen Reliefs. — d. Wiederherstellung der Stele. Skizzen von A. Nöldeke.

wird durch den Ring als etwas Besonderes herausgehoben.

§ 2. Der Königsring selbst ist Schriftzeichen für das Wort *ran* „Name" und dient bei seiner Schreibung als Deutzeichen (Determinativ). Hier liegt also keine Beziehung zum König vor. Ebensowenig bei einer gelegentl. ornamentalen Verwendung des Königsringes; z. B. wenn man den Gruben auf einem Opferstein, in die das gesprengte Wasser fließen soll, die Form des Königsringes gibt (Hildesheim 1900; *Denkm. des Pelizaeus-Museums* 1921 S. 129 Abb. 50).

§ 3. Der Königsring hat eine Bedeutung für die Entzifferung der Hieroglyphen gehabt. Champollion erkannte nämlich, wie auch schon Vorgänger von ihm, daß in dem dreisprachigen Dekret von Rosette die hieroglyphischen Schriftzeichen in den mehrfach vorkommenden Königsringen den Namen *Ptolemaios* enthalten müßten. Diese Erkenntnis half die ersten Hieroglyphen nach ihrem Lautwert bestimmen.

Roeder

Karveelbau s. Schiffbau.

Käse. A. Europa. K. ist seit der ältesten Zeit der Milchwirtschaft sicher ein haltbares, leicht verwendbares und darum begehrtes Erzeugnis der Herdenwirtschaft gewesen. Schon seit Heer sieht man in gewissen durchlöcherten Gefäßen, die sich in den Pfahlbauten fanden, Geräte, die für die Käsebereitung bestimmt sind; manche ähnliche werden allerdings eher Räuchergefäße, andere für das Getreiderösten bestimmt sein. In Mooren und Pfahlbauten wird man unter günstigen Umständen noch Reste ehemaliger Milch- und Käsevorräte finden können, wenigstens genug für die fachmännische Untersuchung eines Gärungstechnikers. Moritz Heyne (*Nahrungswesen* S. 314f.) meinte, den K. aus Labmilch trotz der Angabe des Cäsar (BG VI 22), nach der die Germ. ganz wesentlich von Käse gelebt hätten, als röm. Kulturgut im N ansehen zu müssen. Für die neuere Auffassung ist das wieder sehr unsicher geworden, da die Milchwirtschaft unter den natürlichen Bedingungen sich in einem viel größeren Gebiet und unter anderen Verhältnissen ausbreitete, als man damals annahm. Jedenfalls ist der sprachliche Zusammenhang von *Quasir* und *Kwas* zu *Käse* früher nicht genug beachtet. Das Labferment sieht m. E. durchaus nicht danach aus, als wenn es irgendwie durch s. Einflüsse zu uns gekommen wäre, zumal sich in Norwegen, wie ich jetzt gegen Fuhse (Hoops *Reall.* III 17) hervorheben möchte, mit dem alten Namen *Ostr* ein Süßkäse verbinden kann. Da auch heute noch K. oft im Sand unter der Erde aufbewahrt und lange Zeit gelagert wird, wäre es möglich, unter besonderen Umständen, wo Brandschutt od. dgl. erhaltend dazutritt, Reste solcher Vorräte noch zu finden. Ed. Hahn

B. Vorderasien. Ob K. den alten Babyloniern bekannt war, ist nicht sicher auszumachen. Jedenfalls wird schon seit der vorsargonischen Zeit (ca. 2900 v. C.) ein Produkt der Milch erwähnt (H. de Genouillac *Tablettes sumér. archaïques* 1909 S. XLI; F. Hrozný *Das Getreide in Babyl.* 1913 S. 177; P. Koschaker und A. Ungnad *Hammurabis Gesetz* VI [1925] Nr. 1780, 1785), das vielleicht den K. bezeichnet. — Für die spätere Zeit vgl. Journal asiatique 1917 S. 373 und Xenophon, Anabasis II 5. B. Meissner

Kaselles. Bezeichnung der kret. Arbeiter für die unterirdischen Steinkisten in den Magazinräumen von Knossos (s. d.), welche die Stelle von Schränken vertreten (MM III—SM I). Die größten sind die sog. Temple Repositories, Behälter für Weihegaben des Palastheiligtums. Einfachere auch in Phaistos. S. Kreta B, Palast B.

Knossos: BSA 6 S. 21ff.; 7 S. 44ff.; 9 S. 28ff., 38ff. — Phaistos: Ausonia 3 (1908) S. 271ff.

G. Karo

Käsloch s. Schweiz A.

Kassemose s. Nordischer Kreis B § 14c.

Kassiteriden s. Großbritannien und Irland B § 16, Zinnbergbau.

Kaššû. § 1. K., „Kassiten", Kossäer (griech. Κοσσαῖοι) ist der Name einer in den w. Gebirgen Irans, dem heutigen Luristan, beheimateten nichtsemitischen Bergbevölkerung. Angestachelt vielleicht durch den von Ḫammurapi 1925 v. C. vertriebenen Rîm-Sin von Larsa, brachen sie zuerst im 9. Jahre Samsu-ilunas (1912—1875 v. C.), also etwa 1903 v. C., in Babylonien ein,

ohne zunächst festen Fuß fassen zu können; nachdem jedoch die Dynastie von Amurrû durch den Hettitereinfall beseitigt war, kam Babylonien unter die Herrschaft einer Kaššû-Dynastie, deren 36 Herrscher von 1746—1171 v. C. regierten. S. Herrscherliste B.

§ 2. Durch die Kassitenherrschaft wurde die Kultur Babyloniens, das sie in Karduniaš (s. d.) umtauften, ungünstig beeinflußt; es ist eine Per. starker Verarmung und Unsicherheit, was sich auch darin zeigt, daß die Zahl der aus kassitischer Zeit stammenden Kunstdenkmäler auffallend gering ist. Über die materiellen Verhältnisse der Zeit (Sippenwirtschaft usw.) geben die mit Göttersymbolen geschmückten sog. „Grenzsteine" (*kudurru*; s. Grenzstein) wichtige Aufschlüsse. Reste der Kaššû-Sprache sind durch ein „kossäisch-assyr. Glossar" sowie in den zahlreichen Personennamen auf uns gekommen. Arische Einflüsse sind im Wortschatz feststellbar, auch wohl in der Religion (der Sonnengott hieß *šuriaš*, vgl. arisches *sûrja* „Sonne").

§ 3. Politisch fühlten sich die Kassitenherrscher als rechtmäßige Beherrscher Babyloniens, betonten aber ihr Volkstum, indem sie neben die alten babyl. Titulaturen „König von Babylon", „König von Sumer und Akkad" als neue *šar Kaššî* „Kg. der Kaššî" und *šar mât Karduniaš* „Kg. von K." setzten. Die Niederlage, welche Êagâmil, der letzte König des „Meerlandes", 1517 gegen Elam erlitt, benutzte Ulamburiaš, der Bruder Kaštiliaš II. (1520—1491 v. C.), zur Erwerbung auch dieses Gebiets; seitdem stand das ganze Babylonien unter kassitischer Herrschaft. In der Amarnazeit bestanden zwischen den Kassitenkönigen Kadašman-Ḫarbe I. (1410—1386 v. C.) und Burnaburiaš II. (1385—1361 v. C.) einerseits und den Pharaonen Amenophis III. (1413—1377 v. C.) und IV. (1377—1361 v. C.) andrerseits freundschaftliche Beziehungen. Briefe Kadašman-Ḫarbes erörtern besonders Heiratsprojekte und Goldforderungen, während Burnaburiaš II. mit Sorge das Aufkommen der assyr. Macht unter Ašur-uballiṭ I. (1380—1341 v. C.) betrachtet und sich beim Pharao darüber beschwert, daß das noch babyl. Oberherrschaft unterstehende Assyrien direkte diplomatische Beziehungen zu Ägypten unterhält. Schon unter Ašur-uballiṭs Nachfolger Enlil-nirari (1340—1326 v. C.) konnte Assyrien die kassitische Oberherrschaft völlig beseitigen; die Niederlage, die Kurigalzu III. (1344—1320 v. C.) bei Sugagi am Tigris erlitt, brachte Assyrien Gebietsgewinn, dem Sieger Enlil-nirari den Titel „Vernichter des Kaššû-Heeres".

§ 4. Die Versuche der Kaššû, Assyrien erneut unter ihre Macht zu beugen, scheiterten. Nazimaruttaš II. (1319—1294 v. C.) verlor mit der Schlacht bei Kâr-Ištar-Aḳarsallu weiteres Gebiet jenseit des Tigris an Adadnirari I. (1310—1281 v. C.). Das kassitische Babylonien geriet mehr und mehr zwangsläufig in Abhängigkeit von der Ḫatti-Politik und bewahrte im Ägypterkonflikt Ḫatti gegenüber freundliche Neutralität. Zu einer aktiven Stellungnahme gegen Assyrien fühlte das kassitische Königtum sich zu schwach, zumal als auch Salmanassar I. (1280—1261 v. C.) einen Sieg über die Truppen des Kaššû-Generals Kadašmanburiaš bei Dûr-Kurigalzu errungen hatte. So blieben die Aufstachlungsversuche des Hettiterkönigs Ḫattušil erfolglos, vornehmlich wohl dank der politischen Einsicht des babyl. Ministers Itti-Marduk-balâṭu.

§ 5. Mit dem Regierungsantritt Tukulti-Nimurtas I. (1261—1232 v. C.) ging Assyrien zur Offensive gegen die Kassiten über: Kaštiliaš III. wurde gefangengenommen, in Babylon ein assyr. Statthalter eingesetzt und nach einem Aufstandsversuche Babylon erstürmt und verwüstet. Die Kassitenherrschaft wurde indes noch einmal gerettet, da Tukulti-Nimurta I. einer Revolution zum Opfer fiel. Der Kampf ging jedoch weiter. Adad-šum-nâṣir und sein assyr. Gegner Enlil-kudur-uṣur fielen 1203 im Zweikampf. Als 1171 infolge eines Elamiteneinfalls die Kaššû-Dynastie ein Ende nahm, folgte ihr die 2. Dyn. von Isin. Die kassitische Herrenschicht wurde vertrieben.

Im Zagros befanden sich noch in spätassyr. Zeit *Kaššû* (vgl. Sanherib Prisma I 63 ff.), in griech. Autoren Κοσσαῖοι genannt.

F. Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1881 S. 124, 128 f.; ders. *Die Sprache der Kossäer* 1884; H. Winckler *Geschichte Babyloniens u. Assyriens* 1892 S. 77 ff.; ders. *Auszug aus der Vorderasiatischen Geschichte* 1905 S. 12 ff.; J. A Knudtzon *Die el-Amarna-Tafeln* 1909 S. 1011 f.

A. T. Clay *Personal Names from cuneiform inscriptions of the Cassite period* 1912; Ed. Meyer *G. d A.*[3] I 2 (1913) §§ 327, 456–461; E. F. Weidner *Studien zur assyr.-babylon. Chronologie* MVAG 20, 4 (1917) S. 47ff.; ders. *Die Könige von Assyrien* MVAG 26, 2 (1921) S. 50ff.; F. X. Steinmetzer *Über den Grundbesitz in Babylonien zur Kassitenzeit* AO 19, 1—2 (1919) S. 3ff.; B. Meissner *Zur Geschichte des Chattireiches* 1917 S. 26f.; ders. *Babylonien u. Assyrien* I (1920) S. 28ff., 127f. O. Schroeder

Kaste. A. Allgemein.

§ 1. Die K. als Ergebnis bestimmter ethnischer Konstellationen. — § 2. Anfänge von Ungleichheiten. — § 3. Hirtenadel (Afrika). — § 4. Schichtung in Verbindung mit Sippenorganisation, geheimen Gesellschaften und Fürstentum (Westafrika). — § 5. Auf Abkunft begründete Schichten, die von fürstlicher Autorität und durch Besitz zersetzt zu werden beginnen (Südsee). — § 6. Feste Verbindung der Schichtung mit der Wirtschaftsorganisation und dem Fürstentum (Amerika). — § 7. Auflösungstendenzen kastenmäßiger Schichten durch individuelle Besitzunterschiede (Europa). — § 9. Kastenmäßige Isolierung infolge großer rasslicher und kultureller Spannung (Indien).

§ 1. Wenn man von K. spricht, so denkt man in erster Linie an die Schichtung der indischen Gesellschaft. Was kann als wesentliches Merkmal einer K. angesehen werden? Vor allem gilt die Binnenheirat innerhalb der K. als bezeichnender Zug (s. Heiratsordnung). Der Abschluß der Gruppe gegen außen in jeder Hinsicht wird weiterhin als charakteristisch betrachtet.

Wenn wir diese begrifflichen Forderungen mit der Wirklichkeit vergleichen, so sieht letztere in ihrer bunten und veränderlichen Mannigfaltigkeit niemals so exakt aus, wie Lehrmeinungen dies verlangen. Selbst die ind. K. sind in der Praxis niemals völlig „wasserdicht" abgeschlossen gewesen. Die theoretischen Gebote von Gesetzen und Vorschriften weichen von dem tatsächlichen Leben auch in diesem Falle nicht unerheblich ab. Der Orient bietet noch zahlreiche andere Beispiele dafür, wie wenig die idealen Forderungen z. B. religiöser Natur mit der Wirklichkeit in Übereinstimmung gebracht werden (vgl. die Vorschriften des Koran in Theorie und Praxis).

Wie kam es indessen zur Bildung von K.? Ein Blick auf die Gestaltungen des politischen und sozialen Lebens im Zustande geringerer Vergesellung klärt uns darüber sofort auf. In den K. lebt die Überlieferung der Heiratsordnungen mit ihrem Halbierungssystem oder ihren totemistischen Gruppierungen als Grundlage der sozialen Ordnung teils als noch lebendige Macht, teils als wirksamer Bestandteil der Geistesverfassung weiter. Stämme mit solchen Überlieferungen wurden oft ohne weiteres in eine größere politische Gemeinschaft aufgenommen (s. § 8).

Die K. knüpft aber an eine innere Schichtung der Gesellschaft an. Diese ist schon durch eine weitgehende Spezialisierung der Großfamilien oder Sippen, insbesondere bei höherer Technik, vorbereitet (s. Handwerk A). Auch vielerlei persönliche Unterschiede (s. Auszeichnung und unten § 2) tragen schon früh in die homogene Gesellschaft Ungleichheiten hinein. Entscheidend für eine Rangstaffelung ist aber erst das Zusammentreffen verschiedener ethnischer Gemeinwesen, solcher nämlich, unter denen sowohl rassliche wie kulturelle Unterschiede in erheblichem Maße vorhanden sind, bei denen man also von einer starken „ethnischen Spannung" reden kann.

In einem solchen Falle kann nicht ohne weiteres eine Beiordnung auftreten, sondern infolge einer stärkeren Begabung, reicherer Kenntnisse oder Fertigkeiten vollzieht sich notwendigerweise, namentlich wenn beide zu ähnlichen Wertungen gelangt sind, eine Schichtung, ein Über und Unter. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Unterordnung vielfach freiwillig entgegengebracht und die andere Gruppe als Führer ohne weiteres anerkannt und angenommen wird. Es ist keineswegs immer nötig, daß sie kriegerisch erzwungen werden muß. Selbst in diesem Falle würde die Gewalt allein niemals imstande sein, auf die Dauer die Überlegenheit der einen Gruppe zu gewährleisten, wenn nicht reichere Kenntnisse, bessere Technik, vielseitigere Einsichten, also geistige Faktoren, die dauernde Anerkennung verbürgen würden. Es ist kein Zufall, daß wir in nahezu allen alten Staaten des Orients, ebensogut wie bei den meisten unter den gestaffelten Gemeinwesen der Naturvölker, als erster K. den Priestern begegnen, nicht den Kriegern.

Die Abneigung gegen Vermischung ist vielfach kulturell bedingt und hängt mit

einer bestimmten Lebensweise, mit Traditionen und Vorurteilen zusammen (vgl. z. B. § 3).

Je mehr eine Schicht ethnisch gebunden bleibt, je mehr sie also ihre Ansichten, Techniken und Überlieferungen bewahrt, sich sowohl geistig wie physisch unvermischt erhält, desto mehr muß sie sich gegen alles Fremde und Neue abschließen. Gerade dies aber bildet ein ständiges Problem.

Mischungen bedeuten nicht allein Änderungen in der Veranlagung, sondern auch neue Gedanken, und vielfach führen sie zu weiterer sippenmäßiger oder doch familialer Spezialisierung. So entstehen neue Schichten, die in traditioneller Weise gewöhnlich im Sinne der herrschenden Gedanken organisiert werden.

Der Abschluß der einzelnen Gruppen gegeneinander erhält sich um so mehr, je größer die rasslichen und kulturellen Unterschiede sind. Darum, weil in Indien verhältnismäßig hochbegabte Einwanderer mit bereits ausgebildeter Technik, vielen Fertigkeiten und Kenntnissen, mit einer damals relativ niedrig stehenden „Urschicht" zusammentrafen, war die ethnische Spannung, und demgemäß das Bestreben, sich von den anderen abzuschließen, so groß, daß sie so nachhaltig wirkte und zu der scharfen Kastensonderung führte.

Da alle Verhältnisse in jedem einzelnen historischen Gemeinwesen anders sind, so ist auch der Ablauf der gesamten Kastenbildung ungleich. Sind die ethnischen Unterschiede von vornherein geringer, so setzt sich die Tendenz zur Mischung unter den nachbarlich siedelnden und durch eine gemeinsame Regierung zusammengehaltenen Gruppen viel schneller durch als im entgegengesetzten Fall. Die K. sind zwar ein starker Hemmungsfaktor gegen rasche Vermischung, indessen können sie, wie das Beispiel von Indien lehrt, die Vermischung im Laufe der Jh. doch nicht völlig aufhalten.

Eine Änderung in der Geistesverfassung, in der Bewertung, stellt eine Macht dar, die auf die soziale Gestaltung wesentlich einzuwirken imstande ist, ohne daß sich etwa die wirtschaftlichen Zustände dabei sehr zu ändern brauchen. Dagegen sind politische Ereignisse oder Änderungen der Technik von größter Bedeutung, wie gerade der Verlauf der Dinge in Indien zeigt. Wir müssen daher für die sozialen Vorgänge, wie sie sich im Kastenwesen niederschlagen, immer die Zusammenhänge mit der ganzen Lebensführung und den herrschenden Gedankengängen in Betracht ziehen.

Für die Abschließung der Schichten mag die Übertragung gewisser Ansichten unter Umständen von nicht zu unterschätzendem Wert gewesen sein, aber im allg. dürften solche fremden Faktoren doch nur sekundär in Betracht kommen. In erster Linie brechen immer die Lebensnotwendigkeiten des Stammes durch oder wenigstens das, was dieser als solche empfindet.

Im folgenden sollen vor allem Gestaltungen vorgeführt werden, die auf dem Wege zur Kastenbildung liegen, um die Kräfte aufzuzeigen, die zu einer Sonderung der einzelnen Gruppen führen. Gleichzeitig sehen wir aber auch andere Kräfte am Werk, die, aus den neuen Verhältnissen heraus, zu einem Teil im Sinne einer Auflösung der Kastenabsonderung wirksam werden. Trotz der individuell bedingten Vorgänge in jedem einzelnen Fall zeigen sich doch unverkennbar gemeinsame Züge, die zweifellos durch eine ähnliche soziale Konstellation bedingt sind.

§ 2. Gesellschaftliche Ungleichheiten machen sich schon innerhalb der Gesellschaften von Jägern und Sammlern geltend. So berichtet z. B. Howitt (S. 185) von dem Dieri-Stamm Südostaustraliens, daß es ein Vorteil für einen Mann ist, möglichst viele Pirrauru-Frauen zu besitzen (s. a. Nebenehe). Denn 1. braucht er sich während der Zeit, in der er über sie verfügen kann, nicht so sehr mit der Jagd anzustrengen, da die Frauen ihn dann mit einem Teil der von ihnen beschafften Nahrung versorgen müssen; 2. verschafft er sich durch gelegentliches Ausleihen der Frauen ein größeres Ansehen unter seinen Stammesgenossen; 3. erhält er für solche Dienste fortlaufend Geschenke von den jüngeren Männern, die zur Zeit über keine Pirrauru-Frauen verfügen, oder denen noch keine zugeteilt worden sind. Auf diesem Wege können einzelne in den Besitz beträchtlicher Mengen von Waffen, Schmucksachen usw.

gelangen, die sie in der Regel wieder an hervorragende Männer, wie Totem- oder Klan-Vorsteher, verschenken, um auch bei diesen ihren Einfluß zu mehren. Diese Frauen werden für den Mann also zu einem Mittel persönlichen Ansehens und gesellschaftlichen Einflusses (s. a. Auszeichnung).

Bei den Ovakuanjana und Ovandonga des sw. Afrika gibt es bevorzugte Geschlechter, deren Auszeichnung hauptsächlich auf ihren Reichtum an Ochsen zurückzuführen ist (Krafft S. 20). Selbst unter den Bergdama-Jägern desselben Landes hat der Besitz an Ziegen eine besondere Schicht herausentwickelt (Vedder S. 3; s. a. Auslese).

§ 3. Bei dem zentralafrik. Bantu-Volk der Bakitara stehen zwei scharf voneinander geschiedene ethnische Gruppen einander gegenüber: eine nomadisierende herrschende Hirtenschicht, die von der Milch ihrer Herden an Kühen lebt, und Feldbauern. Die herrschende Schicht besteht nicht aus Negern, sondern aus mit Negern vermischten Hamiten, welche in früherer Zeit in das Land eingewandert waren, es erobert und die eingeborenen Neger-Klans unter ihre Oberhoheit gebracht hatten (Roscoe S. 6). Ihren Traditionen nach dürften diese Einwanderer zu den Gala-Stämmen gehören. Der Genuß von vegetarischer Speise war diesen Milchtrinkern verboten. Nur im Falle äußersten Zwanges griff ein Mann dazu. Danach mußte er fasten und ein Purgativ einnehmen, bevor er wieder zum Milchtrinken überging. In ähnlicher Weise mußte er sich nach dem Genuß von Rindfleisch verhalten. Man fürchtete sonst, daß der Milchertrag der Kühe dadurch litte. Von dem gleichen Gedanken getragen war auch das Heiratsverbot mit den Feldbauerstämmen des Landes (s. Heiratsordnung). Erst in jüngerer Zeit, seitdem eine gewisse Schlaffheit in der Beobachtung der Milchsitten eingerissen ist und die alten strengen Vorschriften nicht mehr so genau beobachtet werden, kommen auch häufiger Zwischenheiraten vor. Daraus geht hervor, wie die verschiedenen Sitten in einer bestimmten Geistesverfassung wurzeln. — Die Klans, aus denen sich die Hirtenbevölkerung zusammensetzt, waren totemistischer Natur (s. Totemismus B). Sie verehrten Kühe besonderer Farbe oder Gestalt oder Teile von Kühen oder Kühe während einer gewissen Periode oder unter besonderen Umständen, z. B. nachdem sie Salzwasser getrunken, oder während sie trächtig waren, oder nachdem sie ein Kalb geboren hatten usw. Die Angehörigen eines solchen Klans durften die Milch der betreffenden, ihnen heiligen Kuh nicht trinken oder deren Fleisch während dieser Zeit nicht genießen, bis die kritische Zeit vorbei war. Diese Hirten wurden von einem despotischen König beherrscht (s. Despotie, Häuptling, König A). — Die eingeborenen Feldbauern bildeten die Bahera. Sie gehören ethnisch einem niedrigeren Typ als die Einwanderer an und stellen nicht eine einheitliche Schicht dar wie die Hirten, sondern bestehen aus einer großen Zahl von unabhängigen Stämmen, die hauptsächlich Feldbau betreiben. Auch ihre Klans waren totemistisch mit einem exogamen Heiratssystem. Jedoch spielten die Ehen keine große Rolle als Band zwischen den verschiedenen Klans oder Stämmen. — Das Hirtenvolk, das sich über das Land ergoß, vereinigte alle diese zerstreuten Stämme und gestaltete daraus ein Reich unter einem Hirtenkönig. Die Feldbauern waren nicht nomadisch und bewegten sich selten aus ihrem Gau hinaus. Noch heute kann man die einzelnen Stämme unterscheiden, die sowohl im anthropologischen Typus wie in der Sprache verschieden sind. — Das Hirtenvolk betrachtete diese Feldbauern als seine Diener und Knechte, und ein Häuptling hatte viele von diesen, die sein Land bewohnten und für ihn arbeiteten. Sie errichteten Häuser, die viel dauerhafter waren als die der nomadischen Hirten, obgleich nicht so groß und so gut wie die der Häuptlinge. Von den Hirten wurden diese Feldbauern aus keinen anderen Gründen verachtet als wegen der Art ihrer Lebensführung, weil sie nämlich vegetabilische Kost genossen und das Land bebauten. Denn alles andere als die Beschäftigung mit den Kühen war in den Augen der Hirten niedrig und gemein. — Diese Feldbauern sind besonderen Häuptlingen unterstellt und können sich im Gau frei bewegen. Der Gauhäuptling sieht sie gern, denn sie bedeuten für ihn Arbeitskraft und Ver-

mehrung seines Reichtums. Sie helfen am Bau der Häuser und als Hirten der Ziegen und Schafe. Jeder von ihnen zahlt einen jährlichen Tribut (s. d.) an Getreide und Bier. Diese Abgaben wurden von dem Gauhäuptling mit kleinen Gegengeschenken vergolten. Nur das Halten von Kühen war den Bauern verboten. Unter den Bauern befanden sich auch Handwerker. Die im übrigen zweifellos höher begabten Hirten trieben keine Handwerke, weil sie durch ihre Traditionen und Vorurteile zu fest gebunden waren. Die Bauern setzten in ihrem Handwerk (s. d. A) alte Fertigkeiten fort, ohne jedoch naheliegende Verbesserungen zu machen. Daraus ergab sich eine gewisse Starrheit der Gesellschaft. — Vor einigen Generationen führte ein König einen neuen Stand dadurch herbei, daß er diejenigen Bauern, welche besondere Geschicklichkeit gezeigt oder dem König einen außerordentlichen Dienst erwiesen hatten, mit der Freiheit belohnte. Dadurch erhielt der Betreffende das Recht, eine Frau aus der Hirtenschaft zu heiraten. Auf diese Weise trat der Betreffende aus seiner früheren Umgebung heraus und wurde unter seinen eigenen Leuten so angesehen, daß sogar seine Eltern niederknieten, wenn sie zu ihm sprachen. So wurden aber die Sitten der Hirten vielfach durchbrochen, und sogar Pflanzenkost fand unter ihnen Eingang. Die Kinder aus diesen Mischehen konnten sich wieder mit der oberen Schicht verbinden. Außerdem gab es noch Haussklaven (s. Höriger A, Sklave A). Die Gauhäuptlinge wurden durch den König ernannt und aus den Leuten der Hirtenkaste genommen. Nur ganz ausnahmsweise wurden dazu in jüngerer Zeit auch Abkömmlinge aus der Bauernschaft herangezogen. — Es gab zehn große Gauhäuptlinge, von denen ein jeder eine besondere Stadt zur Residenz hatte. Aber man erwartete von ihnen, daß sie am Hofe des Königs lebten. Während sich einer am Hofe aufhielt, hatte er seinen Vertreter im Gau, der dort unterdessen für ihn tätig und Träger seines Titels war. Alles, was dieser im Gau vornahm, war so, als hätte es der Gauhäuptling selbst verrichtet. In diesem Sinne war letzterer für alle Handlungen seines Vertreters verantwortlich. Unter den Gauhäuptlingen standen wieder kleine Ortshäuptlinge. — So sehen wir eine in verschiedene Rangstufen gestaffelte Bevölkerung unter den Bakitara (Roscoe S. 7ff., 52ff.).

Auch in Ostafrika treffen wir ähnliche Verhältnisse an (Czekanowski S. 261ff.; Rehse S. 110ff.; Meyer S. 94; Merker S. 16ff.).

§ 4. Die Tendenz zu einer kastenmäßigen Sonderung, teils auf Grund der Abstammung, teils des Besitzes und teils des Berufs, finden wir auch in Westafrika ausgebildet. Wir müssen das im Zusammenhang mit der gesamten politischen und sozialen Gliederung des Volkes und seiner Geistesverfassung uns vor Augen führen. — Die Kpelle setzen sich aus Groß-Familien und Sippen (Tabu-Gemeinschaft) zusammen, denen der Genuß eines bestimmten Tieres, einer bestimmten Pflanze untersagt oder eine gewisse Handlung verboten ist (s. Meidung, Tabu B, Totemismus B). Die Tabu-Genossen sind einander zu uneingeschränkter Hilfe verpflichtet (Westermann S. 56f.). Der Tabu-Genosse wird stets wie ein naher Verwandter behandelt und genießt beim anderen Gastrecht, Schutz und Beistand. Da die Zahl der Tabu-Tiere und -Pflanzen beschränkt ist, so tritt der Fall ein, daß auch Angehörige zweier verschiedener Stämme oder gar anderer Völker dasselbe Tabu haben. In diesem Falle hält man sich ebenfalls zu dem Verhalten verpflichtet, das ein gleiches Tabu mit sich bringt, denn die Tabu-Genossen betrachten sich stets als von dem gleichen Ahnherrn abstammend. Unter verschiedenen Tabu-Gemeinschaften bestehen manchmal ein traditionelles Freundschaftsverhältnis und Verwandtschaftsbeziehungen. Das Tabu vererbt sich vom Vater auf die Kinder. Doch nehmen diese daneben auch das der Mutter an. Obwohl die Frau bei ihrer Verheiratung ihr eigenes Tabu bewahrt, fügt sie dem manchmal das ihres Mannes hinzu (S. 56f.). — Diese Sippenorganisation ist überlagert von den Beziehungen zu den Geheimbünden (s. Geheime Gesellschaft, Jünglingsweihe). — Die ganze Bevölkerung wiederum zerfällt in drei Stände: in Freie, in Hörige und in Sklaven (s. Höriger A). — Politisch gibt es eine Reihe verschiedener Herrschaftsge-

biete, die je einem Oberhäuptling (*Kalong*) unterstellt sind. Die Zahl dieser Fürstentümer beläuft sich auf ungefähr 50. Jedes derselben umfaßt eine verschieden große Zahl von Dörfern, die auch ihrerseits ganz ungleich groß sind (S. 80ff.). — Die Sippe wird von einem Ältesten geleitet, trägt also durchaus den Charakter der primitivsten Gebilde. Die Einwohnerschaft eines Dorfes setzt sich in der Regel aus den Mitgliedern verschiedener Sippen zusammen, deren jede für sich siedelt. — Gründet eine Sippe ein neues Dorf, so nimmt der Sippenvorsteher die Stellung des Dorfhäuptlings ein, und seine Würde vererbt sich auf die folgenden Häupter der Sippe. Kommt eine weitere Familie hinzu, so unterstellt sie sich ohne weiteres dem regierenden Häuptling. Sind mehrere Sippen da, deren Rang an Alter und Ansehen gleich erscheint, so kann aus ihnen abwechselnd der Häuptling von der Ratsversammlung gewählt werden. Auf die Besetzung des Häuptlingspostens sucht gern der Oberhäuptling Einfluß zu gewinnen, wenngleich es selten ist, daß er einen seiner Söhne oder Verwandten oder sonst eine ihm genehme, aber nicht folgeberechtigte Person in ein solches Amt einsetzt. Möglich ist eine solche Willkür bei jungen oder von Hörigen und Sklaven des Oberhäuptlings gegründeten Niederlassungen, oder wenn der Machthaber ein Kriegskönig, also ein Eroberer, ist. — Eine Sonderstellung nehmen die Schmiede ein, die aus den Vertretern bestimmter Familien stammen (s. Handwerk A), die ihre eigenen Traditionen pflegen (Westermann S. 35f., 197, 207). — Ähnlich liegen die Dinge auch bei den Aschanti und anderen westafrik. Stämmen. Bezüglich Angola vgl. Pechuël-Lösche S. 146ff.

§ 5. Die Bevölkerung von Kusae (mikron. Karolinen-Insel der Südsee) gliedert sich vor allem in zwei soziale Schichten, in den Adel (*lem*) und in das übrige Volk (*met šíšik*). Letzterer Ausdruck bedeutet „geringe Leute". Die kleine Insel Lölö war der Wohnort des Adels, die Hauptinsel Uálang hingegen mit dem übrigen Nebenland galt als Heimat der *met šíšik*. Auf der Hauptinsel nahm der Adel niemals dauernd Aufenthalt. Doch befanden sich auf Lölö auch „geringe Leute". Sie wohnten in den gegenwärtig nicht besiedelten Distrikten Safoirá und Lük, die ungünstig gelegen sind, weil sie vom Hafen weit entfernt sich befinden und am Nord- und Ostabhang eines steilen Berges dort nur schmale Strandstreifen übrigbleiben. — Die Angehörigen einer Totem-Sippe (*šūf*), nämlich der *šūf Níaš*, die von der Marshall-Insel zugewandert sein soll, gehörten ausschließlich den „geringen Leuten" an. Die übrigen Totem-Sippen verteilten sich indessen sowohl auf den Adel wie auf das gemeine Volk. — (Dies deutet darauf hin, daß der eingewanderte Adel sich mit einer in Totem-Gruppen organisierten Bevölkerung vermischte und dabei in Beziehung zu diesen Totem-Gruppen gelangte.) — Früher soll es bei Besuchen von Bewohnern der Hauptinsel auf der Adelsinsel Lölö nicht selten bei Festen zu Streitigkeiten gekommen sein, bei denen die Bewohner der Hauptinsel ihren Totem-Verwandten es absprachen, daß sie sich ihrer Geburt nach höher dünken dürfen als sie selbst. Einzelne Leute der Hauptinsel behaupteten sogar, ihrer Geburt nach über den anderen zu stehen, weil sie von älteren Linien abstammten. Das Prinzip des Altersvorrangs, wie es in den Totem-Gruppen lebendig war, stand in Widerstreit zu dem Prinzip ethnischer Überlegenheit, das die Überschichtung mit dem Adel in die Bevölkerung gebracht hatte. (Die örtliche Trennung ist wohl darauf zurückzuführen, daß Zuwanderer sich auf der kleinen Insel zunächst einmal niedergelassen hatten, und, als sie mit den Bewohnern der Hauptinsel in Beziehung traten, von dort her Dienerschaft bezogen, die in den besonderen Dörfern von Lölö angesiedelt wurde.) — Die Ruinen auf Lölö rühren zweifellos von Bauten her, die zur Sicherung einer verhältnismäßig kleinen Einwandererschar errichtet worden waren. — Der Adel wurde durch die Familien der drei Totem (*šūf*): *Tōn*, *Pénmä* und *Líšnēi* gebildet. Er soll auf Abgeschlossenheit gehalten und prinzipiell Ehen mit Angehörigen des übrigen Volkes vermieden haben. — Wie aus den Totem (*šūf*)-Sagen und anderen Erzählungen hervorgeht, kamen tatsächlich indessen auch Ehen des Adels mit Bewohnern

der Hauptinsel vor. Auch wußte man über diese sagenhaften Beispiele hinaus allg. zu erzählen, daß der Adel in früherer Zeit häufig von der Hauptinsel Frauen raubte, die jedoch nur die Stelle von Nebenfrauen (s. Nebenehe) bekleideten. Die Abkömmlinge aus solchen Vermischungen wurden nicht als reine „*lem*" betrachtet, und man unterließ diesen Kindern gegenüber, wenn der Einfluß des Vaters geschwunden war, die Achtungsbezeugungen, die man sonst im allg. dem Adel entgegenbrachte. Dieser Adel scheint übrigens nie sehr zahlreich gewesen zu sein und ist jetzt nahezu völlig ausgestorben. — Nicht immer ging die Adelseigenschaft wegen einer Heirat mit einer Frau aus dem Volke verloren, manchmal blieb sie trotzdem erhalten. Maßgebend erschien das Vorhandensein eines Staatstitels in der Familie. Die Belehnung mit einem solchen Titel, zumal mit einem hohen, verhalf auch dem nicht standesgemäßen Gatten in den Augen des Volkes zum Adel; umgekehrt hatte das Ausbleiben eines solchen ein soziales Sinken der Familie unter dem Verlust der Adelseigenschaft zur Folge. (Hierin liegt eine besondere Bedeutung des Fürstentumes [s. Häuptling, König A] und der Ansatz zu einem Dienstadel.) Der Adel war ein Geburtsvorrecht, das aber durch Titelverleihung gehoben oder vermindert werden konnte. Titel konnten ursprünglich jedenfalls nur an Adlige verliehen werden; erst in allerjüngster Zeit finden sich Beispiele einer Verleihung auch an die „Gemeinen" (*met šišik*). — In einem Fall war es z. B. der königliche Dank dafür, daß ein Priester zwei Monate lang die Anfertigung von Bananenfasern zu Webezwecken für den König beaufsichtigt hatte. — Sicher wird diese Erscheinung mit Recht auf einen Zerfall des Geburtsadels zurückgeführt. Trotzdem scheint es auch schon in alter Zeit, allerdings nur ganz ausnahmsweise, einem „kleinen Mann" (*met šišik*) möglich gewesen zu sein, die Schranke zwischen Volk und Adel zu durchbrechen und sogar ein Titelhäuptling und damit Adliger schlechthin zu werden. — Zwischen Volk und Adligen herrschte im allg. eine tiefe Kluft, die auch äußerlich z. B. in den Grußformen zum Ausdruck kam. Ein Gemeiner grüßte den Adligen, Mann, Frau oder Kind, bei Begegnung auf dem Wege, indem er mit gebeugtem Oberkörper, die Hände auf die Oberschenkel gestützt, an der Wegseite sich hinstellte und ihn vorübergehen ließ. Er betrat das Gehöft oder Haus eines Adligen nur, nachdem er aufgefordert worden war, und setzte sich dann schnell nieder. Er wartete, bis er in der Unterhaltung angeredet wurde, und diese selbst hatte er leise und zurückhaltend zu führen. Bei der Anrede mit dem Namen mußte er die Achtungsform gebrauchen und sich den Adligen gegenüber in der gehobenen Sprache ausdrücken. — Aus dem Zusammenwohnen der Gemeinen mit den Adligen auf der Insel Lölö ergab sich ein gewisses Abschleifen der Achtungsbezeugungen. So genügte für die Gemeinen von Lölö, daß sie bei Begegnung mit einem Adligen nur den Oberkörper beugten, während die Leute der Hauptinsel auch das Haupt senkten, wenn sie sich zur Seite des Weges niedersetzten. Die gehobene Sprache wurde von den Gemeinen der Hauptinsel auch ihren Standesgenossen gegenüber auf der Adelsinsel Lölö angewendet. Ja, die „kleinen Leute" der Adelsinsel wendeten sogar untereinander die gehobene Sprache in beschränktem Maße an und ahmten darin offenbar den Adel nach, der untereinander in dieser gehobenen Sprache verkehrte und sich mit der Achtungsform des Namens anredete. — Ihre reale Bedeutung erhielten die Staatstitel, die vom König verliehen wurden, ehemals dadurch, daß mit ihnen zugleich die Oberhoheit über eine oder mehrere Landschaften auf der Hauptinsel (Uálang) verbunden war. Jeder der vielen Gaue (*Fäl*) unterstand einem besonderen Titelhäuptling. Dabei war ein Titel nicht mit einer bestimmten Landschaft verbunden, sondern es stand dem König frei, die Landschaften den Titelhäuptlingen nach Belieben zuzuteilen (s. Lehen, König A). Unter den Titelhäuptlingen wurden wieder verschiedene Rangstufen eingehalten. Wie erwähnt, konnten Titelhäuptlinge nur Mitglieder der drei obersten Totem-Sippen (*šūf*) werden, die untereinander auch wieder dem Rang nach gestaffelt waren. Als erste gilt die alte

Königs-Sippe: *Tōn*. In der neueren Geschichte hat jedoch die Sippe *Pênmä* die Mehrzahl der Könige und anderen Würdenträger gestellt. Erst in der jüngsten Vergangenheit gewinnt die letzte der Adelssippen *Lišnēi* an Bedeutung. Zweifellos verlor das Königtum gerade dadurch, daß es an die am wenigsten angesehene Adelssippe überging, selbst auch an Bedeutung. — Das Ansehen der hohen Titelhäuptlinge erstreckte sich auch auf ihre Frauen und andere Angehörige bis hinab auf die kleinsten Kinder. So durfte man den Kopf der letzteren nicht berühren, und daher mußten die Wärterinnen die Säuglinge in besonderer Weise auf dem Arme tragen (s. Kopfjagd). Auch unter dem Adel selbst herrschte ein strenges Zeremoniell: so nahte sich der 18—20jähr. Sohn des Königs *Âoä Nelepáluk* seinem Vater auf allen Vieren (Sarfert S. 351). Schon in den unerwachsenen männlichen Mitgliedern der Familie sah man künftige Titelhäuptlinge, und ein solcher wurde mit dem ehrenden Präfix *Se* angeredet. Auch der Bruder darf den Kopf eines solchen Sprößlings nicht berühren. — Neben den Häuptlingen ersten Ranges gab es auch noch solche zweiten Ranges. Die Titelhäuptlinge lebten auf großem Fuße; sie ließen sich viermal täglich statt zweimal, wie es das Volk tat, den Erdofen herrichten und verschmähten bezeichnenderweise nicht, sich persönlich mit der Kunst der Bereitung gewisser Breiarten (*fāfa*) aus Taro-Knollen, Bananen, Kokosmilch, Brotfrucht usw. zu befassen (S. 365). Sie stillten ihren Durst mit Kokosnüssen oder mit Zuckerrohr statt mit Wasser, veranstalteten Kawa-Gelage, hielten sich mehrere Frauen, führten gelegentlich Wettkämpfe um Ehre und Ansehen, die mit großen Festlichkeiten verbunden waren, verbrachten einige Zeit im Jahre bei ihren Lehensleuten auf der Hauptinsel wie zur Sommerfrische, ergötzten sich an Wettkämpfen, die der König zwischen den einzelnen Landschaften auf Lölö aufführen ließ und legten großes Gewicht auf ihre äußere Erscheinung durch Sauberkeit, Schmuck, Kleidung und gute Formen. Sie unterschieden sich auch durch Helligkeit der Haut von den anderen. Zweifellos hat Lütke recht, der diese Unterschiede auf rassliche Eigenarten zurückführt (Lütke S. 4; vgl. Lesson II 483ff.; Sarfert II 333ff.). — Bezügl. der Karolinen-Insel Yap s. Müller S. 216ff.; zu Nauru s. Hambruch S. 184ff., bes. 187; zu Ponape s. Hahl; bezügl. der Marshall-Inseln s. Erdland S. 99ff.

Die Tonganer (Polynesien, Südsee) wurden in 4 Schichten geteilt: 1. Häuptlinge (*Eki*); 2. landbesitzende Adlige (*Matabole*), deren Leben eng mit dem der Häuptlinge verbunden war, und die als ihre Ratgeber und Beamten funktionierten, sie scheinen die Redner gewesen zu sein; 3. die Landbesitzer (*Mua*), welche die Adligen auf verschiedene Weise unterstützten, und 4. Bauern (*Tua*). In älterer Zeit scheinen keine Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den Häuptlingen und den Adligen bestanden zu haben. Immerhin waren Adlige gelegentlich auch kleine Häuptlinge. — Auf Samoa scheinen die Dinge komplizierter gewesen zu sein. Jedenfalls sehen wir da im allg. das auf Abstammung beruhende Adelssystem, wie schon in dem Artikel „Höriger A“ angedeutet, von anderen Gesichtspunkten mehr und mehr verdunkelt, und zwar teils von dem des Besitzes, teils von durch kriegerische und politische Verschiebungen erworbenen traditionellen Titeln und Machtstellungen (Williamson III 137ff., 170, 396). — Ähnliche Zustände bestanden auf der ganzen polynes. Inselwelt. — Bezügl. Fiji s. Hocart.

§ 6. In Amerika finden wir in den großen Kulturzentren ebenfalls streng abgeschlossene und für sich lebende Schichten, die in manchen Zügen an die indischen K. gemahnen. Der Adelsschicht, in deren Händen auch die Staatsämter und die Verwaltung der Provinzen lag, standen z. B. in Mexiko tributpflichtige Gruppen gegenüber, welche die verschiedensten Dinge, wie Mais, Baumwolle, Kakao, Gewebe, Kleidungsstücke, Honig, Hölzer, Salz, Kopal, Seemuscheln, Kupfer, Schwerter, Schilder, Pfeifenrohre, Bisam-Körner usw., als Abgaben zu entrichten hatten. Das Adelssystem war jedoch auch hier, ähnlich wie z. B. auf Kusae (§ 5), von Titelauszeichnungen, die im Staatsdienst verliehen wurden, sowie auch von persönlichem Reichtum durchzogen (Th. A. Joyce S. 199ff.; vgl. Waitz-Ger-

land; Ehrenreich bez. Kolumbien, Südamerika; ebenso Frazer III 558f.; Krickeberg über die Totonaken). — Bez. der Tlingit-Indianer des NW vgl. Swanton S. 427.

§ 7. Die frühmalaiische Gesellschaft war in sehr verschiedene Schichten geteilt, unter denen verhältnismäßig wenig Berührung stattfand, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß ein Übergang von einer Schicht in die andere möglich war. Vergleichen wir diese Zustände mit den sozialen und politischen Verhältnissen der Naturvölker, so ergibt sich daraus ohne weiteres, wie falsch und unhaltbar die Auffassung ist, welche die frühmalaiischen sozialen und politischen Lebensformen gewissermaßen als „die ursprünglichen" gelten lassen möchte. — Betrachten wir z. B. die altirische Gesellschaft, wie sie nach den *Brehon Laws* erscheint, so treten uns da fünf große Schichten entgegen, nicht unähnlich wie etwa im alten Samoa oder Tonga (s. Häuptling, Höriger A), nämlich; 1. die „Könige" (Fürsten) verschiedener Grade, 2. die Adligen, zu denen auch die Fürsten gerechnet werden, 3. die nichtadligen Freien mit Eigentum, 4. nichtadlige Freie ohne Eigentum oder nur mit geringem Besitz, 5. Unfreie. — Die ersten zwei Schichten sind privilegiert: sie zahlen keinerlei Abgaben an den König. Die Adligen besaßen das Land, das sie entweder durch Unfreie bestellten oder an Pächter weiter vergaben. Auch innerhalb des Adels bestehen wieder Rangunterschiede, und zwar auf Grund des Besitzes, nämlich nach der Größe des Landes und der Zahl der Männer, die einer für den Krieg stellte. — Die dritte Schicht der nichtedlen Freien besaßen wohl Grund und Boden, ihr Reichtum bestand jedoch hauptsächlich in Vieh, weshalb sie „Kuh-Häuptlinge" genannt wurden. Im Gegensatz zur zweiten Schicht zahlten sie Steuern. Auch sie verpachteten Land und Vieh. Hatten sie jedoch nicht genug Land, so pachteten sie solches von den Adligen und ließen darauf ihr Vieh weiden. Sie besaßen ihre eigenen Obrigkeiten und besonderen Häuptlinge. — Die vierte Schicht zahlte ebenfalls Abgaben. Sie stellte die große Zahl von Bauern und verwaltete sich ebenfalls unter eigenen, vom König gestellten Obrigkeiten. — Die unterste Schicht zerfiel wieder in mehrere Gruppen: 1. in Hirten, Arbeiter und kleine Hausbesitzer auf fremden Boden, die zum Stamm gehörig betrachtet wurden, 2. in solche, die nicht zum Stamm gehörig galten, vom König jedoch das Recht erworben hatten, da zu leben, und jederzeit vertrieben werden konnten. Es waren zumeist Flüchtlinge aus anderen Stämmen. Unter diesen wurden abermals zwei Schichten unterschieden: diejenigen, die frei Besitz, besonders an Vieh, erwerben konnten, und tieferstehende, die wie Sklaven zu betrachten sind. Letztere waren vielfach entflohene Verbrecher, sie nahmen eine verachtete Stellung ein und wohnten in besonderen Siedlungen. — Durch Erwerb von Eigentum, insbesondere von Vieh, war es jedoch möglich, die an sich starren Schranken zu durchbrechen und in eine höhere K. aufzusteigen. Neben dieser rangmäßigen Schichtung der Gesellschaft besteht die Gruppierung zu Sippen und Klans fort, zu der eine weitere nach Siedlungen und Stämmen hinzugetreten ist (vgl. P. W. Joyce I 154 ff.). — Bez. der alten dtsch. Zustände vgl. Hübner S. 83 ff.

§ 8. Die ind. K. wurzeln in besonderen historischen Bedingungen. Zu Anfang des 1. vorchristl. Jht. dürfen wir uns die höheren Schichten der von Iran her, vielleicht etwa ein Jht. früher, eingewanderten arischen Inder nicht allzu tief durch Rassenmischung mit den dunklen dravid. Urbewohnern des Landes vermengt vorstellen. Haben sich doch an vielen Orten Brahmanen von reinem oder annähernd reinem Typus erhalten. Ihren Ausgangspunkt hatte die Bewegung zur Ordnung der K. von den *Brahmanen*, den Trägern der alten Kultur, genommen (Oldenberg S. 4). — Was jedoch wesentlich zur weiteren Gliederung der Gesellschaft beigetragen hat, waren die verschiedenen, in Familien gepflegten technischen Fertigkeiten, deren Kenntnis ja stets mit der Gloriole besonderer Kraft umgeben ist, wie wir das in den Artikeln „Familienformen" und „Handwerk A" sahen. — Die Kastenbildung in Indien knüpft an eine grundsätzliche Schichtung der Bevölkerung an, wie wir sie in ähnlicher Weise auch an vielen anderen Orten finden (§ 3, 4 u. 5). So wie z. B. in

Persien besteht die alte arische Gesellschaft der Inder aus Priestern (*Brahmanen*), Kriegern (*Kshatryas*), Händlern (*Vaishyas*) und halbblütigen Knechten und Bauern (*Sudras*). Das Unterscheidungsmerkmal war die Farbe. Dies deutet sofort auf eine rassenmäßige Verschiedenheit, die durch Mischungen im Laufe der Zeit vervielfältigt wurde. Die arischen Stämme hatten sich nach dem Ganges zu bewegt und waren später s. auf der ind. Halbinsel vorgedrungen. Aus dem Zusammenstoß mit einer Bevölkerung, die rasslich und kulturell ganz verschieden war, ergab sich eine Mischung von Rassen, und daraus die Wurzel für die Kastenbildung. Die Verschiedenheiten zwischen dem *Arya-Varna* und den *Dašya-Varna*, zwischen den Hellen und Dunklen, beherrschten bei den Mischungen das Kastensystem, das im Anfang keineswegs so stark war wie später und in der malaiischen Periode des Hindutums seinen Höhepunkt erreichte (Vinogradoff I 229, 324). Aber nicht allein die Farbe war es, sondern es kamen im Laufe der Zeit noch verschiedene andere Unterschiede hinzu, die nun in ähnlicher Weise nach dem gleichen System behandelt wurden. Vor allem sind noch maßgebend, wie schon angedeutet, die Berufe und der Besitz (s. Eigentum A). Später wurden noch andere Absonderungen nach demselben Schema behandelt, und so sehen wir z. B. die abgespaltene Sekte (s. Geheime Gesellschaft) der *Lingayat* oder *Virshaiv* von Bombay und Südindien mit mehr als $2^1/_2$ Millionen Menschen als besondere K. Oder die *Babhans* von Bihar, die als ursprüngliche *Brahmanen* gelten, welche zum Ackerbau übergegangen sind, werden wegen des Wechsels ihres Berufes als besondere K. betrachtet. Ebenso werden fremde Stämme, die den Hinduismus annahmen, wie die Koch in Assam, für sich als eine K. eingereiht. — Diese K. stellen also vielfach ethnische Gruppen dar, denen noch die Einrichtungen und die soziale Organisation von früher her anhaften. Demgemäß finden wir Halbierungen (s. Heiratsordnung) oder Spaltung in verschiedene exogame totemistische Klans (s. Klan; vgl. Rivers S. 498ff.). Dabei wirkt aber die soziale Schichtung und das Rangsystem, welches in der ind. Gesellschaft Wurzel gefaßt hatte, dahin, daß ein allg. „Zug nach oben" Platz griff, während das bestimmte Gedanken- und Wertungssystem der führenden Lehre der Brahmanen entspringt (vgl. Desai). Wenn die Frau auch prinzipiell aus der eigenen Schicht genommen wird, so besteht doch eine starke Tendenz, die Tochter „hinauf"-heiraten zu lassen, ein Umstand, der gerade zur Vermischung der oberen K. beitrug. Während die älteste Zeit, in der die Arier mit verhältnismäßig wenig Frauen nach Indien kamen, der Vermischung nicht abgeneigt war, wurde das in späteren Per. anders. Das ind. Mittelalter stellt die Zeit des starren Kastensystems vor, während heute zersetzende Bestrebungen Boden gewinnen. Wie stark aber trotz allem die ethnisch verankerte Kastengliederung ist, zeigt der Umstand, daß auch andere Religionen in Indien, wie die Jains, ja auch die Mohammedaner und sogar die röm. Katholiken, das Kastensystem in einem gewissen Maße sich zu eigen gemacht haben (Crooke, Risley, Oldenberg, Dahlmann, Bouglé, Gaine).

Ähnliche Abschließungen der Schichten voneinander sehen wir auch in Japan bis zum Regime der neuen Ära, auf den Riukiu-Inseln, z. T. in Tibet usw.

S. a. Adel, Auslese, Auszeichnung, Familienformen, Gau A, Geheime Gesellschaft, Häuptling, Heiratsordnung, Höriger A, Klan, König A, Lehen, Politische Entwicklung, Schichtung, Sippe, Soziale Entwicklung, Totemismus B, Zunft.

Bouglé *Essai sur le régime des castes* 1908; Crooke *The Stability of Caste and Tribal Groups in India* Journ. anthr. inst. 44 (1914) S. 270; Czekanowski *Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet* 1917; Dahlmann *Das altind. Volkstum* 1899; Desai *Brahma, an Account of the Central Doctrine of Hindu Theology as Understood in the East and Misunderstood in the West* The Hibbert Journal 10/8 (1912); Ehrenreich *Anthropol. Studien* 1897; Erdland *Die Marshall-Inseln* Anthropos-Bibl. 2/1 (1914); Frazer *Totemism and Exogamy* 1910; Imperial Gazeteer of India 1 (1907) S. 283 Gaine; Hahl *Mitt. üb. Sitten etc. auf Ponape* Ethnol. Notizblatt 2/2 (1901); Hambruch *Nauru* 1914; Hocart *On the Meaning of the Fijian Word Turanga* Man 13 (1913) Nr. 80; Howitt *Native Tribes of S. E. Australia* 1904; Hübner *Grundz. d. dtsch. Privatrechts* 1913; P. W. Joyce *Ancient Hist. of Ireland* 1903; Th. A. Joyce *Mexican*

Archaeology 1914; Krafft *Die Rechtsverh. d. Ovakuandjama und Ovandonga* Mitt. a. d. dtsch. Schutzgeb. 27 (1914); Krickeberg *Die Totonaken* Baeßler Archiv 7 (1918—22); Lesson *Voyage autour du monde sur la corvette La Coquille* II (1839); Lütke *Voyage autour du monde exécuté par ordre de Sa Maj. Nicolas I. 1826—29* (1835—36); Merker *Die Masai* 1904; Hans Meyer *Die Barundi* 1916; Müller-Wismar *Yap* 1907; Oldenberg *Zur Geschichte des ind. Kastenwesens* ZDMG 51 (1897); ders. *Die Upanishaden* 1923; Pechuël-Lösche *Volkskunde von Loango* 1907; Rehse *Kiziba* 1910; Rivers *The Todas* 1906; Risley *Tribes and Castes of Bengal* 1891; Roscoe *The Bakitara* 1923; Sarfert *Kusae* 1920; Swanton *Social Conditions of the Tlingit Indians* 26. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1908; Vedder *Die Bergdama* 1923; Vinogradoff *Outlines of Histor. Jurisprud.* 1920; Waitz-Gerland *Anthrop. d. Naturvölker* 1864; Westermann *Die Kpelle* 1921; Williamson *The Social and Political Systems of Central Polynesia* 1924.

Thurnwald

B. Ägypten.

§ 1. Krieger. — § 2. Priester. — § 3. Städter, Handwerker und Arbeiter.

§ 1. In der Urzeit hat das äg. Volk gewiß keine berufsmäßigen Krieger gehabt. Die Leute, die wir auf den frühen Skulpturen mit ihren Waffen in den Kampf oder auf die Jagd ziehen sehen, sind im übrigen wahrscheinlich Bauern und Viehzüchter oder Ackerbürger gewesen. Wenn die Bevölkerung zur Verteidigung oder zu einem Raubzug aufgerufen wurde, haben sie ihre Waffen ergriffen, von denen uns aus ihren Gräbern einzelne Beispiele erhalten sind. Wir wissen aber schon aus dem AR, daß der Äg. lieber die heimatliche Scholle beackerte als in den Krieg zog und deshalb gern nub. Söldner in das Heer (s. d. A) einstellte. Im NR wurden Ausländer in steigendem Maße zu den Feldzügen verwendet, die dem äg. Reich seine Kolonien gewannen und erhielten. Libyer und Angehörige der Seevölker, besonders Scherden, erscheinen in geschlossenen Abteilungen auf der Seite der Äg. kämpfend, oft sogar gegen Angehörige ihrer Nachbarvölker. Es gehört zu den greisenhaften Zügen der spätäg. Kultur, daß die Äg. selbst nicht mehr das Übergewicht in ihrem eigenen Heere haben und deshalb Söldnerherrschaften auf sich nehmen, die schließlich dazu führen, daß landfremde Prinzen und Generäle den Thron der Pharaonen besteigen.

§ 2. Wir kennen aus der älteren Zeit zwar Leute, die einen Priestertitel führen, wissen aber nicht, ob sie dieses Amt als Beruf hatten. Auf der anderen Seite sprechen die Urkunden ausführlich von Laien, die für kurze Zeitabschnitte die Tätigkeit von Priestern in den Tempeln ausüben. Sie treten in Gruppen ihren geistlichen Dienst an, übernehmen von ihren Vorgängern das Inventar und legen am Ende ihrer Amtszeit wieder genau Rechnung ab. Die großen Tempel des Landes müssen aber daneben schon in älterer Zeit Berufspriester gehabt haben, durch die die notwendige Stetigkeit in der Verwaltung und Betätigung gewährleistet war. Diese mögen von Anfang an irgendwelche Abzeichen in der Tracht gehabt haben. Seit dem NR erscheinen sie mit rasiertem Schädel, bei der Amtierung z. T. durch ein Fell oder besondere Tracht ausgezeichnet. Ehelosigkeit mag für bestimmte Klassen üblich geworden sein. Je länger desto mehr sonderten sie sich vom Volke ab und lebten hinter den hohen Tempelmauern als eine geschlossene Gruppe, in der die Griechen sehr wohl eine fest organisierte K. sehen konnten. Die Ämter der Priesterschaft sind zuweilen erblich gewesen, auf die Erziehung des Nachwuchses mußte die Organisation nach ihrer ganzen Art besonderen Wert legen. Der Hohepriester ist nicht immer aus der Priesterschaft seines Tempels hervorgegangen, sondern oft wurden Prinzen und hohe Würdenträger mit diesem Amte betraut, das hohe Anforderungen an die Verwaltungsfähigkeit des Inhabers stellte. Innerhalb der Priesterschaft jedes einzelnen Tempels ist die Pflege einer bestimmten kulturellen Aufgabe Tradition gewesen, so in Heliopolis (s. d.) die Sternbeobachtung und Einrichtung des Kalenders, in Memphis (s. d.) die Bildhauerei, in Sais die Heilkunst usw. Überall hat es den Priestern obgelegen, Wissenschaften, Künste und Techniken im allg. zu erhalten und zu fördern. Eine große Zahl der Papyrus in unseren Museen entstammen den Priesterschulen, entweder als endgültige Bibliothekshandschriften oder als Abschriften der Lernenden.

§ 3. Es gibt eine äg. Bezeichnung *anch-en-nut* „Lebender der Stadt", die wir mit „Bürger" zu übersetzen pflegen, aber wir

wissen nichts über die Stellung eines solchen Mannes (der Titel kommt auch bei Frauen vor), und welches seine Pflichten oder Rechte im Gemeinwesen waren. Wenn wir von der großen Menge von Besitzern eines Grabes oder Grabsteines absehen, die sich als Priester, Krieger, Beamte usw. bezeichnen, so bleibt eine kleine Zahl von Leuten übrig, die uns ohne jeden Titel entgegentreten und Denkmäler hinterlassen haben, die den obengenannten nahestehen. In vereinzelten Fällen läßt sich durch Vergleichung der Inschriften erkennen, daß jene titellosen Männer in Wirklichkeit Handwerker waren, sei es freier Art, sei es als Angehörige einer Verwaltung. Jene titellosen Leute stellen die geringen Spuren eines städtischen Mittelstandes dar. Sie werden wohlhabend genug gewesen sein, um ein Haus zu besitzen und ein Leben zu führen, in das wir hier und dort durch Funde in Stadtruinen hineinblicken können. Aber sie waren zu arm, um ein Grab mit umfangreicher Ausstattung und Bildern und Inschriften zu hinterlassen, aus denen wir Näheres über sie erfahren könnten. In geschäftlichen Urkunden begegnen sie uns wieder, wenn sie etwas verkaufen oder vererben oder vermessen wollen, wenn sie Verträge über eine Heirat, über Stiftungen für den Totendienst oder über die Bewirtschaftung von Land schließen. Diese Spuren sind nicht zahlreich, aber sie lassen ahnen, daß hinter ihnen eine große Menge von Menschen steht mit einer reichen Betätigung in wirtschaftlicher Beziehung und mit literarischen und religiösen Neigungen, die uns als volkstümliche Bewegungen aufs höchste fesseln.

Afrikanische Handwerker der Gegenwart: Heinrich Schurtz *Das afrikan. Gewerbe* 1900 T. III; Frobenius und v. Wilm *Atlas Africanus* Bl. 8.

Die geringsten dieser Volkskreise sind die Arbeiter, für die allerdings ein geistiges Leben kaum in Frage kommt, und deren moralische Auffassung sie oft genug vom Mittelstand trennte. Ob sie Sklaven oder Kriegsgefangene gewesen sind oder herabgesunkene Freie — sie waren in Rotten zusammengefaßt und lebten in strenger Zucht. Für ihre Arbeitsleistung erhielten sie Wohnung und Verpflegung, über eine kümmerliche Bekleidung waren nicht viel Worte zu verlieren. Auch die Verpflegung blieb gelegentlich aus und verschwand in den Händen der Beamten oder Vorarbeiter. Dann rotteten sich die Trupps zusammen und drangen bis zu den Vertretern hoher Staatsbehörden vor, um sich ihren Lohn zu fordern. Die Vorarbeiter waren meist imstande, wenigstens die Namen ihrer Leute zu schreiben und knappe Listen über Arbeitszeit und Leistung zu führen. Die Arbeiter selbst sind einzeln oder in Trupps an andere Verwaltungen verliehen worden und wurden dann durch Rundschreiben wiedergesucht, wenn sie nicht rechtzeitig zurückgegeben waren. S. a. Soziale Gliederung.

Erman-Ranke *Äg.* S. 92ff.; Wiedemann *Äg.* S. 69; Wiedemann *Die Kasten in Ägypten* Le Muséon. Löwen 1886. Roeder

Kasten s. Truhe.

Kastenguß s. Bronzeguß A § 11.

Kastrat s. Eunuch.

Katawothren. Neugriech. Bezeichnung für die unterirdischen Klüfte und Höhlen, durch die in abflußlosen binnenländischen Talkesseln das Wasser die umgebenden Kalksteinberge durchbricht. Auf Kreta ist die durch ihren Kult berühmte Höhle von Psychrò im Lasithi-Gebirge eine solche K., die bekanntesten liegen am Kopais-See (s. d.) in Boiotien.

Psychrò: BSA 6 S. 94ff. Hogarth; im allg. *RE* XI (1922) S. 1349ff. Geiger; Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 29 (1894) S. 1ff., 46ff. Philippson. G. Karo

Katze. A. Europa. Die K. spielt in vorgesch. Zeit keine Rolle, wenigstens nicht als Haustier. Wenn sich in den Pfahlbauten usw. Knochenreste einer K. finden, so kann es sich immer nur um die Wildform handeln. Von ihr ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß sie als Jagdtier oder, wenn auch selten, einmal jung gezähmt als Hausgenosse eine gewisse Rolle gespielt haben kann. Ed. Hahn

B. Ägypten. Knochen von K. haben sich in Gräbern der vorgesch. Zeit weder in Ä. noch in Nubien gefunden, auch plastische oder zeichnerische Darstellungen von K. fehlen in Ä. bis in die Zeit des MR (ob das *mafdet* genannte Tier, das in der ältesten Hieroglyphenschrift erscheint [z. B. *Petrie Roy. Tombs* II Tf. 7, 7], eine K. dar-

stellt, ist sehr fraglich), und so steht das „Stück eines Kiefers von *Felis maniculata*", das Miß K. Haddon unter den aus der vorgesch. Siedlung bei Abydos stammenden Tierknochen herausgefunden hat (Peet *Cem. Ab.* II 7), bisher ganz allein.

Trotzdem scheint es nicht ausgeschlossen, daß die K. schon im vorgesch. Ä. heimisch war, wenn sie auch erst spät und dann wohl von den Äg. selbst gezähmt worden sein mag. Dafür spricht m. E. vor allem der Umstand, daß die K. zu den heiligen Tieren des späten Ä. gehört. Sie gilt als das Tier der Delta-Göttin Bastet (s. d.; Band I Tf. 77 a), deren Feste in ihrer Stadt Bubastis Herodot (II) so anschaulich beschreibt. Auch im MR finden sich nur Darstellungen wilder K. (vgl. Klebs *Reliefs MR* S. 55), und erst die Bilder des NR zeigen uns die K. häufig als gezähmtes Tier, sei es, daß sie ihren vornehmen Herrn bei der Vogeljagd im Sumpfdickicht unterstützt (Wreszinski *Atlas* Tf. 423), sei es, daß sie unter dem Stuhl der Herrin sitzt oder von ihr im Arm gehalten wird.

Wiedemann *Äg.* S. 194f.; Erman-Ranke *Äg.* S. 265 u. 276. Ranke

C. Palästina-Syrien. Als Haustier ist die K. bei den Bewohnern von Palästina-Syrien nicht nachweisbar. Im Ursem. fehlt jede Bezeichnung für sie, auch das AT erwähnt sie nicht. Dagegen findet sich im Ursem. für die Wildkatze das Wort *dimmu* (F. Hommel *Die Namen der Säugetiere bei den südsem. Völkern* 1879 S. 314ff.). Diese ist aus Ägypten über Arabien nach Asien eingewandert und kommt im Westjordanlande selten, im O des Flusses häufiger vor (H. B. Tristram *The Fauna and Flora of Palestine* 1884 S. 18: *felis maniculata Rüpp.*). Soweit sich Darstellungen von K. gefunden haben, stammen sie aus Ägypten (z. B. Macalister *Gezer* II 8 Abb. 210: zwei nebeneinander sitzende Tiere aus grüner Fayence; S. 332, III Tf. 210, 14, 78: Amulette). Peter Thomsen

D. Vorderasien s. Haustier E.

Kauf.

§ 1. Voraussetzungen und Grundzüge des K. — § 2. Feste Gegenstandsbeziehungen beim K. — § 3. Traditionelle Formalitäten beim K. — § 4. Haftung. — § 5. Verkehrsschranken. — § 6. Kaufheirat. — § 7. Beschränkung des Eigentums. — § 8. K. beim Markthandel. — § 9. Frühmalaiische Schranken beim K.

§ 1. Der primitive K. der Güter vollzieht sich in der Regel als Tausch (s. Handel F). Juristisch handelt es sich dabei überwiegend um ein Geben und Nehmen, Zug um Zug. Allein man kann auch schon in den primitivsten Formen, wie beim sog. „Depothandel" oder „stummen Handel", von einem „Kreditgeschäft" reden, insofern, als der Geber eine Ware niederlegt in der sicheren Erwartung, daß sein Partner Gleichwertiges nach einem bestimmten Zeitraum am selben Orte zum Abholen bereitlegt (s. Handel F § 8). Insbesonders ist es üblich, wenn die Gegenleistung nicht gleich erfolgt, dem Partner eine Angabe zu entrichten. Diese hat den Zweck, in symbolischer Weise die Bereitwilligkeit zur Gegenleistung auszudrücken und beim Partner beruhigend zu wirken, damit dieser nicht Argwohn schöpft, sondern im Augenblick eine gewisse Genugtuung empfindet und seine Leistung sofort sinnlich und greifbar vergolten findet. Das ist die psychische Wurzel eines solchen „Realvertrags". Man muß sich klarmachen, in welcher Weise der Gedanke der sinnlichen Vergeltung das ganze Leben der Naturvölker durchzieht und daher auch die primitive Wirtschaft und die wirtschaftlichen Beziehungen ergriffen hat. Anderseits kann man aus der Anzahlung die Entstehung von „Verzugszinsen" herleiten, obgleich die ursprüngliche Form der Anzahlung noch keineswegs diese Bedeutung hat.

K. setzt traditionelle Wertträger voraus (s. Geld, Wirtschaft). Diese sind jedoch, wie man sich vergegenwärtigen muß, nicht schon zu einem derartig abstrakten „Geld" geworden wie bei Kulturvölkern. Den primitiven Wertträgern haftet nicht nur der sog. Warencharakter an, sondern auch manche zauberischen Gedankengänge und mitunter die Beschränkung auf Angehörige bestimmter ethnischer Gruppen oder Schichten.

Anderseits sind auch nicht alle Lebensgüter so „verwirtschaftlicht", daß sie ohne weiteres dem K. und Verkauf unterworfen wären (s. Eigentum A, Kommunismus).

Dem K. und Verkauf unterliegen daher hauptsächlich nur bewegliche Gegenstände, und von diesen hauptsächlich solche, die nicht mit dem gesamten Sippen- oder Stammesleben in einem derartigen Zusammenhang stehen, daß die Existenz der Gemeinschaft darauf aufgebaut wäre, wie etwa Herden. Nicht selten muß der Sippenälteste oder Familienvater (s. Familie A, Familienformen) die Zustimmung zu K. oder Verkauf erteilen, wenn bedeutende Gegenstände in Frage kommen.

§ 2. Bei Völkern mit lebhaftem Handel und Verkehr, wie z. B. bei den Ovambo im N von Südwestafrika, hat der K. bestimmte traditionelle Formen ausgebildet. Als vorwiegende Wertmesser und Tauschmittel sind bei dem Stamme der Oukuanjama vor allem Salz und Tabak im Gebrauch. Ersteres wird von den Nachbarstämmen Omdonga und Oukuambi eingeführt, der Tabak vom N her in Form kleiner, runder Ballen. Außer Kleidungsstücken kommen noch Glasperlen verschiedener Art in Betracht. Getreide wird sehr oft gegen Fleisch eingehandelt, und zwar von solchen Leuten, die einen großen Haushalt besitzen und aus ihren Gärten nicht genügende Erträge erzielen. Man veranstaltet dann ein sog. *Ohasida*. Das hierfür bestimmte Tier wird geschlachtet und zerlegt. Da Fleisch stets ein begehrter Artikel ist, fehlt es nicht an Verkäufern. Einer, der sich besonders auf das Geschäft versteht, wird von dem Eigentümer des geschlachteten Tieres mit dem Verkauf des Fleisches betraut. Jeder Käufer erhält ein Stück Fleisch, das der von ihm gebrachten Menge an Getreide in traditioneller Weise entspricht. Das Fell wird zur Herstellung eines Frauenkleides benutzt, aus dem Magen werden Schurzleder verfertigt. Ein jedes dieser Stücke wird mit einer Hacke bezahlt. — Im allgemeinen vollzieht sich der Handel rasch, größere Käufe werden mit Ruhe und Würde abgeschlossen, namentlich wenn es sich um Rindvieh handelt. Dabei werden nicht selten Freunde zugezogen, die dem Käufer behilflich sein sollen, beim Geschäft möglichst gut abzuschneiden. Es sind das Personen, welche juristisch als „Zeugen" verwertet werden können. Ohne Feilschen geht es dabei niemals ab. Die Notlage des Verkäufers oder die Erpichtheit des Käufers werden vom Partner stets nach Möglichkeit ausgenutzt (Tönjes S. 85ff.).

§ 3. Bei den Masai Ostafrikas spuckt der Verkäufer zum Zeichen des Geschäftsabschlusses auf das Objekt. (Das Spucken hat hierbei vermutlich die Bedeutung eines Übergangs der Seelenkraft, wie das in den Artikeln „Idol A 1" und „Gelübde A" in anderem Zusammenhang gezeigt wurde.) Der Austausch erfolgt Zug um Zug; nur vertrauenswürdigen Bekannten gewährt man Kredit. Bei Vieh geht die Gefahr erst am Tage nach dem K., sonst aber sofort auf den Käufer über (Merker S. 205).

§ 4. Bei dem wichtigsten Handelsgegenstand, dem Vieh, leisteten die Herero Südwestafrikas Gewähr für heimliche Mängel. Dies wurde übrigens auch durch Zurückbringen und Schlechtmachen gekaufter Gegenstände gelegentlich in betrügerischer Weise ausgenutzt (Meyer S. 74).

§ 5. Bei dem Handelsvolk Ostafrikas, den Suaheli, ist es Sitte, beim Verkauf oder K. die Hände einander zu reichen und zu sagen: „Das Geschäft ist abgeschlossen, mein Freund", oder: „Es ist gestorben." Vor dem Eingehen eines größeren Geschäftes ist es üblich, eine Angabe zu leisten (Velten S. 291). — Bei den Suaheli kommen schon kompliziertere Geschäfte in Betracht, und zwar auch, ohne daß das Objekt bei dem Abschluß des Kaufvertrages dem Käufer vor Augen ist; so z. B. beim Sklavenkauf. Wird z. B. der Sklave unrichtig geschildert, und erweist er sich als geringwertiger, als nach der Beschreibung anzunehmen war, so ist der Verkauf ungültig. Das gleiche gilt für ein in betrügerischer Absicht geschlossenes Geschäft. Wird z. B. ein Mann zum Verkauf für einen niedrigeren Preis verlockt, als er in einer benachbarten Handelsstadt gilt, indem ihm ein falscher Preis genannt wurde, so kann der Lügner verklagt und der K. für ungültig erklärt werden. Früchte, die noch auf dem Baum sind, wie z. B. Mango, dürfen nicht endgültig verkauft werden. Auch der Preis darf dafür noch nicht festgesetzt werden. Ebensowenig dürfen Feldfrüchte, wie *Kasawa*, verkauft werden, solange sie noch nicht geerntet sind. — Käufer und Verkäufer haben bis zur endgültigen

Annahme des gekauften Gegenstandes eine Frist von drei Tagen, innerhalb derer sie wegen Mängel den K. rückgängig machen können; so insbesonders, wenn z. B. der erworbene Sklave sich als krank herausstellt. Im allgemeinen unterscheidet man den K., der sofort perfekt wird (*Be'i maqt'aâ*), und den K. mit Vorbehalt einer Bemängelung und des Rücktritts innerhalb dreier Tage (*Be'i khiyari*). — Der Verkäufer darf kein Kind sein, muß vollen Verstand besitzen und ein freier Mann und kein Sklave sein. Letzterer darf ohne die Einwilligung seines Herrn weder etwas kaufen noch verkaufen. — Ferner ist es nicht erlaubt, Silber gegen Silber, außer wenn das eine in Geldform erscheint, zu tauschen. Ebenso nicht Hirse gegen Hirse oder geschlachtetes Fleisch gegen rohes Fleisch. Dagegen darf Silber gegen Gold gehandelt werden oder Hirse gegen Reis oder gegen *Kasawa*, da sie verschiedener Art sind und jedes besonderen Wert besitzt (Velten S. 375ff.). — Die Grundzüge dieser Gebräuche stammen zweifellos aus der Welt des Islam.

§ 6. Langwierig sind gewöhnlich die Verhandlungen, die bei Völkern mit entwickelter Wirtschaft sich in Verbindung mit dem sog. Frauenkauf gelegentlich der Heirat (s. d.) abspielen. Bei den Unyamwesi Ostafrikas mußte der Werber erst einmal Baumwollstoffe mitbringen. Dann beginnen zwischen diesem und dem Vater der Braut Verhandlungen über die Höhe des zu entrichtenden Kaufpreises, der zu Emin Paschas Zeit ungefähr 20 Doti Zeug, weißes und buntes, ferner 30 eiserne Hacken und 5 Ziegen betrug; wenn die Braut aber aus angesehener Familie stammte, auch noch in einigen Ochsen und Sklaven bestand. Eine kleine Menge von Baumwollzeugen mußte außerdem an die Sklaven und Hausgenossen des Vaters entrichtet werden. Die Kaufsumme war ungeteilt, nicht in Raten, zu zahlen (Stuhlmann S. 80).

§ 7. Nicht immer erlangt der Käufer mit dem K. ein unbeschränktes Eigentum an der Sache (s. Eigentum A, Kommunismus). Wer bei den abessin. Bogos ein Grundstück verkauft hat, kann dieses zu Lebzeiten des Käufers um den doppelten Verkaufspreis zurücknehmen. Dieses Recht erlischt jedoch beim Tode des Käufers. — Gerät der Verkäufer mit dem Käufer nachträglich über die Ausdehnung des Grundstückes in Streit, so wird ersterer vor Gericht als einziger maßgebender Kenner der Grenzen anerkannt und ist so Zeuge in eigener Sache. — Verkauft der zweite Besitzer das Land an einen Dritten, und entsteht Streit, so beruft sich der zweite Besitzer auf den ersten. — Geraten Nachbarn über die Grenzen eines Grundstücks in Streit, so beruft man sich auf die ältesten Leute der Siedlung. Fehlen Zeugen, so entscheidet der Eid (Munzinger S. 69).

§ 8. Bei den Kaffitscho oder Gonga im n. Nordostafrika erfolgten alle K. und Verkäufe gegen sofortige Bezahlung in Geld, d. h. in Maria-Theresia-Talern, Salzbarren, Perlen oder Garnbündeln. Nur beim Handel mit Lebensmitteln wurden Waren getauscht. K. von Pferden und Maultieren sind nur dann rechtsgültig, wenn sie von dem Marktrichter, bzw. von dem ihm beigegebenen Schreiber, unter Angabe der Farbe und des nach den Zähnen festgestellten Alters des verkauften Tieres in das Marktbuch eingetragen werden. Für den Verkäufer übernimmt hierbei ein Bürge die Haftung für die Richtigkeit seiner Angaben. Dem Käufer wird über den ordnungsmäßigen K. ein Schein ausgestellt, mit dem er sich über den rechtmäßig erworbenen Besitz des Tieres ausweisen kann. Für die erwähnte Eintragung ist vom Verkäufer und vom Käufer eine Gebühr zu entrichten, und zwar gewöhnlich ein Maria-Theresia-Taler. In bezug auf die Mengen, die in den Handel kommen, herrschen ganz bestimmte Traditionen und vielfach auch herkömmliche Preise (Bieber S. 454ff.).

§ 9. Das alte dtsch. Recht kennt ursprünglich den K. nur als Bargeschäft. Der Lieferungskauf oder „Vorkauf", bei dem die Ware nicht vor Augen ist, war sogar mehrfach gesetzlich verboten, wenn er auch praktisch geübt wurde; so noch im 15. Jh. auf Hansetagen, ebenso in manchen hanseatischen Stadtrechten (Breslau, Lübeck, Riga) und in schweiz. Rechten. Ganz ähnlich, wie wir das von den Suaheli hörten, war, um wucherische Übervorteilungen zu verhindern, der Verkauf von Früchten auf dem Halm untersagt; ebenso auch K., bei

denen das gerechte Verhältnis zwischen Preis und Ware verwischt wurde (Hübner S. 483ff.).

S. a. Bürgschaft A, Eigentum A, Geld, Grundeigentum A, Handel F, Schuld, Vergeltung.

Bieber *Kaffa* Anthropos-Bibl. 2/2 (1920); Hübner *Grundzüge d. dtsch. Privatrechts* 1913; Merker *Die Masai* 1904; Felix Meyer *Wirtsch. u. Recht der Herero* 1905; Manzinger *Über die Sitte und das Recht der Bogos* 1859; Post *Ethnol. Jurisprudenz* 1895 II 629ff.; Stuhlmann *Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika* 1894; Tönjes *Ovamboland* 1911; Velten *Sitten und Gebräuche der Suaheli* 1903. Thurnwald

Kaufertsberg s. Mittel- und Süddeutschland A § 4.

Kaufmann s. Handel, Karawane, Kauf.

Kaukasische Rasse. Eine von Blumenbach herrührende Bezeichnung für den „Europäer". Sie ist so unglücklich wie möglich, denn erstens gibt es gar keine allg.-europ. Rasse (s. Homo europaeus, Homo mediterraneus, Homo brachycephalus var. europaea, Homo primigenius, Homo Aurignaciensis usw.), und zweitens haben die Bewohner Europas nicht das geringste mit dem Kaukasus zu tun: auch nicht eine einzige der europ. Rassen stammt von dort oder auch nur aus seiner engeren Umgebung. Bei den geringen anthropol. Kenntnissen zu Blumenbachs Zeiten war ein derartiger unwissenschaftlicher Sammelbegriff verzeihlich (wohl durch alttestamentliche Vorstellungen beeinflußt), heutzutage ist er aber völlig unsinnig; trotzdem hält er sich in Laienkreisen immer noch mit merkwürdiger Zähigkeit. Reche

Kaukasische Völker. A. Archäologie s. Kaukasus.

B. Sprachen und Stämme.

§ 1. Begriff. — § 2. Rasse. — § 3. Stämme. — § 4. Wirtschaft. — § 5. Materielle Kultur. — § 6. Religion. — § 7. Familie und Gemeinde. — § 8. Sprache. — § 9. Zusammenhänge.

§ 1. Begriff. Unter K. V. versteht man eine Reihe von Völkerschaften am Kaukasus, in Transkaukasien und am ö. Winkel des Schwarzen Meeres, deren Sprachen, mit keinem anderen Sprachstamm in Verbindung stehend, eine besondere, unabhängige Sprachgruppe bilden, welche zwar z. T. stark auseinandergehende Entwicklung zeigt, deren urspr. gemeinsame Basis aber mit fortschreitender Erkenntnis sich immer mehr herausstellt. Mit diesen heute im Kaukasus-Gebiete gesprochenen Sprachen sind eine Anzahl von Sprachen des alten Eurasiens mit größerer und geringerer Wahrscheinlichkeit in Beziehung gebracht worden, von denen das Baskische in den Pyrenäen den letzten Überrest bildet. Die Aufstellung dieses „dritten ethnischen Elements" neben der idg. und sem. Völkerfamilie ist das Verdienst F. Hommels und K. Paulis. Ersterer stellte eine Reihe von Völkern des alten Orients zu einer Gruppe zusammen, welche er nach der griech. Bezeichnung Ἀλαρόδιοι der vorarmenischen Chalder (vgl. assyr. *Urarṭu*) die alarodische nennt. K. Pauli, vom Etrusk. und dem Studium der vorgriech. Ortsnamen und der gleichgearteten kleinasiatischen ausgehend, kam zur Aufstellung einer pelasgisch-alarodischen Gruppe, zu der er die Etrusker (s. d.), Räter (s. d.), Ligurer (s. d.) und span. Iberer (s. d.) rechnet. Einen Wendepunkt in der Erforschung dieser Zusammenhänge bedeutete das Buch von R. v. Erckert *Die Sprachen des kaukas. Stammes* 1895, das zuerst der europ. Gelehrtenwelt ein größeres Material über fast alle heute gesprochenen Kaukasus-Sprachen bot. Trotz der außerordentlichen Fehlerhaftigkeit des Materials, die zu vielen Irrtümern Anlaß geben sollte, gewährte das Buch doch die Möglichkeit, einige altvorderas. Sprachen, wie das Elamische (s. Elam B), das Mitanni (s. d. B), das Chaldische und das Lykische (s. Altkleinasiatische Sprachen § 21—23) mit den neukaukas. in Beziehung zu bringen. Alle diese Versuche kranken an der Unzulänglichkeit des zur Verfügung stehenden Stoffes. Mit ganz anderen Mitteln, besonders mit einer gründlichen Kenntnis des Georgischen und Armen. ausgerüstet, unternahm es der russ. Forscher N. Marr, zunächst die mit dem Georgischen näher verwandten Sprachen zu erforschen und dann allmählich auch die ferner stehenden, alte wie neue, in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Er nennt die kaukas. Sprachgruppe mit Benutzung der bibl. Völkertafel die japhetitische, eine

Bezeichnung, gegen die man einwenden könnte, daß sie vorbelastet ist, weil man sie früher für die Indogermanen verwendete. Indes ist der Ausdruck kaukasisch ebenso bedenklich, weil er mit der alten Blumenbachschen Rassengliederung (s. Kaukasische Rasse) verquickt ist. Für unseren Zweck empfiehlt es sich, die Bezeichnung kaukasisch beizubehalten, besonders weil Marrs Japhetiten-Theorie außerhalb Rußlands noch wenig bekannt ist.

F. Hommel *Die sumero-akkadische Sprache u. ihre Verwandtschaftsverhältnisse* 1884; Archiv f. Anthr. 19 (1891) S. 251—60; ders. *Geschichte Babyloniens und Assyriens* 1885—89; K. Pauli *Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos* 1886; N. Marr *Grammatika č'anskavo (Lazskavo) jazyka* Mat. jafet. jaz. 2 (1910) Vorwort; Jafetičeskij Sbornik 1 (1922) S. I—XVIII.

§ 2. Rasse. Die Aufstellung einer kaukas. oder japhetit. Völkergruppe auf Grund sprachlicher Zusammengehörigkeit gewinnt eine Stütze durch die Tatsache, daß mit dem Sprachtypus ein bestimmter Rassentypus zusammenzufallen scheint. Dieser geht einheitlich fast über das gesamte Kaukasus-Gebiet. Seine Träger zeigen mittl. Wuchs, kurze, hohe Schädel — im Ostkaukasus häufig Hyperbrachykephalie — mit flachem, oder leicht gewölbtem Hinterkopf. Die konvexe oder wenigstens an der Spitze gekrümmte „sechserförmig gebogene" Nase zeigt die fälschlich als „semitisch" angesprochene Form. Die Komplexion ist dunkel, die Deckfalte am Auge ist schwach entwickelt oder fehlt ganz, so daß das Lid schlaff herabhängt. Dieser Typus findet sich besonders rein bei den Armeniern (s. d.), deren Sprache allerdings keine kaukas. im engeren Sinne ist, sondern sich auf einer Grundlage von mehreren kaukas. Sprachen durch Überschichtung mit idg. Elementen gebildet hat; dann bei den Georgiern und im Ostkaukasus. Im W des Kaukasus-Gebietes zeigt sich eine starke Durchsetzung mit der dolichokephalen nord. Rasse von lichter Komplexion mit häufiger Blondheit besonders unter den Tscherkessen, Mingreliern und Swanen. Die Träger dieser Rassenelemente waren die Indogermanen, welche seit den ältesten Zeiten Kaukasien als Durchzugsland benutzten. Ihre Anwesenheit macht sich auch im ö. Transkaukasien geltend, wo der altiran. Bevölkerung entstammende Langköpfe im brünetten Typus untergesunken sind. Ein Überrest der idg. Bevölkerung sind die Osseten, die Nachkommen der sakischen Alanen, mit idg., aber vom Kaukasischen stark beeinflußter Sprache, die sich im W (Digoren) noch reiner erhalten haben, im O aber im kaukas. Typus untergehen. Diese Rassenmischung geht bis in die BZ zurück; die präh. Fundstätten im zentralen Kaukasus enthielten an Schädeln meist männliche dolichokephale und weibliche brachykephale, was auf fortgesetzte Mischehen schließen läßt, wie sie von den Osseten bis heute gern eingegangen werden. Überall ist ein Überfluten der nord. durch die kräftigeren, immer wieder zum Durchbruche kommenden Merkmale der kurzköpfigen Rasse zu verzeichnen. Diese Kurzkopftypen der Kaukasus-Völker gehören der vorderas. Rasse an, welche F. v. Luschan auf Grund seiner Forschungen in Kleinasien und Syrien als der alten Bevölkerung angehörig aufgestellt hatte. Das Verbreitungsgebiet dieser Rasse reicht durch ganz Vorderasien bis Indien und Tibet, andrerseits nach Nordafrika und dem Balkan (dinarische Rasse). Auch in den Alpen findet man ähnliche Hochkurzköpfe, welche v. Luschan mit den vorderas. in Verbindung bringt. Spätere Forschung wird ergeben, inwieweit die Zusammenstellung des vorderas. Rassentypus mit dem kaukas. Sprachtypus in diesem Umfange berechtigt ist, jedenfalls stimmt das Verbreitungsgebiet ziemlich gut zusammen. Der Kaukasus, der seit dem Altertum als Völkerasyl gedient hat, bewahrte wie ein riesiges Museum eine Reihe von Völkern und Völkersplittern, die ihre alte Sprache, Sitte und Brauch, z. T. auch ihre Religion verhältnismäßig treu bewahrt haben, während die ihnen verwandten Völker des alten Eurasiens im fremden Volkstum untergegangen sind. Die Erforschung dieser Völker und Sprachen hat daher vom heutigen Kaukasus auszugehen, wo sie sich allein seit den ältesten Zeiten in voller Lebenskraft erhalten haben.

A. Dirr *Anthropologische und ethnographische Übersicht über die Völker des Kaukasus* PM 1912 S. 17—19; J. Weninger *Die physisch anthropologischen Merkmale der vorderas. Rasse und ihre geographische Verbreitung* Mitt. Geogr. Ges. Wien 63 (1920); Verhandl. Ges. f. Erdk. Berlin

15; Globus 73 (1898); Journ. anthr. inst. 41 (1911) F. v. Luschan.

§ 3. Stämme. In der Benennung und Gruppierung der kaukas. Stämme sind noch vielfach Irrtümer verbreitet. Das liegt an der großen Zahl der in Betracht kommenden Völker und Völkersplitter, an der Unkenntnis des reichen, bes. von russ. Forschern gesammelten Materials und an der verwirrenden Fülle der Benennungen, da dasselbe Volk außer der Eigenbezeichnung von den Nachbarvölkern verschieden genannt wird und Namen auch von einem Volke auf das andere übergehen. So nennen die Swanen die in der Nähe des Elbrus wohnenden Bergtataren *Ows*, die Mingrelier *Alani*, Namen, welche eig. den früher in diesen Gebieten wohnenden Osseten zukommen, welche sich selbst *Iron* = Iranier nennen. So ging der Name Lezghier vom Stamm der Küriner auf die gesamte Bevölkerung des Ostkaukasus über. Die Gliederung der Stämme erfolgt auf Grund der Sprache, doch deckt sich diese Einteilung nicht mit der ethnographischen, da infolge alter Schichtung und Gleichheit der Lebensbedingungen eigene, von der sprachl. Zugehörigkeit unabhängige ethnographische Einheiten entstanden sind. Eine solche Einheit bilden z. B. Abchazen, Tscherkessen, Osseten und Tschetschenen. Die Daghestan-Völker, die gleichfalls eine ethnogr. Einheit bilden, besitzen keine eig. nationalen Benennungen, sondern meist willkürlich von kleinen Aulen genommene und auf das ganze Gebiet mit gleicher Sprache oder Mundart übertragene Namen. Man teilt die K. V. in eine südliche oder kartwelische, eine westliche oder tscherkessisch-abchazische und eine östliche oder Daghestan-Gruppe, auch die der Lezghier oder Bergvölker genannt.

1. Zu der ersten Gruppe gehören die Georgier, Mingrelier, Lazen und Swanen.

A. Georgier. Sie nennen sich selbst *kʿar-tʿ-weli*, wobei *-tʿ* ein in der Sprache noch lebendes Pluralsuffix, *-weli* (neben *-uli*, *uri*) ein Bildungssuffix für Adjektiva ist. Bei den Russen heißen sie *Gruziny*, bei den Persern und Türken *Gurǰī*, *Gürǰi*, bei den Osseten *Gurdziag*. Alle diese Benennungen gehören zusammen, die letzteren sind volksetymologisch mit dem hl. Georg in Zusammenhang gebracht worden; die verschiedenartige Vokalisierung gehört verschiedenen Mundarten an und ist seit dem Altertum bei K. V. zu beobachten. Vgl. Καρδουχοι und Γορδυαιοι, die später iranisierten Vorgänger der Kurden; hebr. *Mešech*, die heutigen Meschen neben assyr. *mušku*, griech. Μοσχοι; *Tabal* neben Θοβηλοι, *Tubal Qain* zu Τιβαρηνοι; *Kochiw* nennen die Bacer Tuschen die Kachetier. In allen diesen Formen findet sich ein Wechsel zwischen heller (*a/e*) und dunkler Vokalisierung (*o/u* > *i*). Die Frage der Herkunft der Georgier und ihrer Urheimat ist noch ungeklärt. Nach A. Chachanow sollen sie aus Kleinasien eingewandert sein; er bringt sie besonders mit den Mušku und Tabal in Verbindung, die letzteren setzt er den Iberern gleich, deren Gebiet den w. Teil des heutigen Georgien umfaßte. Da aber, nach den Ortsnamen zu schließen, das mingrel. Sprachgebiet einst weiter nach O reichte, so muß man annehmen, daß die alten Iberer dem mingrel. Stamme angehörten und wie die Meschen kartwelisiert wurden, ein Prozeß, der noch heute andauert. Dann kann die Einwanderung der Kartwel-Stämme nur von O oder S erfolgt sein, wo der Name der vorarmen. Chalder anklingt und auch die Namen Καρδουχοι und Γορδυαιοι Beachtung verdienen. Die Georgier haben es allein unter den Kaukasus-Völkern zu einer hist. Bedeutung und einer Literatur gebracht. Es gibt zwei Schriftarten, die *mchedruli* = Kriegerschrift, der Sage nach von König Pʿarnawaz im 3. Jh. erfunden, für die Profanliteratur, und die *chucuri* = Priesterschrift, die auf den Armenier Mesrop (5. Jh.) zurückgeführt wird, für die geistliche Literatur. Die *mchedruli* ist aber die jüngere Schrift, die *chucuri* dürfte auf ein aramäisches Alphabet zurückgehen, das vom hl. Mesrop verbessert wurde. Die ältesten Traditionen der georg. Chronik *kartʿlis cchowreba* sind ein Gewebe von Fabeln, aus denen sich schwer ein hist. Kern wird schälen lassen. Sehr stark ist seit jeher der iran. Einfluß gewesen, der von den Achämeniden an bis in die Neuzeit fortwirkte und tiefe Spuren in Sprache und religiösen Anschauungen hinterließ. In den Beginn des 4. Jh. fällt

die Bekehrung zum Christentum durch die hl. Nino aus Kappadokien. Die georg. Kirche war zuerst vom Patriarchate Antiochia, später von Byzanz abhängig, ihre Unabhängigkeit wurde 680 auf dem Konzil zu Konstantinopel anerkannt. Bald erstand eine reiche kirchliche Literatur, die stark unter byzantin. Einflusse steht. Die älteste Evangelienübersetzung scheint noch ins 6. Jh. zu gehören. Die weltliche Literatur entwickelte sich erst unter der Einwirkung der arabisch-persischen Kultur und erreichte unter der Königin Tamara (1184—1212) ihre höchste Blüte. Damals wirkten Schota Rustaweli, der Verfasser des Epos *Wep'chwis T'qaosani* „Der Mann im Tigerfell", Moses Choneli, der Autor des an die abendländ. Ritterromane erinnernden *Amiran Darejaniani*, die Odendichter Tschachruchadze, Schawteli u. a. Mit der sinkenden Macht Georgiens verliert auch die Literatur ihren Hochstand, um sich erst wieder im 18. Jh. zu erholen und dann unter russ. Herrschaft mit dem wachsenden Einfluß Europas eine neue eigenartige Blüte zu entfalten. Die bedeutendsten Vertreter dieser neuen Epoche des 19. Jh. sind Ilia Tschawtschawadze und Akaki Cereteli.

A. Chachanov *Drevnějšije predělы razselenija gruzin po Maloj Azii* Zap. Kavk. Otd. Geogr. Obšč. 22, 6 (1903); F. Müller *Über den Ursprung der gruzinischen Schrift* SB. Wiener Ak. 137, 1 (1897); A. Chachanov *Očerki po istorii gruzinskoj slovesnosti* 1895—1901; A. Leist *Das georgische Volk* 1903.

Gliederung. Man teilt die Georgier in eine ö. und eine w. Gruppe, erstere zeigt anthropol. fast rein vorderasiat. Typus, letztere starke Beeinflussung seitens der nordischen Rasse. Stark gemischt sind die georg. Bergstämme. Zur ö. Gruppe gehören die Bewohner der Provinzen Kartalinien und Kachetien, weiter die islamisierten Ingiloi (tat. = Neubekehrte) im Bez. Zakatali, die einen altertümlichen Dialekt sprechen, mit einigen Eigentümlichkeiten, die sich im Mingrelischen wiederfinden. Zu den w. Stämmen zählt man die Imerier im O des Gouv. Kutais. Ihr Gebiet umfaßt ungefähr das alte Iberien und hat davon den Namen (*Iber* > *Imer*); sie sind vollständig kartwelisiert, zeigen aber besonders im Wortschatz deutliche Beziehungen zum Mingrelischen. Zu *Iber* gehört die armen. Benennung der Georgier *Wraci*. Mit noch größerem Rechte kann man die Gurier, die hauptsächlich den Bez. Ozurgeti des Gouv. Kutais bewohnen, kartwelisierte Mingrelier nennen. Zu ihnen zählt man die mohammedanischen Atscharen am Unterlauf des Tschoroch und des Atscharis-cqali. Ebenfalls zum großen Teil Mohammedaner sind die Meschen, die Bewohner Oberkartweliens, der früheren Provinz Mescheti oder Saatabago. Der Name ist eine Nebenform zu Moscher, auf welche noch die Benennungen der Provinz Samcche (Mescheti), der Stadt Mccheta (älteste Stadt Georgiens, bei Ptolemaeus V 11 Μεσθλητα mit Lateralisierung des ch-Lautes, vgl. Μεσθλης, den Führer der Mäonier, eines benachbarten kleinasiat. Volkes, Ilias II 864) und des Dorfes Muschi in der Nähe von Achalciche hinweisen. Zu den Bergstämmen gehören die Mtiuler (*mt'a* = Berg) in den gebirgigen Teilen der Bez. Tiflis und Duscheti, die Ratschiner am oberen Rion, die Mochewer am Kazbek, endlich die Chewsuren (aus georg. *chewi* Schlucht vgl. Mochewer), Pschawen und Tuschen am Oberlaufe der chewsur. Aragwa, der Jora und des Alazan mit eigenartigen, noch ganz primitiven Sitten, Bräuchen und Religion. Die Chewsuren sind schon in der Geographie des Moses von Chorene als Chebark' erwähnt, Pschawe georg. *P'šaweli* lautet in älterer Form *P'choweli*, das anl. *p* ist vielleicht hybrid, vgl. *Pchewa*, den tschetschen. Namen der Chewsuren; die Tuschen kann man wohl zu den Τουσκοι bei Ptol. V 9 stellen, Moses von Chorene c. 27 nennt sie *Tuš-k'*.

B. Die Mingrelier nehmen die Bezirke Senaki und Zugdidi des Gouv. Kutais sowie den Abschnitt Samurzaqan des Kreises Suchum ein. Sie sind zuerst Ptol. V 10 als Μονραλοι erwähnt, der Name ist mit einem *m*-Präfix gebildet: *Megreli* < **Me-gur-eli*, wozu die Flußnamen Ingur, Eguris-c'qali, die Bezeichnungen Εγηρια, Εκρηκτικη χωρα (Ptol. ebd.) = georg. Egrisi (Mingrelien), der abchaz. Name der Mingrelier *A-gr-uā* und der Stamm der Gurier gehören. *Gur-* aus **gwer-* ist eine Nebenform zu *imer-*, *iber* (< **hiber*); die Iberer sind die Vorfahren der Mingrelier und stehen nacq

Josephus Flavius in enger Verbindung mit den Tabal, Θοβηλοι. Die Mingrelier nennen ihr Land *O-diš-i*, ein Name, der noch aufzuklären ist, bei den Swanen heißen sie *Zan*, bei den Kabardinern *Zane*, Bezeichnungen, welche eher den mit den Mingreliern in enger Sprachverwandtschaft stehenden Lazen zukommen.

C. Diese wohnen nur zum geringen Teile auf kaukas. Gebiet in der Umgebung von Batum, die Hauptmasse lebt im Südostwinkel des Schwarzen Meeres auf türkischem Territorium. Die Λαζαι erwähnt Ptolemäus neben den Μονραλοι; die Georgier nennen sie *Čʾani*, ihr Land *Čʾanetʿi*.

D. Das Gebiet der Swanen erstreckt sich vom Oberlauf des Ingur und des Cchenis-cʾqali bis gegen die Hauptkette, reichte aber, nach den Ortsnamen zu schliessen, einst weiter nach Mingrelien hinein. Plinius erwähnt sie VI 11 als Suani, Strabo XI 2 als Σοανες; nach ihm wohnten sie im Hochkaukasus, waren sehr mächtig und volksreich und standen unter einem Könige und einem Rat von 300 Männern. Sie gewannen Gold aus den Bächen und benutzten ein Pfeilgift. Bei Prokop (De bello Goth. I 15) heißen sie Σουνιται. Sie selbst nennen sich *šwän*, *šan*, *mu-šwan*. Sie zeichnen sich durch große Ursprünglichkeit in Lebensweise, Sitte und Religion aus.

2. Die westl. Gruppe umfaßt die Volksstämme der Abchazen, Ubychen und Tscherkessen, von denen ein großer Teil nach langem Widerstande gegen die Russen in den 60er Jahren des vorigen Jh. auf türk. Gebiet übergesiedelt sind, wo sie zerstreut in Kleinasien und Syrien wohnen. Mit diesen ausgewanderten Stämmen hat sich die Wissenschaft bisher noch kaum beschäftigt.

A. Die Abchazen wohnen im Bez. Suehum am Schwarzen Meere, die Stämme der Abaziner, Beschilbei, Barakei im N des Kaukasus am Zelentschuk, einem linken Nebenfluß der Kuban. Sie nennen sich *A-apʿs-uā*, ihr Land *A-apʿs-ny*. Bei den byzant. Schriftstellern heißen sie Αβασγοι. Ob der Volksname Αχαιοι, den die Griechen in dieses Gebiet verlegen, wie Lopatinskij behauptet, zu abchaz. *achuʿy* „Bauer" gehört, ist zweifelhaft. Die georg. Benennung ist *Abchazi* oder *Apʿšili* (vgl. griech. Αψιλαι), Moses von Chorene hat Geogr. 23 die Namen *Apʿšegkʿ* und *Apʿchazkʿ*. Die abchaz. Sprache steht in naher Verwandtschaft zur tscherkessischen, die ubychische nimmt eine Art Mittelstufe ein.

B. Die Ubychen sind im Kaukasus nicht mehr recht greifbar. Die kleinen zurückgebliebenen Reste sind wohl seit langem in den Tscherkessen aufgegangen. Die Hauptmasse der Ausgewanderten wohnt im vorderen Kleinasien in der Nähe von Brussa, bei Ismid, Samsun und in je einem Dorfe bei Uzun Jaila und Adana. Die tscherkess. Bezeichnung ist *Ubbych*, die eigene nach Uslar *pʿjoch*, nach den genaueren Aufzeichnungen Dirrs *ʒəchə* oder *ʒjochə* (*ʒ* ist ein bilabialer Zitterlaut); Dirr stellt sie mit dem Volke der Βρουχοι zusammen, die nach Prok. Goth. IV 4 zwischen den Abasgen und Alanen sitzen.

C. Der Hauptstamm der Tscherkessen sind die Kabardiner, welche die große und kleine Kabarda (Gebiet Tersk), das Flußgebiet des Malka, Baksan und Tscherek, den Oberlauf der Kuban, des Zelentschuk und z. T. das rechte Ufer der Terek bewohnen. Im s. Teile des Kuban-Gebietes leben die Stämme der Abadzechen, Bžeduchen, Beslenewer, Schapsuger und Natuchaier. Der alte Name der Tscherkessen ist Κερκεται, sie selbst nennen sich *Adzyğe* oder *Adyğe*, wozu man die antiken Benennungen Ζυγοι und Ζικχοι stellt; dazu gehört die abchaz. Bezeichnung *A-zch-uā* für das Volk, *Zuchuny* für das Land. In dem ubych. Namen der Abadzechen *Šiǰiğo* sieht Lopatinskij das Volk der Σινδοι. Eine andere Benennung der Tscherkessen bieten die arab. Geographen *Kašak* und die russ. Chroniken *Kasogy*, so nennen sie noch heute die Osseten (*Käsäg*). Constantin Porphyrog. (De admin. imp. 42) kennt neben Ζιχια das Land Κασαχια. Der Bereich der Tscherkessen war einst wie der der Osseten ein viel weiterer und erstreckte sich mindestens bis zur Halbinsel Taman. In den Heldensagen der beiden Völker finden sich häufige Erinnerungen an den einstigen Aufenthalt in der Steppe, in Sitte und Brauch Überreste einer „Steppenkultur". Die Tscherkessen haben bis zum großen Tatarenein-

fall einen starken Einschlag für die verschiedenen Steppennomaden abgegeben, Fürst N. Trubetzkoj hält z. B. die Petschenegen geradezu für einen Tscherkessenstamm. Tscherkess. Siedler sollen die Stadt Tscherkassk gegründet haben, einen der Hauptherde der Entstehung des Kozakentums (vgl. aber M. Hruševskij *Istorija ukrainskavo Kozačestva* I 90ff.); die Bezeichnung Kozak klingt verlockend an *Kasogy* an, wird aber allgemein für tatarisch gehalten. Immerhin zeigen die ältesten Abbildungen zaporogischer Kozaken und die sog. Bilder des Kozaken Mamai ziemlich deutlich vorderasiat. Rassentypus. Zur Lösung der Frage wäre eine genaue Durchforschung der ukrain. topographischen Benennungen, besonders der Flußnamen, auf tscherkess. Elemente nötig.

3. Die Gruppe der östlichen Bergvölker oder Daghestan-Gruppe. Sie umfaßt, nach der sprachlichen Zusammengehörigkeit geordnet, die Untergruppen der Tschetschenen, der Awaro-Andier, der Laken, der Artschiner, der Dargua, der Küriner, der Chinaluger und der Uden (Bull. Soc. Linguist. 23 [1922] S. 186 Troubetzkoy).

A. Tschetschenen. Sie wohnen in den Bez. Grozny und Argun, andere Stämme sind die Galgaier (georg. *Gliǧwi*), die Itschkerier im Bez. Weden, die Inguschen im Bez. Wladikawkaz und im Gebiet Tersk, die Kisten (georg. *k'ist'i*), welche sich selbst *Weppie* nennen, endlich die Tsower, die unter den georg. Tuschen leben. Der Name Tschetschene rührt von den Russen her und zwar vom Aul Tschatschan am Unterlauf des Argun, den sie schon zur Zeit Peter des Großen kannten. Auch andere Völker gebrauchen diese Bezeichnung: kabard. *Šešen*, osset. *Cacan*, didoisch *Čačanzi* usw.) Sie selbst nennen sich *Nachčuō*, von Dirr erklärt mit *nach* „Volk" + *čuō*, einem auch in anderen Daghestan-Sprachen vorkommenden, Völkernamen bildenden Suffix; in Moses' Geographie lautet der Name *Nachčamat'eank'*. Die Eigenbezeichnung der Cower ist *Bacaw* Pl. *Bac-bi*; Schiefner nennt sie, einem Irrtum Güldenstädts folgend, in seiner Grammatik leider „Tuschen", was zu Verwechslungen Anlaß gab. Die Eigenbenennung der Inguschen ist *Lamur* „Bergbewohner" (*lām* = tschetsch. Berg).

B. Zur awaro-andischen Gruppe gehören a) die Awaren. Sie bewohnen den mittleren Teil des Ostkaukasus bis zur Hauptkette und darüber hinaus im Bez. Zakatali; sie sind das zahlreichste Volk des Daghestan. Ihre Sprache ist vielfach zur Verkehrssprache geworden. Die Awaren kennen keine eig. nationale Benennung, sie nennen sich nach ihren Siedlungen, ihre Nachbarn geben ihnen am liebsten die Namen *Ma'arul* „Bergbewohner" oder *Awar*. Ihr Land heißt bei den arab. Geographen *es-Sarīr*, von dem Throne, den der letzte Sasanide Jezdegerd dem Fürsten dieser Gegend geschickt haben soll. Nach Ibn Rusta führte der König von *es-Sarīr* den Namen *Āwār*. Die Städte, welche die Araber in diesen Gegenden kennen, sind deutlich awarisch. Es sieht auf den ersten Blick phantastisch aus, wenn man mit den Awaren das gleichnamige Nomadenvolk des Mittelalters zusammenbrächte. Indes hat der ungar. Gelehrte Béla v. Vikár bei seinen Sprachstudien mit kriegsgefangenen Awaren die Entdeckung gemacht, daß u. a. der Name des altawarischen Hexenmeisters Bokolabra sich aus der jetzigen awar. Sprache als *baqul-awarak* „Prophet der Sonne" deuten ließe, daß weiter die awar. Abschiedsformel *bečedgun* „mit Gott" mit dem noch im 17. Jh. gebrauchten Abschiedsgruße *bácsádom* der palóczischen Ungarn zusammenstimme (Pester Lloyd vom 9. Dez. 1917). Das sind Spuren, die man weiter verfolgen sollte, die Stämme des n. Daghestan müssen lange Zeit in Berührung mit uralaltaischen Völkern gestanden sein.

b) Unter dem Namen Andier und Didoer faßt man eine Reihe von Dialekt- oder Sprachgruppen zusammen, deren Gebiet längs des Andischen Koisu und im SW des Bez. Gunib sich befindet. Die Sprache der Andier steht dem Awarischen am nächsten, auch der Name Andi scheint awarisch zu sein, sie selbst nennen ihren Aul *Quanni*, sich selbst *Quannaw*. Plinius VI 7 kennt *ad juga Caucasi* u. a. auch die *Andacae*. An die Andier reihen sich die Botlicher, Godoberier, Karataer, Bagalaler, Tindaler, Tschamalaler und Achwacher. Eine zweite Gruppe bilden die

Didoer mit den Kchwarschinern, Kaputschinern und Chunzachern. Der Name Dido — sie selbst nennen sich *Cezi* — ist georgisch (*Didoeti* heißt das Land, *Didouri* die Bewohner); diese georg. Benennung findet sich schon bei Plin. VI 10 als *Diduri*, bei Ptol. V 9 als Διδουροι.

C. Die Laken haben ihre Sitze im mittleren Daghestan im Kazikumükischen Bezirk. Sie heißen von ihrem Orte *Kumuch*, *Ǧumuch* auch Kazikumüken; *kazi* = arab. ǧazi „Glaubenskämpfer", ein Ehrenname, der ihnen verliehen wurde, weil sie als erstes Daghestan-Volk den Islam angenommen und ausgebreitet hatten. Ihre Eigenbezeichnung ist *Lak*, was wohl zu *Lezg* gehört. Strabo kennt in diesen Gebieten die Γηλαι (vgl. die pers. Provinz Gīlān am Kaspi-See) und Ληγαι, die nach ihm zwischen den Albanern und Amazonen wohnen; Plutarch (Pomp. c. 35) nennt die Ληγες in Albanien. *Lek'i* heißen bei den Georgiern alle Daghestaner, *lek'uri* ist der kaukas. Nationaltanz, die Lezghinka. Die armen. Schriftsteller haben für das Volk den Namen *Lek'k'*.

D. Die Artschiner zählen zu den kleinsten Völkersplittern des Kaukasus, sie bewohnen das Dorf Artschi im kazikumük. Bezirk.

E. Dargua. Die Bezeichnung hat bloß administrativen Charakter; sie wohnen im ö. Daghestan und zerfallen in eine Reihe von Dialektgruppen: Churkili, Akuscha, Kaitach, Kubatschi. Nur das Churkili (nach dem Dorf Churkilaschi) ist genauer erforscht worden, weshalb man die Dargua im allg. auch Chürkiliner oder Hürkaner nennt. Die Bewohner von Kubatschi (Eigenbezeichnung *'Uǧbuq*) sind seit jeher geschickte Waffenschmiede; sie sind unter den *Zirihkarān* (= Verfertiger von Panzern) der arab. Geographen zu verstehen; türk. *Kubači* bedeutet dasselbe.

F. Die Samur- oder kürinische Gruppe. Zu ihnen gehören a) die Küriner, so von Uslar nach dem Aul *Kure* genannt, auch die Artschiner und Cachuren gebrauchen den Namen. Sie selbst nennen sich *Lezgi*; sie sind die *Lakz* der arab. Geographen, Jāqūṭ rühmt sie als ein besonders tapferes und zahlreiches Volk. Ihre Wohnsitze erstrecken sich entlang des Samur-Flusses. Flußaufwärts folgen b) die Rutuler, welche von den Arabern wohl zu den *Lakz* gerechnet wurden. Jāqūṭ schreibt, daß die privilegierte Klasse bei den Lakz *Chamāšira* geheißen habe, eine niedrigere die *Mišāq*, dann die *Al-Akra* und die *Mihān*. *Chamāšira* könnte eine Verschreibung aus *Mychašura*, der Eigenbezeichnung der Rutuler sein, *Mišāq* vielleicht eine Variante des gleichen Namens; *al-Akra* läßt sich ungezwungen aus rutul. Lək'-är „Sklaven" erklären, *Mihān* ist wohl mit der cachur. Benennung der Rutuler *Mychana* identisch. Oberhalb der Rutuler wohnen c) die Cachuren, nach dem Dorfe Cachur benannt. Im N der Küriner wohnen d) die Tabassaraner im Tale des Rubaz-Tschai, auch Tabarasaner genannt. Der Name erinnert an die alten Tabarer (vgl. den Provinznamen Ṭabaristān), die arab. Geographen kennen dort die *Ṭabarsarān*, die armen. Schriftsteller die *Tawasp'ark'*. W. von ihnen wohnen e) die Agulen (*Aǧul* nennen sie sich selbst), welche bei den Cachuren *Chiwyna* heißen.

G. Noch ziemlich unerforscht ist die Gruppe der Chinaluger, Dscheker, Buduch und Gaputliner im Bez. Kuba und einigen Dörfern des Gouv. Elisabetpol.

H. In Transkaukasien wohnt in den Dörfern Wartaschen und Nidsch w. von Nucha der kleine Volksrest der Uden. Plinius erwähnt sie VI 15 als *Udini*, Ptolemäus kennt am Kaspi-See das Volk der Οὐδαι. Die Armenier rechnen sie zu Albanien.

R. v. Erckert *Der Kaukasus und seine Völker* 1888; A. Dirr *Sovremennyja nazvanija kavkazskich plemen* Sborn. Mat. Kavk. 40 (1909) 3 S. 1—28; ders. *Anthropol. und ethnograph. Übersicht über die Völker des Kaukasus* PM 1912 S. 135—139; ders. *Die Bevölkerung des Sakataler Kreises (Transkaukasien)* ebd. 1915 S. 309/10; ders. *Grammat. Skizzen verschiedener Daghestanssprachen* Sborn. Mat. Kavk. 33, 4 (1903) Udisch; 35, 3 (1905) Tabassaranisch; 36, 3 (1906) Andisch; 37, 3 (1907) Agulisch; 39, 3 (1909) Artschinisch; 40, 3 (1910) Ando-Didoisch; 42, 2 (1912) Rutulisch; 43, 3 (1913) Cachurisch; die Stellung des Ubychischen in den nordwestkaukas. Sprachen KZ 1916 S. 413—419; über den Namen „Ubychen" MVAG 1916 S. 313—315; H. Schuchardt *Zur Geographie und Statistik der kartwel. (süd-kaukas.) Sprachen* PM 1897; A. Chachanov *Meschi* Etn. Obozr. 10 (1891) S. 1—39; J. Kipšidze *Grammatika mingrelskavo (iverskavo) jazyka* Mat. japetič. jaz. 7 (1914); L. Lopatinskij *Zamětka o narodě*

Adygě Sborn. Mat. Kavk. 12, 1 (1891); P. Uslar *Etnografija Kavkaza* 6 Bde. 1887—1896; N. Karaulow *Svěděnija arabskich pisatelej o Kavkazě, Armenii i Aderbejdžaně* Sborn. Mat. Kavk. 29, 1 (1901); 31, 1 (1902); 32, 1 (1903); 38, 1 (1908).

§ 4. Wirtschaft. Die Wirtschaftsform ist nach der Beschaffenheit der Gegend verschieden. Ackerbau ist allg. verbreitet bis in die ödesten Gebirgstäler des Daghestan, wo er äußerst mühselig und der Ertrag ein so geringer ist, daß er die Bewohner zwingt, noch andere Erwerbsmöglichkeiten zu suchen. Im Gebirge überwiegt die Viehzucht, Schafherden sind dort der hauptsächliche Besitz, sie werden nur im Sommer im Gebirge gehalten, im Herbste treiben sie die Hirten in die wärmeren Ebenen Transkaukasiens oder an die Küste des Kaspi-Sees, wo sie die kalte Jahreszeit verbringen. Im georg. Gebiete baut man hauptsächlich Weizen, Gerste, Mais und Hirse, letztere bildet ein Hauptnahrungsmittel der Mingrelier (*ǧomi*), in höheren Gegenden baut man Roggen und Hafer. Der Feldbau ist noch sehr primitiv; man pflügt mit dem altertümlichen Pflug (georg. *gutʿani*), an dessen übermäßig lange Deichsel mindestens vier Paar Büffel oder Ochsen gespannt werden, um den oft harten Boden zu bewältigen. Die Egge besteht aus einem starken Ast mit daran befestigten langen Ruten, sie dient dazu, die Saatkörner mit Erde zu bedecken. Die reife Frucht wird mit der Sichel geschnitten und auf der Tenne (georg. *kʾalo*) mit dem Dreschschlitten (*kʾewri*), der an der Unterseite mit scharfen Steinsplittern besetzt ist, gedroschen. Im feuchten W, bei den Lazen, Mingreliern und Guriern, hat man hölzerne Pfahlspeicher, *nalia*, ähnlich den nordischen *stolpbodar*. Häufig ist abwechselnde gemeinschaftliche Feldarbeit, was auf ursprüngliche Gemeindewirtschaft deutet. Im landarmen Gebirge, z. B. im mittleren Daghestan, sind die kleinen Felder künstlich in Terrassen aufgebaut, abgeteilt und mit Steinen umzäunt; jedes halbwegs ertragsfähige Land ist aufs äußerste ausgenutzt. In Kachetien ist der Weinbau am meisten kultiviert, die Weingärten sind von Hecken und Zäunen umgeben, während im Westen die Weinrebe frei um die Bäume der Obstgärten sich schlingt. Man preßt die Trauben mit den Füßen aus und läßt die Trester im Moste mitgären, was den Wein herbe macht. Die Kelter (georg. *sacʾnachuli*) steht meist in der Nähe des Hauses. Der Wein wird in riesigen Tonkrügen *(čʾuri)* im *marani*, einem überdachten Raume, vergraben. Die Viehzucht ist in Georgien mangels guter Weideplätze etwas eingeschränkt. Das Pferd dient hauptsächlich als Reittier, das Rind als Zugtier. Milchwirtschaft und Butterbereitung dient fast nur dem Eigenbedarf. Zur letzteren hat man in Kachetien hohle Holzzylinder, die, bis zur Hälfte mit Sahne gefüllt, an einer Schnur horizontal aufgehängt und geschaukelt werden (Güldenstadt *Beschreibung der kaukas. Länder* 1834 S. 54). Die Schafherden werden von Berufshirten im Sommer auf die Gebirgsalmen getrieben. Die Bienenzucht war bei den Abchazen und Tscherkessen in primitiver Weise (Waldbienen) schon früh verbreitet, so daß Honig und Wachs in großen Mengen exportiert wurden. Im freien Swanetien dienen als Bienenstöcke hohle Klötze, die im Winter an einen wärmeren Ort gebracht werden. Merkwürdig ist der in Felsritzen sich findende Steinhonig (georg. *kʿwa-tʿapʿli* oder *kʾi-pʾručʾi*), der eine harte Masse bildet. Der Honig hat oft betäubende Eigenschaft, da die Bienen gerne die Blüten giftiger Azaleen oder Rhododendren aufsuchen; Xenophons Heer erprobte die Wirkung solchen Honigs auf dem Marsche durch Kolchis (An. IV 8). Der Fischfang hat nur am Schwarzen Meere größere Bedeutung. Bei den w. Bergvölkern spielt die Jagd eine große Rolle, sie gilt als heiliges Werk. Bei den Swanen muß der Jäger ein reines Leben führen und darf am Vorabend der Jagd kein Weib berühren. Vor der Jagd bringt er der Jagdgottheit ein Opfer dar, die Beute muß er mit jedem Begegnenden oder den Dorfgenossen teilen. Als edelstes Wild gelten die Steinbockarten *capra Caucasica* und *capra Pallasii*, mit ihrem Gehörn werden die Opferaltäre und Kultstätten verziert. Die Osseten und Abchazen haben eine eigene Jagdsprache, die nur beim Weidwerk gebraucht wird und hauptsächlich aus Tabu-Namen besteht. A. Dirr hat sie erforscht. Das erinnert an die Geheimsprache der Tscherkessen, die nach Reineggs und Klaprot auf Raubzügen

gebraucht wurde, von der aber leider nur wenige Wörter erhalten sind.

Klaprot *Reise in den Kaukasus und nach Georgien* 1814; G. Merzbacher *Aus den Hochregionen des Kaukasus* 1901; Leist *Das georgische Volk* 1903; N. Dmitriev *Iz byta i nravov žitelej volnoj Svanetii* Sborn. Mat. Kavk. 22 (1897); A. Dirr *V Tagaurskoj i Kurtatinskoj Osetii* Izv. Kavk. Otd. Geogr. Obšč. 21 (1911—1912) S. 268f.

§ 5. Materielle Kultur. Die Wohnbauten sind aus verschiedenartigem Material; bei den Tscherkessen aus mit Mörtel überzogenem Flechtwerk, im w. Georgien sind die Häuser aus Holz, bei den Bergstämmen aus Schieferplatten ohne Mörtelbindung erbaut. Die Vorderseite des Hauses bildet wie auch sonst in Armenien und Kleinasien durch das Vorspringen des auf Holzsäulen ruhenden Daches eine Art Vorhalle (pontisches Haus). In Kartwelien trifft man noch die alten, halb unterirdischen Erdhütten. In den Bergen sind die Siedlungen terrassenförmig gebaut, das flache Dach des Hauses bildet die Basis des nächst höher gelegenen. Die kachet. Dörfer besitzen umwallte Festungen, in welchen man bei Überfällen Schutz suchte. Die eigentlichen Wehrbauten finden sich bei den Osseten, Swanen und georg. Bergstämmen; es sind vielstöckige Steintürme mit Schießscharten, an denen bei den Pschawen noch ab und zu die abgehauenen Hände erschlagener Feinde als Trophäen angebracht sind. Das Hauptverkehrsmittel ist die primitive *Arba* (georg. *uremi*) mit zwei hohen Rädern. Von den Waffen muß Pfeil und Bogen einst allgemein gebraucht worden sein; bei den Tscherkessen war Bogenschießen ein beliebtes Volksvergnügen, bei den Swanen werden in Kirchen noch häufig Pfeil und Bogen aufbewahrt. Im Mingrelischen deuten die Wörter *kʿa-škʿerili* „Hornbogen" und *kʿa-sagani* „Hornpfeil" auf das Material, aus dem die Waffe verfertigt war. Die kaukas. Nationalwaffe ist der lange Dolch. Die Chewsuren und Pschawen haben noch als alte Erbstücke lange, gerade Schwerter, Rundschilde, Helme und Ringelpanzer. Die georg. Bergstämme haben eine Raufwaffe *sacʾeruli*, ein mit eingefeilten Spitzen versehener Daumenring aus Blei. Die Kleidung ist fast im ganzen Gebiet die tscherkessische, wenn auch im W (Gurier) die türkische, im O die persische Tracht sich Eingang verschafft hat. Die Männer tragen über dem Hemd die lange Tscherkeßka mit beiderseits angenähten Patronenbehältern, eine Mütze, bis ans Knie reichende Gamaschen und Schuhe mit aufgekrümmter Spitze. Die Bergvölker haben einen dunkeln Radmantel (Burka) aus Schaffell. Das georg. Frauenkleid ist weit und lang, auf dem Kopfe sitzt ein niedriges Käppchen, das dem Schleier zum Aufsatze dient. Hausindustrie ist überall verbreitet, ein professionsmäßiges Handwerk ist noch nicht allgemein durchgedrungen. Der Bedarf an Hausgerät und Kleidung wird fast ganz im Hause hergestellt. Holzgefäße sind stark im Gebrauch, daneben Trinkhörner (georg. *qančʾi*) und reichverzierte silberne Trinklöffel (*azar-pʿeša*). Die georg. Bergstämme bewahren in ihren Heiligtümern alte Trinkgefäße auf, im Daghestan hat man schönes Geschirr sassanidischer Arbeit gefunden. Leder- und Metallarbeiten sind stellenweise sehr gerühmt. Weberei wird überall betrieben, in Georgien noch die alte, von vielen Völkern bezeugte Brettchenweberei (s. Textiltechnik A § 14), die schon in der Edda erwähnt wird.

M. v. Dechy *Kaukasus* 1905/6; G. Radde *Die Chewsuren und ihr Land* 1878; A. Dirr *Die Verbreitung der Hausgewerbe im Daghestan* PM 56 (1910) S. 298—303; C. Lehmann-Haupt *Armenien einst und jetzt* I (1910) S. 71—83.

§ 6. Religion. Im kaukas. Gebiete herrschen heute zwei Religionen, das orthodoxe Christentum georg. oder armen. Provenienz und der Islam; letzterer hat besonders im Ostkaukasus fast alle alten religiösen Vorstellungen und Bräuche ausgerottet. Das Christentum hat diese wie überall in sich aufgenommen und bewahrt, die ältesten Zustände haben sich bei den georg. Bergstämmen erhalten. Die Grundschicht des Volksglaubens bildet die altkaukas. Religion, auf sie wirkte besonders bei den Georgiern schon früh der Zoroastrismus, der tiefe Spuren hinterlassen hat. Vgl. georg. *ešmakʾi* „Teufel" aus awest. *aēšma daewa* „Name eines Dämons"; *ǰoǰocheṭʿi* „Hölle" aus mittelpers. *dušaxw*, die Vorstellung von der schmalen Brücke, die ins Jenseits führt (georg. *bicʾis chevi*); die Ansicht von der Unreinheit der Menstruierenden, der

Wöchnerin und der Leichen bei den georg. Bergstämmen usw. Auch das Judentum, das, wie wir aus der Bekehrungsgeschichte der Chazaren wissen, im Kaukasus einst mächtig war, ging nicht spurlos vorüber. Aus allen späteren Einwirkungen löst sich der ursprüngliche Glaube ziemlich klar ab. Bei den Georgiern vollzieht der Hausvater, in manchen Fällen die Hausmutter die religiösen Zeremonien. Das Heiligtum des Hauses ist der Herd, sein Symbol ist bei Abchazen, Tscherkessen und Osseten der darüber an einer Kette hängende Kessel. Der Gemeindeälteste vollzog den Dienst am Heiligtum der Gemeinde. Nach dem Siege des Christentums wurden die Kultstätten christl. Heiligen, besonders dem hl. Georg, geweiht, während die Namen der alten Stammgottheiten fast ganz verklangen. Geblieben ist die alte Anschauung, daß jeder Georgier, mag er auch nicht in seinem Stammdorfe wohnen, seinem Heiligtum angehört; der Heilige kann ihn jederzeit zu sich „rufen", d. h. ihm eine Krankheit schicken, die ihn zwingt, zum Stammheiligtum zu wallfahrten, um Genesung zu finden. Der Georgier ist Sklave (*mona*) seines Heiligtums, und es kommt noch heute vor, daß sich Knaben oder Frauen einem Gelübde zufolge für eine Zeit dem Dienste des Heiligtums widmen. Das Kirchweihfest ist ein großer Festtag, wo zu besonders berühmten Kirchen die Leute von weither zusammenströmen, um dem Heiligen Tieropfer, Weihgeschenke, Abbilder erkrankter Gliedmaßen usw. darzubringen. Das Gehege des Heiligtums gilt als geweihtes Asyl. Das *chat'i*, die Kultstätte der halbheidnischen Berggeorgier, übt noch heute eine theokratische Herrschaft über die Gemeinde. Eine eigene Hierarchie mit dem *chewis-beri* an der Spitze vollzieht die Zeremonien, braut das heilige Bier und bewahrt die Stammheiligtümer, das Banner und die Kultgefäße. Die Gemeinde ist zu Abgaben und Fronarbeit für das Heiligtum verpflichtet. Unter den Gottheiten sind zu nennen: Der Donnergott, bei den Tscherkessen *Schible*, zu dem die Männer vor der Schlacht beteten. Bei den christlichen und islamischen Völkern trat an seine Stelle der hl. Elias oder der hl. Georg, der die Blitzwaffe gegen die bösen Dämonen schleudert. Bei den Tscherkessen und Osseten gilt der vom Blitz Getroffene für heilig und darf nicht beklagt werden; als Mal für ihn wird auf einem hohen Pfahl der Kopf einer Opferziege mit ausgespanntem Felle aufgepflanzt. Der hettitische Gewittergott *Teschup* (s. d.), chald. *Teschba*, wurde mit Blitzbündel und Beil abgebildet (vgl. den späteren Typus des Jupiter Dolichenus); vielleicht stellt sich dazu der im Aul Kazbek ausgegrabene bronzene Glockenaufsatz, der über einem Steinbockkopfe eine nackte männliche Figur mit dem Hammer in der Rechten trägt. Berggottheiten, die im alten Kleinasien allgemein verehrt wurden, sind bisher im Kaukasus nicht nachweisbar; vielleicht war der von den Tscherkessen und Osseten verehrte *Vaschcho* ein solcher, den ich mit protochattischem *wašhaw* „Gott" zusammengestellt habe. Bei den erwähnten Völkern finden wir auch Schmiedegottheiten (tscherkess. *Tleps*, osset. *Kurdalägon*). Die alte vorderasiat. Muttergottheit hat in den Legenden von der Königin Tamara deutliche Spuren hinterlassen. In den Gebeten, die sich auf Ackerbau und Viehzucht beziehen, haben sich hier und da die Namen alter Gottheiten erhalten wie der gur. Erntegott Aguna. Unter den Wald- und Jagdgöttern sind der tscherkess. *Mezitha* (vgl. mingrel. *Mesepi*), der osset.-swan. *Äwsati* und der tschetschen. *Elta* männliche, die mingrel. *T'qaši map'a* „Waldkönigin" und die swan. *Dal* weibliche Formen. Wald- und Baumkult war fast allen Kaukasiern eigentümlich, schon Prokop bezeugt ihn bei den Abazgen; in ganz Georgien gibt es meist in der Nähe von Kirchen heilige Bäume, die man mit Opfern feiert, mit Lappen schmückt oder mit einem Gehege aus Faden umwindet. Wald und Gewässer denkt man sich von bösen Geistern (georg. *Č'ink'a*, *Ali*, *K'aři*) bewohnt, die dem Menschen gefährlich sind und durch Eisen, Feuer oder Anrufung des hl. Georg abgewehrt werden. Die *Č'ink'a*, der ein Monat im Herbste geweiht ist, erscheint als schönes Weib in lichtem Kleid und üppigem Haare und sucht die Menschen zu verführen. Einige Stämme haben Sagen von einäugigen Waldriesen. Allgemein verbreitet ist der Glaube an Hexen (georg. *K'udiani*, mingrel. *Mozak'wali*), denen jedes

Unheil zugeschrieben wird. Jährlich einmal haben sie „Walpurgisnacht" bei der teuflischen *Rok'ap'i*, die von Gott an einen Pfahl gekettet wurde, und bringen ihr Menschenherzen als Opfer dar. Von ihr zu trennen ist der gefesselte Held *Amiran*, abchaz. *Abrskil*, der wegen seines Übermutes bis ans Weltende in einem Berge angekettet ist, und dessen Fesseln die Schmiede am Gründonnerstage durch einen kalten Schlag auf den Amboß neu festigen. Die Blattern und andere ansteckende Krankheiten sind nach dem Glauben der Georgier und Osseten Geister in Gestalt von berittenen Männern und Frauen (georg. *Bat'onebi*, osset. *Alaurdi*); sie werden im Zimmer des Kranken durch Opfer, gewisse Tabus, Gesänge und Tänze zu versöhnen gesucht. Die Krankheiten werden durch zauberkundige Männer und Frauen mit Gebeten und Volksmitteln geheilt; diese stehen mit dem Heiligen in Verbindung, verkünden seinen Willen, deuten die Träume und stellen auch wohl die Verbindung mit dem Jenseits her. Der Totenkult spielt eine große Rolle. Die Leichenbegängnisse werden mit Schmäusen, Spielen und Wettrennen, einst auch mit Menschenopfern gefeiert, die noch im Zopfopfer der Witwe und in Selbstverletzungen nachwirken. Leichenschmäuse und Speiseopfer sollen dem Verstorbenen den Unterhalt im Jenseits gewähren; der Vorwurf, daß man seine Toten hungern lasse, ist bei den Bergstämmen der größte Schimpf. Nach Strabo gaben die Albaner dem Toten all sein Hab und Gut mit, auch heute gibt man den Männern Waffen, den Frauen Geräte mit oder bildet sie auf den Denkmälern ab. Bei den Tscherkessen, Osseten und Berggeorgiern wird dem Toten ein Pferd für die Fahrt ins Jenseits geweiht.

G. Čursin *Narodnyje obyčai i věrovanija Kachetii* Zap. Kavk. Otd. Georg. Obšč. 25 (1905); Mamaladze *Narodnyje obyčai i pověrja gurijcev* Sborn. Mat. Kavk. 17, 2 (1893); J. Stepanov *Pověrja gruzin Telavskavo ujezda* ebd.; M. Džanašwili *Kartvelskija pověrja* ebd.; M. Mašurko *Iz oblasti narodnoj fantazii i byta* ebd. 18, 3 (1894) und 32, 3 (1903); J. Kobalia *Iz mifičeskoj Kolchidy* ebd.; R. Eristov *O tuschino-pšavo-chevsurskom okrugě* Zap. Kavk. Otd. 3 (1855); Bleichsteiner *Kaukasische Forschungen* 1919 S. LIX—LXXII; F. Bodenstedt *Die Völker des Kaukasus* 1855 S. 8, 41ff.; N. Dubrovin *Istorija vojny i vladyčestva russkich na Kavkazě* I (1871); V. Miller *Osetinskije Etjudy* II c. 7 (1882).

§ 7. Familie und Gemeinde. Strabo berichtet XI 3 von den Iberern, daß sie ihr Hab und Gut gemeinsam nach Familien besitzen, deren jede von dem Ältesten beherrscht und verwaltet wird. Damit übereinstimmend erzählt die kartwel. Chronik, daß in der ältesten Zeit der Geschlechtsälteste unter dem Titel *mama-sachlisi* „Hausvater" regierte. Wir haben also schon damals Vaterfamilien, die vereint einen vom Ältesten beherrschten Geschlechtsverband, eine Familiengemeinde mit gleichem Kulte bilden. Noch heute findet sich bei den Abchazen die Großfamilie, in abgelegenen Teilen Georgiens die sog. Familiendörfer, in denen nur Leute mit dem gleichen Geschlechtsnamen wohnen. Man trifft indes deutliche Spuren eines älteren Matriarchats. Darauf deutet die große Achtung vor der Frau bei der w. und s. Völkergruppe, die Vertauschung der Namen für Vater und Mutter bei den Kartweliern (georg. *mama* „Vater", *deda* „Mutter"), die Heiligkeit des Schleiertuches (*mandili*) der Frau bei den georg. Bergstämmen u. a. Dazu gehören auch die getrennten Bezeichnungen für Verwandtschaftsgrade von seiten der Frau und des Mannes bei Georgiern und Abchazen; sie weisen auf die Zeit, wo man neben der Mutter und ihrer Verwandtschaft auch die des Vaters anzuerkennen begann und daher für diese neuer Namen bedurfte. Auch die gebotene Abwesenheit des Vaters während der Wehen seiner Frau gehört wohl in denselben Vorstellungskreis; die Geburts- und Wochenbettszeremonien werden nur von Frauen ausgeführt. Ein weiterer Nachhall mutterrechtlicher Verhältnisse ist die Milchverwandtschaft. Jeder vornehme Tscherkesse und Abchaze kommt sofort nach der Geburt in eine andere Familie, um dort gesäugt und erzogen zu werden. Zwischen den beiden Familien besteht Eheverbot, die Milchverwandten haben die erste Pflicht der Blutrache. Auch Erwachsene können Milchverwandtschaft schließen, indem sie eine Frau aus der Familie, in deren Verband sie eintreten wollen, dreimal in die entblößte Brust

beißen (*linturali* bei den Swanen). Aus gewissen Hochzeitsbräuchen und sprachlichen Erscheinungen darf man auf das frühere Vorhandensein von Altersgruppen schließen; die Daghestan-Sprachen mit ihren Nominalkategorien, welche geschlechtsreife und nichtgeschlechtsreife männliche und weibliche Wesen neben Tieren und Sachen unterscheiden, legen, wie Dirr gezeigt hat, eine alte gesellschaftliche Klassifikation nahe. Mit fortschreitender Entwicklung entstanden größere Verbände. Eine bevorzugte Familie errang fürstliche Stellung; schwang sich eine Familiengottheit zur Stammgottheit auf, so entwickelte sich eine Priesterfamilie wie in Abchazien die Familie Tschitschba, die den Kult am heiligen Berge Dydrysch besorgt. Endlich bildete sich durch politische Ereignisse wohl meist aus einer unterworfenen Bevölkerung ein leibeigener Stand. Damit kommen wir auf Strabo zurück, der bei den Iberern vier Stände, den der Fürsten, Priester, Gemeinfreien und Leibeigenen, unterscheidet.

N. Deržavin *Abchazija v etnografičeskom otnošenii* Sborn. Mat. Kavk. 37, 1 (1907); Linturali *Etn. Obozr.* I (1889) S. 138; A. Dirr *Über die Klassen (Geschlechter) in den kaukas. Sprachen* Int. Arch. Ethn. 18.

§ 8. Sprache. Die Kaukasus-Sprachen sind erst in den letzten 50 Jahren erschlossen worden; Baron v. Uslar, A. Schiefner, A. Dirr, N. Marr und Fürst N. Trubeckoj haben ein ansehnliches Material gesammelt, die Sprachgesetze erforscht und die Kaukasistik als Wissenschaft fest begründet. Hier können nur wenige Andeutungen über die sprachlichen Verhältnisse gegeben werden. Sehr verwickelt ist die Phonetik, die Zahl der Laute steigert sich in einigen Daghestan-Sprachen bis über fünfzig. Besonders zahlreich sind die Kehl- und Zischlaute vertreten. Neben ihnen sind als besonders schwierig die Laterallaute des Tscherkessischen und einer Reihe von Daghestan-Sprachen sowie die labialisierten Laute des Abchazischen zu nennen (Pfeif- und Schwirrlaute). In bezug auf den Sprachbau haben sich drei stark auseinandergehende Typen herausgebildet, deren ursprüngliches Verhältnis schwer klarzustellen ist. Die heutigen Sprachen sind eben das Ergebnis mannigfaltiger Kreuzungen und Beeinflussungen, deren Aufdeckung eine der Hauptaufgaben der Forschung bildet. Das Abchazische bildet die Brücke zwischen dem tscherkessisch-abchaz. Typus einerseits, dem Kartwel-Typus andrerseits. Letzterer ist am wenigsten verschliffen und läßt sich durch das Georgische weiter zurückverfolgen. Dieses zeigt allein die sog. Suffixaufnahme, d. h. die Wiederholung der Endung des Regens am Rektum in der Genitivkonstruktion, eine den alten Sprachen der Gruppe eigentümliche Erscheinung (etrusk. Genitivus Genitivi). Der Satz besteht aus lockeren Gruppen, die durch pronominale Elemente in sinngemäßen Zusammenhang gebracht werden. In der w. und s. Gruppe beziehen sich diese Elemente auf die 3 Personen (objektiv und subjektiv), in den Daghestan-Sprachen auf die Klasse (Wortkategorie), zu welcher das zu bestimmende Substantiv gehört. Die Zahl dieser oben erwähnten Klassen wechselt zwischen zwei und sechs. Die Grundsätze der Klassenteilung sind schwer zu erkennen, doch ist es verwunderlich, mit welcher Sicherheit die Eingeborenen entlehnte Wörter gleich in eine bestimmte Kategorie einreihen, ohne sich bei der Anwendung zu irren. Es muß also noch ein dunkles Gefühl des ehemaligen Ordnungsprinzipes beim Sprachvorgang nachwirken. Die Gliederung des Satzes durch die fast an alle Wortarten antretenden Klassenelemente zeigt große Ähnlichkeit mit dem anreihenden Prinzipe der Bantu-Sprachen. Das Verbum trägt vorwiegend nominalen Charakter, nur in den Kartwel-Sprachen ist eine Art Flexion in idg. Sinne entwickelt. In diesen ist das Verbum modifiziert durch Vollendungspräfixe, ähnlich denen der slav. Sprachen, durch Präpositionen, durch subjektive und objektive Pronominalpräfixe und durch Charaktervokale, welche die Richtung der Tätigkeit angeben; dann erst folgt die Wurzel, die Stammendung und etwa noch ein auf Zahl oder Person bezügliches Suffix. Man unterscheidet Tat- und Empfindungsverba, zu letzteren gehört auch die Perfektgruppe aller Verba; sie haben die objektiven Pronominalpräfixe und das Subjekt im Dativ, das Objekt im Nominativ bei sich. Die Deklination zeigt

in den Kartwel-Sprachen einige primäre Kasussuffixe, welche durch antretende Postpositionen variiert werden. Die merkwürdige Art der kartwelischen Nominalbildung durch Präfixe läßt urspr. Beziehungen zu den semito-hamitischen Sprachen nicht als ausgeschlossen erscheinen. In den Daghestan-Sprachen schwillt durch starke Differenzierung des Ortes und der Richtung die Zahl der Kasussuffixe oft zu 20—30 an. In der w. Gruppe sind die Deklinationselemente bis auf geringe Reste verlorengegangen, zum Teil in den Komplex des Verbums gerutscht. Gewisse Überreste der Deklination im Abchazischen lassen auf einen den Kartwel-Sprachen verwandten, älteren Zustand rückschließen. Daneben zeigt die Westgruppe die keiner kaukas. Sprache fremde Neigung zur Komposition in einer Weise überentwickelt, die an Polysynthese erinnert. Während das Georgische eine Reihe von Konjunktionen besitzt, vermag das Mingrelische jede Nuancierung eines Nebensatzes durch das Suffix *-ni* auszudrücken. Im Lazischen wird das finite Verb durch Darantreten eines Kasussuffixes in die gewünschte abhängige Stellung versetzt. Die Bergsprachen drücken alle Arten des abhängigen Satzes, auch die Frage, durch ein verbales Suffix aus. Die Zahlwörter besitzen mit wenigen Ausnahmen ein Zwanzigersystem, wie es auch im Baskischen vorkommt. Das Swanische und einige Daghestan-Sprachen kennen für die 1. Person Pl. eine inklusive und eine exklusive Form.

Es erübrigt noch, einen kurzen Überblick über N. Marrs Gruppierung der japhetitischen Sprachen zu geben, obgleich sich ein klares Bild erst aus seiner leider noch unveröffentlichten vergleichenden Grammatik der japhetit. Sprachen ergeben wird. Diese Gruppierung wird bei der Feststellung der verschiedenen Sprachschichten und -Kreuzungen gute Dienste leisten, wenn sich auch in Einzelheiten noch Modifikationen ergeben werden. Marr unterscheidet ähnlich den *kentom-* und *satəm*-Sprachen des Idg. eine Sibilanten- und Spirantengruppe; d. h. Zischlauten in der ersteren entsprechen Gutturale oder *h*-Laute in der letzteren Gruppe. Die Sibilantengruppe teilt sich wieder in eine *s*- und eine *š*-Gruppe (georg. *s*, *z*, *c*, *dz* = *š*, *ž*, *č*, *ǰ* im Mingrelisch-Lazischen). Die spirantische Gruppe scheint in drei Untergruppen zu zerfallen (1. Tscherkessisch-Ubychisch; 2. Tschetschenisch; 3. Awaro-Andisch, Lakisch u. a.). Daneben gibt es eine dritte — die Sonorengruppe, deren Bestand sich noch nicht klar erkennen läßt. Das Verhältnis ist dadurch kompliziert, daß die kaukas. Sprachen vielfach hybride Bildungen, Verschmelzungen verschiedener Typen darstellen, deren ursprünglichen Bestand festzustellen eine schwierige, aber unumgängliche Aufgabe der weiteren Forschung ist.

F. Finck *Die Haupttypen des Sprachbaus* 1910 c. IX; Jafetičeskij Sbornik 1922 S. 6ff. N. Marr; F. Braun *Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen* 1922 S. 56ff.

§ 9. Zusammenhänge. Die Aufdekkung der Schichten in den heutigen kaukas. Sprachen muß die Ergebnisse der hist. Ethnographie aufs genaueste berücksichtigen, auch das Studium der Ortsnamen wird vielfach frühere Sprachgrenzen feststellen können. Wie der Geologe nach der Gesteinsart und den fossilen Resten die Formation erkennt, wird es möglich sein, die Ausbreitung früherer Sprachen in den heute noch gesprochenen festzustellen. Der Vergleich der überlieferten Völkernamen, die meist ein oder gar zwei Pluralsuffixe tragen, mit den Pluralbildungen der verschiedenen Sprachen, wird gleichfalls wertvolle Ergebnisse zeitigen. Diese Suffixe zeigen *k*-Elemente (Κολ-χοι, Α-βασγοι, Muš-ku), *p*-Elemente (Κασ-πιοι), *t*-Elemente (Κερκε-ται, Chal-di, Σουνι-ται), *n*-Elemente (Τιβαρη-νοι) oder *r*-Elemente (Σανα-ραιοι). Häufig ist Doppelsuffigierung wie in Καρ-δ-ουχοι, oder der Name enthält noch ein Adjektive bildendes Element wie Κασ-π-ειροι. Derselbe Name wird in verschiedener Gestalt erscheinen, je nachdem die Quelle ihn von dem einen oder anderen Volk gehört hat. Die Herausarbeitung der historischen Grundlagen der heutigen Kaukasus-Sprachen ist die wichtigste Vorbedingung für die richtige Erkenntnis der in den gleichen Zusammenhang gehörenden alten Sprachen des vorderen Orients und Europas. Zu diesen rechnet man: 1. das Sumerische (s. Sumerer B), das der georgische Forscher M. Tseretheli unter Beibringung eines reichen

Belegmaterials von Wortgleichungen und Ähnlichkeiten in den Formativen zur südkaukas. Sprachgruppe gestellt hat. 2. Das Elamische (s. Elam B), die noch am besten bekannte altkaukasische Sprache, welche in die drei zeitlich ziemlich auseinanderliegenden Stufen des Altelamischen, Neuelamischen und Chozi zerfällt; letzteres wurde nach dem Zeugnis des Abū'l Farāg noch im 11. Jh. n. C. gesprochen. Dank den Arbeiten H. Winklers, Borks und Hüsings wurde der kaukasische Charakter mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, ungewiß blieb aber gerade bei dieser Sprache die Stellung innerhalb der kaukas. Gruppe. Ein Zusammenstellen mit einer neukaukas. Sprache, der Cachurischen, auf der trügerischen Grundlage des Erckertschen Buches, hieße nach dem Worte eines neueren Kaukasisten die Frage aufwerfen, ob die Sprache des Rigveda mehr mit dem bayerischen oder dem sächsischen Dialekte des Deutschen verwandt sei. Indes hat N. Marr in unermüdlicher Forscherarbeit die Beziehungen des Elamischen zu den Kartwel-Sprachen dargelegt und die Basis zu weiterer Arbeit geschaffen. Die Sprache der n. an die Elamier angrenzenden Kaspier war von der jener nur mundartlich verschieden. 3. Die aus einem der Tell el-Amarna-Briefe bekannte Mitanni-Sprache (s. Mitanni B), die Bork zu unserer Gruppe gestellt hat. Zu ihr gehört das Charrische oder Churrische der Boghasköj-Texte. 4. Das Chaldische oder Urarṭäische, eine der nichtarischen Sprachen des alten Armenien. Das Zentrum des chaldischen Reiches lag am Van-See. Aus dieser Sprache stammt das in Armenien für Länder-, Städte- und Völkernamen allgemein gebrauchte *-ni*-Suffix. 5. Die Boghasköj-Sprachen, von denen das Hettitische oder Kanesische allerdings eine hybride Sprache mit idg. Überschichtung darstellt. Die Zugehörigkeit der idg. und der kaukas. Schicht bleibt noch festzustellen, für die letztere kommen wohl kleinasiatische Sprachen, besonders das Lydische, in Betracht. Das Luvische, das mit dem Hettitischen näher zusammenhängt, darf nicht mit Forrer als ein früh abgezweigter Ast des idg. Sprachstamms angesehen werden, die Beziehungen werden eher der anarischen Schichte angehören. Das Balaische ist bis jetzt nur in geringfügigen Bruchstücken vorhanden, die noch nicht zu Schlüssen berechtigen. Dagegen sind vom Protochattischen größere Sprachproben zur Verfügung; es ist eine unter den Boghasköj-Sprachen ganz vereinzelt dastehende Sprache mit überwiegender Präfigierung. Ich habe vier dieser Präfixe *a-*, *i-*, *wa*, *še* mit entsprechenden Pronominalpräfixen des Tscherkessisch-Abchazischen, das Pluralpräfix *le-* mit dem im Swanischen nur mehr rudimentär vorhandenen Pluralpräfix *la-* zusammengestellt (Berichte des Forschungsinst. f. Osten u. Orient 3 [1923] S. 102—106). 6. Unter den kleinasiatischen Sprachen werden wir das Lykische und Lydische, wahrscheinlich auch das noch unbekannte Kilikische, Kappadokische und Karische hierher zu rechnen haben. Dasselbe gilt von den Sprachen der Schmiedevölker des n. Kleinasiens, der Chalyber, Tabal und Mušku. Die altkaukas. Völker zeichneten sich vielfach als Gewinner und Bearbeiter von Metallen aus; eine Reihe von Metallnamen der alten Kulturvölker sind aus ihren Sprachen entlehnt. 7. Die vorgriech.-ital. Gruppe. Zu ihr gehören die uns nur in Ortsnamen und im nichtarischen Sprachgut des Griech. erhaltenen Sprachen der Pelasger, Leleger und anderer ägäischer Stämme. Mit der Sprache der Inschrift von Lemnos steht das Etrusk. (s. Etrusker B) in nahem Zusammenhang; die Etrusker, mindestens eine der beiden etrusk. Schichten, kamen als *Turuscha* mit den sog. Seevölkern (s. d.) aus ihrer kleinas.-ägäischen Heimat nach Italien, ebenso wie die Sikuler und Sardinier. 8. Die ligurisch-iberische Gruppe (s. Iberer B, Ligurer B). Auch hier müßte eine Neubearbeitung des gesamten sprachlichen Materials mit Hinblick auf das Kaukasierproblem einsetzen. Die Ergebnisse werden um so reicher sein, als schon früheren, kaukasistisch nicht geschulten Gelehrten die Zusammenhänge des Iberischen mit altvorderas. Elementen nicht entgangen sind. Schon H. Winkler gelang der Nachweis, daß das Baskische zur kaukas. Sprachgruppe zu stellen ist; N. Marr hat auf Grund seines auf wiederholten Studienreisen gesammelten Materials den japhetitischen Ursprung des Baskischen in Phonetik, Formenlehre

und Wortschatz bis in alle Einzelheiten dargelegt. Sogar der Name *Bas-k*, Eigenbezeichnung *E-us-k-ara* (aus **E-wus-k-ara*) ist ein typisch kaukasischer (vgl. *A-bas-g*) mit dem oben erwähnten Vokalwechsel. — S. a. Altkleinasiatische Sprachen.

Wie zahlreich und schwierig die hier angeschnittenen Probleme auch sein mögen, Sache der Kaukasistik wird es sein, das „dritte ethnische Element" in der Bevölkerung des alten Eurasiens in Sprache, Volkstum, Religion und Kultur immer mehr und mehr aufzudecken.

Bleichsteiner *Überblick über kaukas. Völker und Sprachen* Ber. Forschungsinst. f. Osten u. Orient 2 (1918); M. Tseretheli *Sumerian and Georgian* JRAS 1913 S. 783—821, 1914 S. 1—36, 1915 S. 255—288, 1916 S. 1—58; H. Winkler *Die Sprache der zweiten Columne* 1896; G. Hüsing *Die elamische Sprachforschung* Memnon 4 (1910); ders. *Die einheimischen Quellen zur Geschichte Elams* I (1916); N. Marr *Opredělenije jazyka vtoroj kategorii* Zap. vost. otd. Arch. Obšč. 22 (1914); F. Bork *Die Mitannisprache* MVAG 14 (1909) S. 1—126; K. Gleje *Opyt rěšenija vanskavo (urartskavo) voprosa* Sborn. Mat. Kavk. 37 (1907) S. 18—48; ders. *Iz praistorii severno-kavkazskich jazykov* ebd. S. 49—90; E. Forrer *Die acht Sprachen der Boghaskői-Inschriften* SB. Preuß. Ak. 53 (1919); Mitt. Deutsch. Or. Ges. Nr. 61 ders.; ZDMG 1 (1922) S. 174—262 ders.; F. Hrozný *Über die Völker und Sprachen des alten Chatti-Landes* 1920; A. Fick *Vorgriechische Ortsnamen* 1905; ders. *Hattiden und Danubier in Griechenland* 1909; N. Marr *O jafetičeskom proischoždenii baskskovo jazyka* 1920; ders. *Jafetičeskij Kavkaz* Mat. jaf. jaz. 11 (1920).

Robert Bleichsteiner

C. Anthropologie. Die Urbevölkerung des Kaukasus bestand möglicherweise aus sehr dunkelgefärbten Stämmen, vielleicht sogar negroiden Charakters; so wird von den Kolchern berichtet, daß sie braune Haut und krauses Haar hatten, und die im Ostkaukasus sitzenden Albaner, Kaspier, Gelen usw. sollen mit den Kossäern, Susianern und den südpers. Stämmen zusammenhängen, die ebenfalls als dunkel und negroid geschildert werden; wir würden es also mit Verwandten der hypothetischen negroiden Urbevölkerung Babyloniens zu tun haben. — Sehr früh dürften aber von SW her Angehörige der „vorderas." Rasse (*Homo tauricus;* s. d.) ins Land gekommen sein, jedenfalls herrscht heute im Kaukasus der hohe vorderas. Kurzkopf fast überall. Auch die nordeurop. Stämme, die im Laufe der Jht. den Kaukasus berührten, haben dort ihr Rassenblut gelassen, so daß auch ein deutlicher Einschlag von *Homo europaeus* (s. d.) zu konstatieren ist; so finden sich auffallend viel Blonde und Helläugige bei den Kurden und den Osseten.

G. Kraitschek *Die Menschenrassen Europas* Pol. Anth. Rev. I (1902) S. 510; H. Günther *Rassenkunde des deutschen Volkes* 1924 S. 107; G. Hüsing *Völkerschichten im Iran* MAGW 46 (1916) S. 219 ff.

Reche

Kaukasus. A. Paläolithikum.

§ 1. Ziskaukasien und zentraler Kaukasus. — § 2. Russisch-Armenien.

§ 1. Wir rechnen zur Kaukasuszone im weitesten Sinne Ziskaukasien (Terek-Republik mit dem Kuban-Gebiet), den eigentl. zentralen K. (Georgien) und Transkaukasien (mit Russisch-Armenien).

Falls die Angaben von de Baye auf Richtigkeit beruhen, so wären in Ziskaukasien altpaläol. Funde in Ilskaïa (Prov. Kuban) zu tage gekommen. Die in bläulichen Tonen gelagerten Artefakte besäßen z. T. die Gestalt von Kratzern und Faustkeilen; als Begleitfauna werden merkwürdigerweise Flußpferd und Mammut, Pferd und Wildrind angegeben.

Sehr günstige Ergebnisse hatte die Studienreise, welche R. R. Schmidt im Jahre 1914, zusammen mit L. Kozłowski, in den zentralen Kaukasus, d. i. in das Rion-Gebiet, zwischen Kutaïs und Oni (Vorberge des Kasbek, 5043 m), unternahm. Am vollständigsten wurde die Rudolf-Virchow-Höhle bei Mecameti ausgebeutet, welche mehrere typische Aurignacienschichten barg. Die gleiche Industrie ergaben die Uvarov- und Baratašvili-Grotte. (Vorläufige Notiz bei M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 27.) Nach anderweitiger Angabe wäre in einer Kaukasus-Höhle auch eine azilienähnliche Hornharpune mit durchlochter Basis gefunden worden, allerdings in verwühlter Schicht. Verzahnungen mit Glazialbildungen, die in dieser ganzen Zone mächtig entwickelt sind, scheinen nicht vorzuliegen.

§ 2. Aus dem Gebiete s. des kleinen K. (Russisch-Armenien) wurden einstweilen paläol. FO nur am Vulkanstocke des Alagheuz (Alighez, 4095 m), zwischen Eriwan und Alexandropol, bekannt. Hier treten starke Adern von helldurchsichtigem,

schwarzen oder roten Obsidian zutage, welche der Steinzeitbevölkerung ein noch geeigneteres Rohmaterial lieferten, als es der Feuerstein darbietet. Die von J. de Morgan entdeckten Plätze sind die Station vom Berge Bughuti-daghi (unfern des Dorfes Tâlin) und jene von Hadji-Bagher. Es handelt sich um Oberflächenfunde, in denen paläol. und neol. Materialien buntgemischt auftreten. Trotzdem ist es leicht, die beiden Gruppen zu unterscheiden; die paläol. Artefakte sind stark verwittert und besitzen eine graue Patina von trüber Farbe, während die neol. Stücke die glänzenden Oberflächen des frischen Bruches zeigen. Manchmal wurden paläol. Stücke in der j. StZ abermals in Gebrauch genommen und mit neuen Retuschen versehen, die sich scharf abheben. Typologisch liegen kleine Faustkeile oder Disken, teilweise kräftig retuschierte Handspitzen und Schaber vor, die ein typisches Moustérien widerspiegeln. Nichts rechtfertigt m. E. die Angabe de Morgans, daß auch Aurignacien- oder Magdalénien-Typen vorlägen.

J. de Morgan *Les stations préhistoriques de l'Alagheuz (Arménie Russe)* Rev. d'Anthropol. 19 (1909) S. 189ff. H. Obermaier

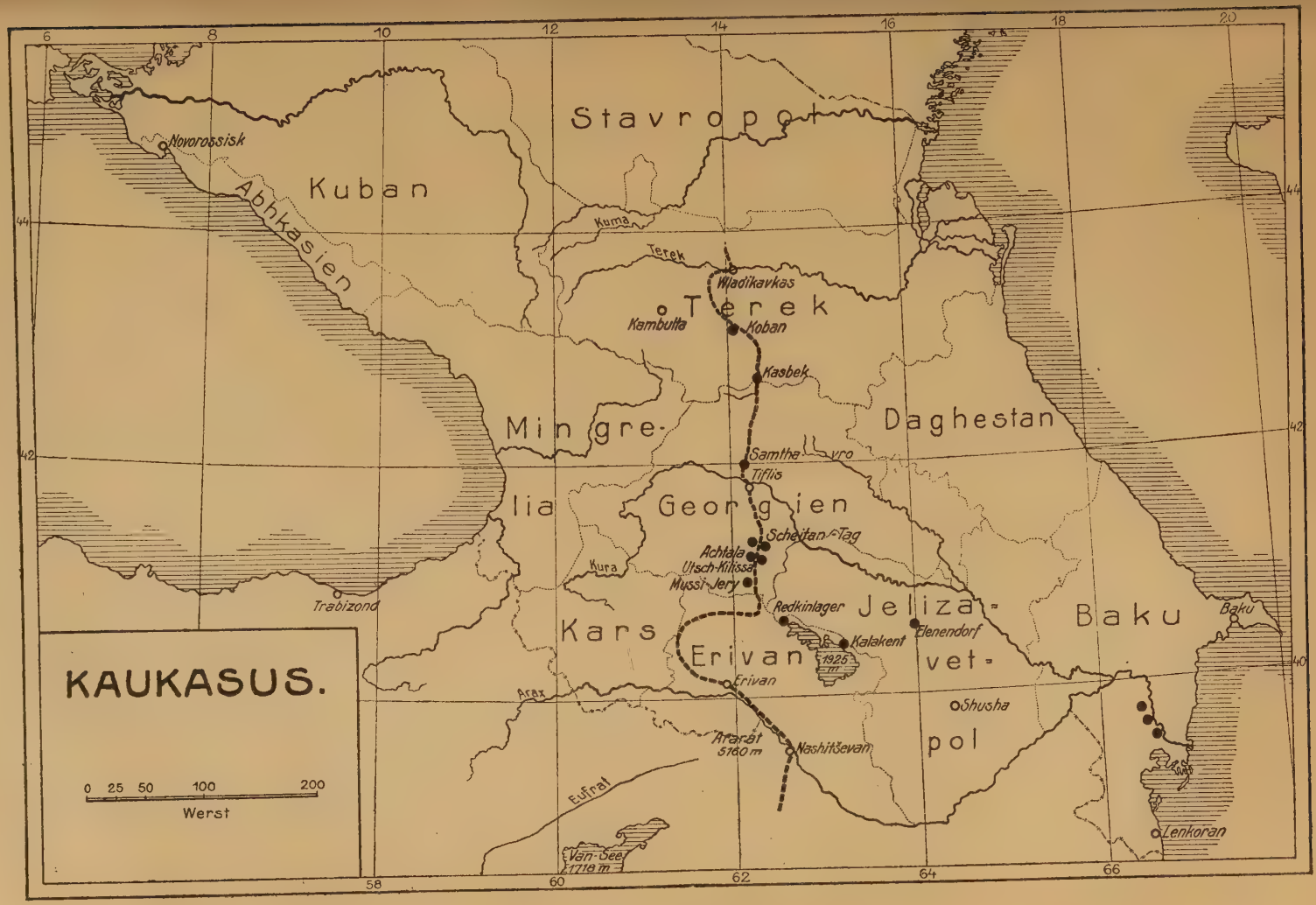
B. Jüngere Steinzeit. Über das kaukas. Neol. existieren bisher keine brauchbaren Materialzusammenfassungen oder monographische Darstellungen. Einzelne Stücke sind abgebildet in den einschlägigen Werken von Chantre, de Morgan u. a., in den Material. zur Arch. des Kaukasus sowie in den Veröffentlichungen der russ. archäol. Kommission. Das Museum in Moskau besitzt, nach A. M. Tallgren, mehrere steinzeitl. bzw. kupferzeitl. Funde mit Schaftlochäxten u. a. aus dem Kuban- und Terek-Gebiet, das Museum in Tiflis Steinäxte aus den Nachičevanskischen und Kul'pinskischen Salzgruben und eine Kollektion von Gegenständen aus Obsidian (der auch in der kaukas. BZ und frühen EZ häufig verwendet wird) und Bergstein von der Eisenbahnstation Rionskaja (vgl. den Museumskatalog von Tiflis). M. Ebert

C. Bronzezeit (Tf. 75, 105a). § 1. Man kennt im K. große und mannigfache Grab- und Schatzfunde aus der BZ. Bis jetzt fehlt es aber an einer systematischen Zusammenfassung: die Funde sind nur z. T. publiziert, und eine strenge topographische und chronol. Gruppierung derselben ist nicht unternommen worden. Auch eine Stilanalyse fehlt bis jetzt. Es gibt nur Ansätze dazu. Hier ist es nur möglich, einzelne Hauptzüge der kaukas. bronzezeitl. Kultur anzuführen. Sie müßte in engem Zusammenhang mit den vorderas., ungar. und uralaltaischen Bronzekulturen behandelt werden, da sie gewissermaßen einen Knotenpunkt dieser Kulturen bildet und in der Zukunft wohl bei der Erklärung ihrer gegenseitigen Verbindungen von allergrößtem Wert sein wird.

§ 2. Die allg. Entwicklung der kaukas. BZ scheint eine einheimische gewesen zu sein, wobei der S des Gebietes unter stärkerem vorderas. Einfluß gestanden hat als der N. Den Anfang dieser Kultur finden wir in der reichen Kubaner Kupferzeit (s. Kuban), wo figurale Darstellungen auf den Gefäßen eine wichtige Rolle spielen. Zoomorphe Ornamente und plastische Tierfiguren sind dann in der eigentl. bronzezeitl. Kultur des K. bis zum Anfang der EZ vorherrschend. Die Arbeitsgeräte, die Gürtelbleche, die Schmuckgegenstände, die Tongefäße nehmen Tierformen an oder sind mit Tierfiguren versehen. Meistens sind die Tiere sehr stilisiert. Jedoch kann man drei Tiere unterscheiden, den Hund, den Hirsch und den Widderkopf mit breit ausgestreckten Hörnern. Der Löwe, welcher in der vorderas. Kunst so häufig ist, fehlt in der kaukas. BZ. — Pflanzenmotive sind unbekannt. Geometrische Motive erscheinen selten, doch kommen ausgezeichnete Spiralverzierungen vor, zum großen Teile eingepunzt oder eingraviert. Die technische Ausführung der Ornamente steht in der BZ kaum irgendwo höher als hier.

Die vertieften Ornamente sind oft mit Grubenemail versehen, zu welchem verschiedene Farben benutzt worden sind. Diese koloristische Ornamentierung, welche zum erstenmal in der Kobaner Zeit (s. Koban; Band VII Tf. 6, 7) verwendet wird, lebt dann auch später in dem vorderen Orient fort. Im K. wird in der Übergangszeit das Email (s. d. A) durch Eisen ersetzt: letzteres benutzt man zu Inkrustationen, auf Gürtelagraffen, Schwertknäufen, Dolchklingen usw.

Menschen werden viel seltener als Tiere dargestellt. Doch sind allgemein plastische



Kaukasus

● Wichtige Fundorte.

männliche Figuren mit großen aufrecht gestellten Händen, oder häufig in Verbindung mit einem Hirsch oder Widderhörnern. Sie können phallistisch sein, mit einem Hammer in der Hand versehen (Schatz von Kazbek) und dürften Götterbilder darstellen (Tf. 105 a).

§ 3. Gegenstände, welche auf kupferzeitl. Formen zurückgehen, sind Schaftlochäxte und Dolche von Kobaner Typen, runde, bombenförmige Tongefäße, Flachäxte mit seitlichen Zapfen. Aber der Formenschatz wird mit der Zeit größer. Ungemein häufig sind die verschiedensten Anhängsel und Amulette, darunter oft kreuzförmige, und Armbänder, welche häufig in auswärtsgebogenen Spiralen enden. Nadeln sind allgemein, mit spaten- oder brillenspiralförmigen Köpfen. Anderseits sind aber Tüllenäxte, mit zwei Ausnahmen, durch die ganze BZ unbekannt. Schwerter fehlen im n. K. Fibeln kommen erst gegen das Ende dieser Periode vor. Es sind reine Importstücke, sog. Bismantova-Fibeln (s. Fibel B § 3; Band III Tf. 108 Abb. 123).

Sehr charakteristisch sind die Gürtel. Im n. K. sind sie aus Leder, mit reich ornamentierten Agraffen aus Metall versehen. Im S bestehen die Gürtel vollständig aus Bronze, mit prachtvollen gravierten oder getriebenen Bildern.

§ 4. Die Gräber sind Skelettgräber. Die unterirdischen Steinkammern in Koban (s. d.) erinnern an die kupferzeitl. Kubaner (s. d.) Gräber und Dolmen. Noch in Talyche, auf den beiden Seiten von Lenkoran, sind Gräberfelder mit solchen unterirdischen Individual- oder Kollektiv-Megalithgräbern gefunden worden. Diese Gräber sind Reihengräber. — Die Gräber in Redkin-Lager sind auf drei Seiten mit Steinplatten und mit einem ähnlichen Dach versehen. Die vierte Seite ist aber offen und durch einen Steinhaufen geschützt. Steingeröll umgibt auch die aus Steinplatten bestehenden Grabwände. Der Tote liegt oft in Hockerstellung. In Samthavro ist das Schachtgrab mit einer kreisförmigen Steinpackung ohne Kiste versehen, und das Dach bildet gewissermaßen eine „Kuppel ohne Zement".

§ 5. Der K. und Armenien sind sehr metallreich: hier wird Kupfer, Blei, Eisen, Silber, auch Gold, zwischen Trapezunt und Lenkoran im n. Armenien am Čorok, Dilidja, Čatach und Araxes gewonnen. Es ist möglich, daß dort die älteste Eisengewinnung vor sich gegangen ist. Die Gruben lieferten auch den Assyrern und Hettitern das Metall, wie später den Griechen. Durch diesen Metallreichtum erklärt sich die kulturelle Vorzugsstellung dieses Gebietes in alter Zeit. Anderseits sicherte die Schwerzugänglichkeit des Berglandes ihm eine selbständige Kulturentwicklung.

§ 6. Die wichtigsten Gräberfelder sind auf der Karte Tf. 75 angeführt. Die berühmtesten Fundstätten sind: Koban (s. d.) um 1300—900 v. C., die gleichzeitigen oder etwas späteren Gräberfelder in Redkin-Lager (an der Akstafa unweit der Stadt Belišan), Kazbek (in Georgien), Aul-Atašukin (Kobarda), Šeitan-Tag, Achtala und Utš-Kilissa (in Armenien). — Ein wenig jünger dürfte das Grabfeld in Samthavro oder Mzchet sein, jedenfalls seine „obere Etage". Vielleicht noch jünger ist Mussi Jery in Armenien. Bronzezeitl. sind die von Roessler untersuchten Gräber in der Nähe von Elenendorf.

Große Sammlungen kaukas. Bronzen besitzen folgende Museen: Hist. Museum in Moskau, das Museum zu Tiflis, das Musée St. Germain-en-Laye in Paris, das Museum für Völkerkunde (Virchow-Sammlung) in Berlin, das Naturhistorische Museum (Heger-Sammlung) zu Wien.

§ 7. Die Träger der kaukas. BZ-Kultur waren wohl die sog. kaukas. Völker (s. d. B), welche mit einer gemeinsamen herodoteischen Benennung Alarodier oder auch Japhetiten genannt werden. Um ca. 1000 v. C. wohnten im S die Chalder, die alle Alarodier im Bündnis gegen Assyrien vereinigten, aber später besiegt wurden. Dann wurde der assyr. Einfluß hier bedeutender. Diese Zeit gehört schon dem Eisenalter an, das hier nicht näher behandelt werden kann.

E. Chantre *Recherches anthropologiques dans le Caucase* I—IV (1885—1887); Materialien Arch. Kaukas. 8 (1900) P. S. Uvarov; R. Virchow *Über die kulturgeschichtliche Stellung des Kaukasus* Abh. Preuß. Ak. 1895; ders. *F. Bayerns Untersuchungen* ZfEthn. 17 (1885) Suppl.; J. Morgan *Mission scientifique au Caucase* I—II (1889); W. Belck *Archäologische Forschungen in Armenien* ZfEthn. Verh. 1893 S. 64; Wilke *Archäol. Parallelen aus dem Kaukasus* ZfEthn. 1904 S. 39 ff.; B. Farmakovskij *Archaičeskij period* Ma-

terialien Arch. Rußl. 34 (1914); Rev. Arch. 1920 S. 1ff. M. Rostovcev; A. Miller *Izobraženija sobaki v drevnostjach Kavkaza* Izv'estija d. Akad. d. Gesch. d. Mater. Kultur 2 (1922).

A. M. Tallgren

Kaukola. Steinzeitl. Wohnplätze im Ksp. K., Südkarelien, Finnland, w. vom Ladoga-See unweit der Stadt Käkisalmi (Kexholm), in der Umgegend des Riukjärwi-Sees und anderer kleiner Gewässer, die zum Stromgebiet des Wuoksen gehören, vorläufig die reichsten neol. Wohnplatzfunde in Finnland. Bei den Ausgrabungen sind mehrere Dutzend kleine, aus Steinsetzungen bestehende Herdplätze, die zu zeltähnlichen Hütten gehört haben, gefunden worden. Die Funde spannen über einen längeren Zeitraum, unter den Axt- und Meißeltypen (Band III Tf. 124 f, h, k) finden sich u. a. schon primitive frühe Stücke. Von der Keramik stammt die Mehrzahl aus der Blütezeit des kammkeramischen Stiles, ist sog. geometrische Kammkeramik (s. d.; Tf. 58 A b—f), doch tritt hier auch die ältere Wickelschnurkeramik (Tf. 58 A a) und die späte Textilkeramik (s. d.) auf. Aus Rußland importierter Feuerstein ist häufig. Zeugen von westfinnländischem Einfluß sind u. a. zahlreiche runde, durchlochte Keulensteine, die sonst in Ostfinnland selten sind, sowie einige Bruchstücke von Bootäxten und Nachahmungen von solchen. Besonders interessant sind zahlreich vorkommende kleine Schiefergegenstände, die von knöchernen Typen abgeleitet werden können, vor allem lange, schmale Pfeilspitzen und Angelhakenstiele (Band III Tf. 125 c, e; s. Schiefergeräte B). Von den Knochengeräten selber ist nur weniges erhalten. Erwähnenswert sind noch Bruchstücke von Idolen und Phallus-Amuletten (?) aus gebranntem Ton. — Die Wohnplatzfunde von K. sind im allg. nicht unterhalb der 21 m-Kurve (über dem Meeresspiegel) angetroffen worden, die hier die Grenze der größten Ausdehnung der Ladoga-Transgression (s. d.) bildet; zur Zeit dieser Wasserhöhe lagen die Wohnplätze von K. an kleinen Sunden und Buchten, die günstige Bedingungen für primitive Fischerei boten. Die Mehrzahl der Funde gehört denn auch der Zeit um das Maximum der Transgression oder der III. Per. Mont. der StZ an, obgleich sich unter dem Inventar auch viele ältere und jüngere Gegenstände befinden. Nach dem Durchbruch der Newa und dem Fallen der Gewässer beinahe zum jetzigen Niveau hat die Gegend viel an ihrer Bedeutung für steinzeitl. Siedlung eingebüßt. — In dem Nachbarkirchspiel Räisälä sind ebenfalls große Wohnplätze der kammkeramischen Gruppe entdeckt worden (Band III Tf. 128 a).

Ailio *Wohnplatzfunde* II 48ff., 252ff.; S. Pälsi *Riukjärven ja Püskunsalmen kivikautiset asuinpaikat Kaukolassa* Z. d. Finn. Altert. Ges. 28, 1.

Aarne Europaeus

Kaulwitzer Fibel s. Altmärker Fibel.

Kauri s. Geld §9, Handel.

Kauterien-Anwendung s. Ausbrennen. Dazu nachgetragen sei der Hinweis auf frühe Verbreitung der Heilung durch Brennen auch im germ. N, wie sie sich im zweiten Gudrun-Liede der Edda Str. 39 in der Zeile ausspricht:

. . . ein Gebrechen dir werd' ich durch
Brennen heilen . . .

Das stammt freilich aus einer Zeit, wo klassischer Mittelmeereinfluß der Antike längst in den N hinaufgedrungen sein konnte.

Sudhoff

Kavusi. Dorf im ö. Kreta, 700 m oberhalb der Mirabello-Bucht, also in ganz unmin. hoher Lage. Gebäudereste und kleine „submin." und geom. Kuppelgräber. S. Kreta B.

Amer. Journ. Arch. 1901 S. 125ff. H. Boyd.

G. Karo

Kefti(u). Land und Volk, das in äg. Inschriften aus der 1. Hälfte der 18. Dyn. vor allem Thutmosis III. (1501—1447 v. C.) mehrfach als tributpflichtig genannt wird (so 1467, 1459 und kurz vor Thutmosis' III. Tode). In Gräbern einiger hoher Beamter des Königs (Rechmere, Mencheperreseneb, Amenemheb, Senmut u. a.) sind solche Tribute dargestellt, darunter Prunkgefäße rein min. Art, die denen der myk. Schachtgräber und der älteren Kuppelgräber genau entsprechen: Pithoi, Kannen, Trichter, Becher, Rhyta in Form von Stier-, Löwen-, Hundeköpfen u. a. Die Träger dieser Tribute sind nach Rassetypus und Tracht in den Gräbern des Rechmere und vor allem des Senmut (wo aber leider Inschriften fehlen) gewiß min. Kreter, während ihr Aussehen in anderen Gräbern von den min. stark abweicht. Trotzdem halte ich an der Gleichsetzung von Kreta mit

K. fest, um so mehr, als das biblische Kaphtor, die Heimat der Philister (s. d.), diese Gleichsetzung stützt. Denn eine große Völkerwanderung der Philister ist bald nach 1200 — der Zeit des endgültigen Zusammenbruchs der min.-myk. Kultur — durch äg. Quellen bezeugt, und die ältesten nachweisbaren Denkmäler der Philister in Palästina umfassen gerade eine von der spätestmin.-myk. abgeleitete, rasch entartete Keramik, der „submyk." auf Kypros (s. d.) entsprechend. S. Ägäischer Einfluß auf Ägypten § 1ff., Kreta B, Kreter, Philister.

Genaue Zusammenstellung und Eröterung des Materials bei Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 181ff.; Bossert *Altkreta*² 1923 Abb. 333 ff.; Hall *Aegaean Archaeology* 1915 und BSA 16 S. 254ff. — Ferner Mém. de l'Inst. égypt. 9 (1916); Jondet und G. Glotz *Civilis. égéenne* 1923 S. 221 (vgl. 238ff.) sowie A. Evans *Pal. Minos* I 292ff., wo m. E. zu Unrecht die großartigen Hafenbauten von Pharos (Alexandria) den Kefti-Kretern zugeschrieben werden. G. Karo

Kehrwiederkeule s. Wurfholz.

Keil. Der K. hat die Aufgabe, einen festen Körper durch Auseinanderpressen der Wände eines Spaltes oder Loches zu zerlegen. Seine formale Ähnlichkeit führt namentlich in der älteren Literatur zu Verwechslungen mit der Axtklinge und dem Meißel, von denen er sich aber durch seine Funktion wesentlich unterscheidet. Er wirkt nicht wie diese mit der Schneide, sondern durch die Seitenflächen. Deshalb wird die Schärfung der Schneide vernachlässigt und die Seitenwand entsprechend gewölbt und gut geglättet. Er wird ferner nicht mit einem Schaft geschwungen, sondern erhält seinen Antrieb durch einen Schlägel. Eine Schäftung ist deshalb nicht unbedingt nötig, wird aber zur Schonung der haltenden Hand gern angebracht; sie braucht nicht so stark wie bei der Axt zu sein, was in der geringeren Größe des Schaftloches zum Ausdruck kommt. Zum Steinsprengen eignen sich Holzkeile, solche scheinen aber nicht benutzt worden zu sein (s. Sprengen). Zum Zerteilen von Holz hatte man im Neol. Steinkeile mit Schaftloch (Setzkeile). In der Metallzeit lassen sich besonders charakterisierte K. im Denkmälerbestand nicht erkennen; die meisten Axttypen aus Bronze und Eisen können auch als K. gedient haben. Mangels großer Sägen war der K. zur Herstellung von Brettern, die vom Stamm abgerissen wurden, unentbehrlich. Vgl. a. Band I Tf. 123 b.

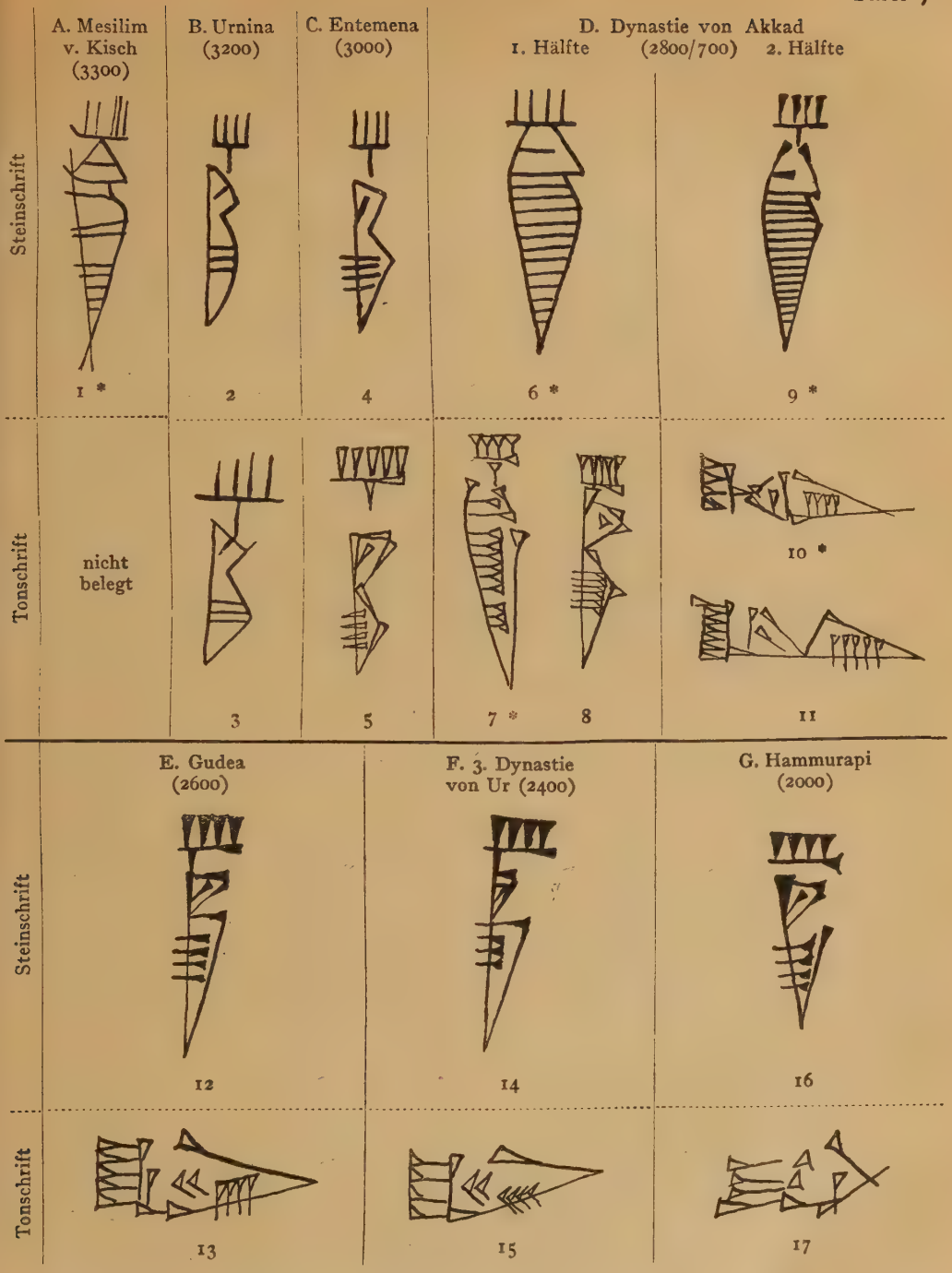
L. Pfeiffer *Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen* 1920 S. 106ff. Alfred Götze

Keilschrift (Tf. 76—80).

§ 1. Verbreitung und Arten. — § 2. Die Sprachen der K. — § 3. Entzifferung. — § 4. Sprachliche Entwicklung. — § 5. Technische Entwicklung. — § 6. Keilschriftgriffel. — § 7. Schriftrichtung. — § 8. Änderung der Schriftrichtung. — § 9. Abfassung der Schriftzeichen. — § 10. System der K. — § 11. Zweigsysteme. — § 12. Erforschung der Entstehung der K.

§ 1. Im 4. Jht., gleichzeitig mit der äg. Hieroglyphenschrift, aber unabhängig davon, haben die Sumerer in Mesopotamien die K. erfunden. Schon seit alters beherrschten die Mesopotamier einen großen Teil Vorderasiens, so daß für längere oder kürzere Zeit in den verschiedenen Gegenden Ableger der K. entstanden. Selbständigere Abarten der Schrift bildeten sich nur im O, in Persien und Armenien, wo man in ältester Zeit rein babyl. schrieb, als aber die Staaten von Babylonien unabhängig wurden, schuf man sich eine eigene K., so in Elam (s. d. B § 5, C) um 2700 in der spätakkad. Zeit, in Anlehnung an die akkad. Schrift, in Armenien im 9. Jh. in Nachbildung der assyr. und in Persien im 6. Jh. mit freiester Benutzung der neubabyl. K. Im W dagegen, wo die äg. Hieroglyphenschrift (s. Schrift D) und später die eigenartige phön. und die hett. Bilderschrift (s. Hettiter C) in Wettbewerb traten, schrieb man die babyl. und die eigene Sprache in der reinen babyl. Schrift. Die K. war bis zum 1. Jh. v. C. im Gebrauch.

§ 2. Die K. ist also bei der Schreibung einer Reihe von Sprachen zur Anwendung gekommen. Die Erfinder, die Sumerer, hatten eine agglutinierende Sprache, völlig verschieden von der sem. Sprache der Akkader, die um 2800 die K. übernahmen. Die Schriftdenkmäler der pers. Elamer, der armen. Urarthäer zeigen wieder eigentümliche Sprachen; die der achämenidischen Perser ist die idg., die der Hettiter, die erst neuerdings durch die Keilschrifturkunden bekannt geworden ist, scheint ebenfalls idg. zu sein (s. Altkleinasiatische Sprachen § 2ff.).



* bezeichnet eine individuelle Nebenform, anscheinend im n. Teile des Landes (Akkad) bevorzugt.

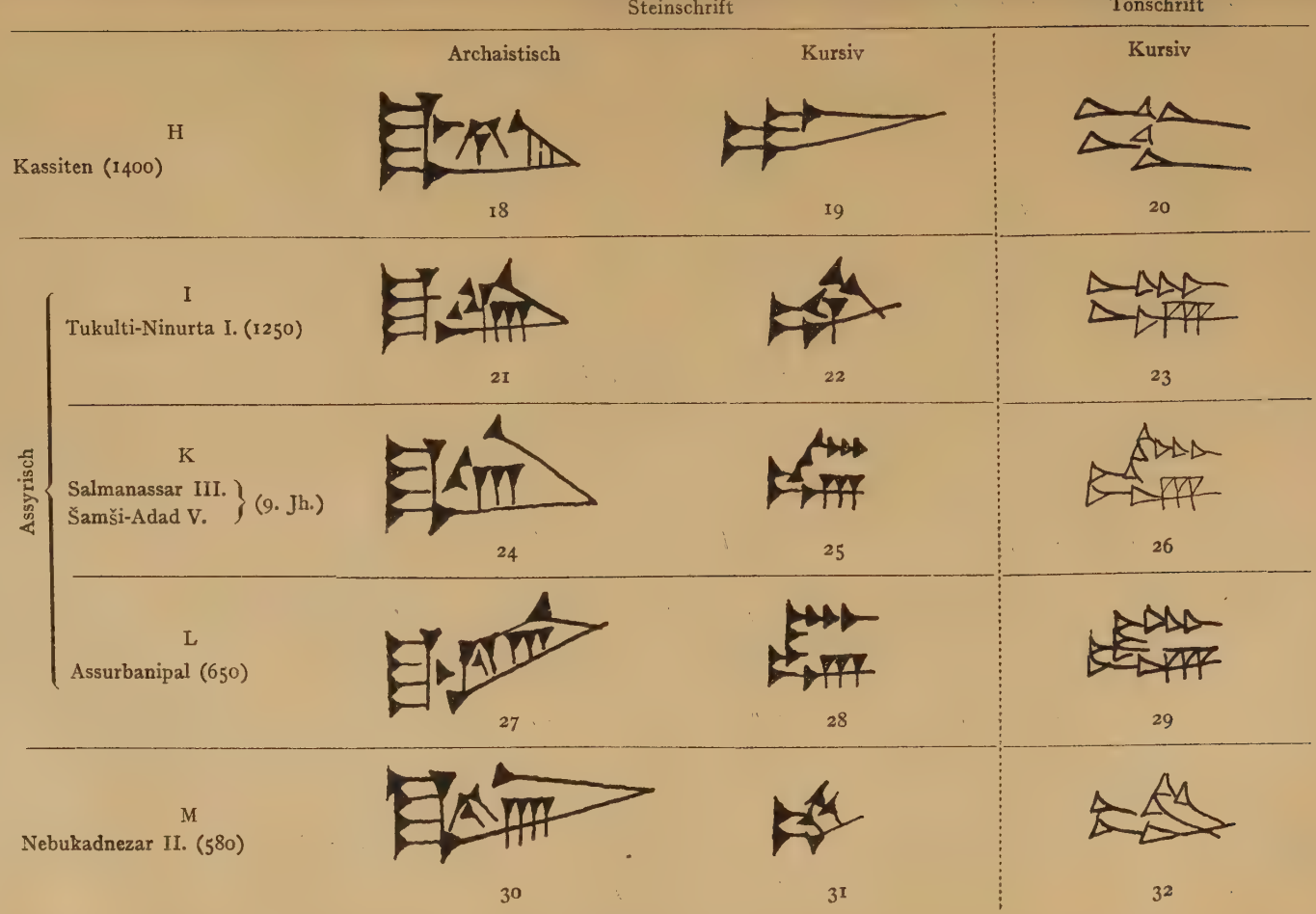
Keilschrift

Entwicklung und Schriftrichtung des Zeichens „König" (lugal = šarru) auf Stein und Ton.
Archaische Zeit (3300—2000). Nach den Originalen.

§ 3. Die Entzifferung der Keilschriften ging gemäß der Kenntnis von statten, die wir von den Sprachen besaßen. Sie begann mit der jüngsten Schriftform, der pers. K. der achämenidischen Könige, die ihre Inschriften dreisprachig, pers., babyl. und elam., abgefaßt hatten. Mit der Entzifferung der pers. K. legte G. F. Grotefend in Göttingen 1802 die Grundlage zur Keilschriftforschung überhaupt. Es folgte die Entzifferung der sem.-babyl. Gattung, wobei F. Delitzsch, E. Hincks, J. Oppert, H. Rawlinson, E. Schrader Verdienste haben, dann die älteste, die sumer. Gattung, deren Entzifferungsarbeit neben den erstgenannten Gelehrten besonders von P. Jensen, A. Poebel, H. Zimmern gefördert, aber noch nicht ganz vollendet ist. In den Anfängen steckt noch die Kenntnis der elam. oder susischen Inschriften, deren Studium sich G. Hüsing, V. Scheil, F. H. Weißbach, N. L. Westergaard widmeten, und der urarthäischen, sogenannten chaldischen Inschriften aus Armenien, wobei besonders C. F. Lehmann-Haupt, N. Marr und F. Schulz zu nennen sind. In den letzten Jahren glückte auch die Erforschung der hettit. Keilinschriften durch Arbeiten von E. Forrer, J. Friedrich, F. Hrozný und E. F. Weidner.

§ 4. Die maßgebenden und auch umfangreichsten Denkmäler der K. lieferte Mesopotamien. Die anderen obengenannten K. sind mehr oder weniger aus der mesopotam. entlehnt. Die selbständigeren von ihnen sind zudem noch zu wenig erforscht. Es muß daher genügen, die Schrift Mesopotamiens selbst einer Betrachtung zu unterziehen, die die sprachliche und die technische Seite der Schriftentwicklung zum Gegenstande hat. Die sumer., im 4. Jht. v. C. entstandene K. war ursprünglich eine reine Bilderschrift. Ein Zeichen für sich allein hatte eine nur ihm eigene Bedeutung und Lesung. Durch Hinzufügen einer ähnlichen, verwandten, übertragenen Bedeutung wurde nun die Lesung erweitert. So hatte ein Zeichen schon mehrere Bedeutungen und Lesungen. Diese Lesungen verwendete man nun auch als Silbenwerte zu phonetischer Schreibung, wobei natürlich die Bedeutung keine Rolle mehr spielte, sondern nur noch die Lesung. Dadurch waren aber die Schriftzeichen zur Schreibung jeder beliebigen Worte, also auch fremder Sprachen, geeignet. Die Akkader, genannt nach dem ersten mächtigen Reiche der Semiten in Mesopotamien, dessen Hauptstadt Akkad hieß, übernahmen um 2800 v. C. die sumer. K. und vorwiegend auch die sumer. Sprache. Eigennamen, gelegentlich auch phonetisch geschriebene Worte lassen aber erkennen, daß ihre Inschriften auch sem. sind. Man schrieb die alte sumer. Schrift, las sie aber mit den sem. Worten; man übernahm dabei Bedeutung und Lesung der Zeichen. Der Bildwert des Zeichens aber wurde bald außer acht gelassen. Hatte z. B. ein sumer. Zeichen eine sumer. Lesung, die einem sem. Worte ähnlich war, so wurde dieses sem. Wort dem betreffenden Zeichen als neue Bedeutung hinzugefügt. So hatte nunmehr ein Zeichen nicht nur die älteren Werte, sondern auch noch neue sem. Ein Zeichen hatte deshalb manchmal 20 verschiedene Werte, nur der Zusammenhang im Texte gab Aufschluß, welcher Wert allein in Frage kam. So hat das Studium der K. selbst den Babyloniern Mühe gekostet; sie mußten sich Hilfsmittel zur Erleichterung des Studiums schaffen. Sie fertigten sich Listen von Zeichen, in denen ihre Lesung und Bedeutung genau gebucht war. Sie gaben auch alte sumer. Texte mit Übersetzungen daneben. Die babyl. Hilfslisten haben nun auch für uns die größte Bedeutung. Hätten wir diese Listen nicht gehabt, so wäre die Entzifferungsarbeit nicht so von statten gegangen.

§ 5. Für die technische Entwicklung der K. ist eine Betrachtung der Schreibung und der Richtung der Schrift sowie eine Darstellung der Entstehung der Zeichen notwendig. Für die Schreibung ist der Schreibstoff maßgebend. Die K. schrieb man auf hartem Material, Stein, Metall, auf Papyrus oder Leder und auf weichem Ton, der erst durch Brennen erhärtet wurde (s. a. Schreibstoff B). Für die Ausbildung der K. ist das am häufigsten verwendete Material, der Ton, ausschlaggebend gewesen. Der zähe Ton gestattet keine gebogenen Linien, sondern nur gerade. Ferner wurde zu Beginn einer Linie



Keilschrift

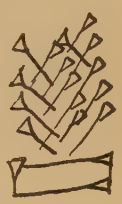
Entwicklung und Schriftrichtung des Zeichens „König" (lugal = šarru) auf Stein und Ton. Jüngere Zeit (1400—580). Nach den Originalen.

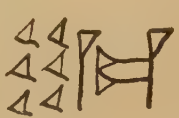
durch den stärkeren Druck des Griffels ein breiterer, keilförmiger Kopf erzeugt, was der ganzen Schrift das Gepräge geben mußte. Diese keilförmige Schrift finden wir aber auf den ältesten Toninschriften noch nicht. Vielmehr ist sie hier der strichmäßigen, durch den Meißel erzeugten Schrift auf Stein noch durchaus gleichartig. Nach den Inschriften von Lagasch (s. d.), die bisher allein in guter geschichtlicher Abfolge vorliegen, ist die Schrift auf Ton von Urnina bis zu seinem Enkel Eannatum noch strichmäßig. Erst von dessen Sohn Entemena an wird die Schrift stets keilförmig gestaltet. Die Steinschrift blieb noch lange strichmäßig. Ansätze zu einer Übertragung der keilförmigen Schrift vom Ton auf die Steinschrift finden sich erst in der zweiten Hälfte der akkad. Per. um 2700 v. C. ausgeprägt, und bewußt wird die K. erst um 2600 von Urbau an bei den Steininschriften in Anwendung gebracht. Den archaischen Charakter bewahren sie bis zur Dyn. des Hammurapi. Erst seit der Kassitenzeit von 1700 ab, nachdem die hettit. Fremdlinge 200 Jahre lang den Fortgang der babyl. Kultur unterbrochen hatten, erfolgte auf die Steinschrift eine erneute Einwirkung der Tontafelschrift. Diese hatte zur Zeit der Hammurapidyn. eine vereinfachte Kursive verwendet, die nunmehr in kassitischer Zeit auf allen Denkmälern geschrieben wird. Gelegentlich gebrauchte man später daneben auch eine absichtlich archaisierte Schrift, was namentlich in den letzten Zeiten des neubabyl. Reiches in großem Umfange geschah. Die assyr. Schrift ist der babyl. im großen und ganzen gleichartig. In der ältesten Zeit war in Assyrien die Schrift die babyl. selbst. Mit dem Selbständigwerden des Landes von Babylonien um 2000 bekam auch die assyr. Schrift einen eigenen Charakter. Sie ist im allg. regelmäßiger und symmetrischer (Tf. 61 b) geschrieben, die babyl. Schrift viel kursiver. Hauptsächlich in den letzten Zeiten ist der Schriftunterschied bedeutend.

§ 6. Von Wichtigkeit ist neben dem Material die Frage, womit die Schrift geschrieben wurde. Außer Betracht bleibt dabei die Anfertigung der Steinschrift mit dem Meißel, der vom Material unabhängig arbeitet. Anders ist es mit der Schrift auf Ton, die mit dem Griffel aus Rohr, und zwar mit der Faust geschrieben, eingeritzt wurde, wie es im klassischen Altertum beim Schreiben auf Wachs, ja beim Malen von Vasenbildern geübt wurde (s. Keilschriftgriffel).

Der wesentl. Bestandteil des in dieser Weise geschriebenen Keilstrichs, der Kopf, zeigt in Aufsicht und Querschnitt eine allmähliche Umbildung im Laufe der Zeiten. Man unterscheidet dabei 5 Per. Es genügt hier die Betrachtung der senkrechten Keile. Die Aufsicht gibt in der älteren Zeit ein gleichschenkliges Dreieck mit der Spitze abwärts. In archaischer Zeit ist der Keil schmal und im Querschnitt tief eingegraben, später, zur Zeit der Dyn. von Akkad, breiter und im Querschnitt flacher. Von da ab haben die Keilformen die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks, besonders in der assyr. Zeit, eine Langseite verschiebt sich nach rechts als Hypotenuse.

§ 7. Für die Richtung der K. sind besonders die Steininschriften mit Bildern lehrreich, aus denen wir die Stellung der Buchstaben unmittelbar entnehmen können. Danach wurde die Schrift anfangs von rechts nach links geschrieben, während die einzelnen Zeichen senkrecht von oben nach unten abgefaßt waren. Die horizontalen Spalten teilte man in schmale senkrechte Felder, in denen die Zeichen untereinander gesetzt wurden. In einem solchen Felde hatte stets ein abgeschlossenes Wort Platz. Mitunter sind die senkrechten Fächer von Beischriften bei Figuren, die nach links sehen, von links nach rechts abgefaßt, also auf die Gesichter zu laufend, ohne daß dabei die einzelnen Zeichen umgestellt wären; z. B. Muschelrelief des Urnina: AOTU II, 2—3 Abb. 1 (Titel) E. Unger; Weihrelief Urninas: E. Unger *Babylon. Schrifttum* Abb. 40; unveröffentl. auf dem Boden sitzende Frauenstatuette aus Gipsstein von Lagasch in Berlin (VA 4856). Die senkrechte Schreibweise wurde bei den monumentaleren Denkmälern bis zur Dyn. des Hammurapi (eingeschlossen) beibehalten, man hat also bis dahin die K. auch so zu lesen und zu schreiben verstanden. Nach der Pause, die bei den Denkmälern durch die Fremdherrschaft der Hettiter von 1900—1700 v. C. eingetreten war, ist auf

	A. Mesilim v. Kisch (3300)	B. Urnina (3200)	C. Entemena (3000)	D. Dynastie von Akkad 1. Hälfte (2800)
Steinschrift	1	2	4	6
Tonschrift	nicht belegt	3	5	 7

	[D.] Dynastie von Akkad 2. Hälfte (2700)	E. Gudea (2600)	F. 3. Dynastie von Urnina (2400)	G. Hammurapi (2000)
Steinschrift	8	10	12	14
Tonschrift	9	11	13	 15

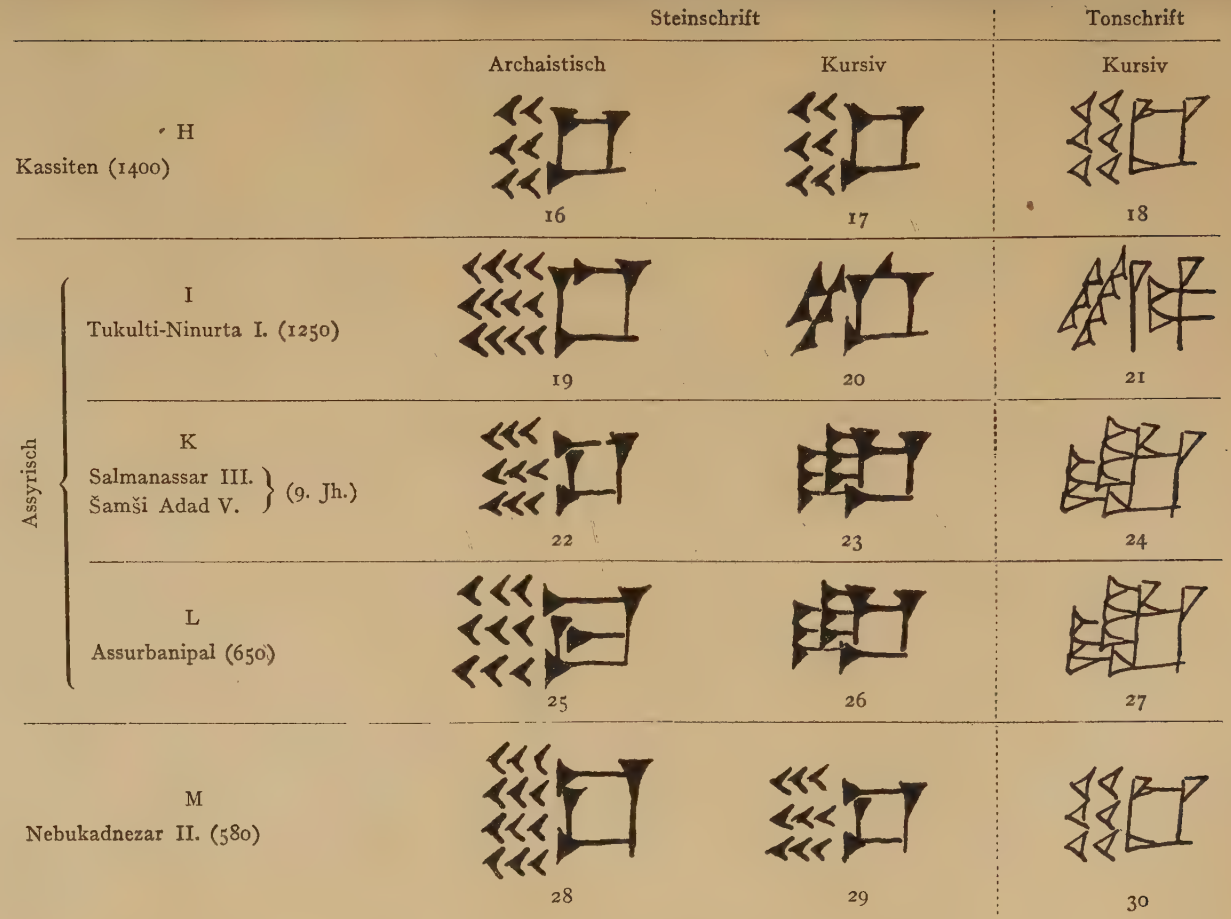
Keilschrift

Entwicklung und Schriftrichtung des Zeichens „Pflanzung“ (sar = kirû) auf Stein und Ton.
Archaische Zeit (3300—2000). Nach den Originalen.

den Steindenkmälern nur noch die rechtsläufige horizontale Schreibweise angewendet. Diese Umdrehung der Richtung der K. hat bei den Tontafeln aber schon früher eingesetzt. Die leicht drehbaren Tontafeln bieten an sich zunächst keinen Anhaltspunkt, wann diese Veränderung stattgefunden hat, da auf ihnen nur selten eingeritzte Bilder vorkommen. Doch aus einigen Beobachtungen läßt sich die Zeit erschließen, wo man eine rechtsläufige Richtung der Schrift bevorzugte. Die Schreibung der Zeilen geschah in derselben Weise wie früher, nur von links nach rechts; die Zeilen wurden gleichsam nur nach links umgelegt. Was früher von oben nach unten war, wurde jetzt von links nach rechts; was früher von rechts nach links war, wurde nun von oben nach unten ausgeführt. Veranlassung dazu gab wohl der Umstand, daß die rechts fertiggestellte Schrift beim Weiterschreiben dem Verwischen durch die Hand ausgesetzt war. Ferner enthält etwa $^1/_4$ aller Zeichen einen Strich (𒁹), der vom Schreiber von sich weg, nach links schräg oben, gezogen wurde und daher schwieriger zu schreiben war.

§ 8. Diese und noch andere unbekannte Gründe haben die Änderung der Schriftrichtung veranlaßt. Ihr Zeitpunkt läßt sich einigermaßen genau ermitteln. Der Querschnitt des Kopfes ist in den beiden ersten Per. senkrecht, eine Folge davon, daß der Schreiber, der senkrecht auf sich zu schrieb, den Griffel in der Faust mit dem oberen Ende nach sich zu geneigt halten mußte, um die Stelle des Griffeleindrucks gut zu übersehen. Schrieb der Schreiber aber wagerecht von links nach rechts, so hielt er den Griffel aus demselben Grunde schräg nach rechts, und so entstand der schräge Querschnitt des Keilkopfs, der also die rechtsläufige horizontale Richtung kennzeichnet und für die drei folgenden Per. nachgewiesen ist. Die Umänderung ging in der akkad. Zeit um 2700 vor sich. Für die ältere Zeit ist die senkrechte Schreibweise auch dadurch noch ausdrücklich bezeugt, daß die senkrechten Linien der Spaltenteilung nach links abwärts ausweichend abgelenkt sind. Zum Überfluß ist auf einer Tontafel von Fara in Berlin (VAT 9128) eine große Gelegenheitszeichnung neben der Schrift im Sinne der senkrechten Richtung eingesetzt, was diese Schriftrichtung für jene Zeit beweist. Die senkrechte Schrift wird außerdem durch die Stellung der archaischen Zeichen, die Bilder waren, bestätigt. Sie haben zwar in der Schrift auf Ton nur selten gebogene Linien, um so mehr aber und noch für lange Zeit, bis zur Dyn. von Akkad, auf den Steininschriften. Die Verwendung gebogener Linien, die auf Tontafeln nur künstlich durch eine große Menge kleiner Keileindrücke gezeichnet sind, zeigt, daß den Schreibern die Bildform der betreffenden Zeichen noch gegenwärtig war. Das Aufhören der gebogenen Linien und die Umwandlung der Strichschrift in die Keilschrift auf den Steindenkmälern geht parallel und gleichzeitig vor sich mit der Umänderung der senkrechten Schriftzeichnung in die horizontale auf den Tontafeln. Nunmehr lagen bei letzterer Schrift die Zeichen auf der Seite, und ein bewußtes Erkennen der Bildformen war dadurch unmöglich gemacht. Nur die Aufrechterhaltung der Tradition ließ die Schrift auf großen Denkmälern noch senkrecht nach archaischer Schriftrichtung bestehen. Die nunmehrige Verwendung der keilförmigen Schrift verwischte aber auch hier das Erkennen der Bilder noch mehr.

§ 9. Zur Erklärung der Hieroglyphen müssen wir daher ausschließlich zur archaischen Steinschrift greifen. Die Tonschrift ist hierbei zum Erkennen der technischen Durchbildung der Zeichen unentbehrlich. Der Keilkopf bestimmt nämlich Anfang und Ende der Linie genau, die bei der strichmäßigen Steinschrift schwer erkennbar sind. Durch Vergleich mit dieser gewinnen wir zwei Grundregeln für die Schreibung der Zeichen: 1. Gebogene Linien sind bei der Tontafelschrift eckig gebrochen, aber in derselben Richtung weitergeschrieben. 2. Ist ein Gegenstand spitz, so laufen hier zwei Keile mit ihren Endstrichen in spitzem Winkel aufeinander zu. Diese Regeln ermöglichen eine Wiederherstellung der Bildformen im einzelnen, da wo z. B. die runden Linien schon in eckige zerlegt sind. Die Bildzeichen im allg. betrachten wir nach den Grundsätzen, nach denen die Sumerer ihre Kultur, namentlich ihre Kunst, gestaltet



Keilschrift

Entwicklung und Schriftrichtung des Zeichens „Pflanzung" (sar = kirû) auf Stein und Ton. Jüngere Zeit (1400—580). Nach den Originalen.

haben, von der die Bilderschrift ein Niederschlag ist. In der sumer. Kunst spielte die Deutlichkeit die größte Rolle. Der Sumerer wählte daher von jedem Gegenstande die charakteristische Ansicht; so sah er auch die Teile eines Gegenstandes und komponierte ein Ganzes aus solchen einzelnen Teilen. Der Künstler arbeitete nicht nach dem Modell, sondern nach dem flüchtigen Erinnerungsbilde. Er gibt ein Bild, nicht wie es perspektivisch erscheint, sondern wie es in Wirklichkeit ist mit den Beschränkungen, die das Erinnerungsbild ihm auferlegt. Dabei erblickte er die Vollkommenheit und Schönheit seiner Arbeit in einer gewissen Regelmäßigkeit der Darstellung. Unter diesen Gesichtspunkten entstanden daher streng stilisierte, typische Bildformen.

Diese künstlerischen Tendenzen waren bei der Bildung der Schriftzeichen von besonderem Einfluß. Die wenigen Tafeln mit bildmäßigerer Schrift sind hist. nicht bestimmbar. Sie sind sämtlich aus Stein, zum großen Teil schwer oder gar nicht verständlich und können sehr wohl bis in akkad. Zeit hinabgesetzt werden, ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß sie zum Teil Nachahmungen aus neubabyl. Zeit sind, wo Ausgrabung und Nachbildung altertümlicher Denkmäler im Schwange war. Diese Tafeln, die von G. A. Barton (B. A. IX, Vorwort) zusammengestellt sind, haben für die Frage der Entstehung der K. nur einen fraglichen Nutzen.

§ 10. Die ältesten Inschriften, in denen die K. durchgebildet ist, und die zeitlich greifbar sind, legen die Annahme nahe, daß der Erfinder nach seinen strengen Kunstideen die K. bewußt in ein bestimmtes System gebracht hat, bei dem er die Typisierung bis zum äußersten schon durchgeführt hat. Seine Arbeit bestand im wesentl. darin, vorhandenes, durch Gelegenheit und Spielerei geschaffenes Schriftgut, das in mindestens zweifacher andersartiger Ausführung vorlag, zu einer Einheitlichkeit, zu einem System zu ordnen. Dieses System läßt die Verwendung von 5 Zeichenformen deutlich erkennen: A. Individuelle Grundzeichen, B. Typisierte Grundzeichen, C. Typisierte Bestandteile der Grundzeichen, D. Beizeichen, E. Komposition mehrerer Zeichen (Tf. 80 Nr. 1—47).

A. Die individuellen Grundzeichen sind vollständige Bilder. Die Gegenstände sind in ihrer charakteristischen Ansicht, teils in Vorderansicht, teils im Profil gegeben, das rechtshin, der Schriftrichtung entgegen, gewendet ist (Tf. 80 Nr. 1, 38). Die Teile sind dementsprechend gezeichnet, z. B. ein Tierschwanz (Tf. 80 Nr. 7) rechtshin. Häufig genügt der charakteristische Teil eines Gegenstandes zur Darstellung des Ganzen, z. B. Ochsenkopf für Ochse (Tf. 80 Nr. 4). Die Bilder sind nach zwei grundverschiedenen Gesichtspunkten gezeichnet, die nebeneinander vom Erfinder verwendet sind. Sie sind z. T. im Umriß abgebildet, z. B. „Palmkrone" (Tf. 80 Nr. 2), „Fuß" (Tf. 80 Nr. 14), z. T. nur strichförmig in ihrer Struktur, gleichsam in einer von fern gesehenen Silhouette, z. B. „Hand", „Ähre" (Tf. 80 Nr. 6, 11). Beide Zeichnungsarten sind auch verschmolzen, z. B. beim Zeichen „Arm", das aus dem im Umriß gegebenen Arm und der strichförmig gezeichneten Hand daran besteht (Tf. 80 Nr. 12, 13).

B. Typisierte Grundzeichen sind Bilder, die nicht selbständig vorkommen, sondern nur als Hauptbestandteil in Verbindung mit anderen Elementen ein Zeichen bilden. Sie sind vorläufig nur in wenigen Exemplaren erkennbar, z. B. Hals mit mehreren Strichen (Mähne) und gesenktem Eselskopf (Tf. 80 Nr. 40—42), zweibeiniges Gestell (Tf. 80 Nr. 25, 26).

C. Typisierte Bestandteile der Grundzeichen. 1. An einigen Zeichen findet sich unten ein kurzer senkrechter Zusatzstrich, der mit dem Zeichen nichts zu tun hat und nur eine Art Unterscheidungsmerkmal ist, z. B. bei „Auge", „Ohr", „Zunge" (Tf. 80 Nr. 30—32), „Federkrone" (= „groß"). 2. Zwei am Fußpunkte des Zeichens in spitzem Winkel zueinander von obenher gezeichnete selbständige Keile zeigen an, daß der Gegenstand auf dem Boden steht, eine Art Stehzapfen bei „Tür", „Standarten", „Bett", „Denkmal" (Tf. 80 Nr. 23—26), „Spindel".

D. Beizeichen. 1. Beistriche, wodurch ein besonderer Teil eines Zeichens eine besondere Note erhält, gleichsam „angestrichen" wird und darauf hingewiesen ist, daß der angestrichene Teil gemeint ist: z. B. „Kopf" (Tf. 80 Nr. 17) und „Mund"

Keilschrift

Beispiele des Bilderschriftsystems. Nach den Originalen, teilweise vergrößert.

(Tf. 80 Nr. 18), „Gehen" (Tf. 80 Nr. 14) und „Wurzel" (Tf. 80 Nr. 15), „Körpermitte" (Tf. 80 Nr. 16), „Ei" (Tf. 80 Nr. 22). 2. Ein kurzer senkrechter Strich oben mitten auf einem Zeichen bedeutet eine Öffnung, z. B. „Mann" (Tf. 80 Nr. 9). 3. Drei senkrechte Striche oben zeigen an, daß der Inhalt oben sichtbar ist, z. B. bei „Zypresse", „tragen" (Tf. 80 Nr. 20). 4. Durch einen horizontalen Füllstrich werden hohle Gegenstände als voll angedeutet. Künstlich hergestellte Dinge, wie Brot, Bier (Tf. 80 Nr. 33), vom Baume abgepflückte Früchte werden gewöhnlich durch den Behälter, in dem sie aufbewahrt werden müssen, mit einem Füllstrich darin, dargestellt, Früchte noch mit einer schematischen Andeutung derselben in einer gefüllten Vase (Tf. 80 Nr. 34). 5. Durch Einfügung mehrerer Striche wird die Bedeutung des Zeichens, wie es scheint, verstärkt. 6. Es ist ferner zu beachten, daß 1 Strich und 2 Striche streng auseinandergehalten sind, daß aber von 3 Strichen ab 3 oder 4 oder noch mehr Striche gesetzt zu werden pflegen.

E. Durch Komposition mehrerer Zeichen werden neue Zeichen gebildet, die als Ganzes für sich auftreten. Die Zeichen werden einfach selbständig beigesetzt oder dem Hauptzeichen eingeschrieben. Dadurch wird die Bedeutung des Hauptzeichens erweitert, z. B. Mund und Brot = „Essen" (Tf. 80 Nr. 19), Ochse mit eingeschriebenem Gebirge = „Wildochse" (Tf. 80 Nr. 5), Frau und Gebirge = „Magd" (Tf. 80 Nr. 45), Frau und Kleid = „Herrin" (Tf. 80 Nr. 47). — Von Wichtigkeit ist noch die Beobachtung, daß ein Zeichen einen Gegenstand bedeutet, zwei gleiche Zeichen aber den Plural, während drei gleiche Zeichen ein neues Gebilde darstellen, z. B.: 1 Stern = „Gott", 2 = „Götter" und 3 Sterne = „Gestirn", vgl. die Zeichen „Schoß" (Tf. 80 Nr. 27), „Mutterleib" (Tf. 80 Nr. 28 = Schoß mit Füllstrich), „Nachkommenschaft" (Tf. 80 Nr. 29 = 2 × „Mutterleib"). — Scheinbar ähnliche Zeichen haben verschiedenen Ursprung: „Pflock" (Tf. 80 Nr. 35 = spitzer Keil), „Öl" (Tf. 80 Nr. 36 = spitzer Napf, wie Pflock, aber mit Füllstrich), „Fessel" (Tf. 80 Nr. 37 = Pflock mit 3 oder mehreren Strichen, d. h. Stricken).

§ 11. Die Erforschung der Zeichenentwicklung ist dadurch erschwert, daß es noch keine systematische Zusammenstellung der hist. sicheren Bildformen gibt. Sie ist um so schwieriger, als die Inschriften statt photographisch meist nur in Zeichnungen veröffentlicht werden, wobei man bisher weniger Gewicht auf genaue Wiedergabe der Originale gelegt hat als auf mehr schematische und im allg. die Handschrift der Gelehrten den Bildzeichen ihren Stempel aufgedrückt, was der Forschung ungünstig ist. Immerhin lassen sich bei Verwendung photographischer Abbildungen schon jetzt einige Gesichtspunkte gewinnen. Bei einigen Zeichen, wie „Mensch" (Tf. 76, 77), „Spalten" (Tf. 80 Nr. 43—44), „Pflanzung" (Tf. 78, 79), „Dattelpalme", laufen, wie es den Anschein hat, im S und im N des Landes, zwei verschiedene Ausdrucksformen parallel nebeneinander her, die aber von einer gemeinsamen Grundidee ausgehen. Es ist anzunehmen, daß sich von einer Grundschule Zweigschulen herausbildeten, in denen die Formen individueller gestaltet wurden. Es ist möglich, daß auf diese Weise aus einer Form zwei verschiedene Formen entstanden, wie sie sich z. B. bei dem Zeichen für „Grün", „Knecht", „Tafel" später ausgeprägt finden. Umgekehrt sind auch zwei ältere Zeichen später zu einem einzigen verschmolzen, z. B. bei *Tu*, *Sar*, *Be*. Im allg. sind die Bestandteile der früheren Bilder in der späteren Gestalt gleichartig abgeändert worden, doch ist mitunter auch ein Rückschluß auf alte Formen trügerisch.

§ 12. Die Schwierigkeit des Problems der Entstehung der K. hat nur wenige Gelehrte angelockt. Zu nennen sind G. A. Barton, Houghton, besonders aber F. Hommel und F. Delitzsch, die mehr vom philologischen Standpunkte aus die Schriftzeichen zergliederten. Der Verfasser hat das Problem neuerdings vom arch. Gesichtspunkt aus wieder aufgegriffen, den auch K. Sethe (AO 23 [1921] 1 S. 21) für die Paläographie der äg. Hieroglyphen fordert. Neue Funde und gute Veröffentlichung weiterer archaischer Inschriften werden erst die weitere Aufklärung der Entstehung der K. fördern. — Vgl. auch Tf. 59, 60, 90e; Band II Tf. 202.

L. Messerschmidt *Die Entzifferung der Keilschrift* AO 5, 2; B. Meissner *Die Keilschrift*[2] Göschen Nr. 708 (1922); C. Fossey *Manuel d'Assyriologie.* Paris 1904; J. H. Breasted *The physical process of writing in the early Orient* Amer. Journ. Sem. Lang. 32 (1916) S. 230f.; Houghton *On the Hieroglyphic or picture origin of the Characters of the assyrian syllabary* TSBA 6 (1878) S. 454; F. Hommel *Der hieroglyphische Ursprung der Keilschriftzeichen* Paris (Orientalistenkongreß) 1897; F. Delitzsch *Entstehung des ältesten Schriftsystems* 1897; G. A. Barton *Origin and developement of Babylonian Writing* BA IX; E. Unger *Über das Wesen der altmesopotamischen Kunst* AOTU II 2/3 S. 1f.; E. Unger *Babylonisches Schrifttum* 1921; ders. *Das Alter der Keilinschriften von Fara* ZfAssyr. 34 S. 198f.; ders. *Die Entstehung der Keilschrift* 1922; auch *Deutscher Stenographen-Kalender 1923* hg. von J. Hennings S. 62f.; E. Unger *Zur Entwicklung der Keilschrift* Arch. f. Keilschriftf. I 3; Th. W. Danzel *Die Anfänge der Schrift* Beitr. zur Kultur- und Universalgeschichte 21 (1912).

Eckhard Unger

Keilschriftgriffel. Entsprechend der babyl. Bezeichnung *Qân ṭuppi* = Tontafelrohr bestand der K. aus Rohr. Die Eindrücke des Griffels auf den Tontafeln sind keilförmig, haben also drei Flächen, von denen eine glatt, zwei geriefelt sind, und die von der glatten Außenfläche bzw. von den Schnittflächen des Rohrs herrühren, wo sich der innere Aufbau des Gewächses durch Rillen kennzeichnet. Wegen der Vergänglichkeit des Materials hat sich kein Originalgriffel erhalten. Seine Gestalt ist aber durch Abb. auf Denkmälern für die Zeit von 1500 v. C. an ermittelt. Der K. ist das besondere Symbol des Gottes Nebo, „der den Schreibgriffel in der Hand hält", und als solches auf zahlreichen Grenzsteinen (Kudurrus; s. Grenzstein) der kassitischen und späteren babyl. Zeit dargestellt, desgleichen auf den Stelen der assyr. Könige und am häufigsten auf unzähligen Siegelzylindern derselben Zeit. Etwa 30 Abbildungen entfallen auf die größeren Denkmäler. Der K. ist danach ein aus dem Rohr geschnittener Stab, dessen eines Ende von beiden Ecken her nach der Mitte zu schräg eingekerbt wurde. Man schrieb wahrscheinlich mit der so entstandenen linken Ecke die wagerechten, die schiefen Keile und die Winkelhaken, mit der rechten Ecke die senkrechten Keile. Dies ist die Form des Griffels aus kassitischer Zeit. Später ist die Einkerbung flacher, gerundeter und gerader. Während das untere Ende des K. früher mehr zugespitzt ist und zuweilen auf dem Stabe auch ornamentale Verzierungsstriche erhalten hat, ist er vom 9. Jh. ab von breiterer Form. Er sieht jetzt aus wie ein aufgeschnittener Rohrhalm, dessen Wände als zwei senkrechte Stege erscheinen mit einer Querverbindung in der Mitte, womit ein Absatz des Rohres gemeint ist, wie er beim Wachstum entsteht. Dieselbe Gestalt erkennt man auf den Siegelzylindern, hier oft auch nur flüchtig wie zwei ineinandergesteckte Keile gebildet.

Die Haltung des K. ist die beim Schreiben auf Wachs und Malen auf Vasen gebräuchliche Art des ganzen Altertums. Der Griffel wurde mit der Faust gefaßt (Band II Tf. 201 a, b), wobei die Führung des Griffels dadurch gewonnen wurde, daß der Schreiber bzw. der Maler den Ellenbogen auf die Weichen aufstützte (H. Lamer *Griech. Kultur im Bilde* Wiss. u. Bildg. 82, 3 [1922] Abb. 133). Das Faustschreiben wird in Indien beim Einritzen der Schrift in Palmblätter ebenfalls ausgeübt (C. Arriens *Mosaik des Völkerlebens* III [1924] S. 71). Das Schreiben mit der Faust auf Tontafeln ist durch das Bronzerelief von Balawat D (7) 7 (oben) erwiesen und wird durch ein Relief Tiglatpilesers III. und andere ähnliche aus späterer Zeit bestätigt. S. a. Diptychon.

OLZ 9 (1906) S. 185, 304, 372 L. Messerschmidt; E. Unger *Zum Bronzetor von Balawat* Diss. Lpzg. 1912 S. 51 Tf. 3; Amer. Journ. Sem. Lang. 32 (1916) S. 230f. J. H. Breasted; Athen. Mitt. 45 (1920) S. 39 Anm. 1 u. 2 Tf. 3 E. Unger; ders. *Babylonisches Schrifttum* 1921 S. 8f. Abb. 4, 6, 39, 40. — Abbildungen des Keilschriftgriffels: Hinke *A new boundary stone of Nebuchadnezzar I. from Nippur* Philadelphia 1907 Abb. 13, 19, 21, 28, 47; MDOG 42 S. 13; L. W. King *Babyl. boundary stones* London 1912: Brit. Mus. Nr. 40006, 90833, 90835/6, 90840/1, 90850, 90858, 90922, 90933, 102485, 104407, 104415; VASD Beiheft Tf. 1—5, 7, 8.

Eckhard Unger

Kelchalpe s. Bergbau A § 24.

Kelermes (Tf. 81, 82). Ein Flüßchen im Kuban-Gebiet, an dem unweit Maikop (s. d.) 1903—04 zwei altskyth. Kurgane mit prächtigem Inhalt aufgedeckt wurden. Im Kurgan von 1903 war die Pferdebestattung geplündert, das Hauptgrab aber

unberührt. Es war ein Kriegergrab mit den in skyth. Gräbern seltenen Schutzwaffen, Helm und Panzer. Der Bronzehelm war von einem breiten Goldband diademartig umfaßt. Auf dem Band waren Rosetten, Blumen und Raubvögel aufgelötet. In der Mitte war ein Stein (Bernstein?) befestigt, darüber und darunter durchbrochene Rosetten und Vögel. Ein zweites Diadem mit getriebenen Blumenmustern lag dabei. Der Krieger besaß ferner einen Akinakes (s. d.) mit reich verziertem Griff und Scheide, beide aus Gold, sowie eine eiserne Axt — ein einzigartiges Stück bisher —, an Griff und Kopf mit aufgelegtem Goldblech, auf dem Genien- und Tierfiguren dargestellt sind, dekoriert (Tf. 82 a, b). Wohl als Brustschmuck auf dem eisernen Schuppenpanzer befestigt war ein stilisierter Panther aus massivem Gold, in Schrägschnittechnik und mit Cloissons verziert. Endlich gehören zu der Grabausstattung goldene Knöpfe, eiserne Lanzenspitzen, bronzene Pfeilspitzen und ein bronzenes Pferdegebiß. Ebenso reich war der 1904 aufgedeckte Kurgan v. K., der einem Mann und einer Frau als Ruhestätte diente. Bei dem Mann lagen ein goldener Goryt, ein silbernes Rhyton mit Darstellungen von Kentauren und der asiatischen Artemis. Die Frau trug einen Gürtel mit bernsteinbesetztem Goldschmuck (Band III Tf. 7 a), ein wundervolles Diadem und einen reichverzierten silbervergoldeten Spiegel (Tf. 81 a). — Alle diese in den K. Gräbern gefundenen Gegenstände, teils ionischer, teils orientalischer oder einheimisch-skyth. Arbeit, stammen aus dem 6. Jh. v. C., gehören also neben dem Schatz von Vettersfelde (s. d.) und dem Melgunov-Fund (s. d.) bisher zu den ältesten skyth. Denkmälern Südrußlands.

Arch. Anz. 1904 S. 100, 1905 S. 58; Rostovcev *Hellenismus und Iranismus in Südrußland* (russ.) 1918 S. 45ff.; ders. *Iranians and Greeks in South Russia* 1922 S. 19ff. M. Ebert

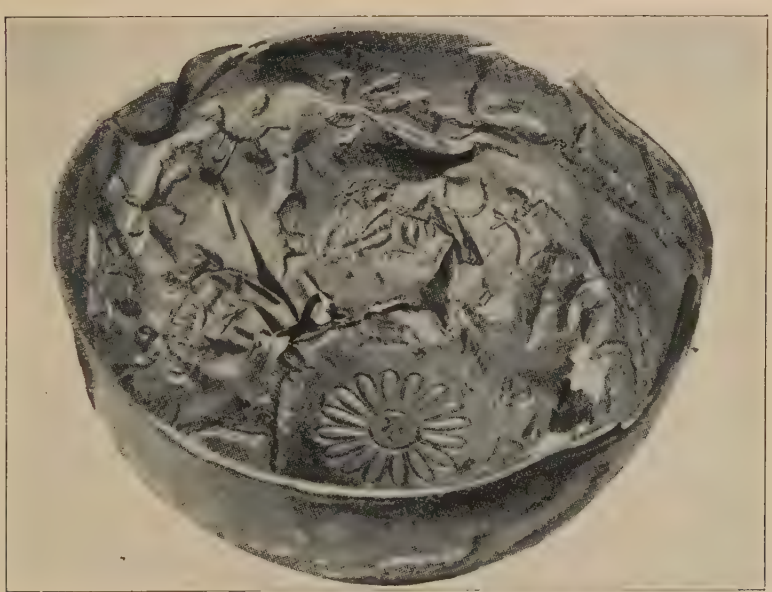
Kelheim (frühbronzezeitliche Brandgräber). In einer Kiesgrube bei K. an der Donau (Niederbayern) fand man nebeneinander Brandgräber und Skelettbestattungen in großen Urnen, beide aus der frühen BZ. Dieser sonst in Deutschland noch nicht beobachtete Grabritus scheint in Zusammenhang zu stehen mit den westungar. Brandgräbern der frühesten BZ, wie ja überhaupt die Straubinger Stufe (s. d.), der die Kelheimer Gräber angehören, aus spätneol. Kulturen (mit bemalter Keramik) der Donauländer erwachsen zu sein scheint.

Zeitschrift „Bayerland" 24 S. 474 und 594; Behrens *Bronzezeit* S. 64/5; Präh. Z. 11 (1919) S. 122. Behrens

Keller. S. a. Haus. — Ist das Wort K. auch röm. Ursprungs, so geht die Kelleranlage doch hoch in vorröm. Zeiten hinauf und findet sich bereits voll ausgeprägt an neol. Häusern sowohl in der Form eines selbständigen Gebäudes wie auch der überdeckten Vertiefung unter dem Wohngebäude. Wo innerhalb eines Hausgrundrisses Gruben größerer oder geringerer Tiefe liegen, müssen sie überdeckt gewesen sein, um als Vorratskammern zu dienen. Kelleranlagen größeren Ausmaßes sind an mehreren Stellen nachgewiesen. In der steinzeitl. Siedlung auf dem Goldberg (s. d.) bei Nördlingen wurde im Innern eines Viereckhauses ein großer runder K. von zylindrischer, unten leicht abgeschrägter Form gefunden, am Rande der Grube sind 4 Einschnitte angebracht als Auflager für die Deckbalken. Über der Decke des Kellerloches lag der Herd (Festschr. des Stuttg. Museums 1912 S. 44 Bersu). Auch die Ploščadki der südruss. StZ mit Gefäßmalerei, die zuerst für Gräber, neuerdings aber mit gewichtigen Gründen für Häuser gehalten werden (Präh. Z. 13/14 [1921/22] S. 168ff. C. Schuchhardt; s. aber Südrußland B), hatten Hauskeller, die als Gräber benutzt wurden, ebenso bulgarische Häuser des gleichen Kulturkreises. Auch die Gruben auf dem Michelsberg (s. d.; K. Schumacher *Rheinlande* I 24), die teils Abfälle, teils Hockerleichen enthielten, sind jedenfalls Hauskeller; eine Kellergrube mit Pfostenlöchern fand sich in der Siedlung von Mayen (s. d.; BJ 127 [1922] S. 108 Abb. 2 a). Die Verwendung von Kellern zu Gräbern ist auch beobachtet in Häusern der frühesten BZ in Spanien (C. Schuchhardt *Alteuropa* S. 64, 67). In der Steinarchitektur des kret. Palastbaues wird auch die Kelleranlage besonders entwickelt (s. Kreta B). F. Behn

Kelten. A. Archäologie. 1. Allgemein.

a



b

Kelermes

a. Silbervergoldeter Spiegel. — b. Goldschale. — Nach Rostovcev.

Kelermes

a. Eiserne Streitaxt mit goldplattiertem Kopf und Holzschaft. — b—c. Kurzschwerter (Akınakes). Eisen und Gold. (b. Kelermes, c. bei Romny, Gouv. Kiev.) Nach Rostovcev.

§ 1. Einleitung. — § 2. Die klassische Überlieferung. — § 3. Die Archäologie. Vergleich ihrer Ergebnisse mit denen der literarischen Tradition. — § 4. Schlüsse mit Heranziehung der älteren Stufen. — § 5. Urkelten. Mischung mit alpiner Rasse und Hallstattbevölkerung. — § 6. Die Wanderung der Kelten. — § 7. Auflösung der Keltenreiche. — § 8. Versuch einer Lösung der Keltenfrage.

§ 1. Zur Lösung der schwierigen und oft behandelten Frage sind die Berichte der alten Schriftsteller, die Sprachforschung (s. u.), die somatische Anthropologie und die Vorgeschichte heranzuziehen; hier wird vornehmlich vom Standpunkte der letzteren Disziplin aus dazu Stellung genommen. Von endgültigen Entscheiden sind wir heute noch weit entfernt.

§ 2. Bei den alten Schriftstellern findet sich über die K. manches z. T. Widerspruchsvolles und Unklares. Die Germanen, ihre Nachbarn gegen O und steten Feinde, nannten sie wahrscheinlich mit dem Namen **Walah* (abgeleitet, nicht überliefert). Aus diesem Stamm entwickeln sich eine Reihe von Namen und Bezeichnungen: Volker, Wallonen, Welsche, ags. Welsh, Wales. Der mittelländische Kulturkreis nannte sie Galater und Gallier, dabei könnte Galater die ältere griech. Fassung, Galli die röm. sein.

Selbst nannten sie sich Kelten, welches Wort auch als älteste Bezeichnung für sie in griech. Sprache auftritt: Κελτοί. Das kann nicht wundernehmen, da die griech.-kelt. Handelsbeziehungen gerade damals, im 5. Jh., sehr stark waren. Der Name erscheint zuerst bei Hekataios von Milet, der von der Κελτική spricht; dann bei Herodot. Ursprünglich scheint das Wort: *kelta* nicht griech., sondern kelt. Ursprungs (Déchelette *Manuel* II 2 S. 560 Anm.). Die Schriftsteller nennen sie oft. Polybius spricht von Galliern, die in Oberitalien unter den Etruskern saßen, und von ihren Zügen nach S (Brennus, Einnahme von Rom 388 v. C.). An mehreren Stellen wird über ihr Reislaufen in fernen Ländern berichtet, so (Diodor XV 70) bei Dionys v. Syrakus in seinem Kampf gegen die Spartaner (369 und 368 v. C.), später in Mazedonien bei den Seleuziden, Ptolemäern, dann bei Pyrrhus, Hasdrubal, Hannibal usw. Auch in Alexandria gab es kelt. Söldner (Reinach *Les Gaulois en Egypte* Revue ét. anc. 1911 S. 33). Im Jahre 279 plünderten kelt. Banden, die von Mazedonien und Thrazien herkamen, Delphi.

Nach der Besetzung der Narbonensis durch die Römer (120 v. C.) werden die Nachrichten häufiger. Posidonius besucht Spanien und Südfrankreich und beschreibt seine Erlebnisse; leider ist sein Bericht fast ganz verloren (Müllenhoff *DAK* II 126). Genaues und Sicheres gibt dann besonders Cäsar, der die Hauptquelle ist. Manches ist später noch aus alten Werken aufgezeichnet. Immerhin ist aus dem zerstreuten Material vieles zu entnehmen.

Die ältesten Schriftsteller, die von K. sprechen, sind Hekatäus von Milet und Herodot. Der erstere nennt als Nachbarland von Ligurien die Κελτική und erwähnt Massalia, „eine ligur. Stadt in der Nähe der Κελτική, und Nyrax, eine Stadt in dieser selbst" (Müller *Fragm. hist. graecor.* I 2 f., 22). Herodot berichtet: „Die Donau ist ein Fluß, dessen Quellen sich bei den K. in der Nähe der Stadt Pyrene befinden. Er fließt mitten durch Europa. Die K. wohnen diesseit der Herkulessäulen und sind Nachbarn der Kynesier, die das letzte Volk Europas im W sind" (II 33). Und weiter: „Die Donau fließt durch ganz Europa. Sie entspringt bei den K., den letzten Bewohnern Europas nach den Kyneten, und nachdem sie ganz Europa durchflossen hat, ergießt sie sich bei der Küste Skythiens ins Meer." Der Irrtum, daß die Donau bei den Pyrenäen entspringt, erklärt sich leicht dadurch, daß Herodot wußte, daß sie bei den K. entspringt, und daß K. bis in die Pyrenäengegend saßen. In den Ἀργοναυτικά des alexandrinischen Epikers Apollonios von Rhodos (3. Jh. v. C.) wird von den Argonauten erzählt, daß sie den Po hinauffuhren und an stürmische Seen kamen, die sich bis ins Keltenland erstrecken. Von da kamen sie zur Rhone. Diese Nachricht muß auf sehr alte Quellen, wohl aus der Zeit des Hekataios von Milet, wie Bertrand annimmt, zurückgehen; danach saßen die K. schon im 5. Jh. an Oberrhein und Oberdonau. In Spanien kennt der Periplus des Himilco nach dem Gedicht des Festus Avienus noch keine K., obwohl wir annehmen müssen,

daß sie damals, im 6. Jh., schon in Spanien saßen. Auf Avienus geht auch die Nachricht zurück, daß die Rhone Iberer und Ligurer scheide; d. h. also, die Iberer saßen schon in der LTZ bis ziemlich weit nach Südwestfrankreich hinein. Nach Strabo IV 4, 6 nannte Ephorus von Kyme in Aeolis die K. Philhellenen; auch der Pseudo-Scymnus (Anfang des 2. Jh. v. C.) erzählt von Handelsbeziehungen zwischen K. und Griechen.

§ 3. Nehmen wir nun zu diesen ältesten Nachrichten unser vorgesch. Rüstzeug hinzu, so ergibt sich folgendes: Da in Süddeutschland (Rhein-Donau) im 5. Jh. K. saßen (nach Herodot und der alten Quelle des Apollonius) und dort zu dieser Zeit die LTZ_1 vertreten ist, muß diese eben kelt. sein. Da größere kulturelle Unterschiede zwischen diesen und den Bewohnern von Ost- und Mittelfrankreich nicht bestanden und dort auch dieselbe Kultur herrschte, müssen wir annehmen, daß dort zu dieser Zeit ebenfalls K. gesessen haben. Wir haben also im 5. Jh. ein Keltengebiet von Frankreich bis in die Donauländer. Da auf diesem Gebiete die Latène-Kultur sich gleichmäßig aus der Späthallstattzeit heraus entwickelte, müssen wir mit voller Sicherheit um das Ende der HZ mit K. auf demselben Gebiete rechnen. Des weiteren lehrt die Entwicklung der frz. HZ, daß wir es mit einer langsamen Weiterbildung unter dem Einfluß der hallstättischen und der Mittelmeerkultur zu tun haben. An eine Einwanderung von Hallstattvölkern (illyr. Stammes) in großem Maßstabe ist wohl nicht zu denken, wenn auch Schumacher *Rheinlande* I 87 für ein Neueinrücken der Hallstätter eintritt. M. E. spricht sowohl im Rheinland als auch in Frankreich die Einheitlichkeit der Kultur und ihre langsame, stetige Entwicklung dagegen. Kleinere Züge sind wohl möglich. In den älteren Hallstattgräbern (Schumacher a. a. O. I 109) sind alle Schädeltypen vertreten, die in der BZ vorkommen, ein Beweis für die auch aus der Archäologie erschlossene Kontinuität der Besiedlung. Dazu aber soll nach Schliz ein neuer Typ treten, vollkommen neandertaloiden Charakters, als dessen Urheimat Illyrien anzusehen sei. Das würde unserer Ansicht, daß die südd. Hallstattleute schon K. waren, entgegenstehen. Die Grundlagen, auf denen sich die Schlizschen Schädelverwertungen in somatischer Beziehung aufbauen, sind aber bekanntermaßen so unsicher, daß diesem „neandertaloiden" Schädeltypus eine große Wichtigkeit kaum beizumessen ist. An einer starken Beeinflussung aus dem illyr. Hallstattkreise ist zwar nicht zu zweifeln, das lehrt der arch. Befund zur Genüge, aber deshalb bleibt das Wesentliche doch die alte, eingesessene Bevölkerung. Eine Bevölkerungsverschiebung im Schlizschen Sinne hätte sich in der Hinterlassenschaft anders ausgedrückt.

Es scheint, als ob eine friedliche Durchdringung des ganzen Keltenkreises von Mittelfrankreich bis nach Böhmen mit hallstättischem Einfluß vorliegt, hier und da getragen von verhältnismäßig kleinen, sich friedlich — da in einem großen, seit lange verwandten Kulturkreise — abspielenden Zügen. Wenn man ein gewaltsames Hervorbrechen und Westwärtsziehen der Hallstattleute annehmen will, so bleibt als völliges Rätsel die doch sicher sehr stark kelt. gefärbte, aber illyr. Kultur der Veneter (s. d. A) im 6. Jh. v. C. an der Nordadria zurück.

§ 4. Allen Schlüssen für die ältere Zeit ist immerhin noch mit Vorsicht zu begegnen. Ich möchte folgendes als das wahrscheinlichste annehmen: Am Ende der StZ saß in dem ganzen Gebiete von Mittelfrankreich bis Böhmen eine in Hügeln bestattende Bevölkerung, die Träger der späten Zonenkeramik. Diese Bevölkerung entwickelte sich bodenständig weiter bis gegen Ende der BZ. Ihr äußeres Kennzeichen sind Hügel mit Skelettbestattung. Sie können als Urkelten bezeichnet werden, als K. noch nicht, da ein wichtiger Bestandteil noch fehlt: die Vermischung mit Urnenfelderleuten alpiner Rasse. Es tritt nämlich in der ruhigen Fortbildung eine große Störung ein durch das plötzliche Erscheinen verbrennender, nicht in Hügelgräbern bestattender Stämme alpiner Rasse, die sich aus dem Alpenvorland nord- und westwärts wandten. Diese Stämme sind im völligen Gegensatz zu friedlicher Durchdringung gewaltsam und geschlossen eingedrungen, worauf ihr Vorkommen in großen, geschlossenen Friedhöfen deutet. Diese Stämme

stammen nach ihrer Hinterlassenschaft mit Sicherheit aus der Alpengegend und bringen starke Elemente (Villanova-Typen) des Mittelmeerkreises mit, die fortan im Keltenkreis tonangebend bleiben. Ihre Ausbreitung kann hier nicht besprochen werden, es möge genügen, daß ihr nördlichstes Grabfeld Birlinghoven bei Siegburg ist (Präh. Mus. Köln), und daß sie bis nach Mittelfrankreich hineingehen. Ihr Einfluß reichte aber bis nach Nordbrabant (Holland; s. Holland B, Riethoven).

Lange aber hat ihre Abgeschlossenheit nicht gedauert, ihre besonderen Friedhöfe verlieren sich sehr rasch, und die bestattende Bevölkerung saugte den neuen Bestandteil auf. In der eigentlichen HZ ist das Gepräge wieder ein durchaus einheitliches, das vom O Frankreichs bis weit nach Süddeutschland reicht (s. Hallstatthügelgräber Ostfrankreichs).

In der späteren HZ beginnt dann das Einströmen griech. und ital. Kulturgutes auf dem Wege von Adria, Po und Tessin zu den Schweizer Seen in das Keltenland, dessen Bewohner wir erst jetzt, nach Vermischung mit den Urnenfelderleuten und etlichen illyr. Bestandteilen, als K. bezeichnen können (7.—6. Jh.).

Im NO, im Marnegebiet, Belgien, Südholland, Rheinland bis etwa Frankfurt, auf der rechten Rheinseite bis etwa zur Weser saß währenddem eine anders geartete Bevölkerung (s. a. Belgen, Haulzy). Sie gehörte zwar zu dem großen s. urkelt. Kreise, zeigt aber schon durch den stets in den Hügeln anzutreffenden Leichenbrand einen Unterschied. Die Urnenfelderleute sind nicht so weit n. vorgedrungen, obwohl ihr Einfluß überall zu spüren ist, man könnte also denken, daß wir hier die Urkelten vor uns haben, worauf manches hindeutet. Von Urnenfelderkultur und auch von Hallstattkultur finden wir hier nur schwache Spuren. Wichtig aber ist dieser niederrhein. Hallstatthügelkreis durch seine Beziehungen zu den Germanen, die wir schon früh in Keramik und Beigaben (Rasiermessern) am Rhein ihren Einfluß dartun sehen (Hamborn: Funde Museum Köln; *AuhV* 5 Tf. 40: Haltern und Habinghorst in Westfalen). Aus dieser Gruppe heraus ging im 6. Jh. der Zug nach Spanien (s. Hügelgräber der französischen Pyrenäengegend).

§ 5. Aus all dem würde folgen, daß wir in der bronzezeitlichen Kultur Ostfrankreichs und Süddeutschlands ein Urkeltikum vor uns haben, das durch die Urnenfelderleute — um 1100—1000 v. C. — und möglicherweise etliche Hallstätter illyr. Schlages sich noch weiter vermischte, mithin für Frankreich eine alteingesessene Bevölkerung mit ö. Einwanderern, die in der großen Masse aufgingen. Wenn wir damit die im 1. Jh. v. C. von Timagenes (Ammianus Marcellinus XV 9) aufgezeichnete Druidische Stammessage der K. vergleichen, nach der sie sich für eine eingesessene Bevölkerung halten mit Einschlag von fremden Bestandteilen, die von Überrhein stammten, und außerdem von Leuten, die übers Meer (ab insulis extimis) kamen, so stimmt das mit unseren Darlegungen. Die Fremden, die über den Rhein kamen, waren die Urnenfelderleute und, später folgend, die übers Meer gezogenen Griechen an Galliens Südküste. (Legenden über die Herkunft der K. *RE* s. v. Galli Wiese.)

§ 6. Die gewaltigen Wanderungen der K. haben von je das größte Interesse hervorgerufen. Aus ihren Sitzen in Frankreich und Süddeutschland haben sie bis zum Anfang des 3. Jh. v. C., in dem ihre Ausdehnung am größten war, die brit. Inseln, Spanien, ganz Frankreich, außer dem NO, wo Belgen saßen, sowie Norditalien besetzt. Ö. saßen sie bis zum Schwarzen Meer und nach Thrazien. Ein dauerhaftes Staatsgebilde gründeten sie in Phrygien und Kappadozien, das allein längeren Bestand hatte. Diese Eroberungen beginnen um 600 mit dem Zug nach Spanien (wohl vom Rhein aus durch Saefes, Cempsi, Berybraces) und dauern bis in das 3. Jh. Auf Rechnung dieser Züge ist die weite und gleichmäßige Verbreitung der Latène-Kultur zu setzen. Die verblüffende Übereinstimmung des Formengutes auf weite Entfernungen zur Spätlatènezeit hat allerdings ihren Hauptgrund in der Übernahme der fabrikmäßigen Herstellung von Gebrauchswaren aus dem röm. Kulturkreise. — Nach Spanien (vgl. Band I Tf. 75, 76) zogen die K. also um 600 (s. Hügelgräber der französischen Pyrenäengegend). Aus ihrer Mischung mit

in Keltengebiet eindringenden Iberern entstanden die geschichtlichen Keltiberer sowohl in Teilen von Spanien als in Südwestfrankreich (A. Schulten *Numantia* I [1914]). In Frankreich breiteten sie sich nach den klassischen Zeugnissen s. zur Mittelmeerküste zwischen 350 und 218 aus. Der Pseudo-Scylax kennt im 4. Jh. zwischen Pyrenäen und Rhone nur Iberer (s. d.) und Ligurer (s. d.), während Hannibal 218 nur K. trifft (Polybius Hist. III 40, 41, 47). Die einschlägigen Funde (s. Baou-roux, Tête-noire) zeigen uns, daß noch zur Frühlatènezeit, wohl vor 300 v. C., die K. zur Küste drangen und damit den direkten Weg von Massalia ins Innere des Keltenlandes eröffneten, der später so große Bedeutung hatte (s. Italischer und griechischer Import in Westeuropa). Zur Nordküste Frankreichs stießen sie ebenfalls schon während der Frühlatènezeit vor, und zwar die Seine entlang, wie die Karte Band IV Tf. 68 deutlich durch die Ausbreitung der Flachgräber der Marne-Kultur zeigt. Von der Küste zogen sie hinüber nach England, wo ihre Hinterlassenschaft in Yorkshire besonders häufig ist und mit ihren Wagengräbern u. a. vollkommen der Marne-Kultur entspricht. Die Ankunft in England fällt in das 4. Jh. Als Ausgangspunkt der Bewegung haben wir die Champagne anzusehen. Der Zug von Keltenstämmen aus Thrazien und Mazedonien nach Griechenland im Jahre 279 und die Plünderung Delphis sind bereits erwähnt. Wenig später ging der große Zug nach Kleinasien, und es erfolgte dort die Gründung des Galaterreiches in Phrygien und Kappadozien. Darüber ist mehreres aus Livius bekannt. Mittellatène-Scherben sind bei Boghasköj gefunden (s. Galater A). Diese kleinas. K. sind besonders bekannt geworden durch ihre Kämpfe mit den Königen von Pergamon: Attalus I. (241—197) und Eumenes II. (197—159).

Das wäre in kurzem Zeit und Ort der Keltenzüge. Welche Vorstellung haben wir uns nun von dem Zug selber zu machen? Auch hier geben uns die klassische Literatur und die Bodenfunde übereinstimmend Auskunft: Es handelt sich um große Volksmassen, die aus irgendeinem Grunde ihre Heimat verließen, landsuchend umherzogen und sich da niederließen, wo es ihnen möglich war. Züge der Art, wie wir sie aus der Geschichte kennen; etwa die der Kimbern und Teutonen, der des Ariovist, der beabsichtigte Zug der Helvetier, auch die späteren Germanenzüge der „Völkerwanderungszeit". Die Bodenforschung zeigt uns vielerorts ihre Friedhöfe in geschlossener Anlage. Einiges über die Wanderungen sagt uns auch die Überlieferung. Am bekanntesten ist die Wandersage bei Livius (V 34, 1), wo erzählt wird, daß zwei kelt. Prinzen, Segovesus und Bellovesus, mit ihren Volkshaufen durch das Los nach Italien und dem herzynischen Wald gewiesen wurden. Es handelt sich um Völker des O Frankreichs bis zum Rheingebiet hin. Als Zeit gibt Livius die des Tarquinius Priscus (um 600 v. C.) an. Zeuß, Mommsen, Jakob Grimm haben diese Nachricht mit Recht in Zweifel gezogen, denn es steht fest, daß zu der Zeit keine K. nach Italien kamen und von einem Keltenzuge zur Späthallstattzeit ist uns auch noch nichts bekannt (vgl. Neue Heidelberger Jahrb. 2 [1892] S. 87). Aber richtig wird wohl an der Nachricht bleiben, daß um 600 v. C. Keltenstämme aus ihren Sitzen aufbrachen und süd- und ostwärts zogen, wobei Livius das Ziel, Italien, aus späterer Zeit hierher versetzte. Bei Appianus (Celt. 1, 2) heißt es vom Jahre 390 v. C.: „Pars satis magna Celtarum apud Rhenum habitantium se accinxit ad aliam terram quaerendam et Clusinis bellum inferebat." Das ging bis zum 2. Jh. so fort. Cenomanen, Salluvier, Boier, Lingonen zogen nach S (vgl. Properz 5, 10, 19). Diese Völker wohnten sämtlich von Burgund bis Lothringen, Appianus nennt sie Rheinkelten (für die Nordküste von Frankreich und England sahen wir als Ausgangspunkt der Wanderung die Champagne). Die wandernden K. brachen also nach diesen Berichten aus der Belgika und der Rheingegend und den angrenzenden Gebieten heraus.

Sie waren mit dem langen Eisenschwert der LTZ bewaffnet, also gut ausgerüstet. Überhaupt macht sich vom Beginn der HZ an ein ständiges Steigen der kriegerischen Beigaben in den Gräbern bemerkbar, das in der 1. und 2. Stufe der LTZ, wo wir fast kein Männergrab ohne Schwert finden, seinen Höhepunkt erreicht.

Dank dieser guten Bewaffnung und kriegerischen Veranlagung brachten die wandernden Keltenstämme es an vielen Stellen zu einer Herrschaft über die alteingesessenen Bewohner. Eine verhältnismäßig dünne kelt. Oberschicht über alter Bevölkerung kann als die Struktur vieler Keltenreiche im 4. und 3. Jh. v. C. angenommen werden.

§ 7. Derartige Bildungen pflegen nie lange zu dauern. Bereits im 3. Jh. unterwarf Karthago unter Hamilcar Barcas, Hasdrubal und Hannibal ganz Spanien, nachdem vorher schon Iberer sich in das Keltenland gedrängt hatten. Der karthag. Herrschaft folgte die röm.

283 v. C. eroberten die Römer das Senonenland und Oberitalien, dann das der Boier und Insubrer. 191 war ganz Oberitalien unter ihrer Herrschaft. 189 machten sie unter Manlius Vulso den ersten Angriff auf das kleinas. Galaterreich, wurden aber abgeschlagen. 125 fiel Illyrien. 122 und 118 gründete Rom Aix und Narbonne und bahnte damit die Eroberung Galliens an. Cäsar vollendete sie in wenig Jahren bis 50 v. C. Mit der Eroberung von Galatien (25 v. C. unter Augustus), Noricum (16 v. C.), Rhaetien und Vindelicien (15 v. C.), Pannonien (10 v. C.) kamen die letzten selbständigen Keltenreiche des Festlandes in die Abhängigkeit von Rom. Britannien als letztes fiel ihnen 78—85 n. C. zur Beute. Damit traten die Römer als Vertreter der Mittelmeerkultur das Erbe der Griechen an, denn die Hinneignug des Keltenkreises zu dem klassischen Kulturkreise hatte sich schon in der HZ angebahnt.

Nur Irland blieb kelt. und selbständig. Bei der Eroberung Irlands durch die Skandinavier erlosch auch dieser letzte Rest freier K.

Ein Keltenreich ist seitdem nicht wieder erstanden. Süddeutschland und der O fiel den Germanen und Slaven zu. England wurde von Nordland und Niedersachsen aus gründlich germanisiert, Spanien wie auch Gallien romanisiert; dieses so stark, daß sogar die Sprache völlig verschwand. Und dieses romanisierte Gallien erhielt während der Völkerwanderung noch einen starken germ. Einschlag durch Franken usf. Aus allem erhellt die heutige sehr starke Völker- und Rassenmischung Frankreichs (s. a. Französische Urbevölkerung).

§ 8. Die langsame Entwicklung in dem großen Urkeltenkreise, seine Durchsetzung mit anderen Elementen ist weiter nicht verwunderlich, aber ein Rätsel bleiben die kelt. Wanderzüge. Hier sind zwei Möglichkeiten denkbar: entweder dehnten sich die K. aus eigener Kraft so gewaltig aus — infolge Übervölkerung und hohen Kulturstandes —, oder sie wurden aus ihren Sitzen verdrängt und mußten Anderen, Stärkeren Platz machen. Dem ersten Gedanken hängen besonders die Franzosen an, die darin einen Beweis für die Größe und Bedeutung der K. während der Vorgeschichte sehen. Die allg. philologische Ansicht deckt sich wohl damit, indem eine gleiche Ursache ähnlich wie bei der german. Völkerwanderung angenommen wird. Leider hält diese sehr einfache Theorie den Ergebnissen der Archäologie nicht mehr stand. Wir sahen oben, daß die Ausdehnung der K. aus dem Gebiet Belgika = Rheingegend vom 6. bis etwa 2. Jh. v. C. nach N, W, S, SO geht. Der O, das Germanenland, fehlt. Die arch. Funde lehren uns, daß während genau derselben Zeit die Germanen sich zum Rhein, in die Belgika, und wenig später bis nach Lothringen hinein vorschoben. Hier sind vor allem die eigentümlichen Verhältnisse der Belgen zu beachten, denen die Archäologie bei uns viel zu wenig Interesse geschenkt hat. S. Belgen. Dort ist der Einfluß der Germanen geschildert, ihr langsames, aber sicheres Vorrücken, von dem uns geschichtlich am besten einige ganz große, aus dem Rahmen fallende Ereignisse aufbewahrt sind: die Züge der Kimbern und Teutonen und des Ariovist. Dort ist auch das allmähliche Zurückweichen der K., das sich in den Museen von Dortmund, Köln, Trier und im Marne-Gebiet widerspiegelt (denn auch hier sind ja die K. in der LTZ_3 von Belgen abgelöst), besprochen. Wo sind nun die K. geblieben, die im 7.—8. Jh. v. C. aus der Dortmunder Gegend, im 5. Jh. aus der Kölner, im 4. Jh. aus der Trierer, im 3. oder 2. Jh. aus der Marne-Gegend verdrängt wurden? Denn sehr zahlreich war die Bevölkerung, das lehren die Funde. M.

E. zogen die verdrängten Stämme sw., sich zusammendrängend, ab. Mit Hilfe großer Sperrlinien von Burgen (z. B. Taunus, Nahe, Hunsrück; Otzenhausen, Kastell, in Frz.-Lothringen eine Sperrkette von 14 Steinwällen am Oberlauf der Mosel u. a. m.) suchten sie sich zu sichern. Aus dieser Bewegung nach W erklären sich auch manche Beziehungen der Keramik; z. B. der Kölner Späthallstattzeit-Gefäße mit der Frühlatèneware an der Marne. Während dieser Westwärtsbewegung des niederrhein. Grabhügelkreises verlor sich zum Schlusse der Grabhügel (Champagne, Spanien) und geschah in Ostfrankreich die Aufsaugung durch die reinkelt. Bevölkerung, von der die Hallstattleute im N von Haulzy (Marne) bis zur Weser sich in vielem unterschieden. Diese Verhältnisse beleuchtet das Grabfeld von Haulzy (s. d.) in schlagendster Weise. Dabei bleibt natürlich die große Expansivkraft der K. bestehen; die beiden Gründe werden zusammengewirkt haben. — Man sieht, daß bis zu einer endgültigen Lösung des ganzen Problems noch vieles zu erarbeiten ist.

Zu der Rassenfrage auf Grund des vorgesch. Skelettmaterials kann hier nur kurz Stellung genommen werden. Die Bildung des Urkeltenkreises geschah um 2000 v. C. Die Bevölkerung floß zusammen aus nord. Bestandteilen (Schnurkeramiker; *Homo europaeus*), aus westischen (Glockenbecherleute; *Homo mediterraneus*), vermischt mit dinarischen Kurzschädeln, die sich bei der Ostwärtsbewegung dieser vorwiegend westischen Kultur überall finden (s. a. Britische Urbevölkerung, Großbritannien D). Hierüber dürfte kein Zweifel sein (Rademacher *Die Kultur d. niederrheinischen Grabhügelkreises* Mannus IV. Ergänzungsband 1925 S. 112ff.).

Daß diese genannten Rasseteile auch noch starke Reste der bodenständigen, alpinen Rasse (Pfahlbauer) in sich aufnahmen, ist möglich. Somit hätten wir die heutigen Rassen schon alle im Urkeltentum um 2000 v. C. beisammen.

Unzweifelhaft ist aber ferner, daß diese Rassenmischung hauptsächlich unter dem Einfluß des nord. Bestandteils stand, denn dieser hat, nach Ausweis der Sprache, den ganzen Kreis indogermanisiert. Sowohl die westische als die dinarische und ostische Rasse (nach Günther) sind nicht idg. Auf Rechnung der nord. Menschen kommt auch die uns von den Schriftstellern überlieferte Körperbeschaffenheit, wobei man in dem rötlichen Haar eine Veränderung des nord. Blondhaars durch westisches Braunhaar sehen darf.

Immerhin ist nach Ausweis der vorgesch. Funde, besonders von 1000 v. C. an, der westische Einfluß ständig gewachsen, und so erklärt sich das starke Vorhandensein westischer Kultur in den noch weiter vermischten Nachfolgern der K., den heutigen Franzosen. Das nord. Element ist besonders seit der Römerzeit stark geschwunden, trotz einer teilweisen Auffüllung durch die Franken während der Völkerwanderungszeit. E. Rademacher

2. Italien.

I. Einbruch § 1—2. — II. Festsetzung § 3—6. — III. Siedlungen und Gräber: 1. Der Osten § 7—14; 2. Der Westen, Ornavasso § 15—19. — 3. Die übrige Transpadana § 20—22.

I. Einbruch. § 1. Livius V 34 berichtet in einer mit märchenhaften Zügen durchsetzten Erzählung, daß die K. bereits im 6. Jh. in Italien eingebrochen seien. Alle anderen Quellen, voran der für die Geschichte der gall. Besetzung ital. Landesteile grundlegende Polybios II 17—35, wissen nur von einem großen Einbruch um 400, der die Einnahme Roms im Gefolge hatte, für annähernd zwei Jahrhunderte Italien zur Verteidigung gegen den nord. Feind zwang und dadurch der Einigung unter Roms starker Führung, zur Unterwerfung der Eindringlinge und der völligen Italianisierung der Halbinsel auch im N, entgegenführte. Schon Niebuhr (*Röm. Gesch.* II [1830] S. 574ff.) hat die Unglaubwürdigkeit der Livianischen Erzählung so schlagend erwiesen, daß die immer wieder sich erneuernden Versuche, sie, wenn auch in einschränkender Weise, zu halten (zuletzt Nissen *Ital. Landesk.* I 476; Hirschfeld in SB. Preuß. Ak. 1894 S. 331; Schulten *Numantia* I 105), schwerlich durchdringen werden. Wenn z. B. nach Schulten die Vorstöße von Apennin-Stämmen nach S und W seit etwa 530 Druck durch K. von N voraussetzten, wäre die gerade entgegen-

gesetzte Bewegung der Etrusker um eben jene Zeit über den Apennin hinab in die Po-Ebene unverständlich. Herodot (II 33; IV 49) kannte die K. s. der Alpen noch nicht, sondern nur im fernen W und N.

§ 2. Nach den Berichten der Alten wären sie im wesentl. über die Nordwestalpen, die Bernhardpässe, eingezogen und am Ticino zuerst mit den sich ihnen entgegenstellenden Etruskern zum Kampf gekommen (Liv. V 34, 9). Der dort errungene Sieg hätte sie zu Herren der Po-Ebene gemacht mit Ausnahme des Veneterwinkels zwischen adriatischem Meer, Po-Mündung, Etsch und Alpen. Die Lokalisierung dieses Kampfes in der schon w. Lombardei, wenn die Nachricht den Tatsachen entspricht, macht gegen die besonders von Niese begründete und auf vielleicht allzu wörtliche Deutung von Polyb. II 17, 3 gestützte Annahme bedenklich, sie seien über die Zentralalpen nordsüdlich gekommen (zuletzt *RE* I [1910] S. 615); eine weitere Schwierigkeit bestände darin, daß die von den Galliern vertriebenen Etrusker sich dann in eben jene s. Alpentäler geflüchtet hätten (Plin. III 1330; Justin. XX 5), aus denen die Gallier in die Po-Ebene herabgestiegen wären, und die dann doch die natürlichen Verbindungslinien der Gallier mit ihrer alten Heimat hätten bleiben müssen. Und doch ist sehr zu erwägen, daß, wenn die besonders von Déchelette (*Manuel* II 2 S. 577; II 3 S. 1093) vertretene Behauptung, Südgallien sei erst gegen das 3. Jh. von den K. besetzt worden, sich bewährt, die Westalpen als Übergangsgebiet ausgeschlossen sind. Und eine sehr starke Stütze findet die Annahme des Kelteneinbruchs von N in den unten darzulegenden Gräberverhältnissen.

II. Festsetzung. § 3. Schwierig ist die Scheidung von den Ligurern, war es schon für die Alten. Es äußert sich dies in der Benennung Keltoligyer, zunächst, wie es scheint, in Massalia geprägt, aus demselben Bedürfnis heraus, das auf der iber. Halbinsel zur Bezeichnung der Keltiberer führte. Die heutige, besonders auf Toponomastik sich stützende Forschung ist geneigt, in den Ligurern die Urbevölkerung der Po-Ebene zu sehen, nicht nur ihres w. Teils, also des heutigen Piemont, dessen sw. Gebiete auch n. des Apennin noch in der RKZ die IX. Region, Liguria, bildeten. Sie haben aber auch tief in die Alpengebiete eingegriffen, wo von den früher (Mommsen 1853) nordetrusk. genannten Inschriften, meist auf Grabsteine oder Tongefäße eingraviert, besonders in der w. „lepontischen" Gruppe manche ligur. sein mag (neuere Lit. Riv. arch. di Como 46 [1902] Giussani; KZ 1902 Kretschmer; Atti Acc. Torino 39 [1903] Lattes; Anz. f. schw. AK. 1905 Herbig; Danielsson *Zu den venet. u. lepont. Inschr.* 1909; Jacobsohn *Altit. Inschr.* 1910; Riv. arch. di Como 63—64 [1912] Giussani; s. a. Räter). Welcher der beiden Stämme jeweils die Oberhand behalten hat, ergibt sich in diesem Fall weniger sicher aus Gräberriten und Gleichartigkeit von Waffen und Schmuck- oder Ausstattungsstücken, weil bei der Durchsetzung der drei Stämme, des „ligurischen", „italischen" und gallischen — vom mehr isoliert gebliebenen venetisch-rätischen abgesehen —, wie sie im N der Halbinsel stattgefunden hat, zweifellos viele Angleichungen und Übernahmen eintraten, als aus den heutigen Dialektgrenzen (Nissen *Ital. Landesk.* I 475 ff.). Auch beweist die heutige Ausbreitung der zwar lokal verschieden gefärbten, aber doch nah verwandten kelto-ital. Mundarten, daß es sehr unrichtig wäre, die Nachrichten der Alten über die gänzliche Ausrottung der Gallier in manchen Gegenden allzu wörtlich zu nehmen, z. B. mit Niese (*RE* VII 624) zu meinen, daß nur wenige gall. Reste nach der politischen Niederwerfung der Gallier zwischen 225 und 190 s. des Po übriggeblieben wären, wo sie röm. und lat. Kolonisten Platz gemacht hätten. Wie unmöglich groß hätte die Zahl solcher Römer oder Latiner sein müssen, wenn das Bild dichter Besiedlung, welches schon die erste RKZ für Oberitalien bietet, daraus erklärt werden sollte. Die Bemerkung des Polybios (II 35, 4), schon zu seiner Zeit, um 150, seien die Gallier bis an den Fuß des Gebirges hinaufgedrängt, darf nicht mit Niese im Sinne gänzlicher Ausmerzung im übrigen Po-Land, sondern nur als Aufhören ihrer politischen Beherrschung der Po-Ebene verstanden werden.

§ 4. Die Züge über den Apennin haben mit Ausnahme der Festsetzung im „Ager Gallicus" an der Ostküste zwischen Rimini

und der Esino-Mündung, wenn nicht noch etwas weiter s., nicht zu einer definitiven Besitznahme geführt, können daher, bis auf eine interessante, greifbare Erinnerung an die Vernichtungsschlacht bei Telamon 225, hier unberücksichtigt bleiben. Dafür sei auf die Berichte bei Polybios, Livius, Diodor, Iustin, Appian und Plutarch verwiesen sowie auf die Darstellungen der neueren Historiker, z. B. Mommsen *R. G.* I 325ff., 553ff.; Meyer *G. d. A.*[3] II 149ff.; de Sanctis *Storia dei Romani* II 156ff., 375ff.

Die Po-Ebene jedoch, die eigentliche Gallia cisalpina, erhielt zwar durch die Lex Pompeia 89 v. C. das Recht zur Bildung selbständiger Gemeinden lat. Rechts und 49 das volle röm. Bürgerrecht, hörte auch 42 auf, Provinz zu sein, hat aber ihren Namen mit vollem Recht beibehalten, weil das gall. Gepräge ihr eigen blieb, auch auf die Veneter sich übertrug, wenigstens in Tracht und Lebensgewohnheiten (Polyb. II 17, 5), trotz oft sich scharf äußernden politischen Gegensatzes, eine Nachricht, die uns die Este-Schicht Prosdocimi IV (s. Este) durchaus zu bestätigen gestattet. Sogar die gall. Formen der Tongefäße und ihre mattgraue Färbung sind von den Venetern vielfach übernommen.

Die im 3. Jh. für Mittelitalien bedrohlich werdenden Nachschübe immer neuen gall. Volks über die Alpen zwangen Rom zum Entschluß, zunächst wenigstens die Gebiete s. der Po-Ebene in feste Hand zu nehmen; und da die Gründung der Bürgerkolonie Sena Gallica 280 nicht zur vollen Sicherung jenes von den senonischen Galliern besetzten picentischen Durchgangsgebiets genügt haben mag, hat Rom es um 233 unter röm. Bürger aufgeteilt und dadurch die senonischen Gallier tatsächlich depossediert. Wie sehr aber der Gallierschreck und die $1^1/_2$ Jahrhunderte lange gall. Herrschaft noch in der Erinnerung jener teils umbrischen, teils picentischen Bevölkerung nachwirkte, zeigt die Tätigkeit einer Fabrik von Tonreliefs und Freiskulpturen in Civit' Alba, unweit Arcevias, also ganz am Südrand des einst gall. Gebiets, die in ausdrucksvoller Barockkunst die Flucht der beutebeladenen Gallier von Delphi noch etwa 100 Jahre später, wahrscheinlich für Verwendung an Votivtempeln bescheidener Größe, wie kleine Landorte sie sich allein erlauben mochten, darstellten, unter Verwendung von Motiven, die als junghellenistisch durch gleichartige Bilder auf den Böden Calener Schalen erwiesen werden: Museum von Bologna (Notizie 1897 S. 283ff.; 1903 S. 177ff. Brizio; Bienkowski *Die Darstellungen der Gallier in der hellenist. Kunst* 1908 S. 93ff., ebd. die Calener Schalen S. 86ff.; treffliche Abb. Dedalo 5 [1924] S. 3—17 Moretti).

§ 5. Und die schwere, Mittelitalien von der Galliernot dauernd befreiende Schlacht von Telamon lebt weiter in dem 1892 gemachten merkwürdigen Fund von zwei Gruppen gall. Miniaturwaffen, in vergoldeter Bronze ausgeführt, vereinigt mit Miniaturnachbildungen von Ackergerätschaften, deren Gebrauch nun das Land sich wieder ruhig hingeben könne: Votivgaben, wie Milani scharfsinnig erkannte, aus zwei Heiligtümern, die, das eine größer, das andere kleiner, vielleicht zeitlich getrennt (eine Spätlatènefibel; Studi e mat. I S. 141 Abb. 53), auf der Höhe Telamons errichtet waren, um den kapitolinischen und den Ortsgöttern zu danken für ihre Hilfe bei dem heißen Ringen um Italiens Rettung; und gewiß hat Milani auch recht mit der Annahme, daß eine stattliche, mühsam im Florentiner Museum wieder aufgebaute Reihe von Tonfiguren aus zwei Giebeln, deren einer die helfenden Götter, der andere den Kampf der Sieben vor Theben mit dem in den Boden versinkenden Amphiaraos und dem von Furien in die Flucht gejagten Adrastos darstellt, vom größeren der Votivtempel stammt, und daß unter dem Bild der unterliegenden griech. Heroen die gallischen Führer Anerestos und Concolitanus gedacht seien (Milani *Museo topografico dell' Etruria* 1898 S. 91ff.; Studi e mat. 1899 S. 125ff.; Montelius *Civ. prim.* II Tf. 204—205; *Museo archeologico di Firenze* 1912 S. 66ff., 257ff., Tf. 104—106; Mon. Lincei 27 S. 230ff. und Tf. [der Kampfgiebel] E. Galli; ZfNum. 34 [1924] S. 237f. Willers). Galli berichtet auch (S. 232), er habe 1913 auf dem l. Osa-Ufer, d. h. gerade unter dem Burghügel von Telamon, auf dessen Höhe sich die Sieges- und Danktempel erhoben hätten, an dessen Südseite das ausgedehnte

a

b

Kelten

Bronzestatuette eines mit der Schleuder kämpfenden Galliers. Unbekleidet, mit Hörnerhelm, Torques und Gürtel. H. 13,5 cm. 3. Jh. v. C. (a. Vorderansicht, b. Seitenansicht.) Nach R. Kekulé von Stradonitz.

a

b

Kelten

a. Kopf des sterbenden Galliers im kapitolinischen Museum, Rom. — b. Marmorkopf im Museum Gizeh. — Nach K. Schumacher.

Grabfeld der Schlacht gefunden, worüber er leider nur auf einen Bericht im Marzocco von Florenz (vom 13. VIII. 1913) verweisen kann.

§ 6. Eine noch heute überzeugend wirkende Erinnerung an die Aufteilung des den Boiern abgenommenen Gebiets um ihre Hauptstadt Bononia bietet die Flurteilung um Bologna, namentlich n. der Via Aemilia, wie sie durch A. Rubbiani untersucht und kartographisch dargestellt ist (Atti e Mem. d. R. Dep. di storia patria p. l. prov. di Romagna Ser. III, 1 [1883] S. 65ff. und Tf. 4), im Gelände treu erhalten, wie auch noch sonst in der Po-Ebene, in Campanien, Nordafrika, und wo überhaupt röm. Feldmesser das Land zerlegten. Hier scheint Rom wirklich reine Bahn gemacht und einen großen Teil der Boier zu ihren Stammesgenossen in und über die Alpen gejagt zu haben (Poseidonios bei Strabo 293; Tac. Germ. 28; Präh. Z. 6 [1914] S. 256 Schumacher; s. Böhmen-Mähren E II), wo die weithin ausgebreiteten Keltenvölker den Ländern ihre ethnische Signatur gaben. In Noricum und Pannonien zeigen die Inschriften „unter der Zivilbevölkerung und unter den Auxiliaren, die sich aus dem Lande selbst rekrutierten, fast durchweg Namen kelt. Ursprungs" (Schober *Die röm. Grabsteine von Noricum und Pannonien* Sonderschr. d. österr. archäol. Instituts 10 [1923] S. 10), so daß die bis vor kurzem namentlich von frz. Gelehrten, später von Niese u. a. (s. o.) vertretene Ansicht verständlich wird, die K. wären überhaupt nicht aus dem späteren Gallien, sondern aus den Gebieten n. und nö. der Alpen in Italien eingebrochen, d. h. bei ihrem ersten Einmarsch. Später mag ihnen noch mancher Zuzug über die zentralen Alpen gekommen sein.

III. Siedlungen und Gräber. 1. Der Osten. § 7. Fast nur aus den Gräbern sind die Siedlungen noch zu erschließen. Erst der arch. Kongreß in Bologna 1871 gab frz.-schweiz. Gelehrten Gelegenheit, unter den Funden von Marzabotto (s. d.) gall. Gegenstände festzustellen und somit auf dieser strategisch so wichtigen Talsperre Gallier als Nachfolger der früheren etrusk. Herren nachzuweisen. Es stellten sich dann z. T. schon früher gemachte Funde als Gallierbestattungen heraus. Es scheint, daß bald nachdem die gall. Invasion diese Gegenden überschwemmt hatte, die Etrusker Marzabotto geräumt haben, worauf sich Gallier in die leeren Häuser setzten. Ihre Zahl war wesentlich geringer als diejenige der früheren Bevölkerung der Stadt, so daß manche Häuser unbewohnt blieben und ihre Hofbrunnen sogar verwendet wurden, um gall. Leichen mit den Beigaben als bequem dafür hergerichtete Gelasse aufzunehmen. Auch die nach den Fundstücken, namentlich Tongeschirresten, von Galliern in Besitz genommenen Häuser gingen wohl raschem Verfall entgegen, da die Gallier auf dieser frühen Stufe ihres Aufenthalts im Lande, zunächst nur bedacht auf ihre Sicherung gegen Etrusker und andere Feinde s. des Apennin, sich schwerlich bereits dem zivilisierenden Einfluß der Etrusker so willig wie bald darauf werden unterworfen und wohl im wesentl. noch das Kulturbild geboten haben mögen, welches Poseidonios (Diod. V 26ff.; Athen. 151ff.; vgl. Reinhardt *Poseidonios* 1921 S. 25ff.) von den transalpinischen Galliern seiner Zeit gibt.

§ 8. Bereits zu einem friedhofartigen Platz vereinigt, hat sich jedoch am Westende der Stadt, unterhalb der Akropolis, aber außerhalb des bewohnten Gebiets, eine Gruppe gall. Gräber gefunden, alle, damals noch selbstverständlich, unverbrannt bestattet und ausgerüstet mit gall. eisernen Waffen, Ausstattungs- und Schmuckstücken, namentlich den Latènefibeln, bis auf eine noch sämtlich aus Bronze, LTZ 1, bereits übergehend zu LTZ 2 und LTZ 2, ferner einige dünne Torques, Armbänder einfacher Art, aus Eisen, Bronze, einige wenige aus Silber, auch, freilich noch ganz vereinzelt, jene für Galliergräber diesseits und jenseits der Alpen so charakteristischen Scheren (s. d. A).

Atti e Mem. d. R. Dep. di storia patria p. l. prov. di Romagna Ser. III 5 (1887) S. 502ff. und Tf. 7 Brizio; Mon. Lincei 1 (1890) S. 275ff., 331ff. ders.

§ 9. Es scheint nicht, als ob noch lange nach dem Einrücken der Gallier in die Romagna Etrusker in Marzabotto gewohnt hätten. Waren dort Gallier ihre Nachfolger, so müssen sie das natürlich desgleichen in Bologna gewesen sein, waren es auch nach den Grä-

bern, welche, seitdem 1874 Zannoni die ersten im Fondo Benacci-Caprara entdeckte, bald in immer größerer Zahl auch im Fondo De Luca erkannt wurden, und zwar teils über, teils noch, wie es scheint, auch zeitlich parallel mit den verbrennenden Italikern und unter einer Schicht, die entweder von Wohnungen oder Gräbern der röm. Zeit eingenommen war oder aber auch von weiterer sepulkraler oder baulicher Verwendung frei geblieben ist. In dieser ihrer ersten Zeit halten die Gallier noch an ihrer altheimischen Sitte der Leichenbestattung fest, von der sie erst im 3. Jh. abzugehen beginnen, jedoch ohne sie ganz aufzugeben, besonders nicht in entlegenen Gegenden, zumal Alpentälern. Da die Lebensbedingungen der Gallier in und um Bologna, der Boier, schon zu Anfang des 3. Jh. im Gefolge der Ereignisse, die ihren Höhepunkt in der Schlacht bei Sentinum hatten, starke Einschränkung und ein Jahrhundert später wohl ziemlich totalen Abbruch erfuhren, sind die bereits gall. Brandgräber zeigenden Funde sehr selten, vielleicht auch nicht alle gall., da in der Zeit gall. Hoheit auch gall. Eisendinge und Schmuckstücke von „Italikern" übernommen sein können. So können Latènefibeln oder sowohl Galliern wie Etruskern gemeinsame Dinge, besonders Bronzegefäße und Frauenschmuck, niemals gall. Charakter eines Grabes beweisen, wenn kein gall. Bestattungsritus vorliegt und nicht etwa typisch gall. Waffen oder Torques und Männerarmringe zum Grab gehören. So fanden sich denn zwar einige der gall. Zeit angehörende Gegenstände im Bereich des etrusk. Begräbnisplatzes der Certosa, ebenso im etrusk. Fondo Arnoaldi (vom ital. wohl zu unterscheiden), dort auch ein vereinzeltes gall. Grab; aber auf irgend nennenswerte Besetzung der etrusk. Begräbnisgebiete durch Gallier führt nichts. Sie sind der Stadt näher geblieben und haben die Etruskergrabbezirke augenscheinlich absichtlich gemieden. Woraus zu folgern sein wird, daß Gallier und Etrusker wenigstens in der ersten Zeit der gall. Invasion in Bologna freundlich nebeneinander wohnten. Damit stimmt die Überlieferung, welche gelegentlich von gall.-etrusk. Zusammengehen meldet (z. B. Liv. X 10, 18; Pol. II 19).

§ 10. Merkwürdig, daß auch bei Bologna, vor Porta Azeglio, in einem Brunnen drei gall., richtig darin bestattete und mit Beigaben ausgestattete Leichen gefunden sind (Atti e mem. ... Romagna 1887 S. 490ff.), also wie in Marzabotto (s. o.). — Auch bei Ceretolo, 10 km w. von Bologna, Casalecchio, nah benachbart im Reno-Tal (Notizie 1878 S. 60), und bei Cazzano, 14 km nö., sind gall. Bestattungsgräber mit frühem Inventar festgestellt. Sehr viel mehr werden bei Bologna und in der näheren und ferneren Umgebung durch zahlreiche Einzelfunde erwiesen; da diese Gräber der Oberfläche ziemlich nahe zu sein pflegen, sind sie absichtlicher und unabsichtlicher Zerstörung schon durch die Römer weitgehend anheimgefallen, wie durch bei der Plünderung, besonders wohl der Eisenwaffen und Schmuckstücke, verlorene röm. Münzen u. a. verraten wird (Notizie 1889 S. 294). — In einigen Fällen ist noch Beisetzung in Holzsärgen beobachtet, in anderen scheint die Leiche auf dem bloßen Erdboden oder einer Kiesschicht gebettet gewesen zu sein; in einem Grab war ein Ziegel als Kopfunterlage mitgegeben. Neben typisch gall. Waffen sind auch etrusk. gefunden worden, vielleicht Beutestücke oder friedlich erworben, z. B. Bronzehelme, sogar mit etrusk. Inschrift (Atti e mem. ... Romagna 1887 S. 480 = Notizie 1889 S. 295), auch manche etrusk. Schmucksachen finden sich besonders in Frauengräbern. Aber die topographischen und Schichtungsverhältnisse lassen Gallier und Etrusker meistens sicher auseinanderhalten: ein wichtiges Kriterium, da beide Stämme ihre Toten bestatten.

Über die Gallier-Nekropolen (außer Marzabotto) in der Provinz Bologna: Atti e mem. d. R. Dep. di stor. patria p. l. prov. di Romagna Ser. III 5 (1887) S. 457ff.; Notizie 1889 S. 293ff., 1896 S. 320ff. Brizio.

§ 11. Weiter ö. ist nach Polybios II 17 die Romagna von den Lingonen besetzt gewesen, von denen namentlich die Umgegend von Forlì manche gall. Gräber und Einzelfundstücke ergeben hat (Notizie 1886 S. 350ff. und Atti e mem. d. Dep. st. p. p. l. Romagna 1891 S. 318; 1904 S. 222ff.; 1887 S. 470ff.; 1891 S. 145ff.). Bis jetzt wertvoller sind jedoch einige Fundkomplexe im einstigen Senonen-Gebiet des umbrisch-

picenischen Landes, voran Montefortino, 4 km n. von Arcevia, wo zwischen 1894 und 1906 eine stattliche Reihe von Bestattungsgräbern entdeckt wurde, welche Brizio gleich als gall. erkannte, während andere, z. B. Déchelette, zuerst große Bedenken trugen, die gerade er allerdings später aufgab. In ihren reichen Inhalt haben sich die Museen von Ancona und Bologna geteilt. Mächtige Menschen, Männer wie Frauen, die einfacheren in rechteckigen Gruben, deren Seiten mit Bruchstein ausgemauert und die mit ähnlichem Material abgedeckt waren, während die reicheren in großen, mit Eisennägeln und Klammern zusammengefügten Holzsärgen lagen. Über den Gruben eine deckende Erdschicht und, wie es scheint, an einigen eine Grabstele aus Stein — dies wohl eher, als Eckmarkstein für Begrenzung des gesamten Gräberbezirks, wie Brizio meint —, in deren Rückseite eingehauene Vertiefungen vielleicht zur Aufnahme von Weihgaben dienten, wie es vermutet ist für eine gleichartige Stele, die ebenfalls einem Gallier, Libiker, in Ferento, Südetrurien, gesetzt wurde (Notizie 1883 S. 45). Beisetzung in völliger, reicher Tracht, die Männer in vollem Waffenschmuck, regelmäßig mit Helmen etrusk. Form, wenn auch sonderbarerweise stets ohne den Schild — so auch in anderen gall. Nekropolen —, die Frauen mit Ringen aus Edelmetall, Bronze, Glas der bekannten Latèneart, kostbaren Goldkränzen, Halsketten, darunter auch Torques (und zwar nur bei Frauen), Ohrringen, Ringen mit geschnittenen Steinen, etrusk. Spiegeln, Toilettengerät, worunter namentlich das regelmäßige Erscheinen der Strigilis überrascht; Männern und Frauen wird nach etrusk. Sitte gern allerlei Gerät zum Herrichten und Genießen der Speisen mitgegeben, auch Feuerböcke, Bratspieße und Messer aller Art, Schöpflöffel, Siebe, einmal eine Reibe, Pfannen und Kasserollen, überhaupt häusliche Einrichtungsstücke, wie Kandelaber, Gefäße aller Art aus Bronze und Ton, darunter noch, wenn auch selten, junge rf. att., zu großem Teil sicher etrusk. Herkunft. Daß die Gräber trotzdem keine etrusk. sind, ergibt sich allein schon aus den typischen gall. Scheren und Glasringen, natürlich auch aus den Waffenformen und manchem anderen. Etrusk. Freude am Würfelspiel mag sich widerspiegeln in den oft mitgegebenen Würfeln.

§ 12. Auffällig ist das starke Zurücktreten der Fibeln; so wurden bis 1900 in 47 Gräbern nur 4 in Männergräbern, 3 bei Frauen gefunden, woraus wohl auf noch andersartige, mitgebrachte Tracht geschlossen werden darf als bei den benachbarten Etruskern und Picentern, deren Gräber stets sehr viele Fibeln ergaben. Von diesen Fibeln sind nur drei wirkliche Latènefibeln (frühe Mittellatèneformen), während die anderen der Certosafibel verwandte Stücke sind von Formen, wie sie gerade in Picenum auch sonst vorkommen: von Brizio benutzt, um die Ausbildung der Latènefibel aus der Certosafibel in Italien selbst zu vertreten (s. Fibel B § 9). Später mag bei den Galliern die mitgebrachte, mehr oder minder fibellose Tracht sich geändert haben, da z. B. Ornavasso sehr reich an Fibeln ist. Auch aus diesem Verhältnis ist eine Bestätigung für die relativ frühe Zeit — etwa beginnendes 3. Jh. (vgl. u. Ducati) — der Senonengräber von Montefortino zu entnehmen, wo die Aufteilung des Ager Gallicus nach der Schlacht von Sentinum jedenfalls einen empfindlichen Schnitt gemacht hat, während z. B. in Bologna die ruhige gall. Entwicklung noch ein Jahrhundert länger dauerte und daher auch die jüngeren Formen sich in größerer Fülle finden.

Mon. Lincei 9 (1901) S. 645ff. Tf. 1—12 Brizio; Rev. arch. 40, 1 (1902) S. 215ff. Déchelette; Montelius *Civ. prim.* II (1904) Tf. 151—156 S. 731ff.; Atti e mem. d. R. Dep. p. l. Romagna Ser. III 26 (1908) S. 79—85 Ducati; Déchelette *Manuel* II 3 (1914) S. 1088ff.; Dall'Osso *Guida ill. del Museo di Ancona* 1915 S. 210ff., 228ff.; Dedalo 5 (1924) S. 3—17 Moretti (ausgez. Abb., namentlich der Kränze).

§ 13. Andere gall. Gräber in näherer und weiterer Umgebung Arcevias ergänzen das durch Montefortino gewonnene Bild der stark etruskisierten Senonenkultur, so Monte Rolo bei S. Vito, Serra S. Quirico, Piobbico, unweit Urbania, bereits tief drinnen im Gebirge, S. Pietro in Moscio (Notizie 1891 S. 305ff.; Mon. Lincei a. a. O. S. 642ff., 736, 3), sogar über den von Livius als Südgrenze der Gallier angegebenen Esino hinaus zu beiden Seiten des Musone, bereits sw. von Ancona bei Osimo und besonders Filottrano, die

Gräber am Hang eines Hügels, der oben die gall. Siedlung trug, ähnlich wie Montefortino reich an Goldschmuck, auch besonders gall. Formen neben etrusk., sowie Silbergeschirr, viele und kostbare Bronzegefäße und -geräte, mit Metall umkleidete Holzeimer, typisch gall. zylindrische Gefäße (*cacabus*), dann namentlich viele und gut erhaltene echt gall. Waffen, die Degen oft mit Scheide und Tragband, beides durch die Metallbeschläge kenntlich. Der auffällige Reichtum der Senonengräber in an sich durchaus nicht besonders reichem Lande ist allerdings wohl am einfachsten durch Beuteerlös aus den Plünderzügen durch Etrurien und Latium zu erklären. Freilich hat man, z. B. bei Osimo, die Toten auch abgefunden mit Nachbildungen der echten Goldschmuckstücke aus Ton, den man mit dünnem Blattgold überzog, ebenso wie die Skythen in der Krim es profitlicherweise liebten. Auch hier noch durchaus Kultur des 4. Jh.

Lit. über Filottrano: Notizie 1893 S. 260; Déchelette *Manuel* II 3 (1914) S. 1091f.; Dall'Osso *Guida di Ancona* 1915 S. 221ff. (hier leider sehr wenig genügende Abb., wesentlich bessere Dedalo 5 S. 3—17 Moretti).

§ 14. Daß gall. Waffen und Gerätformen, namentlich charakteristische Gefäße, sich gelegentlich auch weiter südwärts finden, z. B. in einem bekannten inhaltreichen Grabe von S. Ginesio bei Tolentino (Notizie 1886 S. 39ff. u. Tf. 1; Schumacher *Samml. ant. Bronzen in Karlsruhe* Nr. 527 Tf. 10, 16), erklärt sich zur Genüge durch die Nähe und die natürlichen Handelsbeziehungen, darf jedoch nie über Brizios besonnene Feststellungen (Mon. Lincei 9 S. 669f., 677) hinaus benutzt werden, um mit Dall' Osso *Guida* S. 119 nun auch dort noch wirklich gall. Gräber zu wittern. Ebenso wird man gut tun, trotz Diod. XIV 117, 7, gegenüber der Entdeckung gall. Gräber bei Canosa in Apulien (Präh. Bl. 1898 S. 49ff. Tf. 5, 6; Mainz. Festschr. S. 99, 19 Reinecke; Déchelette *Manuel* II 3 S. 1092, 1) vorsichtig zu sein.

W. des Panaro, augenscheinlich noch zur Bologneser Sphäre gehörig, sind bei Saliceto di San Giuliano, 7 km s. von Modena, 1876 und 1893 einige gall. Bestattungsgräber entdeckt, deren Inhalt, im Museum Modena, Eisenschwert und Lanzenspitzen, lange Schildhandhaben aus Eisen, Pferdegebiß, ein Glasring, blau mit gelben Zickzacklinien, Glasperlen, Bronzearmringe, teils einfache Reife, teils torquesartige, ein $1^1/_2$mal umgelegt gewesener Reif mit lauter kleinen Bronzebuckeln besetzt, Bronzenadeln u. a., gall. Charakter noch früher Zeit (4.—3. Jh.) zeigt.

Bull. Paletn. Ital. 2 (1876) S. 30; 12 (1886) S. 159f.; 14 (1888) S. 40; Crespellani *Oggetti gallo-celtici del Modenese* 1887; Montelius *Civ. prim.* I Tf. 113, 2—5 S. 528f.

§ 15. 2. Der Westen. Weiter w. sind in der Gallia cispadana keine gall. Bestattungsgräber mehr gefunden, dagegen in der Transpadana, besonders nahe dem Alpenfuß und in die Täler hineingeschmiegt. Dort auch noch hinabreichend in Zeiten, wo der Leichenbrand allgemein gall. Sitte wurde. Aber diese Bestattungsgräber sind jünger als diejenigen der Romagna und des Senonenlandes. Das ergibt sich namentlich aus der Nekropole von Ornavasso im Ossola-Tal. Somit wird, wenn nicht spätere Funde diesen Tatbestand noch ändern, Einbruch der Gallier durch die Zentralalpen und rascher Durchstoß nach Bologna, in das Herz der etrusk. Macht, in hohem Grade wahrscheinlich. Ganz zutreffend bewegen sich schon 1907 Gedanken Patronis in dieser Richtung (Riv. arch. di Como 55 S. 132). Gall. Durchbruchlinien ö. des Brenner anzunehmen, wie man mitunter gewollt hat, ist nicht ratsam, weil die Veneter auch ihnen stets unbeugsamen Widerstand entgegengesetzt und sich weder im Veneterland noch im eigentl. Istrien Spuren gall. wirklicher Niederlassungen gefunden haben. Nur bis ins Küstenland, S. Lucia, Idria usw., sind sie als Siedler vorgedrungen. Man wird auch der Behauptung Iustins gegenüber, Vicentia sei von ihnen gegründet, Vorsicht üben müssen. Die arch. Physiognomie Vicenzas und seines Hinterlandes spricht durchaus gegen gall. Besetzung. Man denke nur an die von Pellegrini entdeckte Siedlung und das Heiligtum von Magrè (Notizie 1918 S. 169ff.; Arch. Anz. 1921 S. 43f.; JRomStud. 11 [1921] S. 245ff.).

§ 16. Unter den gall. Gräbergruppen der Transpadana ist die numerisch und wissen-

schaftlich bedeutendste die 1890 und 1891 aufgedeckte bei Ornavasso am Südausgang des Ossola-Tales in unmittelbarer Nähe des Lago maggiore und L. di Orta, den lepontischen K. gehörig. Zwei getrennte Komplexe, der ältere nach dem Oratorio di S. Bernardo genannt, der jüngere, weiter oberhalb, nach dem Fondo „in Persona", der jüngere beginnend, nachdem zu Anfang des 1. Jh. v. C. (die letzte datierte Münze ein Denar des M. Volteius um 74 v. C.) der ältere gefüllt war, den er weiter und bis in die flavische Zeit hinabführte. Alles durch zahlreiche Münzen festgelegt. Also eine zusammenhängende Entwicklung vom 3. Jh., als Rom erst seine Schatten vorauswarf, bis in die besonders in Persona vertretene sog. gallo-röm. Zeit. Der Friedhof S. Bernardo ergab nur Bestattungsgräber, der andere z. T. schon Brand, also den Ritus, welchen für das eigentl. Gallien als damals allg. Cäsar (Bell. Gall. VI 19) bezeugt, den schon Poseidonios (bei Diod. V 28) als kelt. kannte, und den neuere Funde für die Mittellatènezeit der südd. K., wenn auch noch keineswegs durchgehend, bestätigen. Denn je weiter die kelt. Lokalgruppen von der Berührung mit verbrennenden Germanen oder Italikern entfernt sind, um so länger halten sie an ihrer altererbten Bestattung fest, so in den Alpentälern, so an den Osthängen des Odenwaldes und des Schwarzwaldes und weiter im O, während am Rhein und an der mitteld. Grenze schon früh die Verbrennung auftritt, in der Belgica sogar schon in der Frühlatènezeit (Mainz. Z. 8/9 [1914] S. 111ff. Reinecke; Präh. Z. 6 [1914] S. 261ff. Schumacher, dazu freundlich bestätigende Mitteilungen Schumachers). Somit ist die seit dem 3. Jh. bei den ital. K. der w. Po-Ebene, des Seengebiets und vereinzelt auch in den Alpentälern auftretende und dort bald allg. werdende Brandsitte wohl ebenso auf die Golasecca-Leute, d. h. die Nachkommen der verbrennenden „Italiker" (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 140f., 146), mit denen die K. in gegenseitiger Assimilierung zusammenwohnen mußten, zurückzuführen, wie der gleiche Übergang bei den „ligurischen" Urbewohnern, zunächst denen der oberen Po-Ebene und Emilia, dann auch der Küstenlandschaft, vom 5. Jh. ab.

Enthält somit S. Bernardo noch fast durchaus Ausstattung in Latène 2, mit nur ganz wenigen Gräbern, die nach Latène 3 hinüberspielen, so zeigt Persona nur Latène 3 und daneben natürlich röm. der letzten Republik und ersten Kaiserzeit.

§ 17. Je früher, um so reicher sind die typischen kelt. Eisenwaffen und Schmuck jeder Art; besonders charakteristisch die Schwerter, meist noch mit ihren Scheiden, die Messer, Schildbuckel, Sicheln und Scheren, Speerspitzen, Äxte und Bratspieße, ferner in sehr großer Zahl Fibeln, darunter solche von mächtiger Größe; Mittellatène- und einige wenige Spätlatène-Stücke bei S. Bernardo, Spätlatène-Sachen im Fondo Persona, Armbänder aus Bronze, Eisen und auch, obwohl in Italien seltener als n. der Alpen (Riv. di Como 53—55 S. 112—114), aus Glas, Fingerringe in großer Zahl, Silberschalen (nur bei S. Bernardo), zu Füßen viel Bronze- und Tongeschirr, z. T. mit Speiseresten; auch Schöpflöffel und Siebe, am Kopfende gern Parfümfläschchen; durch die zeitliche klare Teilung zwischen S. Bernardo und Persona ist wichtiger Anhalt gegeben für Datierung mancher auch sonst in Oberitalien vorkommender Gefäßformen; so z. B. der Tonpyxides in Kreiselform, *Vasi a trottola*, sehr häufig am unteren Ticino-Lauf, in der Umgegend von Pavia, auch der Lomellina, im Comer See-Gebiet, im Bresciano, die in Ornavasso nur in S. Bernardo-Gräbern vorkommen und auch dort schon in Formen, die den Schluß einer anderswo begonnenen Entwicklung zu bilden scheinen (über diese zuletzt Riv. arch. di Como 55 [1907] S. 126ff. Patroni). Ein eigentümliches Musterstück einheimisch lombardischer Keramik ist ein Vexiergefäß, Siphon mit doppeltem Boden von S. Bernardo Grab 165, vorzüglich gearbeitet aus dem gall. aschfarbenen Ton des 3. Jh. (Bianchetti Tf. 21, 9 S. 62). — In Frauengräbern sind viele Spinnwirtel, Spiegel, Toilettengerät und allerlei Schmuck die üblichen Beigaben.

§ 18. Daß die nicht sehr vielen gall. Münzen, meist Stücke von Massalia selbst oder gall. Nachahmungen und Weiterbildungen von solchen, sich nur im älteren Friedhof fanden, ist begreiflich; eine Ausnahme macht in Grab 35 von Persona eine der Silbernachahmungen massalioti-

scher Triobolen mit der Beischrift DIKOI, ein ähnlicher Nachklang aus früherer Zeit, wie die gerade in Persona häufigen Victoriaten.

Der Platz der mitgegebenen Münzen ist meist neben der Leiche auf besonderem Brettchen.

Die Persona-Gräber machen einen ärmlicheren Eindruck als die von S. Bernardo, wo übrigens auch Unterschiede zwischen reich und arm durch örtliche Gruppierungen ausgedrückt sind. Je reicher ein Grab, um so tiefer pflegt es zu sein. Besonders ärmlich sind die Brandgräber bei Persona, und unter diesen wieder eine besondere, am Rande des Grabfeldes zusammengedrängte Reihe von Gräbern, die Bianchetti *Tomba ad incinerazione diretta* nennt, weil hier die Verbrennung nicht auf abgesonderten Scheiterhaufen oder in gemeinsamer Ustrina stattgefunden hat, sondern im Grabe selbst, so daß die verbrannten Reste der durch Holzstangen über dem Hohlraum gehalten zu denkenden Leiche beim Verbrennen in die Grube niedersinkend sich dort mit den übrigen Brandresten und den verbrannten Beigaben mischten und auch in solch wirrem Zustand gefunden werden.

§ 19. Schon § 6 wurde auf die Inschriften hingewiesen, die sich gerade bei Ornavasso und Umgegend — so aus einem Gräberfeld bei Carcegna am Lago di Orta —, aber auch z. B. im Liviner Tal bei Giubiasco, häufig und auch in längeren Wortfolgen, unter oder auf die Kreiselvasen graviert, finden, die also, da Dative unverkennbar sind, für die Toten und ihren Kult wichtigen Inhalt gehabt haben müssen. Es mag bei ihrer geschlossenen Gestalt und der auffällig engen Mündung nur ein kostbarer Stoff, noch kostbarer als Wein, an den Patroni denkt, gewesen sein, den diese Gefäße bargen, trotz des *Vinom Nasom* auf einer Ornavasso-Inschrift.

Der Ritus allein kann über die ethnische Zugehörigkeit, z. B. der Ornavasso-Leute, nicht entscheiden. Denn wenn auch die „ligurische" Urbevölkerung in der Po-Ebene bereits seit dem 4. Jh. zum Brand übergeht, hält sie in den Alpentälern, dorthin in der Per. Golasecca II zurückgedrängt, an ihrer alten Bestattung fest, im Gegensatz zu den vorher dort eingerückten oder beim Durchzug sitzengebliebenen verbrennenden „Italikern" (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 135f.), unterscheidet sich dadurch also nicht von den seit dem 3. Jh. — so im Ossola-Tal — einströmenden K. Nur die Beigaben können entscheiden, und die sprechen, auch unter Berücksichtigung weitgehender Anpassungsfähigkeit der „Ligurer", durchaus für K.

Lit. für Ornavasso: Bianchetti *I sepolcreti di Ornavasso* Atti della Società di Antichità e Belle Arti per la prov. di Torino 6 (1895); Atti e mem. d. R. Dep. di stor. patria p. l. prov. di Romagna Ser. III 14 (1896) S. 64ff. Castelfranco; Willers *Neue Untersuch.* S. 11f.; Déchelette *Manuel* II 3 (1914) S. 1093ff.

§ 20. 3. Die übrige Transpadana. Ornavasso hilft uns, auch die zahlreichen Gräber der anderen Alpentäler und der n. Po-Ebene typol., ethnisch und zeitlich zu beurteilen. Die ersten in diesen Gegenden von Castelfranco als gall. erkannten Gräber bei Soldo in der Brianza waren Brandgräber (Bull. Paletn. Ital. 5 [1879] S. 6ff. Tf. 1; Montelius *Civ. prim.* I [1894] S. 329ff. Tf. 65ff.; Déchelette *Manuel* II 3 S. 1095ff. Abb. 451), denjenigen von Ornavasso-S. Bernardo jüngster Zeit, in manchem schon Persona nahe verwandt, wie die gleichen Formen der Tongefäße sowie der Scheren, Messer, Fibeln mit langgestreckten Doppelspiralen *(a doppio vermiglione)* beweisen. Sie sind von Castelfranco viel zu hoch datiert und dürfen nicht vor das 2. Jh. gesetzt werden, wohin die eingeritzten epichorisch-kelt. Inschriften hier und in anderen Nekropolen gleicher Art und auch die schon bei Ornavasso-Persona erwähnten Münzen mit der Aufschrift DIKOI gehören, für deren Zuweisung in das 2. Jh. und ins obere Po-Gebiet (Rigomagus ?) zu meinen Darlegungen Mem. d. Acc. di Torino 41 (1891) S. 382ff. die von Castelfranco im Fasc. omaggio p. il centenario del Gab. naz. di Brera 1908 S. 7, Blanchet *Traité d. monn. gaul.* I 115, 136, 144f., 243 und S. Ricci in Notizie 1909 S. 299, 301 hinzuzuziehen sind. Dieser Gruppe folgten eine Menge gleichartiger Funde aus dem Voralpengebiet, namentlich der Gegend des Comer Sees, besonders der Valsassina, aber auch andere, aus der Po-Ebene, immer n. des Flusses, die, meistens in den Museen von Mailand, Como,

Lecco, Lugano, Bellinzona und dem Landesmuseum in Zürich befindlich, eine gute Vorstellung teils von den Kulturverhältnissen der Gallier selbst, teils von der Assimilierung ihrer „ligurischen" und „italischen" Vorgänger geben, so daß man mit Recht die Weiterentwicklung in die hellen röm. Zeiten hinein als gallo-röm. bezeichnen kann.

§ 21. In den entlegeneren Alpentälern, die überhaupt erst während der Per. Golasecca II (s. Golasecca und v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 136) richtige Besiedlung erfahren zu haben scheinen, sind die hierhin zurückgedrängten „ligurischen" Urbewohner mit der ihnen eigenen Leichenbestattung aufgetreten und wahrscheinlich ziemlich gleichzeitig die als Herren der Po-Ebene Jahrhunderte vorher erschienenen „Italiker", die einstigen Pfahlbauten- und Terramarenleute, mit ihrer Verbrennung. Die Beobachtung, daß die letztere in diesen Tälern, namentlich dem Livinер-Tal, etwa im 4.—3. Jh. stark zurückgeht, zugunsten wieder neu auftretender und bald fast allg. werdender Bestattung, führt auf das Eindringen der damals noch bestattenden Gallier, welche durch ihr Beispiel auch die „ligurische" Sitte wieder neu belebt haben mögen. Weiter oder neu bestattende „Ligurer" und K. auseinanderzuhalten, zumal auch die einst verbrennenden „Italiker" unter dem Schwergewicht der mit ihnen gemeinsam siedelnden Stämme in den letzten vorröm. Jahrhunderten hier vielfach zur Bestattung übergegangen scheinen, ist kaum möglich. Denn die Eisenkunst der K., welche jeden handwerklichen und landwirtschaftlichen Betrieb auch in Gegenden, wo die Natur beträchtliche Schwierigkeiten entgegensetzte, erleichterte, wirkte selbstverständlich für starke Angleichung an gall. Art und Sitte auch bei der Gräberausstattung, welche ja nur die Zuständlichkeiten der Lebenden widerspiegelt.

§ 22. Wichtig ist die Beschränkung und Ausschließlichkeit der Brandnekropolen auf den W der Po-Ebene und die Seengebiete, während je weiter nach O, um so mehr auch Bestattungen sich zeigen. Schon unter Galliergräbern in Pavia fanden sich neben vorherrschender Verbrennung einige Bestattungen (Notizie 1909 S. 267). Von 16 gall. Gräbern bei Remedello Sotto, s. Brescia, waren zwei, den anderen völlig gleichartig, Bestattungsgräber (Commentari dell'Ateneo di Brescia 1886 und Bull. Paletn. Ital. 12 [1886] S. 255 Castelfranco), und um ein weniges s., bei Vhò di Piadana, sind Bestattungsgräber mit gall. Waffen, einer Frühlatènefibel und entsprechender Keramik gefunden (Notizie 1912 S. 9). Weiter ö., auf dem am meisten an das Veneter-Gebiet herangeschobenen gall. Begräbnisplatz bei Povegliano Veronese, halbwegs zwischen Mincio und Etsch, gab es nur Bestattungen (Notizie 1880 S. 236ff. und Tf. 8 Cipolla), und zwar mit Lanzen-, Schwert-, Fibel- und Messerformen und Tongefäßen, die der älteren Ornavasso-Gruppe nahestehen — auch eine jener charakteristischen Kreiselvasen ist dort gefunden —, aber um ein Weniges früher erscheinen, könnten also einen Übergang bezeichnen von den Gebieten der Boier zu denen der Cenomanen, Insubrer und Lepontier. Ob unter diesen Umständen das von Campi (Archiv. Trentino 13 [1896] S. 133ff.) als erstes gall. Grab in Tirol beschriebene Brandgrab bei Mechel im Nonsberg auch ethnisch wirklich gall. ist, bleibt daher fraglich. Gall. Charakter tragen viele Fundstätten in den Südtiroler Alpentälern (z. B. aus Mechel selbst, Arch. Trent. 15 [1900]; aus der Valsugana ebd. 18 [1903] S. 124ff.; manches Material in den Museen von Innsbruck und Trient); doch folgt daraus ebensowenig gall. Abstammung der Bevölkerung wie aus gleichartigen Funden im Veneterland.

Aber alle hier notwendigen Einzeluntersuchungen stehen noch aus, da leider Castelfrancos schöner Plan (Bull. Paletn. Ital. 12 [1886] S. 256), eine Zusammenfassung sämtlicher bis jetzt sicher als solche bekannten gall. Gräber Oberitaliens, mit Karte, zu geben, nicht zur Ausführung gekommen ist. Frühere Zusammenstellungen, damals verdienstlich, z. B. Ghirardinis (Notizie 1883 S. 394ff., 413ff.), scheiden noch nicht genügend Gall. von Venetischem und jungligur. Brandgräbern in Emilia und Piemont, allerdings häufig recht schwer, mitunter, wenigstens jetzt noch, unmöglich. Die Durchsetzung der Nachbarkulturen, die ja schon Polybios auffiel, mit Gall. und wieder des Röm. mit Gall. ist so stark, daß nur

eine geographisch und zeitlich unbegrenzte Behandlung Oberitaliens dem gall. Element gerecht werden könnte.

Lit., soweit nicht bereits angeführt: Bull. Paletn. Ital. 12 (1886) S. 194ff., 228ff., 257 Castelfranco; Montelius *Civ. prim.* I 319ff. Tf. 63—65; Notizie 1905 S. 307ff.; Riv. arch. Como fasc. 53—55 (1907) S. 3ff. Magni; ebd. S. 101ff. Castelfranco; ebd. S. 125ff. Patroni; ebd. 56—58 (1908) S. 13ff. Baserga; ebd. S. 22ff. Magni; ebd. 59—61 S. 85ff. Magni; ebd. 62 (1911) Baserga; Notizie 1918 S. 91 Patroni; Ulrich *Die Gräberfelder in der Umgebung von Bellinzona* 1914. v. Duhn

B. Sprache.

§ 1. Verwandtschaftsverhältnisse. — § 2. Sprachliche Eigentümlichkeiten. — § 3. Urheimat und Anthropologie. — § 4. Kelten in Spanien. — § 5. Auf den brit. Inseln. — § 6. Andere Keltenzüge. — § 7. Belgier und Aquitanier.

§ 1. Die Kelten sind auch sprachlich der am weitesten nach Westen vorgeschobene Zweig der Indogermanen. Das Keltische gehört zu den idg. Kentum-Sprachen und ist dem Italischen (s. Italiker B) am nächsten verwandt. Wir finden wichtige Übereinstimmungen im Wortschatz: air. *den* 'trefflich' = lat. *bonus*, air. *biur* 'Spieß' = lat. *veru*, gall. *Crixos*, cymr. *crych* 'gelockt' = lat. *crispus*, air. *alid* 'zieht auf' = lat. *alit*, air. *canid* 'singt' = lat. *canit*, air. *dí-* 'von' = lat. *dē*, air. *con-* 'mit' = lat. *com-*, usw.

In der Formenlehre: Den Gen. sg. auf *-ī* der *o*-Stämme (air. *ech* 'Pferd', Gen. *eich* aus **ekvī* = lat. *equī*), die Bildung des Superlativs (air. *nessam* 'am nächsten' = osk. *nessimas* 'die nächsten'), den *ā*- und *s*-Konjunktiv (air. *-bera* 'er trage' = lat. *ferāt*; air. *-tias* 'daß ich gehe' < idg. **steigh-s-ō*, vgl. lat. Konj. Aor. *dīxō* < idg. **deik-s-ō*), das *b*-Futurum (air. *-samlub* 'ich werde gleich machen' < idg. **sɔmɔlā-bhvō*, vgl. lat. *amā-bō*), das Passiv und Deponens auf *-r* (air. *berar* 'wird gebracht' = umbr. Konj. *ferar* 'feratur', air. *-sechethar* 'folgt' = lat. *sequitur*), Verbalnomina auf *-tion-* (air. *toimtiu* 'Meinung' < idg. **to-mentiō*, vgl. lat. *mentiō*) usw. In lautlicher Beziehung nimmt das Sabellische an dem gallischen und britannischen Wandel des idg. k^v zu *p* (umbr. *petur-* 'quadru-') sowie an dem gemeinkeltischen Wandel des idg. g^v zu *b* (osk. *bivus* Nom. pl. 'vivi') teil. Die Assimilation von idg. *p* ... k^v zu k^v ... k^v ist hingegen allen italischen und keltischen Dialekten gemeinsam (idg. ** penk^{v}e* 'fünf', gall. *pempe* < **k^{v}enk^{v}e*, sabell. **pompe*, air. *cóic*, lat. *quinque*).

Die Beziehungen zwischen Irisch und Lateinisch scheinen älter zu sein als die zwischen Irisch und Britannisch; also dürfte sich der kelt. Sprachstamm erst nach Abwanderung der Latiner (ca. 1500 v. C.) und Sabeller (ca. 1100 v. C.) rein herausgebildet haben. Daß diese Abwanderung noch vor Beginn der kelt. EZ erfolgt sein muß, geht auch aus der Tatsache hervor, daß die Latiner ein anderes Wort für Eisen besitzen als die K. Jedenfalls sind die Übereinstimmungen zwischen Keltisch und Italisch derart, daß sie die allerengsten nachbarlichen Beziehungen in der Urzeit voraussetzen.

Die Italiker dürften im SO der späteren K. gewohnt haben. Im NO haben wir die Germanen anzusetzen. Die germanisch-keltischen Übereinstimmungen beschränken sich meist auf den Wortschatz, wobei es oft unmöglich ist, Entlehnung und Urverwandtschaft scharf zu scheiden. Doch waren die K. fast durchwegs der gebende Teil. Sicher aus dem Keltischen stammen got. *reiks* 'Herrscher' (aus kelt. *rīg-s*), *andbahts* 'Dienstmann' (aus kelt. *ambaktos*), *kēlikn* 'oberes Stockwerk' (aus gall. *kēliknon*); gemeinsam sind got. *aiþs* = air. *oeth* 'Eid', got. *arbi* = air. *orbe* 'das Erbe', got. *rūna* = air. *rún* 'Geheimnis', germ. *lepra* = air. *lethar* 'Leder', germ. *widu* = kelt. *vidu-* 'Wald, Holz', germ. *tūna-* 'Zaun' = kelt. *dūnon* 'Festung' usw. Aus dem Germanischen stammt kelt. *brāca* 'Hose'. Zahlreiche Eigennamen sind ferner beiden Völkern gemeinsam: gall. *Catu-rīx* = ags. *Heaðo-rīc*, gall. *Cluto-rīx* = afränk. *Chlode-rīch*, gall. *Sego-māros* = germ. *Segimērus* usw. Zu den wenigen grammatischen Übereinstimmungen gehört das kelt. Partiz. Pass. auf *-tio-* (ir. *-the*) = germ. *-þia*, got. *alþeis* 'alt' = air. *altae* 'erzogen'. All dies deutet auf wesentlich jüngere Beziehungen als zwischen K. und Italikern.

A Walde *Über ält. sprachl. Beziehungen zw. Kelten u. Italikern* 1917; R. Much *Deutsche Stammeskunde*[3] 1920.

An Stelle der über die Alpen abziehenden italischen Nachbarn werden im SO die

Illyrier (s. d. B) getreten sein, denen die K. das Eisen samt dessen Bezeichnung (*īsarnon;* vgl. KZ 46 S. 292f.) entlehnten.

Im W und SW saßen unverwandte nichtidg. Stämme, die z. T. der mittelländischen, z. T. der dinarischen und alpinen Rasse angehörten. Sie stellten auch schon im S der ältesten erschließbaren Urheimat die plebeische Unterschicht dar. Ihre Einflüsse auf die kelt. Sprachen sind noch nicht genügend erforscht. Ein altes nichtidg. Lehnwort ist gall. *adarca* 'Schilfschaum', air. *adarc* 'Horn' (zu bask. *adar* 'Horn'), ferner **anderis* 'junge Frau', ir. *aindir* 'Frau', kymr. *anner* 'Färse' (zu bask. *andere* 'Fräulein'), dann kymr. *aran* 'Feld', auch als Bergname und schott. Inselname belegt (zu bask. *aran* 'Tal'). S. auch Britische Urbevölkerung.

§ 2. Charakteristisch für das Keltische, das wir aus Lokal- und Eigennamen, einigen überlieferten Worten, Sprachresten im Romanischen und wenigen Inschriften in Norditalien (im nordetruskischen Alphabet aus ca. 100 v. C.) und Gallien (im griech. und lat. Alphabet aus der RKZ) kennen — auch die sog. lepontischen Inschriften Norditaliens sind wohl keltisch —, sind: Der Wandel von idg. *ē* zu *ī* (gall. *rīx* = lat. *rēx*), von idg. *ṛ*, *ḷ* zu *ri*, *li* (gall. *riton* 'Furt' = idg. **pṛtom*), von idg. g^{v} zu *b* (gall. *bitus* 'Welt' = got. $k^{u}i\beta us$ 'Mutterleib') und der Verlust des idg. *p*, das aber im Inlaut vor *r*, *l* zu *b* wird (gall. [*H*]*ercynia silva* = got. *fairguni* 'Berg', air. *athir* = lat. *pater*, gall. *gabros* = lat. *caper*). Noch vor Abwanderung der Sabeller (ca. 1100 v. C.), die an diesem Wandel Anteil hatten, muß auf dem Gebiet der späteren Gallo-Britannier das idg. k^{v} zu *pp* (jünger *p*) geworden sein (gall. *epos* 'Pferd' = lat. *equus*), das an dem späteren Schwunde des idg. *p* (noch vor 600 v. C.) nicht teilnahm; im anderen (goidelischen) Sprachzweige blieb k^{v} erhalten (*Equos* 'Pferdemonat', air. *ech* 'Pferd'), ebenso wie im Lateinischen, das schon früh dem Goidelischen besonders nahegestanden haben muß. Auch nach Abwanderung der Goidelen nach Irland werden am Festlande k^{v}-K. zurückgeblieben sein, wie *Equos* (im Kalender von Coligny) zeigt. Ebendahin weist der Name des Garda-Sees, *Lacus Bennācus* (zu ir. *benn* 'Horn', aber gall. *bannon*, kymr. *ban*, idg. **bhn̥d-no-m*), da im Goidelischen (und Lateinischen) idg. *m̥*, *n̥* zu *em*, *en*, im Gallo-Britannischen zu *am*, *an* geworden sind.

Von Irland aus eroberten die Goidelen Schottland und die Insel Man, sowie (im 6. Jh. n. C. wieder verlorengegangene) Striche an der Küste von Wales. Die hier im Mittelalter entstandenen Schriftsprachen, das Irische, Schottisch-Gälische und Manx, sind eigentlich nur dialektisch untereinander verschieden. Die ältesten Denkmäler des Irischen sind die in Irland, Schottland, Wales und Cornwall gefundenen Ogham-Inschriften aus dem 4.—6. Jh. n. C., deren aus Punkten und Strichen bestehendes Alphabet auf der Kenntnis des Lateinischen aufgebaut ist. Die Gallo-Britannier verbreiteten sich über ganz Britannien bis nach Südschottland und an die irische Ostküste (*Manapii*, *Brigantes*), wo sie aber bald im Irentum aufgingen.

Nach dem Aussterben des festländischen Keltischen setzten im 5. Jh. n. C. britannische Stämme nach der Bretagne über, wo sie ihre Sprache bis heute erhielten. Die drei britannischen Sprachen, das Kymrische in Wales, das (ausgestorbene) Kornische in Cornwall und das Bretonische in der Bretagne sind untereinander merklich verschieden. So bleibt idg. *st* oft kornisch und bretonisch im Anlaut erhalten, während es kymrisch stets zu *s* wird, genau wie im Gallischen usw. Die meisten Unterschiede haben sich aber erst im MA herausgebildet. Über die starke Veränderung, die das Keltische auf den britischen Inseln erlitt, s. Britische Urbevölkerung.

Dem Altkeltischen fehlen die Laute *f* (außer im Anlaut vor *r*, *l*: gall. *frutis* 'Fluß' < idg. **sprutis*), *ch* (außer vor *s* und *t*) und *þ* sowie *h* (das irrtümlich oft im Anlaut geschrieben wird), dagegen besitzt es die Affrikata *ts*, die *ts*, *ds*, Đ, ϑ, ϑϑ oder *s(s)* geschrieben wird (H. Pedersen *Vgl. Gramm.* I 532).

§ 3. Der Name K. (Κέλτοι, Celtae) bezog sich wahrscheinlich zuerst nur auf einen einzelnen Stamm, und zwar denjenigen, mit dem die klassischen Völker zuerst bekannt geworden waren (§ 4). Er gehört etymologisch zu lit. *kéltas*, lat. *celsus* 'erhaben'.

Später kamen als Gesamtbezeichnungen die davon ganz verschiedenen Namen *Galli* (ursprünglich auch ein Stammesname, der dann geographische Bedeutung erhielt) und Γαλάται (ursprünglich der Name der 279 in Mazedonien einfallenden Scharen) auf, die beide zur Wurzel *gal-* in air. *gal* 'Tapferkeit', lit. *galiu* 'ich kann' gehören.

Der Rasse nach gehörten die K. unzweifelhaft der nordischen Rasse an; die Schilderungen der Alten, die die K. als groß, blond und blauäugig bezeichnen (Strabo VII 6, 200 u. 290; Diodor V 28; Livius XXXVIII 17), die noch vorhandenen Skulpturen, die im Becken der Marne, in der Côte-d'Or, Franche-Comté und Lothringen sowie in England gefundenen Skelette aus der EZ, die auf einen hochgewachsenen, schlanken, langköpfigen Menschenschlag hinweisen, sowie die Tatsache, daß nach den Zeugnissen der Alten kein körperlicher Unterschied zwischen K. und Germanen bestand, die man erst seit Cäsar zu unterscheiden lernte, sind in dieser Hinsicht klar beweisend. Die von den K. unterworfene, kleine, dunkelhaarige Urbevölkerung als K. zu bezeichnen, wie dies manche Anthropologen tun, ist genau derselbe Unfug, als wollte man die Neger Jamaikas Engländer nennen. Nur die Schöpfer der kelt. Sprachen haben auf diesen Namen Anspruch. Wenn eine kurzköpfige Bevölkerung von Anfang an einen wichtigen Bestandteil des kelt. Volkes gebildet hätte, so würde man nicht verstehen, wieso in Irland, das sprachlich rein kelt. ist, die mitteleuropäischen Kurzköpfe nur so spärlich vertreten sind. Die Angaben des Timagenes bei Ammianus Marc. (XV 9), wonach sie erst „von den äußersten Inseln und den Strichen jenseits des Rheins durch häufige Kriege und durch eine Sturmflut aus ihren Sitzen vertrieben" nach Gallien eingewandert seien, beziehen sich offenbar auf eine spätere Einwandererschicht, und wir dürfen unbedenklich als älteste erschließbare Urheimat der K. das Gebiet zwischen Rhein, Alpen und Elbe annehmen. Da dessen n. Hälfte zwischen 800 und 700 v. C. schon germanisch geworden war, sind die wenigen sicher kelt. Flußnamen von um so größerer Bedeutung. So die Weser: *Visuris*, vgl. die Flüsse *Visurontia* (Isère), *Wear* (Durham) älter *Wiur* < *Visur-* (Wz. *vis-* 'fließen'); jenseits der Weser die Wümme: *Vimina*, vgl. die *Vismes* (Picardie); die Wetter: *Vedra* (auch in N-England); der Waal: *Vacalus;* der Rhein: *Rēnos* (air. *rían* 'Meer'), wahrscheinlich noch in der vorkelt. Form **Reinos* ins Germ. entlehnt; der Main: *Moinos* (air. *moín* 'Schatz') usw.

Hingegen ist der häufige Flußname Wipper echt germ., zu nhd. wippen 'schaukeln', und hat mit engl. *Weaver*, *Waver*, kymr. *gwefr* 'Bernstein' usw. nichts zu tun.

Viel zahlreicher sind allerdings kelt. Fluß- und Bergnamen s. der Main-Linie in SW-Deutschland und an der oberen Donau, wo wir die K. schon am Beginn der HZ vorfinden. So das deutsche Mittelgebirge (*H*)*erkynia Silva* (idg. **perkʷus* 'Eiche'), der Böhmer Wald Γαβρητα ὕλη (kelt. *gabros* 'Bock'), die Laber: *Labara* (kymr. *llafar* 'geschwätzig'), die Iser: *Isara* usw., und hierher weisen die ältesten Berichte der griech. Geschichtschreiber; doch beweist die große Zahl kelt. Namen an und für sich nichts für das höhere Alter der Besiedlung, sonst müßte man mit demselben Recht die Urheimat der Engländer in Amerika suchen. Diese ursprünglich von Menschen alpiner Rasse bewohnten Gebiete müssen erst durch spätere Kolonisation kelt. geworden sein, ebenso wie Gallien und die übrigen später von K. bewohnten Länder. Als Hauptgrund für die s. (und später w.) Ausbreitung der K. werden wir wohl das Vordrängen der Germanen zu betrachten haben.

§ 4. Die älteste Erwähnung kelt. Stämme finden wir in dem um 530 v. C. verfaßten Periplus eines massaliotischen Seefahrers, der den Grundstock der Ora Maritima des Avienus bildet. Dieser nennt bei seiner Beschreibung der spanischen Ostküste (l. 485) als Anwohner des ö. Tafellandes die *Berybraces* (lies: *Bebryāces* 'Bibervolk', vgl. die britannischen *Bibroci*, die irischen *Bibraige*), die von späteren direkt als K. bezeichnet werden (vgl. Band I Tf. 75, 76). Die Nachricht (l. 129 ff.), wonach die K. die Ligurer von der Meeresküste ins Gebirge zurückgedrängt haben, kann sich nur auf die spanische NW-Küste, auf Galizien, beziehen, keineswegs auf die flandrische Küste (E. Norden

Die germ. Urgesch. in Tacitus Germania S. 391). Die (l. 195) von Avienus genannten *Saefes* und *Kempsi* tragen keine kelt. Namen und können ebensogut voriberische, hamitische Einwanderer aus Afrika sein.

In gleichalte Zeit (Hekataios) geht die bekannte Herodot-Stelle zurück (II 33), die die K. als Anwohner der oberen Donau sowie als Nachbarn der spanischen Κυνήσιοι nennt. Die span. K., die sich selbst mit diesem Namen nannten, scheinen die ersten ihres Volkes gewesen zu sein, die den Griechen bekannt wurden. Sie werden gegen 600 die westlichen Pyrenäen überschritten und von da aus das ganze Tafelland, Galizien und Portugal erobert haben. Südspanien war immer iberisch geblieben. Dieser älteste Keltenzug hängt offenbar mit dem Vordringen der Germanen an den Niederrhein (ca. 800—700) zusammen. Zahlreiche Ortsnamen auf *-briga* (= germ. 'Burg'), die bei den späteren Galliern verhältnismäßig selten sind, deuten auch auf das hohe Alter dieses Zuges hin. Um 350—200 wird das kelt. Gebiet durch die Iberer (s. d.) erobert, die, durch den Einfall der Gallier in Südfrankreich (ca. 390) zurückgedrängt, sich in Spanien neue Sitze suchen müssen. Auf dem Tafellande entstand durch Verschmelzung beider Nationen das Volk der Keltiberer, in dem das iberische Element überwog. In historischer Zeit ist das Kelt. in Spanien nur in Namenresten erhalten; daß es sich um eine verschwindende Sprache handelt, darauf deuten auch hybride Bildungen, wie *Conim-briga*, *Mundo-briga*, *Cala-dūnon* usw. mit iberischem ersten Bestandteil hin. — Über die Eroberung Galliens s. A 1 und § 5.

§ 5. Nach England sind die K. wohl nicht vor der EZ gekommen, und da die ersten Funde nicht älter als 400 v. C. (s. aber Großbritannien D) sind, werden wir die kelt. Einwanderung in diese Zeit verlegen müssen. Auf Grund des homer. κασσίτερος 'Zinn', das man allg. als kelt. ansieht, pflegt man vielfach die erste kelt. Einwanderung vor das J. 900 zu verlegen. Aber ich habe längst (Z. celt. Ph. 8 u. 10) gezeigt, daß das sonst nur im Indischen und Arabischen vorkommende Wort elam. ist: *kassi-ti-ra* 'aus dem Lande der Kassi (Kossäer [s. Kaššu]) stammend' und ursprünglich nur einer Insel im pers. Golf zukam. Erst später, als man von den w. Zinninseln Kenntnis erlangte, wurde der Name Kassiteriden auf diese übertragen. In dieselbe Zeit fallen die Keltenzüge nach Italien und dem bisher illyrischen (vgl. Ortsnamen wie Νομιστήριον, Λευκάριστος usw.) Böhmen. Die Besetzung Irlands ist ebenfalls gleichzeitig mit der Einführung des Eisens erfolgt und um 350—300 anzusetzen. Die Vorfahren der kelt. Irländer sind direkt von den Mündungen der Loire und Garonne nach Irland gekommen und nicht über England, denn wir finden hier keine Spur von irischen Orts- und Lokalnamen, keine Spur einer derartigen Überlieferung bei den Iren, die vielmehr von einer Einwanderung aus Spanien erzählen. Die irischen Ansiedlungen in England, auf denen Rhys seine Theorien aufgebaut hatte, sind alle erst vom 3. Jh. n. C. an durch irische Eroberungszüge nach O hin entstanden. Die britischen Inseln heißen in ältester Zeit (Rev. Celt. 13 S. 398) Πρεταννικαὶ νῆσοι, eine Bezeichnung, die offenbar auf Pytheas (330 v. C.) zurückgeht.

Eine weitere kelt. Einwanderung auf den britischen Inseln wird im 2. Jh. v. C. durch belgische Stämme erfolgt sein; Cäsar berichtet davon, und zu seiner Zeit finden wir die gleichen Völkernamen in Britannien wie in Belgien. Sie sind auch nach Irland gekommen, wie die *Manapii* des Ptolemaios beweisen. Über die Namen der britischen Inseln s. Britische Urbevölkerung.

Peake möchte aus dem Auftauchen des blattförmigen Bronzeschwertes in Begleitung zahlreicher Sicheln eine schon um 1100—900 v. C. erfolgte Besiedlung Ostenglands, Ostschottlands und Irlands (von Wales aus) durch von der Donau kommende goidelische K., begleitet von alpinen Vasallen, erschließen, die vorher um 1200 den größten Teil Frankreichs besetzt haben sollen. Um 800 soll eine weitere Besiedlung von Südengland, Südwales und Irland durch vor gallo-brit. K. flüchtende Goidelen erfolgt sein.

Jene, mit Eisenschwertern bewaffnet, sollen vom O her um 900 die Donau-Landschaften besetzt und von da die Goidelen aus Frankreich, Holland und Belgien vertrieben haben. Um 400 sollen sich die in

Friesland, Holland und Belgien angesiedelten K. unter dem Namen Belgae, Galli, Galates zu Herren Galliens gemacht haben. Die Eisenkultur soll nur auf dem Handelswege nach den brit. Inseln gekommen sein; kann das aber nicht viel eher von den blattförmigen Bronzeschwertern angenommen werden?

§ 6. Mit Ausnahme von Gallien, den britischen Inseln, Westdeutschland und den österreichischen Alpenländern, wo wir nicht nur kelt. Ortsnamen, sondern auch Berg- und Flußnamen finden, dürften die K. in den eroberten Gebieten meist nur eine dünne Oberschicht gebildet haben; kelt. Ortsnamen finden sich überall, wohin K. gezogen sind. Die wichtigsten Bildungen sind die auf *-dūnon* ('Burg'), *-briga* ('Burg'), *-magos* ('Feld'), *-duron* ('Stadt') *-riton* ('Furt'), *-jalon* ('Feld'). So haben wir *Moridūnon* (Carmarthen) in Wales, *Senodūnon* in Irland, *Segobriga* in Spanien, *Cambiodūnon* (Kempten) in Bayern, *Singidūnon* (Belgrad) in Serbien, *Noviodūnon* in Krain und der Dobrudscha, *Carrodūnon* n. der Donau-Mündung usw. Weiter sind die meist von Personennamen abgeleiteten Ortsnamen auf *-ācon* besonders für kelt. Ansiedlungen charakteristisch.

Außer den (s. A) schon erwähnten Keltenzügen wäre noch die Besetzung des Save- und Drau-Tales durch die *Scordisci* zu erwähnen (nach 400 v. C.), die die illyrischen *Autariates* aus Pannonien verjagten (nach Strabo waren auch die illyrischen *Japodes* stark mit K. vermischt), der Zug der *Teurii* (*Teurisci*, später *Taurisci*) von Mitteldeutschland s. des Harz nach Noricum (um 400) und in die Karpaten, wo auch im Gran-Tale kelt. *Cotini* bezeugt sind, und die erst 60 v. C. erfolgte Auswanderung der *Boji* aus Böhmen nach Pannonien (und Gallien). Die Auswanderung (von den Germanen verdrängter) süddeutscher Keltenstämme nach Gallien läßt sich in einigen Fällen auch durch historische Nachrichten und nicht nur durch die Archäologie erschließen, so bei den *Volcae*, die vom Herkynischen Wald an die obere Garonne, den *Bituriges*, die von ebendort an die untere Garonne zogen, den *Santones*, die vom Odenwald in die Gegend zwischen Loire und Garonne auswanderten, den *Helvetii*, die aus Baden und Württemberg etwa um 300—200 nach der Schweiz wanderten usw.

§ 7. Die Belgae sollen nach Cäsar zum großen Teil germ. Herkunft sein. Ganz zuverlässig ist sein Zeugnis deshalb nicht, weil er germ. Abstammung mit Einwanderung aus Germanien verwechselt haben kann; man wußte ja damals nicht mehr, daß der Rhein früher keineswegs die Grenze zwischen K. und Germanen gewesen war und es auch rechtsrheinische Keltenstämme gegeben hatte. Als sehr wahrscheinlich können wir es betrachten, daß die *Belgae* zu einem Teil germ. Blutmischung aufwiesen; sprachlich waren sie damals allerdings schon völlig keltisiert, und wir können keine Unterschiede zwischen den Orts- und Flußnamen Galliens und Belgiens feststellen. Daß eine weitgehende Vermischung zwischen K. und Germanen in jenen Gegenden stattgefunden hat, dafür sprechen auch die Spuren von Germanen an der irischen Ostküste (*Caucī*, *Coriondī*, **Gālingī*), die zusammen mit den kelt. *Manapiī* noch vor C. Geb. von den Rhein-Mündungen aus hinübergewandert sind, wie ich zu zeigen versucht habe (Z. f. celt. Ph. 11 S. 169 f.). Es wird sich wahrscheinlich schon um keltisierte Germanenstämme gehandelt haben.

Der Name der *Belgae* wird richtig zur Wurzel **bhelgh* 'schwellen', ir. *bolgaim* 'ich blase auf' gestellt und 'die Stolzen' bedeuten.

Aquitanien scheint nur ganz oberflächlich keltisiert worden zu sein, da sich hier verhältnismäßig wenig kelt. Namen finden. Strabo bemerkt ausdrücklich, daß die zwischen der Garonne und den Pyrenäen wohnenden Aquitanier in Sprache und Körperbildung mehr den Iberern (s. d.) als den Galliern glichen.

H. Pedersen *Vgl. Grammatik d. kelt. Sprachen* 1909; G. Dottin *Manuel de l'Antiquité Celtique*[2] 1913; ders. *La langue Gauloise* 1920; T. Rice Holmes *Cesars Conquest of Gaul*[2] 1913; H. Peake *The Bronce Age and the Celtic World* 1922; T. Rice Holmes *Early Britain* 1910; A. Schulten *Numantia* 1914; J. McNeill *Phases of Irish History* 1919; R. Much *Der Name Germanen* SB. Wiener Ak. 1920; H. d'Arbois de Jubainville *Les Celtes* 1904; J. Rhys *Celtic Britain*[4] 1908; *'Celt'* in *Encyclopædia Britannica* 1910.

J. Pokorný

C. Anthropologie (Tf. 83, 84). Die K. sind eine ältere Welle der gall. Wanderung, ebenso wie die Gallier (s. d.) Angehörige der großgewachsenen, langköpfigen, blonden nordeurop. Rasse (*Homo europaeus;* s. d.), wie die Gräberfunde beweisen. Schon früh findet sich in Gallien eine Beimischung kurzköpfiger Elemente des *Homo brachycephalus, var. europaea* (s. d.).

E. Fischer *Spezielle Anthropologie* in *Anthropologie* 1923 S. 165; L. Wilser *Die Germanen* 1913 S. 93ff.; A. Schulten *Die Keltiberer* 1914 S. 22, 26, 107. Reche

Kelter s. Garten, Öl, Wein.

Keltiberer. S. a. Iberer, Kelten, Pyrenäenhalbinsel D II. Stamm in Spanien: früher meist als „keltisierte Iberer" aufgefaßt, nach Schulten aber Iberer, die in Gebiete eingedrungen waren, die vorher von Kelten besetzt gewesen waren, also: Iberer im Kelten-Gebiet. Es handelt sich wahrscheinlich um die Iberer, die durch Gallier aus Südfrankreich nach Spanien zurückgedrängt wurden und sich hier im Keltengebiet Wohnsitze eroberten. Anthropologisch hätten sie demnach, wie die übrigen Iberer (s. d. C), zur Mittelmeer-Rasse (*Homo mediterraneus*; s. d.) gehört, werden aber im eroberten Gebiet bald kelt., also nordeurop. Blut aufgenommen haben. An geistigen Eigenschaften der K. werden von den Römern erwähnt: große Tapferkeit, unbedingte Treue zum Führer, Stolz, Unabhängigkeitssinn, Abneigung gegen fremde Kultur, Fanatismus, Dankbarkeit, Gastfreundschaft und eine gewisse Indolenz.

A. Schulten *Die Keltiberer und ihre Kriege gegen Rom* 1914. Reche

Keltisches Münzwesen (Tf. 85—89). Über die Entwicklung des Geldes vor Einführung der Münze s. Geld. (Die mit Fo. bezeichneten Abbildungshinweise beziehen sich auf R. Forrer *Keltische Numismatik der Rhein- und Donaulande* 1908.)

§ 1. Einleitung. — § 2. Einführung der Münzprägung. — § 3. Erste Nachprägungen. — § 4. Kennzeichen der Übergangsgepräge. — § 5. Stärkere Barbarisation. — § 6. Nationale Umgestaltung der fremden Prototypen. — § 7. Darstellung und Bedeutung des Pferdes. — § 8. Münzbild und Wappenbild. — § 9. Mythologische Bedeutung der Darstellungen. — § 10. Götterdarstellungen. — § 11. Münzinschriften. — § 12. Münzmeister und Münzherren. — § 13. Prägetechnik. — § 14. Gegossene Münzen. — § 15. Falschmünzung. — § 16. Form der Münzen. — § 17. Schüsselmünzen. — § 18. Münzmetalle. — § 19. Groß- und Teilstücke. — § 20. Währung. — § 21. Anpassung an älteres primitives Geldwesen. — § 22. Zeitdauer der keltischen Prägung. — § 23. Contremarken. — § 24. Einhiebe auf k. Münzen. — § 25. Die Prägegruppen der Tetradrachmen von Thasos und Maronea. — § 26. Die Goldstater des Lysimachos von Thrakien. — § 27. Die Silberstater Philipps I. v. Makedonien. — § 28. Ihre Verbreitung. — § 29. Damastium, Larisa, Audoleon. — § 30. Patraos und seine Imitationen. — § 31. Die Drachmen Philipps. — § 32. Silberstater Alexanders des Gr. — § 33. Goldstater desselben. — § 34. Antigonos Gonatas. — § 35. Golddareiken. — § 36. Tarsus u. Baktrien. — § 37. Quaden, Jazygen, Sarmaten. — § 38. Norisches Großsilber. — § 39. Goldmuscheln. — § 40. Glatte Regenbogenschüsselchen. — § 41. Dgl. mit Gepräge. — § 42. Ihr Prototyp. — § 43. Salasser Gold. — § 44. Philipper-Goldstater im Großreich der Arverner. — § 45. Bei den Helvetiern. — § 46. Bei Leukern, Bellovakern, Parisern, Aulerkern, Biturigern, Baiocassern. — § 47. Bei den Treverern, Atrebaten, Morinern, Briten. — § 48. Reformation der degenerierten Münzbilder auf klassischer Grundlage. — § 49. Imitationen der Tarentiner Goldstater bei den Ambianen und Redonen. — § 50. Allerlei Beizeichen. — § 51. Namensstempel bei den Briten. — § 52. Die Silbergepräge des massilischen Typus. — § 53. Jene von Emporiae. — § 54. Von Rhoda. — § 55. Nachprägungen des röm. Denars als Quinar. — § 56. Südgallische Großbronzen. — § 57. Gallische Kleinbronzen. — § 58. Der gallische Semissos. — § 59. Gallische Potinmünzen. — § 60. Die augusteische Kupferprägung. — § 61. Spaniens keltiberische Münzung. — § 62. Sammlungen keltischer Münzen. — § 63. Literatur.

§ 1. Einleitung. Die sog. Kelten- oder Gallierzüge, von denen uns die antiken Schriftsteller berichten, waren eine auf verschiedene Jh. sich verteilende und nicht überall sich gleichzeitig und gleichartig auslösende Volks- oder Völkerbewegung, ähnlich derjenigen der nachröm. Völkerwanderungszeit — mit dem Unterschiede, daß in letzterer das germanische Volkselement die führende Rolle spielte, während in den Gallierzügen der vorröm. Zeit keltische Stämme die Führung hatten. Brennus vor Rom, die Gallier vor Delphi, die Wanderungen der Gaesaten, der Volker usw., all dies sind nur Episoden innerhalb der ganzen großen Bewegung, aber sie zeigen deren Gewalt und Ausdehnung. Bis nach Griechenland und Kleinasien, bis Mittelitalien und Spanien dehnten sich diese Züge aus, hier gewitterartig auftretend und bald wieder sich verziehend,

dort neue Wohnsitze und Jh. dauernde neue Reiche schaffend. So treffen wir das Reich der Galater in Kleinasien, Keltenstämme in Norditalien, sehen Kelten sich in Spanien mit den Iberern, in England mit brit. Urbevölkerung, in Osteuropa mit den Dakiern und Illyriern mischen. Wie weit die Ausdehnung nach N und NO reichte, wissen wir nicht genauer, sicher erstreckte sie sich nordwärts bis Thüringen und rheinabwärts bis Holland. Als Ausgangsherd wird man nicht fehlgehen, die Gebiete zu betrachten, die sich von Nordostfrankreich und Belgien über Süddeutschland und die Nordschweiz donauabwärts erstreckten, und die schon zur StZ in Gestalt der Pfahlbaukeramiker eine gewisse Volkseinheit mit starkem Ausdehnungsdrang erkennen lassen, Eigenschaften, die wir später bei den Kelten wiederfinden. Die Überleitung zur Latène-Kultur vermitteln die Hallstatt-Leute der gleichen Gebiete mit ihrem ausgeprägten Trieb für Handel und Verkehr mit dem S. Diesem engen Kontakt, durch eben jene Gallierzüge noch lebhafter geworden, verdankt auch die keltische Münzprägung ihr Dasein.

§ 2. Die Einführung der Münzprägung hat natürlich nur allmählich sich vollzogen und erst nur bei den s. Randkelten, dann, allmählich fortschreitend, auch bei den Binnenkelten Fuß gefaßt. Letztere haben noch jahrhundertelang sich mit den bisher üblichen primitiven Zahlmitteln in Gestalt von Vieh, Metallbarren, Geldringen u. dgl. beholfen, nachdem die Randkelten bereits das gemünzte Geld der Griechen kennengelernt hatten und dieses auch bei ihnen als gelegentliches Zahlmittel in Aufnahme gekommen war. Dabei läßt sich erkennen, daß, wie in Abyssinien der Theresientaler besondere Vorliebe findet, so auch in den verschiedenen Keltenlanden verschiedene Münzsorten zur Vorherrschaft gelangten. In Makedonien wurden unter König Philipp Silberstater, mit Zeuskopf und Reiter, und Goldstater, mit Apollokopf und Biga, ausgegeben; da zeigt es sich nun, daß die Donaukelten mit größter Vorliebe jene Silberstater in Zahlung nahmen (und später auch selbst nachprägten), dagegen den Goldgeprägen Philipps kaum Beachtung schenkten; daß dagegen umgekehrt in Gallien der silberne Philipperstater keinerlei Eingang gefunden hat, wohl aber der goldene Philipper über Marseille, wo er das gebräuchlichste Goldzahlmittel war, starke Aufnahme (und später Nachprägung) fand. Die silbernen Drachmen von Marseille, mit Dianakopf und Löwe, müssen, nach der Streuung ihrer Nachprägungen zu schließen, besonders in den Westalpen bis zum Tessin in Umlauf gekommen sein, die Drachmen der griechisch-spanischen Hafenstadt Rhoda besonders in Südwestfrankreich. Ersichtlich deckt sich vielfach die gewählte Münzsorte mit der Einflußsphäre der betreffenden Länder bzw. Handelsstädte. Wenn beispielsweise in der Krim die Tetradrachmen von Thasos (Dionysoskopf und Herkulesfigur) so häufig sind, so wird dies mit einer Beherrschung des dortigen Handels durch thasische Kaufleute zusammenhängen. In Rumänien dominieren die in Byzanz geprägten Goldstücke des Lysimachos von Thrakien (Herkuleskopf und sitzende Pallas). In der Gegend von Amiens erscheinen ganz unvermittelt Nachbildungen der Goldstater von Tarent (Apollokopf und Reiter) — Anzeichen, daß dort tarentinische Kaufleute dem Zinnlande gegenüber eine Handelsstation errichtet hatten, die ihren Ausfluß auch in der dortigen gallischen Münzung gefunden hat. (Vgl. dazu meine Streuungskarte Tf. 1 in Fo. *Kelt. Num.*)

§ 3. Nachdem man sich bei den Randkelten allmählich an diese fremden Zahlmittel gewöhnt hatte, vollzog sich dann derselbe Prozeß, wie ihn auch der Theresientaler durchgemacht hat: wie dieser im Ursprungsland verschwindet, aber für den abyssinischen Bedarf weitergeprägt wird, so beginnt man die bei den einzelnen Keltenstämmen in Übung gekommenen Gepräge für ihren speziellen Bedarf nachzuprägen, sei es wegen Mangel an Originalstücken, indem der Zufluß an solchen dem Bedarf nicht mehr genügte, sei es, daß man die pekuniären Vorteile eigener Prägung erkannt hatte. Diese ersten Nachprägungen mögen in manchen Fällen ausgegangen sein von spekulativen Griechen, die mit Hilfe privater griechischer Stempelschneider und Münzer die Philipper Gold- und Silberstater vollwichtig oder nahezu vollwichtig nachprägten und aus der Differenz zwi-

schen Metallwert und Zahlwert ihren Vorteil zogen — den privaten Münzunternehmern des Mittelalters und der Renaissance vergleichbar. In anderen Fällen mögen es die kelt. Stämme oder deren Chefs selbst gewesen sein, die diese Nachprägungen bei griech. Münzern in Auftrag gegeben haben oder solche Münzpräger, oder auch bei den Griechen ausgebildete kelt. Künstler, in die Keltenlande kommen ließen und hier in Dienst nahmen.

Diesen ersten Nachprägungen lag naturgemäß der Wunsch und das Bestreben zugrunde, sie den Vorbildern möglichst ähnlich zu machen und so ihren Umlauf als Zahlungsmittel zu sichern. Aber selten standen natürlich diesen Nachprägern so erstklassige Graveure und so geübte Präger zur Verfügung wie den offiziellen Griechenmünzstätten, was naturgemäß eine künstlerische Verringerung der Münzbilder im Gefolge haben mußte. Dazu gesellte sich gewöhnlich auch eine Verringerung des Münzgewichts, weil eine solche im Interesse des Unternehmers lag, und weil schon an und für sich die als Vorlage dienende klassische Münze bereits durch den Umlauf oft an Gewicht verloren hatte. Dazu kommt noch, daß die Nachprägung häufig erst in einer Zeit eingesetzt hat, als auch das klassische Münzgewicht bereits offiziell eine Verringerung erfahren und überdies die künstlerische Qualität ebenfalls sich gegenüber den ältesten Ausprägungen vermindert hatte. Es ist also oft schwer, bei diesen Übergangsgeprägen zu entscheiden, wo die offizielle klassische Prägung aufhört, und wo die für den kelt. Bedarf fabrizierte Nachprägung einsetzt.

§ 4. Kennzeichen für die letztere sind in einzelnen Fällen beigefügte Namensinschriften kelt. Fürsten. Ein Beispiel bietet das Tetradrachmon des ostkelt. Fürsten Skostokos, dessen Vorder- wie Rückseite die Tetradrachmen des Lysimachos von Thrakien in klassischem Stil kopieren und sich von den Originalen nur dadurch unterscheiden, daß im Abschnitt der Name des Fürsten ΣΚΟΣΤΟΚΟΥ beigefügt ist (Tf. 86 Abb. 6). — Ein anderes Kennzeichen ist die Paarung einer vollkommen klassisch gehaltenen Vorderseite mit einer Rückseite, die durch ihren Stil über die kelt. Prägung keinen Zweifel läßt. So hat man ersichtlich in dem Philipper Silberstater Tf. 87 Abb. 1 einen älteren, noch in klassischem Stil gehaltenen, aber dennoch kelt. Münzstempel zusammen mit einem jüngeren Revers wiederverwendet. Endlich sieht man hin und wieder in diesen Übergangsgeprägen kleine Fehler in den Beischriften oder kleine künstlerische Verstöße auftreten, die den offiziellen griech. Geprägen fremd sind und sich aus der Verwendung weniger geübter Außenseitler ergaben. Mein dreifacher Philipper Goldstater Tf. 88 Abb. 1 ist dafür ein Beispiel insofern, als zwar die Beischrift ΦΙΛΙΠΠΟΥ noch korrekt, aber die darübergelegte Abschnittlinie gebogen wiedergegeben ist und auch sonst in Apollokopf und Biga Stileigenschaften auftreten, die den griech.-makedonischen Stateroriginalen fremd sind.

Diese ersten Übergangsstadien sind nicht bloß den zeitlich ältesten Keltengeprägen eigen, sondern auch den späterzeitlichen Nachprägungen, sobald diese einen neuen Münztypus aufgriffen: man findet also diese Übergangstypen nicht bloß bei den dem 4. und 3. Jh. v. C. angehörenden ersten Nachprägungen der Münzen Philipps und Alexanders von Makedonien, bei den ersten Nachbildungen der massilischen Drachmen, sondern auch bei den Keltenstämmen des 1. Jh. v. C., die röm. Konsularmünzen nachbildeten, und bei den Sarmaten, Germanen usw. der RKZ, die röm. Kaisermünzen in Nachprägung brachten.

§ 5. Diesen „noch beinahe klassischen Übergangsgeprägen" schließen sich nun in der Folge stärker hervortretende Barbarisierungen an. Sie sind das Resultat verschiedener zusammenwirkender Faktoren. Einmal erfolgt jetzt die Münzung durchweg im eigenen Lande, d. h. mit einem Personal von meist geringerer künstlerischer und technischer Ausbildung und Erfahrung. Dann dienen jetzt nicht mehr die klassischen Originale als unmittelbare Vorlagen, sondern man kopiert nun die eigenen, schon etwas verdorbenen Gepräge, so daß sich das Münzbild von Kopie zu Kopie fortlaufend verschlechtert. Endlich ist es nicht mehr

der zuerst prägende kelt. Stamm allein, der diese Münzung ausübt: die Sitte hat nun auch auf benachbarte, weiter im Innern liegende Stämme übergegriffen, bei denen der Kontakt mit der klassischen Kunst noch geringer entwickelt und das Gefühl für klassische Formen noch weniger vorhanden ist. So sind die Verrohungen entstanden, die man bei den Keltenmünzen in den verschiedensten Stadien und Formen beobachten kann. Sie bilden oft regelrechte Stufenleitern, die vom klassischen Original abwärts zu Münzbildern führen, die ihr Urbild kaum mehr erkennen lassen (vgl. unsere Folge der verrohten thasischen Tetradrachmen Tf. 85 Abb. 1—4 und der lysimachischen Goldstater Tf. 86 Abb. 1—5). Es ist ein Verrohungsprozeß, bei dem die Barbarisation zunimmt, je mehr die Prägung sich zeitlich vom Datum der ersten Münzung und örtlich vom Ausgangspunkt der ersten Nachprägung entfernt — dem Verrohungsprozeß vergleichbar, den die Bilder der röm. Reliefsigillata im Laufe weniger Jh. durchgemacht haben, indem zunächst süd-, dann mittelgallische Töpfer des 1. Jh. die klassisch-schönen augusteischen Sigillaten Arrezzos kopierten, dann wieder nordgallische Töpfer (Nancy, Ittenweiler und Heiligenberg) im 2. Jh. jene südgallischen Muster nachpreßten und diese an Rheinzabern und Westerndorf weitergaben, wo sie zu Ende des 2. und Beginn des 3. Jh. völlig verrohten.

Dadurch, daß diese Verrohung verschiedene Wege ging, haben sich die Merkmale ausgebildet, die diesen Münzen ihren Stammescharakter aufdrückten. Beispielsweise bei den Donaukelten Serbiens schrumpft der schöne Vollbart des Zeus der Philipper Silberstater (Tf. 87 Abb. 1) im Laufe der Nachprägung zusammen (Tf. 87 Abb. 2) und verliert sich schließlich völlig mitsamt dem Kinn des Gottes (Tf. 87 Abb. 5). Auf derselben Stufe sieht man das bis dahin klassische Pferd des Revers in Anlehnung an hallstättische Formen sich entenkopfartig umbilden (Tf. 87 Abb. 3 und 5); während es aber hier noch eine gewisse Eleganz bewahrt, wandelt sich dieser Typus bei den Kelten Siebenbürgens in einen plumpen Vierfüßler um (Tf. 87 Abb. 8a). Dabei sieht man hier den Münzschrötling sich enorm verbreitern und Schüsselform annehmen (Tf. 87 Abb. 8, 8a), während in anderen Gebieten der Donau der Schrötling die alte gedrungene Gestalt behält (Tf. 87 Abb. 3—5) oder sie noch gedrungener, als der Prototyp es war, ausbildet (Tf. 87 Abb. 2 u. 7). Dazu gesellen sich allerlei Zutaten: Auf dem donaukeltischen Silberstater Tf. 87 Abb. 2 erhält der Reiter des Revers einen Helm mit Tutulusspitze aufgesetzt; bei dem Silberstück Tf. 87 Abb. 7 erhält der Reiter einen übergroßen, spiralig auslaufenden Haarschopf; auf Tf. 87 Abb. 5 ist er mit großem Vollbart ausgestattet. Und während er auf Tf. 87 Abb. 4 u. 5 seine Arme verloren hat, sieht man ihn auf dem Klumpen Tf. 87 Abb. 7 in der einen Hand einen Halsring oder Kranz emporhalten.

Im W vollziehen sich ganz ähnliche Umbildungen. Der Biga-Lenker der Philipper Goldstater hat ursprünglich einen Stab in der Rechten, mit dem er die Pferde antreibt; auf vielen Nachprägungen ist dieser Stab noch erhalten (Tf. 88 Abb. 1); auf anderen verschwindet er; auf einigen aber gibt der keltische Stempelschneider dem Rosselenker plötzlich einen Ring in die Hände, einen regelrechten Latène-Torques mit Kugelenden. — Die Beischrift ΦΙΛΙΠΠΟΥ ist auf den einen Geprägen verkehrt oder in Abkürzung wiedergegeben (Tf. 88 Abb. 2), auf anderen durch Striche, auf dritten durch Punkte ersetzt; auf vielen anderen Nachprägungen fehlt jede Andeutung, oder man hat gar einen gallischen Häuptlingsnamen an die Stelle gesetzt (Tf. 88 Abb. 3 ABVCATOS, Abb. 4 POTTINA). Auch die verschiedene Art der Stilisierung der Haarlocken des Apollokopfes ergibt regionale Merkmale: In Nordwestgallien, bei den Osismern, Baiocassern usw., werden die Locken zu einem dichten, spiralig stilisierten Haarwuchs (Tf. 88 Abb. 9); bei den Parisern werden sie dünn, aber lang ausgezogen und enden in Spiralen, die auf ein geometrisch gemustertes Gewand fallen (Tf. 88 Abb. 8); bei den Helvetiern und verwandten Stämmen fällt oft eine Locke auf die Stirn; bei den Biturigern werden die Locken büschelartig archaisiert (Tf. 88 Abb. 3); bei den Bellovakern werden sie zu einem großen Haaraufbau ausgebildet, unter dem das Gesicht fast verschwindet (Tf. 88 Abb. 7.) usw. — Das oder die Pferde des Revers werden ebenso vielgestaltig umgewandelt:

mehr oder minder bald verschwindet das hintere Pferd ganz und bleibt nur ein Pferd des Paares übrig. Bei den einen Geprägen trabt es gemütlich, bei den anderen wird es zum wilden Renner (Tf. 88 Abb. 7, 8, 9), bei dritten wird der Pferdekopf menschenköpfig (Tf. 88 Abb. 6, Tf. 89 Abb. 7). Auch die Stilisierung der Pferde ist je nach der Gegend verschieden (vgl. Tf. 88 Abb. 1—9). — Der Bigalenker nimmt die seltsamsten Stellungen ein oder verwandelt sich in einen Flügel (Tf. 89 Abb. 3, Pegasus der Mediomatriker Goldstücke), in einen Vogel (Tf. 88 Abb. 3 der Bituriger Goldstater), oder er löst sich in unverständliche Linien- und Buckelgebilde auf, wie dies bei dem Goldstater der Moriner (Tf. 88 Abb. 5) der Fall ist. — Gleiche totale Auflösung wird hier wieder auch dem Apollokopf der Vorderseite zuteil: bei dem Goldgepräge der Kaleten (Tf. 89 Abb. 11) bleibt davon nur ein unentwirrbares Liniengewirr übrig, bei dem der Moriner (Tf. 88 Abb. 5) ein einziger großer, flacher Buckel. Oder, wie bei den Bellovakern der Haarschopf auf Kosten des Gesichts sich unbändig vergrößert (Tf. 88 Abb. 7), so wächst sich bei den Treverern das Auge und das darüberliegende Stirnband so unförmig aus, daß schließlich ein völlig neues Gebilde entsteht, das mit einem Menschenkopf nichts mehr gemein hat (Tf. 88 Abb. 4).

§ 6. All diese Umbildungen, von denen wir hier nur einige wenige als Beispiele zitieren, lassen sich auf dem Umwege der Zwischenglieder auf ihren klassischen Prototyp zurückführen. Aber in der Verrohung und Umbildung liegt eben doch der tiefere Sinn einer nationalen Umgestaltung, die Anpassung an nationale und regionale Ideenkreise, an nationale, im Ursprung prähistorische Ornamente und Darstellungsformen, an nationale Gottheitsgestaltungen, an regionale Eigenformen wie Haartrachten, Waffenformen und Stammesabzeichen.

Mag der Kopf der Vorderseite der Philippernachprägungen den Apollokopf gut oder schlecht kopieren, mag über den Ursprung des Prototyps kein Zweifel herrschen, für den Kelten wird dies Münzbild zu einem dem eigenen Ideenkreis entsprechenden Bilde: er sieht darin entweder das Porträt seines Fürsten oder das einer seiner Gottheiten. Es ist daher durchaus die Fragestellung berechtigt, aber die Beantwortung kann von Fall zu Fall verschieden ausfallen, was bei den einzelnen Stämmen mit den dargestellten Bildern gemeint war. In diesem Sinne kann man hier in dem ursprünglichen Apollokopf einen kelt. Apollon, dort einen kelt. Merkur, anderwärts einen Ogmios usw. sehen, ohne daß dagegen positiver Widerspruch zu erheben wäre. Bei den Goldgeprägen des Vercingetorix kann dessen Namensbeischrift dazu gedient haben, den Apollokopf als Porträt des Chefs zu kennzeichnen, wenn auch ganz verwandte Köpfe andere Namensumschriften tragen. Es ist da an die klassischen Tetradrachmen Alexanders von Makedonien zu erinnern, deren Vorderseite, Herkuleskopf mit übergeschlagener Löwenhaut, gern als Alexanderporträt ausgelegt wird und auch wohl schon zu seiner Zeit so genommen wurde. Bei den Donaukelten, die dies Vorbild nachprägten (Tf. 87 Abb. 3 und 8), mag der Kopf bald als Bild einer einheimischen Gottheit ausgelegt, bald als Porträt eines ihrer Chefs interpretiert worden sein.

§ 7. Ähnlich verhält es sich mit den Bildern der Münzrückseite, wo bei Ost- wie Westkelten das Pferd dominiert. Ursprünglich eine Nachbildung des makedonischen Rennpferdes mit dem Reiter, der eine Palme emporhält, oder eine Nachbildung der Biga der makedonischen Philipper, verschwindet im Laufe der Zeit das zweite Pferd der Biga, oft selbst Biga und Biga-Lenker; und der Reiter erhält statt der Palme eine Lanze oder verschwindet ganz. Wo er eine Lanze und gar noch einen Helm erhalten hat (Tf. 87 Abb. 2), ist ersichtlich der Rennreiter des klassischen Originals bewußt zum Krieger umgebildet, und der Gedanke liegt nahe, daß man der Figur den Sinn einer kriegerischen Gottheit unterlegt hat. In anderen Fällen ist das Pferd menschenköpfig geworden (Tf. 88 Abb. 6; Tf. 89 Abb. 7, 8); es wiederholt sich nun in dieser Form während langer Zeit in einer bestimmten Region, im armorikanischen Gallien besonders; gewiß als eine Art Wappen und Stammesabzeichen, wahrscheinlich aber auch, weil man damit einen Totem- oder Gottheitsbegriff ver-

band. Wahrscheinlich ist schon die Bevorzugung der Philipper Gepräge mit Pferd oder Biga beeinflußt worden von der Vorliebe der Kelten für Pferdedarstellungen als ein ihnen heiliges und besonders genehmes Totem-Tier. Tatsächlich erscheint ja auch das Bild des Pferdes noch in dem gall. Tempelschatz von Neuvy-en-Sulias (Loiret) neben großen Eberstatuen als Gottheitsbild. Dann erhält dies animalische Gottheitsbild Menschengesicht (Tf. 88 Abb. 6; Tf. 89 Abb. 7, 8), und in einem weiteren Stadium wird es eine zu Pferd sitzende Reiterin — die gallische Göttin Epona, wie sie in kriegerischer Gestalt auf den Münzen der Redonen (Tf. 89 Abb. 9 u. 10), in friedlicher Form, einseitig zu Pferde sitzend, auf den gallo-röm. Bildwerken wiederkehrt.

§ 8. Auffallend ist, daß manche dieser Münzbilder mit Wappenbildern parallel gehen, die in den betr. Gebieten im Mittelalter oder selbst heute noch üblich sind: In Württemberg Goldschüsseln mit Hirschkopf en face, dort heute noch das Hirschgeweih im Wappen. In der Westschweiz Münzen des Helvetiers Orgetorix mit einem laufenden Bären auf dem Revers, dort heute noch der laufende Bär das Wappen von Bern. In Schaffhausen-Zürich Potinmünzen mit Steinbockfigur vorkommend, in Schaffhausen noch heute der Steinbock das Wappentier. Ein gewisser, obschon noch unklarer Konnex scheint auch darin vorzuliegen, daß gewisse Potinmünzen einen Hund als Wappen tragen mit der Unterschrift TOC (Togirix), wozu man die Toigener, das Zuger und das Tuggener Gebiet der Innenschweiz vergleiche und das Wappentier der Landschaft Toggenburg, eine Dogge.

§ 9. Mythologische Vorstellungen müssen auch bei anderen Varianten mitspielen: auf den sog. Jupitersäulen Nordgalliens, Belgiens und des röm. Germanien hält eine am Boden kriechende und mit Schlangenfüßen ausgestattete menschliche Figur die Beine des Pferdes fest, auf welchem der Blitzgott dahersprengt; auf vorröm. gall. Münzen sieht man nun die Beine des erwähnten menschenköpfigen Pferdes von einer menschlichen Figur festgehalten, welche dem Erdboden entsteigt bzw. nur mit dem Oberkörper sichtbar ist (Tf. 89 Abb. 8). Die Parallele ist offensichtlich und läßt kaum bezweifeln, daß hier wie dort eine mythologische Vorstellung der Darstellung zugrunde liegt, mag man sich auch darüber noch nicht einig sein, was diese Gestalten bedeuten, und wie ihr Name war. — Diese Parallele dehnt sich insofern auch auf die Ostkelten aus, als auf gewissen donaukelt. Silbermünzen ein Pferd wiederkehrt, dessen Beine durch Stricke oder Ketten gefesselt erscheinen. Im Ursprung ist diese Bindung eine Umbildung der Trennlinie, die auf den klassischen Prototypen das Pferdebild von der Unterschrift trennt; bei dem kelt. Münzgraveur hat diese Linie aber die genannte Umbildung und Auslegung erfahren, deren Grundgedanke eben in den westkelt. Münzbildern und Jupiterstatuen wiederkehrt.

§ 10. Daß oft in der Tat Gottheitsvorstellungen gemeint sind, geht mit Sicherheit aus gewissen Potinmünzen hervor, wo gleich den Steinbildwerken des hockenden gallischen Gottes Kernunnos eine bezopfte und am Boden mit übergeschlagenen Beinen hockende Menschenfigur einen großen Torques emporhält (Fo. Abb. 516); oder eine Männerfigur mit fliegendem Zopf und einer Lanze in der einen, einem Torques in der anderen Hand, einen Tanz aufführt (Tf. 88 Abb. 11), wohl dieselbe Gottheit, die auf den Silberquinaren der rheinischen Keltogermanen (Nemeter und Vangionen), bald springend oder hüpfend, bald hockend, einen großen Torques schwingt (Fo. Abb. 351, 352). Auch die lebensgroßen Eberstatuen des gall. Tempelschatzes von Neuvy-en-Sulias lassen erkennen, daß die vielen Eberfiguren der gall. Münzen im Ursprung Gottheitsdarstellungen gleichkommen; es sind Totem-Tiere, die zu Stammesabzeichen, zu förmlichen Stammeswappen geworden sind; so die Eber der Leuker Potinmünzen (Fo. Abb. 46, 48), die der Hermunduren Goldstater (Fo. Abb. 491), die auf den armorikanischen Silberpotins dem menschenköpfigen Pferd beigesellten Eberfiguren (Tf. 88 Abb. 9). Auf andern Münzen sieht man einen dem klassischen Vorbild nachgebildeten Frauenkopf von einem springenden Pferd durchquert, als ob dieses

dem Haupte der Göttin entspringt oder umgekehrt diese aus jenem hervorgegangen ist; es wird da schwer sein, nicht an eine Darstellung der schon obenerwähnten gallischen Pferdegöttin Epona zu denken. — Auch andere Einzelmotive der kelt. Münzen sind sicher nicht bloß sinnlose Übernahmen klassischer Münzzeichen und des Rades der klassischen Biga, sondern bewußt übernommene religiöse Symbole, wie das Hakenkreuz, das Triquetrum, der Stern, das Kreuz und das Sonnenrad (Tf. 88 Abb. 3, 4; Tf. 89 Abb. 5). Im allg. muß auch hier festgestellt werden, daß, je mehr das keltische Münzbild sich vom klassischen Prototyp emanzipiert, desto schärfer der mythologische Grundgedanke in der Auswahl und in der Wiedergabe der Bilder zum Ausdruck kommt.

§ 11. Auch in den diesen Münzbildern oft beigegebenen Münzinschriften macht sich die steigende Nationalisierung bemerkbar. Wo es sich um in der Kultur zurückgebliebene Stämme handelte, ist die griechische Beischrift der klassischen Prototypen sehr bald verroht und entstellt worden. Erst fehlerhaft wiedergegeben, bleiben schließlich nur einige sinnlose Buchstaben oder Zeichen übrig (Tf. 85 Abb. 2; Tf. 86 Abb. 2, 3), oder man verwandelt sie in Ornamente, in Mäander oder gar nur in einfache Punktlinien (Tf. 85 Abb. 3, 4; Tf. 86 Abb. 5; Tf. 89 Abb. 3). Bei den zivilisierteren Stämmen halten sich dagegen die griech. Schriftzeichen länger, und wir wissen ja durch Cäsar von den Helvetiern, daß diese die griech. Schrift kannten und in ihren eigenen Aufzeichnungen zur Anwendung brachten. So erklärt sich ungezwungen die Anwendung eines griech.-kelt. Alphabets auf gewissen gall. Geprägen, der Äduer beispielsweise (ΚΑΛΕΤΕΔΟΥ Fo. Abb. 188, COΛIMA Fo. Abb. 197, ЄΛKЄSOOYIZ TASϘIITIOS [Tf. 89 Abb. 12]; vgl. meine Rekonstruktion des kelt. Alphabets in *Keltische Numismatik* S. 110 und in meinem *Reallexikon der prähistor. und klass. Altertümer* Artikel „Schrift"). Dabei kommen auch wie bei den röm. Inschriften allerlei Ligaturen vor, A mit M, $\widehat{\text{ANT}}$, $\widehat{\text{ME}}$, $\widehat{\text{VR}}$ usw. (Forrer *Kelt. Num.* Abb. 199).

Mit dem stärkeren Eindringen röm. Händler und röm. Münzvorbilder verlieren sich dann diese heimischen Schriftzeichen und gewinnen immer mehr die lateinischen an Ausdehnung, derart, daß beispielsweise an die Stelle der Quinare mit der graeco-gall. Beischrift COΛIMA gleiche Gepräge mit der Beischrift SOLIMA gesetzt werden, BELINOC sich in BELINOS wandelt, VIIPOTAL in VEROTAL, ORGITIRIX (Tf. 89 Abb. 13) in ORGETIRIX, TASGIITIOS (Tf. 89 Abb. 12) in TASGETIOS, usw. — Diese Beispiele zeigen zugleich, wie nun die Nationalisierung sich auch in der Beigabe einheimischer Häuptlingsnamen äußert, natürlich nur bei jenen Stämmen, die sich einer fortgeschritteneren Kultur erfreuten. So erscheinen in Gallien und Britannien zahlreiche kelt. Namensbeischriften, unter denen man manche erkennt, wie sie ähnlich Cäsar in seinen Kommentaren zum Gallischen Krieg nennt bzw. romanisiert wiedergibt: Tasgetius und Orgetorix, Cunobelinus, Dumnorex (DVBNOREIX) und Vercingetorix (VERCINGETORIXS), Casticus (COIOSTICOS), Iccius (ECCAIVS) usw. Andere gall. Namen sind Ateula-Ulatos, Auscro-Durnacus, Donnus, Togirix, Lucotios, Pottina, Roveca, Contoutos, Pixtilos. — In einzelnen dieser Namen stecken, oft zur näheren Charakterisierung des Namensträgers beigegeben, Stammesnamen, so in ARIVOS SANTONOS, SEQVANOIOTVOS, ΚΑΛΕΤΕΔΟΥ, VOLCAE AREC, REMO, GERMANVS INDVTILLI · F usw. Bei den Ostkelten sind es besonders die west-pannonischen, die ihren Großsilberstücken in lat. Buchstaben Häuptlingsnamen beigeben: BIATEC (Tf. 85 Abb. 5), NONNOS, BVSVMARVS, DEVIL, SVICCA (Tf. 85 Abb. 6), NEMET, ADNAMATI usw. Ebenso tragen die pannonischen Denare mit ihren den röm. Republikdenaren nachgebildeten Münzbildern mehrfach kelt. Namenbeischriften: ANSALI, RAVIS usw. (Fo. Abb. 223, 224, 227 usw.).

§ 12. Ob diese Namen den Stammeschef bezeichnen oder, wenn dieser nicht zugleich Münzherr war, den Münzmeister nennen, der wie die Zölle so auch die Münzung in Pacht genommen hatte, ist nicht immer

sicher. In den meisten Fällen wird der Stammeschef auch der Münzherr gewesen sein, wie dies z. B. für die Arverner Münzen mit dem Namen des Vercingetorix als sicher gelten kann. In anderen Fällen scheint aber tatsächlich der Münzmeister genannt zu sein, ohne daß er damit auch der Stammeshäuptling gewesen zu sein braucht. Das gilt besonders für die Münzen, auf denen der Beiname Argantodan, so ARCANTODAN ROVECA und ARCANTODA · MAVFENNOS (vgl. untenstehende Abb.), auftritt,

Kleinbronze der Meldi mit der Beischrift SIMISSOS PVBLICOS · LIXOVIO · ARCANTODA · MAVFENNOS. (Muret-de la Tour 7159, 7166, dazu R. Forrer *Studien zur Kelt. Num.* 1926. *Die Stellung des Argantodan im keltischen Münzwesen.*)

denn dies Argantodan wird als 'Münzmeister', 'Münzmesser' gedeutet. Es mag etwa wörtlich mit 'Geldmesser' zu übersetzen sein, wie in der Inschrift an der Zaberner Hauptkirche ein eingraviertes mittelalterliches Holzmaß beinschriftet ist mit den Worten: „Dis ist der Holzdan." — Diese Münzwardeine waren sicher immer höhere Beamte, denen wahrscheinlich noch andere Ämter unterstanden, Steuerwesen, Zölle u. dgl. Die eigentlich ausübenden Kräfte dagegen dürften dem Stande der Edelmetallarbeiter angehört haben, ihrem ursprünglichen Berufe nach Gold- und Silberschmiede gewesen sein, über deren relativ hohen Stand der Technik uns ja auch andere Funde der LTZ, die goldenen Arm- und Halsringe, die Fibeln, die Emailarbeiten u. dgl. m., unterrichten.

§ 13. Die Prägetechnik stand bei den verschiedenen Stämmen nicht überall und allzeit auf gleicher Höhe, ja, war mehrfach eine recht verschiedene. Zu der Zeit, da man die goldenen und silbernen Philippertstater übernahm, wurde bei den Griechen allgemein die Münzung in der Form vollzogen, daß man erst einen Schrötling in Gold, Silber oder Bronze als flachen Metallklumpen in der Gußform goß und dann erst das derart gewonnene Metallstück nach der Gewichtskontrolle und unter Erwärmung des Metalles zwischen zwei Negativformen prägte.

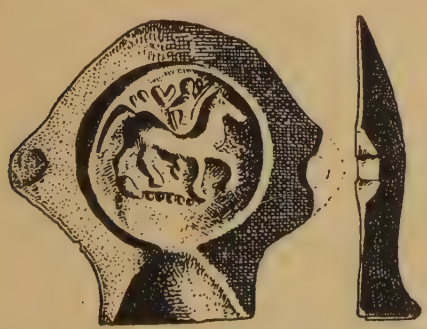
Eine andere Herstellungstechnik des Schrötlings bestand darin, daß man das Metall (Gold) zu Blechplatten von ca. $^1/_2$—1 mm Dicke aushämmerte (oder walzte?) und dann aus diesem Blech mittels eiserner Rundstanzen runde Schrötlinge herausstanzte. Ich habe diese Technik für Viertelstater der Mediomatriker (Tf. 89 Abb. 3), die siebenbürgischen Goldstater (Tf. 86 Abb. 4 und 5) und die germanoskyth. Teilstater (Fo. Abb. 358 und *Studien zur kelt. Num.*) festgestellt.

Original-Prägestempel für kelt. bzw. gall. Münzen haben sich mehrfach gefunden. Danach bestanden sie bald in Bronze, bald in Eisen. Dabei muß unterschieden werden zwischen der als Unterlage dienenden breiteren Matrize, die zumeist das Bild für die Münzvorderseite eingraviert trug, und der Patrize, mehr stempelartig ausgebildet und gewöhnlich das Bild der Münzrückseite tragend. Eine Münzmatrize von Avenches in der Schweiz (Fo. Abb. 56) besteht aus einer in einen festen Eisenmantel gefaßten Bronzeplatte. Sie war für helvetische Elektrumstater mit Apollokopf bestimmt. Zu Corent (Puy-de-Dôme) fanden sich zwei eiserne Stempel mit dem Pferd, zu Sainte-Germaine bei Bar-sur-Aube ein ebensolcher mit Pferd und Beischrift TOCIR. Zu Salaczka in Ungarn fand man eiserne Matrizen und Patrizen vereinigt mit Zangen, Hammer, Meißel, Gußtiegel und anderem Handwerkszeug (Forrer *Studien zur kelt. Num.* 1925 S. 61—71). — Die Prägung erfolgte, indem man den erwärmten Münzschrötling auf die Matrize legte, dann darauf die Patrize setzte und durch einen kräftigen Hammerschlag auf den Kopf des Stempels die gleichzeitige Prägung von Vorder- und Rückseite bewirkte.

§ 14. Die meisten aller kelt. Gold- und Silbermünzen, auch viele gall. Bronzemünzen sind auf diese Weise geprägt worden, doch gibt es als Ausnahme Goldmün-

zen, so die sog. globules oder Goldklumpen der Remer oder Aduatuker (Fo. Abb. 44), die ihre Form wie ihr Münzbild durch Guß in Gußformen erhielten. Auch die große Mehrzahl der gall. Potinmünzen ist in der gleichen Weise, lediglich durch Guß in Hohlformen, erzielt worden. In diesen Fällen bestand die Gußform aus zwei aufeinandergepaßten Negativformen, in welche das Münzbild vertieft eingraviert (gelegentlich vielleicht auch einfach abgegossen) war. Zwecks rascherer Herstellung wiederholte sich auf einer derartigen Gußform das Münzbild mehrfach und waren die einzelnen Negative untereinander durch kleine Gußkanäle verbunden. Nach dem Guß wurden dann die einzelnen Münzen an jenen Gußzapfen voneinander gebrochen. An vielen dieser Bronze- und Potinmünzen ist der Gußzapfen noch deutlich zu erkennen (Fo. Abb. 46—53). An anderen sieht man Gußfehler, wenn ungenügender Luftaustritt Luftblasen und infolgedessen Löcher in der Metalloberfläche erzeugte (Fo. Abb. 55). Andere Fehler entstanden bei der Prägung, wenn der Prägestempel unter der Wucht des Schlages Risse erhielt, die dann auf der Münze sich abpreßten; oder wenn das geprägte Geldstück im Prägestempel hängen blieb und damit negativ auf dem neu untergelegten Schrötling zum Abdruck kam (Fo. Abb. 59, 60).

§ 15. Falschmünzung war bereits bekannt, wenn auch selten geübt, indem man Goldmünzen in Bronze nachmünzte oder Silberstücke mit Bronze- oder Eiseneinlage, nach Vorlage der „gefütterten" römischen



Bronzegußform eines keltischen Münzfälschers, zum Nachguß von rohen Silberstatern des Philipper-Typs bestimmt, gefunden im Komitat Tolna (Ungarn). Nach Forrer-Gohl.

Republikdenare, unterschob. Auch hier scheinen die Griechen und Römer die Lehrmeister, vielleicht sogar die ausübenden „Künstler" gewesen zu sein. Daneben wurde in Pannonien, wenn auch anscheinend nur sehr selten, Nachguß silberner Münzen in Gußformen und unter Anwendung einer Mischung von Zinn und Blei geübt. Eine bronzene Gußform für derartige Falsifikate, in Ungarn gefunden, siehe auf untenstehender Abbildung (Forrer *Studien zur kelt. Num.* 1925 S. 73).

§ 16. Mehrfach haben gewisse Verschiedenheiten in der Münztechnik die Form der Münzen beeinflußt und dadurch regionale Kennzeichen geschaffen. Während man sonst überall den Münzschrötling in Formen rund goß, hat man bei den Volcae in Südgallien den Schrötling durch Abhacken aus flach und schmal gehämmerten Silberstangen erzielt, was ihm eine mehr eckige Gestalt gab (Fo. Abb. 45). — Die oben erwähnten gegossenen Goldstater der Remer oder Aduatuker haben die Form einer flachen Kugel (daher ihr Name *globules*), deren eine Seite ohne Muster ist, während die andere nur einen in der Gußform mitgegossenen Kreuzstern trägt (Fo. Abb. 44). Der Rand ist durch Gußnaht und oft schlechte Aufeinanderpassung der zwei Kugelhälften gekennzeichnet. — Manche Stämme gießen den Schrötling als große flache Scheibe, so die Parisii (Tf. 88 Abb. 8) und die Bellovaci (Tf. 88 Abb. 7); andere halten ihn flach, aber gedrungen und dick, so die Treverer, Moriner und Briten (Tf. 88 Abb. 5). Wieder andere gravieren die Matrize stark schüsselförmig und die Patrize stark ausgewölbt, wodurch die ausgeprägte Schüsselform entstanden ist, die besonders den späteren Helvetierstatern (Tf. 89 Abb. 2) und, auf dickergehaltenem Schrötling, den Boijer und Räter Schüsselstatern der Schweiz, Süddeutschlands und Westböhmens eigen ist (Tf. 89 Abb. 5, 6; Tf. 86 Abb. 7).

§ 17. Von dieser Schüsselform ausgehend, haben schon früh diese Goldmünzen beim Volke die Namen Goldschüsseln, Schüsselmünzen, Goldmuscheln und, in Verbindung mit den darauf dargestellten halbkreisartigen Zeichnungen, und da man sie besonders nach Gewitterregen in der Erde fand, den Na-

men Regenbogenschüsselchen erhalten. Einzelne dieser Schüsselmünzen sind vollkommen geprägelos, rund gegossene, ausgestanzte oder ausgeschnittene Goldbleche, die ihre Schüsselform auf einer schüsselförmigen Matrize ohne irgendwelche Gravierung mittels einer gleichfalls ungemusterten Patrize in Gestalt eines abgerundeten Kegels erhalten haben.

§ 18. Die zur Verwendung gelangten Münzmetalle sind Gold (Reingold aus Bergwerken und Flüssen), Elektrum (natürlich gewonnen oder Gold absichtlich mit Silber gemengt), Silber (in Bergwerken gewonnen), Silberpotin (Silber gemischt mit Zinn und Kupfer), Bronze (Kupfer mit Zinn) und Bronzepotin (Kupfer mit Zinn und Blei). — Das Gold, anfangs von bester Qualität, verliert diese allmählich durch einen immer stärker werdenden Zusatz von Silber. Schließlich wird bei gewissen Stämmen in der Spätzeit der Zusatz anderer Metalle so stark, daß dies Elektrum nahezu wie Silber aussieht; oder man setzt dem Silber gar so stark Zinn zu, daß die Silberfarbe der Zinnfarbe weicht. Diese Silberzinnmünzen waren besonders in den den britischen Zinninseln gegenüber gelegenen nordwestgall. Gebieten der Armorika üblich (Tf. 88 Abb. 9). In anderen Gebieten, besonders Nordostgallien, hat man dagegen schon früh dem Gold Kupfer zugesetzt und so Goldstater in Rotgold ausgeprägt (Fo. Abb. 456, 457). Auch am Unterrhein wird in der Spätzeit den Schüsselmünzen, nach vorheriger Verschlechterung des Goldes durch steigenden Silberzusatz, so viel Kupfer beigemengt, daß der Gold- und Silbergehalt kaum noch zu entdecken ist (vgl. den Triquetrumstaterfund von Bochum; Forrer *Studien zur kelt. Num.* S. 13—57).

§ 19. In anderen Gebieten hat sich zwar der Goldgehalt lange in guter Qualität erhalten, so in den goldreichen Gebieten Böhmens und Ungarns, aber dafür das Gewicht durch Verringerung der Quantität und des Formats vermindert. So entstehen dann in der Spätzeit ganz kleine Teilstücke, neben dem Vollstater Halb-, Drittel- und Viertelstater, Achtel, Zehntel, ja Fünfzigstel und Zweihundertstel(Fo. Abb. 391, 401, 402, 403), diese letzteren aus ganz kleinen, runden Goldblechen gebildet und den gleich kleinen oder noch kleineren griech. Silberobolen und ihren Teilstücken vergleichbar. Anderseits haben aber auch gerade die Kelten in ihrer Blütezeit einiges Großgold ausgeprägt: Neben mehreren Exemplaren doppelter Philipperstater (vgl. dazu bes. Forrer *Studien z. kelt. Num.*) ist (in der Sammlung des Verfassers) auch ein nur in diesem Exemplar vorhandener dreifacher Goldstater bekannt, der eine ziemlich frühe und noch gute Barbarisation des Goldstaters Philipps von Makedonien darstellt und bei 23 Karat Goldgehalt 25,14 g wiegt (Tf. 88 Abb. 1).

§ 20. Im allg. dominiert bei den Ostkelten (untere Donaulande) und ihren ö. Ausläufern (Südrußland, Kleinasien) die Silberwährung, und zwar das Großsilber (Stater und Tetradrachme, wogegen Drachmen relativ selten sind), bei den Westkelten (Gallien, Helvetien, Belgien, Britannien) dagegen die Goldwährung. Letztere herrscht in älterer Zeit auch bei den Kelten und Rätern der mitteleurop. Alpenländer. Bei den nordital. Kelten herrscht dagegen wiederum das Silber, allerdings kein Großsilber, sondern nur die (massilische) Einzeldrachme. Später erscheint, unter röm. Einfluß, in Spanien der Denar, in Gallien der Quinar. In der Spätzeit tritt auch im O, besonders in Ungarn, die Denarwährung an Stelle der Drachmenwährung, während in Noricum Großsilberstücke in Umlauf kommen (Biatec, Busumarus, Devil, Nemet, Svicca; Tf. 85 Abb. 5 u. 6), die ihre Münzbilder zwar großenteils röm. Republik-Denaren entnommen haben, in ihren hohen Gewichten aber auf ältere, im Lande von alters her übliche Rohbarrengewichte zurückzugehen scheinen.

§ 21. Es ist anzunehmen, daß die dem klassischen Münzwesen entlehnten Münzgewichte zu den vorher im Lande schon üblichen Gold- und Silbernormen in bestimmte Verhältnisse gestellt wurden, indem man sie einander anpaßte. Aber wir wissen von den unmittelbar vor der Einführung dieser Münzen bei den Einheimischen üblichen Gewichten noch recht wenig, weniger als von den zur BZ üblichen Gewichten, von denen uns die Schweizer Pfahl-

bauten, neuerdings aber auch andere Fundgebiete, regelrechte Wiegegewichte hinterlassen haben, die bereits engste Verwandtschaft mit den Minengewichten der Mittelmeervölker (Kreter, Phönikier usw.) erkennen lassen (vgl. zuletzt R. Forrer *Nouvelles découvertes et acquisitions du Mus. Préhistorique et Gallo-Romain de Strasbourg* 1924 S. 38—42). S. aber Geld § 14 IV.

Andere Anpassungen an ältere, primitivere Zustände liegen sicher vor in den schon oben erwähnten, von flachen Silberstäben abgehackten Münzschrötlingen der Volcae (Fo. Abb. 45, 129—131), in den geprägelosen goldenen Schüsselmünzen der nordalpinen Kelten (Fo. Abb. 395) und in den gegossenen Goldklumpen der Remer-Aduatuker (Fo. Abb. 44, 544, 468). Noch primitiver muten die in der Station La Tène (s. d.) gefundenen geprägelosen Golddatteln an (Fo. Abb. 469), denen, wohl als Kontrollgewichte, gleichgeformte Bronzedatteln gleicher Provenienz entsprechen (Fo. Abb. 470, 471). Ähnlich mögen schon vor der kelt. Münzprägung gewisse Zahlmittel in Edelmetall ausgesehen haben — und man wird danach zu suchen haben —, aber trotz ihrer Primitivität gehören alle obenerwähnten primitiven Geldproben doch nur der Spätzeit der kelt. Münzprägung, dem 1. Jh. v. C. und frühestens der Wende des 2. zum 1. Jh. v. C., an. Es handelt sich hier also mehr um Reminiszenzen an frühere Zustände als um effektive Vorläufer des geprägten Keltengeldes. Vermutlich sind es Zahlmittel kulturell zurückgebliebener Stämme: Bei den Golddatteln von La Tène denke ich an die um Emme und Aare ansässigen goldwaschenden Innerschweizer, bei den Goldklumpen (Fo. Abb. 544) an die in Belgien zurückgebliebenen germ. Aduatuker. Auch die geprägelosen Goldschüsselchen sind teils innerschweiz. Provenienz, teils nordwärts des Rheins und an der Nordperipherie der Keltenlande gefunden. Immer muß man sich bei den Keltenmünzen, um ihr Wesen und ihre Vielfältigkeit zu verstehen, vor Augen halten, daß sie Produkte verschiedener Jh. sind und Stämmen von sehr verschiedener Kulturhöhe angehören.

§ 22. Aus genau denselben Ursachen heraus erklärt sich, daß Beginn und Ende der keltischen Münzprägung bei den verschiedenen Stämmen sehr verschiedenzeitig einsetzen, gerade so, wie ja auch die klassische Münzprägung nicht überall gleichzeitig auftrat, sondern weiter um sich greifend nur allmählich das ganze Mittelmeergebiet eroberte. — Wie sich die einzelnen Daten in den einzelnen Keltengebieten verteilen, werden wir bei der Einzelbehandlung der Keltenländer erfahren. Im allg. gesprochen setzt die kelt. Münzung in den großen ö. und w. Zentren (untere Donaulande und Gallien) zu Ende des 4. Jh. bzw. an der Wende des 4. zum 3. Jh. v. C. ein, wo im O die Silberstater Philipps von Makedonien über die engeren Grenzen hinaus ein vielbeliebtes Zahlmittel geworden waren, wo die Goldstater desselben Fürsten selbst im w. Mittelmeergebiet und in Südgallien zur allg. Recheneinheit für Goldzahlung erhoben wurden, und wo in Südgallien die Silbergepräge von Massilia, Emporiae (s. Emporion) und Rhoda als kurantestes Silbergeld in Aufschwung kamen. Von den s. kelt. Randvölkern verpflanzte sich dann im 3. und 2. Jh. v. C. die eigene Münzprägung wellenförmig zu den Binnenkelten Galliens, Helvetiens, Belgiens, von da im 1. Jh. v. C. zu den Britanniern, im S zu den Keltiberern, am Ende des 2. Jh. v. C. im O zu den Vindelikiern und Boijern, in den Alpen zu den kelt. und rätischen Alpenstämmen Norditaliens und der Südschweiz fort. Manche dieser Binnenkelten haben die eigene Münzprägung im Laufe des 1. Jh. übernommen kurz erst vor dem Augenblick, da die Römer ihnen mit der Selbständigkeit auch die eben errungene eigene Münzung wieder entwanden.

Fast überall ist es die römische Herrschaft, die diesen kelt. Eigenmünzungen ihr Ende bereitete, und zwar in dem Maße, wie die röm. Herrschaft in einem früheren oder späteren Zeitpunkte das betreffende Gebiet sich untertan machte: in der Provence und Aquitanien naturgemäß früher als in Mittel- und Nordgallien sowie Britannien, in Helvetien früher als n. des Rheins. Erst ist es die Goldprägung, die Rom bei den unterjochten

Völkern sich monopolisiert, dann folgt die Silberprägung, und schließlich, unter Kaiser Augustus, versiegt auch nahezu vollständig die kelt. Kupfermünzung. Nur in einzelnen Randgebieten, bei Stämmen, die sich ihre Unabhängigkeit zu wahren wußten, reicht die eigene Münzung über jene Jahre hinaus, doch auch hier zeigt sich wenigstens in der Nachahmung röm. Münzbilder schon eine gewisse Unterwerfung unter die von Rom gegebene Weltordnung.

Während unterdessen die kelt. Stämme sich immer mehr romanisieren, vollzieht sich an den röm.-germ. und röm.-skyth. Grenzen in der Münzung derselbe Prozeß, den wir zuvor an den griech.-kelt. und röm.-kelt. Grenzzonen beobachtet hatten: Es setzt die germanische, skythische usw. Nachprägung bzw. Barbarisation römischer Kaisermünzen ein, die dann beim Südwärtsvordringen der germ. Völkerwanderung in der germ.-merowingischen Gold- und Silberpräge ihre Fortsetzung findet, nach N in den skand. Brakteatenprägungen ausstrahlt und bis tief in den Orient hinein verwandte Formen zeitigt: Goldnachprägungen kaiserzeitlicher Aurei und Solidi, Silberbarbarisationen röm. Denare, ja selbst vereinzelte Kupfernachprägungen verwandter Art. Und vielfach hat das Mittelalter auf diesen Grundlagen weitergebaut, ganz besonders in der Nachahmung des spätröm. Solidus als Münzgewicht und als Münzvorbild. Nirgends, oder selten, zeigt sich ein scharfes Abbrechen, geradeso wie auch der Übergang von der klassischen zur kelt. Münzung und das Aufheben der kelt. Münzprägung überhaupt nicht plötzlich, sondern nur allmählich sich verallgemeinert hat.

§ 23. Eine Erscheinung, die bei den Keltenmünzen merkwürdigerweise nur den ältesten Ausgaben, und zwar nur den Donaukelten, nicht auch den Galliermünzen eigen ist, sind die vereinzelt auftretenden Contremarken. Dabei läßt sich beobachten, daß gewisse dieser Zeichen nur auf gewissen Geprägen auftreten, was darauf hinweist, daß diese Zeichen vielfach nicht erst in fremdem Gebiet, sondern schon im Mutterlande der betreffenden Münze nachträglich aufgetragen wurden. So zeigen gewisse Nachprägungen der Silberstater des Audoleon von Päonien unter dem Pferd ein eingeschlagenes Triquetrum (Fo. Abb. 321); spätere Barbarisationen dieser Münze haben dann diese Contremarke mit in ihr Gepräge übernommen (Fo. Abb. 322, 323). Gewisse Philipper-Silberstaterkopien zeigen auf dem Leib des Pferdes ein in vertieftem Kreis liegendes Radkreuz eingeschlagen (Fo. Abb. 325, 326). Ein anderer Typus trägt vor dem Zeuskopf ein Triquetrum mit Kugeln an den Enden (Fo. Abb. 327). Ein dritter Stater zeigt auf den Zeuskopf als Contremarke einen vertieften Rundstempel gesetzt, der deutlich einen kleinen Kopf mit flatterndem Haar, und zwar ersichtlich kelt. Faktur, erkennen läßt (Fo. Abb. 324). Genau derselbe Gallierkopf ist auf gewissen Philippernachprägungen (Fo. Abb. 267) unter dem Pferd des Reiters, und zwar mit diesem in der Münzform geprägt, zu sehen. Allem Anschein nach wollte man also den mit dem Gallierkopf contremarkierten Stater dem anderen gleichstellen, d. h. zu erkennen geben, daß beide gleichwertig seien und, trotzdem bei verschiedenen Stämmen entstanden, doch beide in dem betreffenden Donaubezirk kursfähig seien. — Wenn in der späteren Zeit diese Contremarken auf Keltenmünzen fehlen, so mag dies mit der größeren Sorglosigkeit zusammenhängen, mit der man später beim Anwachsen der Zahl dieser Gepräge und bei der zunehmenden Verschiedenheit der Gewichte und der Metallqualität diese Münzen gab und nahm.

§ 24. Vielleicht ist diese Contremarkierung gelegentlich auch von Tempelverwaltern angewendet worden, um den dem betr. Tempel gehörenden Besitz zu kennzeichnen und so das Geldstück als aus dem Handelsverkehr gezogen zu charakterisieren. Im gleichen Sinne möchte ich auch die Einhiebe auffassen, die man des öfteren auf Keltenmünzen, und zwar ost- wie westkelt. sieht, besonders auch auf gall. Goldmünzen (Fo. Abb. 32, 42, 78, 84, 271, 326, 329). So fand man bei Charenton in der Seine zahlreiche Goldstater und Teilstater der Parisii, die alle dergleichen Einhiebe tragen und ersichtlich Weihgaben an die Wassergott-

Keltisches Münzwesen

Ostkeltische Silbergepräge: 1—4. Nachprägungen der Tetradrachmen von Thasos; 5, 6. Norische Silberstater von Biatec und Svicca (Slg. Forrer). Nach R. Forrer.

Keltisches Münzwesen

Ostkeltische Gold- und Silbergepräge nach Stateren des Lysimachos von Thrakien (1—6) und Regenbogenschüsseln (7—10). — Slg. Forrer. Nach R. Forrer.

heit darstellen: durch den Einhieb sollte das Geldstück als Weihstück gekennzeichnet und vor der Wiederinverkehrbringung geschützt werden. Der Silberstaterfund von Lipovce in Galizien zeigte sämtliche Geldstücke angehackt und erweist sich damit m. E. als Tempelschatz. — Daß diese Einhiebe nicht als Probe auf Fütterung, also auf Münzfälschung, gelten können, geht daraus hervor, daß die Fütterung in der Frühzeit, der manche jener Münzen angehören, noch gar nicht bekannt ist, und daß manche dieser Einhiebe überhaupt nicht das Münzinnere freilegen, sondern, oft ganz systematisch und sogar mit einem stumpfen Meißel ausgeführt, nur die Oberfläche stanzen.

Die wie an anderen, so auch an Keltenmünzen gelegentlich vorkommende Durchlochung diente Schmuckzwecken und datiert gewöhnlich aus Zeiten, da diese Münzen nicht mehr im Kurs waren, ganz besonders aus denen der germ. Völkerwanderung.

§ 25. Betrachten wir nun in Kürze die wichtigsten Prägegruppen und ihre geographische Verteilung. — Eine der interessantesten dieser Gruppen ist die der Tetradrachmen von Thasos (Tf. 85 Abb. 1—4). Nach der Streuung ihrer Originale und ihrer Nachprägungen längs der russ. Nordküste des Schwarzen Meeres (Bessarabien, Krim usw. bis zum Kaukasus) und an der unteren Donau (Rumänien, Bulgarien bis Serbien) muß der thasische Handel ganz besonders die erwähnten Gebiete gepflegt haben. Dort kommen diese Tetradrachmen in allen Stufen der Nachprägung bzw. Barbarisation vor, von Stücken, bei denen man zweifeln kann, ob sie spätes thasisches Original oder frühe Nachprägung sind, bis zu Geprägen, die nur mit Mühe noch den Urtypus erkennen lassen, wo der Dionysoskopf der Vorderseite sich zu einem rohen Buckelgebilde auflöst, der stehende Herakles des Revers zur kindlich-naiven Puppenfigur, die Beischriften zu sinnlosen Punkt- oder Liniengebilden geworden sind (Tf. 85 Abb. 3 u. 4). Doch auch darin liegt nationale Umbildung, und diese äußert sich bereits in den Zwischenformen gelegentlich durch Ausgestaltung des Herakles zu Figuren (Götterfiguren?) mit Strahlenkranz oder Vogelkopf (vgl. dazu die zahlreichen Varianten in meiner *Kelt. Num.* und neuerdings in meinen *Studien zur kelt. Num.*). Trotz der oft starken Verrohungen hat sich das Gewicht dieser Tetradrachmen von dem um $16^3/_4$ g liegenden der Originale nur sehr wenig entfernt, liegt es doch auch bei den rohesten Nachprägungen selten unter 16 g. Die Originalgepräge setzen kurz nach 146 v. C. ein, die kelt. Imitationen sind in ihren älteren Geprägen wohl nur wenige Jahrzehnte jünger. Ihre Prägung hat bei den unabhängig gebliebenen Skytho-Sarmaten usw. wohl bis gegen Ende des 1. Jh. v. C. angedauert. Auch die gleichfalls auf attischen Fuß ausgeprägten Tetradrachmen von Maronea, denen von Thasos zum Verwechseln verwandt, mit dem Unterschiede nur, daß statt ΗΡΑΚΛΕΟΥΣ ΣΩΤ ΡΟΣ ΘΑΣΙΩΝ im Abschnitt ΔΙΟΝΥΣΟΥ ΣΩΤΗΡΟΣ ΜΑΡΩΝΙΤΩΝ steht und statt des Herakles Dionysos mit Weintraube den Revers ziert, sind nachgeprägt worden, jedoch nur als Ausnahme von der Regel und in Vermengung mit den thasischen Beischriften (Fo. S. 237).

Ebenso selten sind die Nachprägungen der auf gleichen Fuß gemünzten und annähernd zur selben Zeit, ca. 158 v. C. einsetzenden Tetradrachmen von Makedonien als römische Provinz (Fo. Abb. 378—380) und die Nachprägungen der Tetradrachmen des Lysimachos von Thrakien (ca. 305—281 v. C.), mit Königskopf nebst Ammonshorn auf der Vorderseite und sitzender Nike auf dem Revers (Fo. Abb. 369—372, hier Tf. 86 Abb. 6 mit dem Namen des Skostokus). Die Vorderseite ist später auch für einzelne norische Silberstater zur Verwendung gelangt (Fo. Abb. 373, 374).

§ 26. Gleichzeitig setzen in Siebenbürgen, in Bessarabien vielleicht schon etwas früher, Imitationen der Goldstater des Lysimach von Thrakien ein, die dasselbe Gepräge wie dessen Tetradrachmen tragen (Fo. Abb. 375—377, hier Tf. 86 Abb. 1—5 nach der Behandlung in *Studien z. kelt. Num.*). In Anlehnung an hallstättische Ziermotive wird bei den siebenbürgischen Goldstücken der Kopf mit allerlei Vogelfiguren umrahmt (Tf. 86 Abb. 4 und 5). Das Gold selbst wird elektrum-

artig, und das Gewicht geht von über 8 g auf $4^3/_4$—5 g zurück.

§ 27. Ungleich viel früher setzen die keltischen Nachprägungen der Silberstater Philipps I. von Makedonien ein (Tf. 87). Die Originale, zwischen 359 und 336 v. C. entstanden, zeigen einerseits den bärtigen Zeuskopf nach rechts, in zwei Varianten, mit großem, den ganzen Schrötling füllenden Kopf, und mit etwas kleinerer Kopfmodellierung, anderseits den makedonischen Rennreiter zu Pferd mit erhobener Hand, bald mit, bald ohne Palmzweig in jener, darüber die Aufschrift ΦΙΛΙΠΠΟΥ. Sie liegen gewöhnlich zwischen $14^1/_2$ und $14^1/_4$ g. — Die ältesten Nachprägungen haben wohl schon im 4. Jh., vielleicht gar noch zu Lebzeiten Philipps begonnen, doch fehlen bis jetzt darüber nähere Anhaltspunkte. Beachtenswert ist immerhin, daß die Gewichte der Nachprägungen sich gewöhnlich unter 14 g, um 13 und 12 g bewegen, was wohl auf Prägungen des 3. Jh. hinweist, die man als $^3/_4$ Teil des damaligen Tetradrachmon gab und nahm. Dann treten weitere Gewichtsreduktionen ein, die z. T. dem 2. Jh. v. C. angehören und gewöhnlich mit der Verrohung des Münzbildes Schritt halten, schließlich bis auf $9^1/_2$, $8^1/_2$, ja $7^1/_2$ g heruntergehen. Wann diese letzten Nachprägungen ihr Ende erreicht haben, ist noch nicht genau festgestellt, doch scheint dieser Zeitpunkt bei den von der klassischen Zone weiter entfernten Donaustämmen erst im 1. Jh. v. C. zu liegen.

§ 28. Auch über die Verbreitung dieser Nachprägungen fehlen noch genauere Statistiken, weil im O Europas die FO dieser Münzen selten notiert worden sind. Ungarn und Serbien scheinen den Hauptherd darzustellen, von dem aus Abzweigungen bis Siebenbürgen und Rumänien sich ausgedehnt haben. Für Siebenbürgen ist ein ungewöhnlich breiter, dafür relativ dünner Schrötling charakteristisch, dessen Silber und Münzbild schließlich von sehr schlechter Qualität wurden (Tf. 87 Abb. 8, 8 a). In Westungarn ist der Schrötling mehr gedrungen, schließlich oft fast klumpenförmig gehalten (Tf. 87 Abb. 2 u. 7), und Silber wie Münzbild verrohen auch hier oft bis zur Unkenntlichkeit der klassischen Vorlage. Die letzten Ausläufer der Nachprägung dieses Münztyps reichen bis Kärnten und Noricum. Gelegentlich sieht man dann auch eine Vermengung der Münzbilder mit Nachprägungen solcher Alexanders und Philipps II. von Makedonien auftreten, indem man auf der Vorderseite den Herkuleskopf der Alexandertetradrachmen anbringt, aber auf dem Revers noch den Reiter Philipps beibehalten hat (Tf. 87 Abb. 3).

§ 29. Neben den Silberstatern Philipps treten in ungleich viel geringerer Zahl und geringerer räumlicher Ausdehnung in Illyrien, Dalmatien und Südungarn Nachprägungen vereinzelter angrenzender Dynasten und Städte auf: mehr oder minder gute Nachbildungen der Silberstater von Damastium in Epirus, mit Apollokopf und Dreifuß, und der Silberdrachmen von Pelagia in Illyrien, mit Herkuleskopf und Dreifuß, wozu man vgl. Forrer *Studien z. kelt. Num.*: „Die kelto-illyrischen Nachprägungen des Großsilbers von Damastium und Pelagia". Ebenso werden nachgeprägt der Silberstater von Larissa in Thessalien, mit Kopf der Quellgöttin Larissa, en face, und Reiter auf dem Revers (Fo. Abb. 318—320), und der Silberstater des Päonierkönigs Audoleon, Sohn des Patraos. Die Münzen Audoleons (geb. 359, reg. als König von ca. 306—286 v. C.) zeigen auf der Vorderseite den Kopf der behelmten Pallas en face, auf der Rückseite ein nach rechts trabendes Pferd mit der Überschrift ΑΥΔΩΛΕ ΟΝΤΟΣ. Davon haben die ungar. Kelten das Pferd und die Namensüberschrift des Revers übernommen, Pferd und Inschrift natürlich barbarisiert; dazu, in Anlehnung an die makedonischen Silberstater Philipps, auf das Pferd einen barbarisierten Reiter gesetzt und für die Vorderseite den Zeuskopf der letztgenannten Stater übernommen (Fo. Abb. 321 a—323).

§ 30. Während die im vorhergehenden Paragraphen genannten Nachprägungen seltene Einzelerscheinungen des 3. Jh. v. C. darstellen, haben die Silberstater des Päonierkönigs Patraos (340—315 v. C.), Vater des Audoleon, ungleich viel stärkere Nachwirkung ausgelöst. Sie zeigen auf der Vorderseite einen klassisch, seltener archaisch (Fo. Abb. 301) gehaltenen Apollokopf mit Lorbeerkranz nach rechts, auf der

Rückseite einen behelmten Reiter, der einen am Boden liegenden Feind niedersticht. Die Nachprägungen treten in Westungarn und Noricum auf: Der Apollokopf verroht stark, in Noricum bis zur Unkenntlichkeit (Fo. Abb. 307, 308), der Reiter verliert Helm, Lanze und Gegner, schließlich bleibt nur das Pferd übrig (Fo. Abb. 301—306). Vgl. dazu neuerdings meine *Studien* S. 82ff.: „Keltische Nachprägungen der päonischen Patraos-Stater." In Krain und Noricum hat der Reiter hin und wieder seine Lanze beibehalten und erscheinen unter dem Pferd Häuptlingsnamen: NEMET, ADNAMATI, SVICCA, COPO, ATTA, TINC usw. (Fo. Abb. 307—311, hier Tf. 85 Abb. 6); das Gewicht sinkt von ursprünglich 13—$12^1/_2$ g im 1. Jh. auf durchschnittlich 10 und 9 g herab.

§ 31. In Österreich haben auch die Silber-Drachmen Philipps von Makedonien Nachprägung gefunden. Sie zeigen einerseits den Kopf des jugendlichen Herakles mit Stirnbinde nach rechts, anderseits einen trabenden Reiter, darüber ΦΙΛΙΠΠΟΥ und unter dem Pferd allerlei Beizeichen. Auf den Nachmünzungen verschwindet die Beischrift sofort, die Beizeichen vereinfachen sich zu Rosetten, Kreisen oder Punkten (Fo. Abb. 312—314). Diese Nachprägungen sind bis nach Krain, Kärnten und Böhmen vorgedrungen und haben hier weitere Unterabteilungen gezeitigt, rohe Halbdrachmen von $1^1/_2$ g (Fo. Abb. 314) und Obolen von $^1/_2$—$^1/_3$ g (Fo. Abb. 315—317), wie sie besonders der Hradiště von Stradonice (s. Böhmen-Mähren E § 74) mehrfach lieferte, während sich Halbdrachmen der erwähnten Art in den Latènegräbern von Zizkov in Böhmen gefunden haben. Diese FO, das rohe Gepräge und das schlechte Silber verweisen diese Münzchen in den Lauf des 1. Jh. v. C. als letzte Ausläufer der Gepräge Philipps von Makedonien.

§ 32. Philipps Nachfolger, Alexander III., der Große (336—323), hat zwar des Vaters Ruhm überstrahlt, aber es nicht vermocht, dessen Geprägen bei den Kelten den Rang abzulaufen. Wohl hat man auch seine Münzen bei jenen nachgeprägt, aber doch nur in viel bescheidenerem Maße. Seine um 17 g liegenden Tetradrachmen und seine Drachmen zeigen einerseits den löwenhauptgeschmückten Kopf des jugendlichen Herkules, anderseits den thronenden Zeus nebst der Beischrift ΑΛΕΞΑΝΔΡΟΥ (Tf. 87 Abb. 6). Die Nachprägungen scheinen besonders in Mähren Fuß gefaßt zu haben und betreffen hauptsächlich die Drachmen, die das Münzbild in verschiedener Richtung verrohen: in der einen geben sie ihm einen archaisierenden Stil (Fo. Abb. 332, 333, 548), in der anderen endigt die Verrohung in Verbucklung des Prototyps (Fo. Abb. 334, 336). Da Alexanders Nachfolger, Philipp III. von Makedonien (323—316), den gleichen Münztypus übernommen, nur an Stelle Alexanders seinen Namen gesetzt hat, die Nachprägungen diese Beischriften aber bis zur Unkenntlichkeit verrohen, ist nicht immer mit Sicherheit festzustellen, ob es sich um Nachprägungen von Alexander- oder von Philipperdrachmen und Tetradrachmen handelt. Auf einer dieser Tetradrachmen erscheint auch der Name des kelt. Königs Kavarus, der um 219—200 v. Chr. als letzter gall. König in Thrakien herrschte (Fo. Abb. 240; Kavarus hat auch Bronzemünzen geprägt, Fo. S. 177). Das gute Gewicht (16,36 g) und das noch relativ gute Gepräge deuten an, daß die geringer gewichtigen und roheren Typen dem 2., in ihren letzten Ausläufern z. T. vielleicht gar noch dem 1. Jh. v. C. angehören. Daß man wiederholt diese Alexandertypen mit Vorbildern gemengt hat, die den Philipperstatern abgelauscht worden sind, ist schon oben gesagt worden (vgl. Fo. Abb. 341—344 und 345—348, hier Tf. 87 Abb. 3). Der sitzende Zeus scheint sogar noch bis an den Rhein bei der Bildung der Nemeter- und Vangionengepräge nachgewirkt zu haben (Fo. Abb. 349—352).

§ 33. Die Goldstater Alexanders des Großen, mit behelmtem Pallaskopf und stehender Nike, nebst Namenbeischrift, um 8,6 und 8,5 g liegend, haben an der Westperipherie der Ostkeltenlande Nachahmung gefunden. Sie treten besonders in Rätien und in Thüringen in Erscheinung, für andere Barbarisationen ist die Herkunft noch weniger gesichert. Pallaskopf und Nike verrohen, je mehr die Prägung sich nach W vorbewegt und sie spätzeitlich ist, wobei auch die ehemaligen

Gewichte ganz in die Brüche gehen (Fo. Abb. 353 ff.). — Neben der regelrechten Verrohung des Münzbildes sieht man mehrere Abzweigungen sich bemerkbar machen: die eine, scheinbar unter germ. oder skyth. Einfluß stehend (die Fundgebiete sind noch nicht gesichert), zeigt kleinen und flachen, aber dicken Schrötling, Hellgold, das an Elektrum streift, geringe Gewichte und äußerst rohe lineare Zeichnung (Fo. Abb. 357—359; vgl. dazu die neue Serie abgebildet in meinen *Studien*). Die andere, repräsentiert durch das Mainzer Exemplar Fo. Abb. 486, verroht sich mehr bucklig und bildet die Nike in eine Vogelgestalt um (der Flügel der ursprünglichen Nike), die einem kopflosen männlichen Krieger (der einstige Körper der Nike) in den Hals pickt. In Thüringen — bei den Hermunduren — verwandelt sich die Nike in einen Krieger, der in beiden Händen Säbelmesser schwingt, während der Pallaskopf in eine Eberfigur umgestaltet ist (Fo. Abb. 491).

§ 34. Die Münzen des Antigonos Gonatas (277—239) haben ebenfalls auf die Keltengepräge „abgefärbt", merkwürdigerweise sind es aber nicht Gold-, sondern Silbermünzen, die ihr Bild auf Goldstücke übertragen haben. Seine Tetradrachmen zeigen einerseits einen Pankopf in Schildumrahmung, anderseits die stehende Athene Promachos, mit vorgehaltenem Schild, mit der Rechten ein Blitzbündel schleudernd, darum ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΑΝΤΙΓΟΝΟΥ. Diese übrigens auch auf den äg. Tetradrachmen des Ptolemäos I. Soter (323—285) vorkommende Athene ist auf goldene Teilstater Rätiens übergegangen, wobei sich die Athene aber in einen rätischen Krieger mit Schild und Speer verwandelt hat (Fo. Abb. 95) und die Beischrift etwa CIECINN (Ciecinus, vgl. Caecina) lautet. Daß tatsächlich das angegebene klassische Münzbild als Prototyp gedient hat, geht unzweifelhaft aus den beiden schwalbenschwanzartigen Gewandteilen hervor, die auf Original wie Kopie von den Armen der Athene herabhängen. In Böhmen s nd diese Goldstücke in weiteren, d. h. noch kleineren Bruchteilen noch stärker verroht ausgeprägt worden (Fo. Abb. 361—365); als Vorderseite hat hier der behelmte Pallaskopf der Alexanderstater barbarisierte Anwendung gefunden, wobei er schließlich zu einem einfachen Buckel verroht. In Ungarn hat man den gleichen Revers des stehenden Kriegers und mit derselben Ciecinus-Beischrift auch in Silber geprägt, dabei aber für die Vorderseite einen unbärtigen jugendlichen Kopf nach rechts verwendet (Fo. Abb. 360), der krainisch-norischem Silbergeld abgelauscht zu sein scheint.

§ 35. Eine andere eigenartige Prägung ist aus Böhmen bekannt: Ein goldener Achtelstater von 0,995 g (Fo. Abb. 383) mit gebuckelter Vorderseite, deren Prototyp nicht mehr zu erkennen ist, während die Rückseite deutlich einen noch relativ gut gezeichneten Bogenschützen zeigt, der knieend seinen Bogen abschießt. Vielleicht haben die persischen Golddareiken (etwa des Darius III., 337—330 v. C., 8,3 g schwer) mit ihrem knieenden und bogenschießenden Perserkönig diese Goldprägung beeinflußt, doch entspricht das kelt. Münzbild besser dem bogenschießenden Herkules der halben thasischen Goldstater und Tetradrachmen, deren Endprägung jedoch bereits um 350 v. C. liegt. Der Bogenschütze wird dann, auf gleichfalls böhmischen Goldmünzen, Statern und Teilstatern, unverstanden weitergegeben (Fo. Abb. 384) und wirkt in veränderter Auffassung auch noch weiter westwärts nach (vgl. meine *Kelt. Num.* Abb. 382—387).

§ 36. Da ich gerade hier bis zu pers. Vorbildern zurückgegriffen habe, seien auch die kleinasiatischen Nachprägungen der Silberstücke des Tarkamos von Tarsus (Fo. Abb. 422, 423) erwähnt, wohl kelto-galatischen Ursprunges, und die Nachprägungen der Tetradrachmen des Euthydemus I. von Baktrien (ca. 222—187 v. C.), die in den verschiedensten Formen der Barbarisation vorkommen und bis nach Indien hinein gefunden werden (Fo. Abb. 424—430). Der w. Zweig dieser Nachprägungen könnte galatischen oder skyth. Völkern zugeschrieben werden; der im Stil stärker orientalisierende dürfte östlicher zu suchenden Ursprunges sein. Es sind wohl dieselben Völker, die später, zur RKZ, jene

Denare des Augustus, mit den beiden Cäsaren, und andere Kaiserdenare und Aurei, alle stark verroht, in Kurs gesetzt haben, wie man sie hin und wieder in Indien findet.

§ 37. Dieselbe Erscheinung kehrt auch in Ungarn, bei den Quaden, Jazygen und Sarmaten wieder. Erst kopiert man römische Republikdenare zu 4, $3^1/_2$ und $3^1/_3$ g (Proben Fo. Abb. 222—237), wobei man wie das Münzbild so auch die Beischrift mehr oder minder verroht, hin und wieder aber auch eigene Häuptlingsnamen einsetzt, ANSALI, RAVIS, ARAVISCI (letztere Beischriften entsprechen dem Namen der kelt. Aravisci, bei Plinius Ravisci genannt). Bei den unabhängig gebliebenen Jazygen und anderen Sarmatenstämmen hat man diese Münzung dann auch zur Kaiserzeit fortgesetzt, besonders Denare, aber gelegentlich auch Großkupfer und Aurei kopiert (Fo. Abb. 241—247). Bis nach Schlesien und Polen hinauf sind dergleichen Nachprägungen vorgedrungen, von denen manche vielleicht auch noch nordwärts der Jazygenlande entstanden sind (vgl. „Die keltischen und germanisch-römischen Münzen aus Schlesien u. Posen" in Forrer *Studien zur Kelt. Num.* 1926).

§ 38. Auch weiter westwärts, in Westungarn und in Österreich, hat man im 1. Jh. v. C. römische Republikdenare kopiert, jedoch nicht auf Denarfuß gemünzt, sondern auf Gewichte ausgeprägt, nahezu 18, $17^1/_2$, 17 und $16^3/_4$ g, die eher hochgewichtigen Tetradrachmen entsprechen, vielleicht aber, wie schon oben angedeutet wurde, auf ältere einheimische Barrennormen zurückgehen. Als Vorbilder dienten u. a. die zwei Köpfe nach rechts von Honos und Virtus der Kalenusdenare (um 62 v. C.), der Kopf der Sybilla der Denare des T. Carisius (48 v. C.), der Eber der Denare des Hosidius Geta (54 v. C.). Nach Fr. Kenner wären es Gepräge aus der Zeit des pannonischen Aufstandes von 6—7 n. C., andere setzen sie besser als Gepräge einer pannonischen Liga etwas früher an und betrachten die Unterwerfung des Landes durch die Römer im J. 15 v. C. als Abschlußzeit. Als Häuptlingsnamen figurieren auf der Rückseite BIATEC, BVSSVMARVS (und BVSV), AMIORIX, NONNOS, EVOIVRIX, FABIARIX, COISA, DEVIL, COBROVOMARVS, COVNOS, COVIOMARVS und IANTVMARVS (Tf. 85 Abb. 5; vgl. Forrer *Kelt. Num.* S. 128, 129). Funde vom Simmering bei Wien und bei Preßburg. Als Reversbilder figuriert des öfteren ein schwertbewaffneter Reiter, ein Wolf, auf den Stücken des BVSV eine rückwärts blickende, geflügelte Kentaurin, eins der merkwürdigsten Münzbilder der kelt. Numismatik (Fo. Abb. 549).

Eine bisher nur in einem Exemplar bekannte Abart dieses norischen Großsilbers ist das Silberstück des Gesatorix im Museum zu Salzburg, 11,965 g schwer, mit beiderseitigem Fürstenporträt und der Umschrift: GESATORIX REX ECRITVSIRI RE(gis) FIL(ius); vgl. Österr. arch. Jahreshefte 1906 S. 70ff. Kubitschek und Forrer *Studien.*

§ 39. Der oben genannte Name BIATEC wiederholt sich auch auf Goldmünzen des Muscheltypus (Fund von Deutsch-Jahrendorf; Fo. Abb. 390, Gewicht 6,45 g). Diese „Goldmuscheln" haben die Form von Austern (daher ihr Name). Die gewölbte Vorderseite ist bald ohne Gepräge, bald trägt sie einen Stern, der an eine Hand mit ausgestreckten Fingern erinnert; die Rückseite ist konkav und gelegentlich mit einem stark erhöhten Wulst in Halbmondform ausgestattet, von dem schwach reliefierte Strahlen gleich Sonnenstrahlen ausgehen (Fo. Abb. 4, 65, 390). Das Zentrum dieser zwischen $7^1/_2$ und $6^1/_2$ g liegenden Gepräge ist Böhmen. Von dort aus haben sie sich bis an den Rhein und anderseits bis Ungarn verteilt. Beachtenswert ist ihr auch noch bei den geringer gewichtigen Exemplaren stets qualitativ vorzügliches Gold. Das rohe Gepräge entspringt einer zurückgebliebenen Prägetechnik, doch läßt ein Exemplar (Fo. Abb. 65) keine Zweifel, daß auch hier die geprägelose Buckelvorderseite an die Stelle eines menschlichen Kopfes getreten ist — vermutlich des Pallaskopfes der Alexanderstater, in welchem Falle dann die Gebilde der Rückseite Überreste der stehenden Nike darstellen, der Wulst ihren Körper, die Strahlen ihren Flügel vertreten. Als Präger werden die böhmischen Boijer und die Markomannen vom Ende des 2. und insbesondere des 1. vorchristl. Jh. in Betracht kommen.

§ 40. Weiter westwärts schließen sich diesen „Goldmuscheln" die den süddeutschen Boijern zuzuweisenden Regenbogenschüsselchen an. Zwei Gattungen lassen sich unterscheiden, die mit Bildgepräge und die ohne solches. Die Gepräge losen haben Schüsselform, gewonnen durch Prägung zwischen einem bildlosen, konvexen Stempel und ebenso bildloser, aber konkaver Matrize. Sie sind besonders auf Teilstater, z. T. auf sehr kleine Gewichte, ausgemünzt (worüber man § 19 vergleiche). Hin und wieder gibt es dgl. Goldschüsselchen, die auf der Vorderseite gegen den Rand hin eine reliefierte Schlangenlinie erkennen lassen, entweder der einzige Versuch, der Münze ein Münzbild zu geben, oder aber der einzige Rest einer im Münzstempel vorhandenen Gravierung, von welcher aber mangels genügend scharfer Präge nichts oder nur wenig auf dem Schrötling zum Abdruck kam (Fo. Abb. 1). Trotz des primitiven Aussehens dieser geprägelosen Goldschüsselmünzen sind sie alle oder doch die Mehrzahl gleichartige Bruchteile relativ junger Regenbogenschüsselstater mit Gepräge, in der Hauptsache alle erst dem 1. Jh. v. C. angehörend.

§ 41. Die Regenbogenschüsseln mit Gepräge zeigen in der überwiegenden Mehrzahl als Münzbild auf der Vorderseite eine Art Vogelkopf mit starkem, gekrümmten Schnabel, eingefaßt von Kranzwerk, auf der Rückseite einen Halbkreis mit Endkugeln (Torques), der eine Anzahl reliefierter Kugeln umspannt (Tf. 86 Abb. 7; Tf. 89 Abb. 5). Die Zahl dieser Kugeln ist verschieden, auf den Vollstatern gewöhnlich 6, seltener 5 und 3, auf den Teilstatern weniger, ohne daß aber die Zahl der Kugeln immer der Gewichtsminderung entsprechend abnähme. Sie waren also keineswegs ein absolutes Werterkennungsmerkmal. Immerhin wäre denkbar, daß die Kugeln gleich den Scheiben des Luxemburger Kernunnosreliefs das Zahlmittel des Geldes und der Halbkreis das andere Zahlmittel jener Zeit, den goldenen Torques, darstellen soll. Hin und wieder sind jedoch an Stelle dieser Zeichen ein oder mehrere Sterne gesetzt, was auch dem Gedanken an gewollte Darstellung von Himmelszeichen, an Halbmond und Sterne, Raum gibt. Noch seltener erscheinen lyraartige Ornamente (Fo. Abb. 393), auf der Vorderseite eine kreisförmig gekrümmte Schlange mit Vogelkopf (Fo. Abb. 396 und 485). Auf anderen Emissionen verliert sich der stark geschnabelte Vogelkopf als Mittelbild ganz und bleibt nur der Kranz übrig (Tf. 89 Abb. 6), oder er wandelt sich in ein Triquetrum um, wie es die späten Stater des Bochumer Fundes zeigen (Fo. *Studien*). Daneben treten hin und wieder buchstabenartige Zeichen auf, die dem rätischen Alphabet anzugehören scheinen. Einmal sieht man, in Württemberg, auf der Vorderseite einen Hirschkopf en face dargestellt.

§ 42. Der Prototyp dieser Regenbogenschüsselchen war bisher nicht sicher, mangels der die Brücke bildenden Übergangsformen. Ich dachte an den goldenen Philipper mit Apollokopf und Biga, Hertlein an den Alexanderstater mit behelmtem Pallaskopf und stehender Nike.

Inzwischen habe ich drei der gesuchten Übergangsformen gefunden, die unverkennbar zeigen, daß beide Thesen recht behalten, ganz einfach weil diese Gepräge in Süddeutschland am Treffpunkte äußerster Philipper- und Alexanderstaterverrohung durch gegenseitige Beeinflussung entstanden sind. Das hier auf Tf. 86 Abb. 7 wiedergegebene Goldstück läßt noch den Helmkamm, die Nase und das stark vergrößerte Auge des Pallaskopfes der Alexanderstater ahnen, zugleich aber bereits die Umbildung zur gehörnten Schlange der Regenbogenschüsseln mit geringelter Schlange erkennen. Anderseits zeigen zwei in meinen *Studien zur kelt. Num.* veröffentlichte Goldstater des Philippertypus („Ein frühgallischer Philipper mit verrohtem Bigalenker" und „Zum Goldstater K. N. Fig. 392"), wie sich, gleich dem Auge der Treverer Stater, so der Vogelkopf, die Lorbeerkranzumrahmung und der Torques der Regenbogenschüsselchen aus der Verrohung des Apollokopfes und des Bigalenkers ergaben.

Wichtig ist eben, daß diese Münzen auf der Grenzscheide liegen zwischen gall. Philipperkopie und rätischer Alexandernachpräge. Das Kernland der Regenbogenschüsselchen mit Kranz, Vogelkopf und Torques ist Bayern, von wo aus diese Mün-

zen ostwärts, besonders nach Böhmen, ja bis nach Posen (vgl. Tf. 86 Abb. 8 aus Slabencinek) ausgestrahlt haben, westwärts über Württemberg nach Hessen, dem Elsaß und der Schweiz. Ihre Hauptträger sind die kelt. Boijer Süddeutschlands. Von diesen haben in der Spätzeit auch die Mattiaker, Tenkterer und andere dem Rhein benachbarte Stämme den Typus übernommen, allerdings indem sie, der Spätzeit entsprechend, allmählich an die Stelle des guten Goldes Elektrum setzen, das schließlich durch immer stärkeren Silber-, dann selbst Kupferzusatz degeneriert.

§ 43. Eine den Regenbogenschüsselchen ähnliche Erscheinung bilden die Goldmünzen der Salasser, bei denen der klassische Prototyp ebenfalls fast bis zur Unauffindbarkeit des Vorbildes verroht ist, wobei das Münzbild sich aber nicht in Schüsselform, sondern auf einem flachen, gedrungenen Goldschrötling präsentiert. Ein menschlicher Kopf (der Pallaskopf der Alexanderstater mit Nike?) löst sich auf zu einem netzartigen Gebilde, das man gerne als Goldwäschereigerät der goldwaschenden Salasser interpretieren möchte. Auf dem Revers setzt sich das seltsame Beiwerk fort, überquert von Namensinschriften in rätisch-etrusk. Buchstaben wie ᚹᚦIKOV (Prikov[asi] oder Prikoy), KᚹSILOI (Kasiloi), VVKOS (Ulkos oder Lukos). Die Streuung liegt um die Walliser Alpen (vgl. R. Forrer *Klassifikation der Salasser-Gepräge und eine unedierte Salasser-Variante* in Berl. Münzbl. 1913 und *Studien z. Kelt. Num.* 1926).

§ 44. Der Philippergoldstater, mit Apollokopf und Biga, hat seltsamerweise fast nur im Westen Nachprägung gefunden. Es ist, als wichen sich philippische Gold- und Silberprägung gegenseitig aus: diese beherrscht den O, jene den W, und zwar geht die Grenze rhôneaufwärts durch die Ostschweiz an den Rhein; dann folgt die Streuung diesen aufwärts längs beiden Ufern bis Bregenz und mit Ausstrahlungen bis Württemberg, rheinabwärts durch Elsaß, Baden und in die bayerische Pfalz. Westwärts dieser Grenzen reicht der Philippergoldstater bis tief nach Belgien hinein und über den Kanal nach Britannien.

In das derart umrissene Philippergebiet ist der Originalstater aber nicht von Makedonien her donauaufwärts gelangt, sondern auf dem Umwege des Mittelmeer-Seeverkehrs via Marseille, wo der goldene Originalphilipper die kurante Goldrechnungsmünze geworden war (Marseille selbst prägte bloß Silbermünzen). Von Massilia aus bürgerte er sich dann als Zahlmittel bei den Arvernern ein, deren Reich, nach dem Zeugnis Strabons, sich ehedem bis an den Rhein erstreckte. Tatsächlich haben sich philippische Originalstater am Rhein gefunden (Fund von Gamshurst in Baden), und ebenso sind wiederholt sehr frühe Philippernachprägungen in der Rheinlinie Bregenz—Basel entdeckt worden (Fo. Abb. 77, 431, 432, hier Tf. 88 Abb. 2; Forrer *Les monn. gaul. trouvées en Alsace* 1925).

§ 45. In der ehedem gewaltigen Ausdehnung jenes Arverner Reiches sehe ich einen Hauptfaktor der Verbreitung der Philipperoriginalstater in Gallien. Dies Reich zerfiel dann in seine verschiedenen Stämme, wodurch das Gebiet der Arverner sich auf einen relativ kleinen Bezirk reduzierte; aber der Anstoß war gegeben: längs der verschiedenen Hauptstraßen des Handelsverkehrs entstanden zahlreiche Nachprägungen, die anfangs zwar ziemlich gleichartig das Originalgepräge kopieren, später aber immer stärker regionales Kolorit annehmen: Bei den Helvetiern der Westschweiz neigt sich der breitwangige Apollokopf stark nach vorn, und über der Stirne hängt eine Locke; von der Inschrift ΦIΛIΓΓOY des Revers bleiben einige Buchstaben gleich Ornamenten erhalten (ΠΓΡΠ); das Gold wird blaßgoldenes, schließlich fast silberfarbenes Elektrum; gegen Schluß der Prägung wird die Münze ausgesprochen schüsselförmig (vgl. Tf. 89 Abb. 2 und die Münzmatrize von Avenches Fo. Abb 56). Jenseits, w. des Jura, trifft man verwandte Gepräge, aber statt des Silbers setzt man dem Gold allmählich Kupfer zu.

§ 46. Bei den Leukern = Viroduni schafft dieser Kupferzusatz förmliches Rotgold; der Lorbeerkranz des Apollokopfes nimmt leiterartiges Aussehen an (Fo. Abb. 445, 446). Bei den Bellovakern schwellen die Haare zu einem mächtigen Lockenge-

menge an, während das Gesicht klein und nebensächlich erscheint (Tf. 88 Abb 7). — Bei den Parisii erhält der Kopf ausgesprochenen Frauencharakter, und unter dem Hals gewahrt man gemusterte Gewandung (Tf. 88 Abb. 8); auf dem Revers hat sich das hintere, zweite Pferd der Biga ganz verloren, dafür ist das Vorderpferd um so größer und wilder geworden; über ihm hat sich der Bigalenker in ein netzartiges Gebilde aufgelöst (Tf. 88 Abb 8). Im Gegensatz zu den erwähnten konkaven ostgall. Münzen ist der Schrötling dieser Parisii und Bellovaci flach gehalten, breit aber dünn. — Im NW Galliens, bei den Aulerkern, Curiosoliten und Osismern, erhält das Pferd Menschenkopf, und der Bigalenker wird zum fliegenden Engel umgestaltet. Eine geflügelte Figur wird auch unter dem Körper der Pferde sichtbar; in anderen Fällen ist es ein Krieger mit Schild und Speer (Tf. 89 Abb. 7 Curiosoliti), oder es erscheint unter dem Pferd eine Hand, ein Rad, ein säugendes Füllen (Aulerci) oder eine Leier (Osismi). Vor den Apollokopf der Osismer setzt man, an perlschnurartigen Ketten hängend, Menschenköpfe und denkt deshalb an eine Darstellung des kelt. Ogmios. — Bei den Biturigern erhält Apollo streng stilisierte Locken, und an der Stelle des Bigalenkers erscheint ein Vogel, darunter gelegentlich ein Königsname, so ABVCATOS (Tf. 88 Abb. 3). — An der Nordwestperipherie, z. B. bei den Baiocassern (Fund von Jersey), locken sich die Haare des einstigen Apollokopfes zu Spiralen; Eberfiguren umrahmen den Kopf und sind unter oder über dem menschenköpfigen Pferd sichtbar (Tf. 88 Abb. 9). Beachtenswerterweise — wir befinden uns hier dem Zinnlande gegenüber — mischt sich hier das degenerierte Gold-Elektrum stark mit Zinn.

§ 47. Weiter nordwärts wird der einstige Apollokopf der Goldstater immer undeutlicher und löst sich gewissermaßen in seine Einzelteile auf: bei den Treverern vergrößert sich das Auge unheimlich, alle anderen Gesichtsteile verdrängend (Fo. Abb. 71, 461, 462). Dazu treten dann in der Spätzeit Häuptlingsnamen wie LVCOTIOS, POTTINA usw. (Tf. 88 Abb. 4). — Bei den Atrebaten sieht man nur noch den Lorbeerkranz übrigbleiben (Fo. Abb. 459), noch weiter n. bleibt nur sinnloses Liniengewirr (Tf. 89 Abb. 11), oder, wie bei den Morinern, ein ganz geprägeloser Buckel übrig (Tf. 88 Abb. 5). — Endlich, jenseits des Kanals, bei den Briten, wird der Lorbeerkranz kreuzförmig ausgestaltet (so Evans XIII 13, XIV 7, 9), um dann sich in rotierende Bewegung zu setzen und einen förmlichen Wirbel zu bilden (Evans XIV 5). Oder der Lorbeerkranz verwandelt sich in eine regelrechte Kornähre, und auf dem Revers erscheinen Königsnamen wie CAMVL, CVNO, BODVOC, VOLISIOS, auf Bronzen CAMVLODVNO, TASCIIOVANTIS, CVNOBELINI · TASCIO usw.

§ 48. Die oben erwähnte Kornähre gewisser Britengoldstater ist ein vorzügliches Beispiel, wie, nachdem einmal der Apollotypus seinen Deformationsweg genommen hatte, gelegentlich auf andere Münztypen zurückgegriffen wird, um das degenerierte Münzbild zu reformieren: Die britische Kornähre ist zweifellose Degeneration des Apollokopfes, aber man hat dann Münzen von Metapontum herangezogen, um in erneuerter und verschönter Form jene Kornähre darzustellen.

Ähnlich ist es dem schönen Pferd ergangen, das den Revers der Spätarverner Goldstücke, des Vercingetorix (Tf. 89 Abb. 4), des Verca u. a., ziert. Im Ursprung das allein übriggebliebene Pferd der Philipper Biga, hat man nachträglich doch wieder eine antike klassische Münze herangezogen, um den allmählich arg zerzausten Pferdetypus zu regenerieren.

Ebenso verhält es sich auch wohl mit dem Pegasus der goldenen Teilstater der Mediomatriker (Tf. 89 Abb. 3). Die Vorderseite ist ein im Format stark verkleinerter Apollokopf der Philipperstater. Der Pegasus des Revers ist das Pferd der Philipperbiga, deren Lenker degeneriert und zum Flügel umgebildet worden ist; aber dem derart zum Pegasus gewordenen Wagenpferd scheinen doch klassische, etwa syrakusanische Münzen zu Paten gestanden zu haben.

Aus einer ähnlichen Regeneration scheint auch der Reiter der Britenstater Südostenglands (mit der Beischrift COM—F und VIR — REX) hervorgegangen zu sein. Ursprünglich entweder der Reiter der

Keltisches Münzwesen

Donaukeltische Nachprägungen der Silberstater Philipps und Alexanders von Makedonien (Slg. Forrer). Nach R. Forrer.

Tarentiner Goldstater oder aber der von der Biga auf den Pferderücken gerutschte Bigalenker der Philipperstater, ist er in Anlehnung an einen keltiber. oder röm. Republikdenar modernisiert worden.

§ 49. Die eben erwähnten Goldstater von Tarent sind gleich dem goldenen Philipper in Gallien nachgeprägt worden, jedoch in nur ganz beschränktem Maße und in einer ganz bestimmten Region, nach Blanchet zunächst bei den Ambianen um Amiens, d. h. gegenüber der Südostküste Englands. Der klassische Prototyp ist also nicht von Tarent aus quer durch Gallien an die Nordwestküste Frankreichs gelangt, sondern auf dem Seewege, wahrscheinlich — wie ich gezeigt habe — weil Tarentiner Kaufleute dort gegenüber dem Zinnlande einen kontinentalen Stützpunkt besaßen, der ihr eigenes Gold, Tarentiner Stater, in den Handel brachte. Diese haben dann in der näheren Umgebung Nachahmung gefunden, wobei der Reiter sich allmählich bei den Redonen in eine Reiterin mit geschwungenem Schwert und Schild verwandelt hat (Tf. 89 Abb. 9, 10; vgl. § 7 und 10).

§ 50. Neben den unzähligen lokalen Variationen der Hauptbilder sind weitere regionale Kennzeichen durch Einführung von allerlei Beizeichen geschaffen worden. Diese sind hervorgegangen aus den Künstler- oder Münzmeistermarken, Städtewappen bzw. -monogrammen usw., welche die klassischen Gepräge zu begleiten pflegen und beim goldenen Philipper zwischen den Pferdebeinen und dem Inschriftabschnitt angebracht sind. Die älteren kelt. Münzgraveure haben diese Marken getreulich auf ihre Nachprägungen mit übernommen. Im Verlaufe der Zeit aber sind auch diese Motive oft verroht wiedergegeben oder ganz unterdrückt worden. Unter den derart übernommenen Beizeichen figurieren das der aufgerollten Schlange oder Schnecke (Tf. 88 Abb. 1), das Triquetrum, der Delphin, eine Henkelvase (Tf. 89 Abb. 4), ein Dreifuß, das Blitzbündel des Zeus (Tf. 89 Abb. 2), das Monogramm AR u. a. m. Diese Vielartigkeit der übernommenen Beizeichen beweist besser als jedes andere Argument, daß in Gallien nicht ein Originalstater der Stammvater aller gall. Nachprägungen ist, sondern daß es verschiedene Originalstater des Philippertypus waren, die — und zwar an verschiedenen Punkten mehr oder weniger gleichzeitig — zur Nachprägung gelangten. — Aus der örtlichen Verteilung dieser Beizeichen lassen sich gewisse regionale Typen ableiten, doch wird dieser Versuch nicht unwesentlich beeinflußt dadurch, daß verschiedene Stämme ein- und dasselbe Beizeichen übernommen haben und anderseits gleichartige Gepräge einer einzigen Region oft doch recht verschiedene Beizeichen tragen. So haben z. B. die Teilstater des Helvetiertypus als Beizeichen bald das Blitzbündel, bald eine Achterschleife, bald einen hahnenköpfigen Delphin (vgl. Tf. 89 Abb. 1, 2).

§ 51. Eine dem Kontinent fremde, nur den münzenden Briten der Spätzeit eigene Sonderart stellen die Goldstater mit beschriftetem Incusum dar: Die Vorderseite ist uni, d. h. geprägelos geworden, aber man hat diese leicht gewölbte Fläche dann mit einem contremarkenartigen Namensstempel beprägt, der in einem Rechteck in lateinischen Buchstaben den Häuptlingsnamen trägt (so TINC, COM F). Das um $5^1/_2$ g liegende Gewicht dieser Stater zeigt ihre Spätzeit an; sie gehören, wie ja auch ihre z. T. aus Cäsar bekannten Häuptlingsnamen besagen, der Schlußzeit der britischen Unabhängigkeit an (vgl. bes. Beale Poste *The coins of Cunobeline* London 1853; John Evans *The coins of the ancient Britons*; De la Tour *Atlas des monnaies gauloises*).

Bemerkenswerterweise tritt übrigens gleichfalls zur Spätzeit der kelt. Goldprägung auch auf Regenbogenschüsseln des Kontinents ein rechteckiges Incusum, hier jedoch unbeschriftet, auf (vgl. Tf. 86 Abb. 8 von Slabencinek in Posen).

§ 52. Die gallischen Silbergepräge zeigen denselben Werdegang wie die Goldmünzung, allmähliche Verminderung des Gewichtes und der zeichnerischen Qualitäten des Gepräges, dann Versuche zu neuem Aufschwung und das Auftreten gall. Häuptlingsnamen, schließlich Aufhören der autonomen Prägung nach Cäsars Siegen.

Ausgangspunkt sind die klassischen Gepräge der großen Handelsstädte Massilia, Rhoda und Emporiae, letztere beiden die heutigen Hafenstädte Rosas und Ampurias in Nordspanien.

Massilia (s. Marseille) prägte Drachmen mit Dianakopf und Löwe, dazu Obolen mit Apollokopf und Rad, die beide längs der Rhône starken Absatz fanden. Einige einheimische Stämme übernahmen den Drachmentyp und fügten dem Löwen statt der Beischrift ΜΑΣΣΑΛΙΗΤΩΝ ihren eigenen Namen bei: ΚΑΙΝΙΚΗΤΩΝ (Coenicenses), ΤΡΙΚΟ (Tricorii), ΓΛΑΝΙΚΩΝ (Clanum), (ΣΗ)ΓΟΒΙ (Segovii), weiter ostwärts PIKOI (Ricomagensi), OVXIDIOI (Ouchidii). Der Löwe findet nach zwei Seiten Umgestaltung: Im Gebiet der Rhône ändert er sich zu einem Krebs, darüber ein Kessel hängt; bei den nordital. Alpenkelten wird er skorpionartig mit dem Inschriftrest ΜΑΣΣΑ (Tf. 88 Abb. 10). In letzterer Form hat man ihn in La Tène und im Münzfund von Burwein (Graubünden) gefunden. In Marzabotto begleiteten gleiche Münzen Mitteltènegräber, im Tessin anscheinend noch solche der späten LTZ. Die letzten Prägungen sind charakterisiert durch starke Verrohung des Dianakopfes, des Löwen und der Beischrift und durch ihre geringen Gewichte (1,5 g statt $3^3/_4$ bzw. $3^1/_3$ g). Wann die Nachprägung einsetzt, ist nicht genauer bekannt, anscheinend zu Ende des 3. oder zu Beginn des 2. Jh., als der Zustrom an älteren Massiliadrachmen versiegte.

§ 53. Emporiae (s. Emporion) prägte Drachmen mit Cereskopf und stehendem Pferd mit darüber schwebender Nike, bei 4,9 g Durchschnittsgewicht. Die Nachprägung scheint sich hauptsächlich auf Südwestgallien beschränkt zu haben, aber nach dem hohen Gewicht (ca. $4^1/_2$ g) der Nachahmungen ziemlich früh einzusetzen (Fo. Abb. 142—144), anderseits auch früh, wohl schon im 2. Jh. v. C., wieder eingestellt worden zu sein. Aber sie hat bei den Biturigern noch bis ins 1. Jh. auf die Typenbildung nachgewirkt (Fo. Abb. 146, 59, 89).

§ 54. Stärkere Verbreitung fanden die Nachprägungen der Drachmen von Rhoda, mit Cereskopf auf der einen und großer, von oben gesehener Rose auf der anderen Seite (Fo. Abb. 121 ff.; vgl. bes. De la Tour *Atlas* Tf. 8ff.). Da die Nachahmungen in allen Stadien der Barbarisation und sowohl in guten als in sehr degenerierten Gewichten vorkommen, darf geschlossen werden, daß die Nachprägung relativ früh (3. Jh. v. C.) einsetzt und sehr lange (1. Jh. v. C.) in Übung geblieben ist. Dabei muß diese Nachmünzung eine sehr starke Ausdehnung, und zwar in der Linie Rhône—Rhein, genossen haben, da ihre Produkte sich bis Baden und Württemberg verfolgen lassen. Man bringt sie als Rückwirkungserscheinung mit den großen Wanderungen der Volcae in Zusammenhang, deren Name (VOLC) tatsächlich auf diesen Drachmen mehrfach erscheint. Dabei vollzieht sich derselbe Typenvermengungsprozeß, den wir schon wiederholt beobachtet haben: Von der Rose von Rhoda bleiben nur die vier Trennungsrippen übrig; diese teilen das Münzfeld in vier Kreisabschnitte und machen es so dem Münzbild des Marseiller Rades gleich, dessen vier Speichen ein Kreuz bilden (Fo. Abb. 122—136).

§ 55. Allmählich tritt in Gallien an die Stelle griech. Drachmenvorbilder der römische Denar — ein äußeres Zeichen des Erstarkens des röm. Handels. Zuerst macht sich diese Erscheinung natürlich in Südostfrankreich bemerkbar, wo bereits Ausgangs des 3. Jh. v. C. im Rhône-Gebiet die um 250 geprägten römischen Denare mit Pferdekopf und der Beischrift ROMA oder ROMANO in starker Stilisierung Nachprägung finden (Fo. Abb. 186, 187). Aber statt der röm. Beischriften treten in etrusk. Lettern einheimische Königsnamen auf: IALIKOVASI und KASIOS (Gewicht 2,45 g).

Dann werden, weiter nordwärts und um die Wende des 2. ins 1. Jh. v. C., römische Denarbilder auf Quinargewichte übertragen (Durchschnittsgewichte $2^1/_5$—$1^3/_4$ g). Man kopiert den Kopf der behelmten Roma (Fo. Abb. 188—196, 204—215). Auf der Rückseite sieht man gewöhnlich ein Pferd mit oder ohne Reiter, und ohne daß bestimmt angegeben werden könnte, welches der spezielle Prototyp war. Aber auch andere Motive erscheinen, auf den Quinaren des ATEVLA VLATOS ein stehender Stier, auf denen des VIIPOTAL

Keltisches Münzwesen

Westkeltische, gallische Goldgepräge des Philipper-Typus (1—9), Silbernachprägung der Drachmen von Massilia (10) und Potinmünze (11).
(Slg. Forrer.) Nach R. Forrer.

(1 und 2. Averno-Helvetier, 3. Bituriger, 4. Treverer, 5. Moriner, 6. Aulerker, 7. Bellovaker, 8. Pariser, 9. Baiokasser, 10. Gallia Cisalpina, 11. „Catalauni".)

ein gall. Krieger mit Schild und Feldzeichen, auf denen des Dumnorix (Beischrift DVBNOREX) ein Gallier mit Eberstandarte.

Allerlei Beizeichen gestatten zeitliche oder örtliche Unterschiede; auf den Bituriger Quinaren, darunter solchen mit der Beischrift CAMBOTRE, erscheint über dem Pferd ein Kurzschwert in breiter Scheide (Fo. Abb. 89), auf anderen eine Art Feldzeichen, usw. Die Häuptlingsnamen werden häufig; neben den schon genannten: ORGITIRIX, ARIVO · SANTONOS, DIASVLOS, TOGIRIX, Q · DOCI — SAM · F, AVSCRO, DONNVS, DVRNACVS usw. Eine Reihe dieser bezeichnet man als Glieder der Liga gegen Ariovist, andere als Verbündete gegen Cäsar. Die Zahl dieser Prägungen ist ungemein groß, und die in diesen kriegerischen Zeiten vergrabenen und so häufigen Schatzfunde haben sie oft zu Tausenden uns überliefert.

§ 56. In dem Maße, wie in Gallien mit den Kriegsereignissen der Goldumlauf nachläßt und die Goldqualität abnimmt, dann auch das einheimische Silber nach der Besitzergreifung durch Cäsar dem röm. Silbergelde weicht, nimmt in diesem Lande die heimische Bronze- und Potinmünzung an Umfang zu.

Ihre Vorläufer sind die von massilischem Großkupfer beeinflußten Großbronzen von Baeterra und der Longostaleti. Letztere zeigen neben dem Dreifuß oder unter dem Löwen, einmal auch einem Eber, ihre Namensbeischrift ΛΟΓΓΟΣΤΑΛΗΤΩΝ oder Namen ihrer Könige: ΚΑΙΑΝΤΟΛΟΥ ΒΑΣΙΛ, ΒΙΤΟΥΙΟ ΒΑCΙΛΕΥC, ΡΙΓΑΝΤΙΚΟ usw. Auf den Bronzen von Baeterra erscheinen der Name ΒΗΤΑΡΡΑΤ oder Königsnamen in keltiberischen Lettern.

§ 57. Immer mehr nehmen dann Bildmotive der röm. Münzung überhand und mit ihnen, fast ausnahmslos auf Kleinbronzen, Namen gall. Fürsten und Münzmeister oder auch, immerhin seltener, Namen des emittierenden Stammes: KABE (Cabellio), VOLCA AREC (Volcae Arecomici), NAMA und NEM COL (Nemausus), AVLIRCO EBVROVICO. Bei den Arvernern treffen wir die Namen IIPAD — (nactus), DONNADV, VERCA, BRICIOS, CONTOVTOS, LVCIOS, bei den Äduern TOCIANTOS, bei den Carnuten ЄΛΚЄSOOYIZ TASϥIITIOS, ARIMACIOS, TOVTOBOCIO — ATEPILOS, ARTOS, CVSSROS, MAGVRIX, bei den Turonen TVRONOS TRICCOS, TVRONOS CANTORIX, bei den Aulerkern PIXTILOS, bei den Lexoviern CISIAMBOS ARCANTODAN, CISIAMBOS · CATTOS VERCOBRETO, MAVFENNOS ARCANTODA·, bei den Veliocassi SVTICCOS, RATVMACOS, ferner ECCAIOS, GIAMILOS, EPENOS (und ЄΓHNOC), ROVECA (und POOYIKA), ΔЄIVICAC (und ΔЄIOVIϥIIAϘOS), CRICIRV, ATISIOS REMOS usw. Auf anderen solchen Kleinbronzen figuriert auch der Name A. HIR . IMP, Aulus Hirtius imperator, des Genossen und Nachfolgers Julius Cäsars in Belgien. Dieser und die Kleinbronzen des GERMANUS INDVTILLI · F mit dem Kopfe des Augustus, sowie die des Contoutos mit dem Kopfe des Antonius sind für die Zeitbestimmung dieser geprägten Bronzemünzen äußerst wichtig.

§ 58. Als was diese Kleinbronzen bei den Galliern galten bzw. welchen Namen sie trugen, geht aus gewissen Stücken der Lexovier hervor, auf denen nicht nur der Name des Argantodan, CISIAMBOS, sondern, auf der Rückseite, auch der Name des Geldstückes genannt ist: SIMISSOS PVBLICOS LIXOVIO (hier Textabb. in § 12); auf einer zweiten (De la Tour 7159) lautet die Umschrift: CISIAMBOS · CATTOS VERGOBRETO — SIMISSOS · PVBLICOS · LIXOVIO. Das Geldstück war also, obgleich wesentlich leichter, vom röm. Semis abgeleitet.

§ 59. Dazu gesellen sich nun die in der Mehrzahl nicht geprägten, sondern einfach mitsamt dem Münzbild gegossenen Potinmünzen, deren Verbreitung sich besonders über Mittel- und Nordgallien, darüber hinaus nach Belgien, der Schweiz und den Rheinlanden erstreckt; vereinzelt reichen sie aber bis Böhmen (Hradiště von Stradonitz). — Bei den Sequanern zeigen sie einen rohen, oft scheinbar behelmten Kopf; als Revers eine Tierfigur, bald ein springendes Pferd, bald den stoßenden Stier von Marseille imitierend (Fo. Abb. 171—174, 482—484). Bei den Veliocassern sieht man affrontierte Eberfiguren, bei den Leukern den Eber (Fo. Abb. 46, 48), bei den Ca-

talauni einen tanzenden, bezopften Krieger mit Speer und Torques (Tf. 88 Abb. 11), den hockenden, bezopften Kernunnos mit Torques (Fo. Abb. 516), einen eine Schlange verschlingenden Bären, anderwärts einen Stierkopf en face, ein rotierendes Triquetrum usw. (Fo. Abb. 47).

Gegossene ostgall. Potinmünze mit roher menschlicher Figur auf der Vorderseite und Pferd (bzw. Stier) und Torques auf dem Revers.

Wie die gall. Gold- und Silbermünzen, so zeigen auch die gall. Potinmünzen ganz ungeheure Stilverschiedenheiten: Bis zur Unkenntlichkeit des Vorbilds verrohende Nachahmungen; als Beispiel vgl. obenstehenden Potinguß, wo der Kopf der Diana von Marseille zu einer unbestimmten männlichen Figur verroht, der Stier von Marseille pferdeähnlich und oben ein Torques mit Endkugeln angefügt wird. Dann wieder ausgezeichnete, das klassische Vorbild noch vorzüglich wiedergebende Güsse analog Tf. 89 Abb. 12. Dazwischen typisch nationale Umbildungen, wie Tf. 88 Abb. 11 ein Beispiel bietet.

Die Gewichte der älteren dieser Potinmünzen liegen zwischen $5^3/_4$ und 4 g, die späteren sind im Gewicht schwächer (um $3^1/_2$ und $2^1/_2$ g). — Wann sie einsetzen, und wann sie aufhören, ist nicht ganz sicher festgestellt. Die Mehrzahl datiert jedenfalls aus der unteren (späteren) Hälfte des 1. Jh. v. C.

Für die Potinmünzen gilt ebenso, oder noch mehr, wie für die kelt. bzw. gall. Gold- und Silbergepräge, daß die Zuweisungen an die einzelnen Stämme nicht immer ganz wörtlich aufzufassen sind. Vielfach sind es nur, den „Arbeitshypothesen" vergleichbar, Attributionen, die stillschweigend mit einer gewissen Reserve gegeben und genommen werden. Der mehr oder minder hohe Grad von Sicherheit hängt vom glücklichen Zusammentreffen der oben angedeuteten allerlei Kennzeichen ab, als da sind Fundverteilung, Stil, Form, Prägeart und Metallmischung des Schrötlings, Darstellung, Beischriften usw.

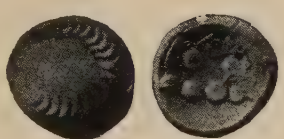
§ 60. Das augusteische Kupfer hat sie dann allmählich außer Kurs gesetzt, voran die stark verbreiteten Groß- und Mittelbronzen von Nîmes-Nemausus (mit den Köpfen von Octavian und Agrippa, mit Krokodil und Palme, darüber COL · NEM), von Vienne-Vienna (besagte Köpfe nebst Schiffshinterteil, darüber C · I · V) und von Lyon-Lugdunum (die beiden Cäsarenköpfe und Schiffshinterteil, dann die Kupfermünzen mit dem Bilde des Augustus und dem Altar von Lyon). Auch diese Münzen sind dann wieder bei den Barbaren, ich denke speziell an die noch nicht unterworfenen rheinischen Germanen vom Ende des 1. Jh. v. C. und aus der Frühzeit des 1. Jh. n. C., unter Verrohung von Bild und Gewicht nachgeprägt worden.

§ 61. Wie nach England, so hat auch nach Spanien die kelt. Münzprägung ihre Ausläufer gesandt. Während im N die griech. Hafenstädte Rhoda und Emporiae die griechische Drachme und griech. Schrift einführen, treten im S unter karthagischem Einfluß karthagische Gepräge mit phönikischer und libyco-phönikischer Schrift in Umlauf. Von 227—210 prägen dort die karthagischen Vizekönige aus der Familie der Barka Kupfergeld mit punischer Schrift. Die keltiberische Zone tritt dann, etwa im 2. Jh. v. C., ebenfalls in Konkurrenz, wobei unter dem Einfluß der röm. Macht und besonders des röm. Handels die Nachprägung des römischen Republikdenars einsetzt. Die Gewichte dieser Silberstücke liegen gewöhnlich zwischen $3^3/_4$ und 3 g. Als Münzbild figuriert stereotyp ein eigenartig stilisierter, bärtiger oder unbärtiger Männerkopf, den man als den keltiber. Herkules zu bezeichnen pflegt, der aber wohl je nach der Gegend verschieden ausgelegt wurde. Die Rückseite trägt ebenso stereotyp, in Anlehnung an die Dioskuren der röm. Denare, aber wohl wieder in Anpassung an einheimische Götterbegriffe, einen Reiter zu Pferd, mit Lanze oder Schwert, darunter keltiber.

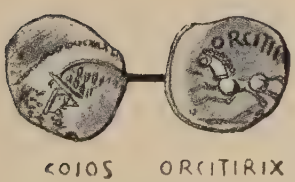
1 2

3 4

5



6



13

7

8

9

10

11

12

Keltisches Münzwesen

Westkeltische Gold-, Silber- und Potinmünzen: 1 u. 4. arvernisch. — 2. helvetisch. — 3. Mediomatrici. — 5 u. 6. Regenbogenschüsselchen. — 7—10. Nordwestgallische Goldstater, Namneter und Redonen. — 11. Goldstater der Kaleten. — 12. Carnutische Bronze des Tasgetius. — 13. Silberquinar des Orgetorix.

Schriftzeichen, welche die Emissionsstadt und gelegentlich auch die emittierenden Fürsten kundgeben (Fo. Tf. 3). Osca, Belsinum, Segobriga, Turiasco haben besonders zahlreich derartige Denare ediert.

Daneben gelangt in Spanien Bronzegeld zur Ausgabe, besonders Groß- und Mittelbronzen, die bald geprägt, öfters aber auch mitsamt dem Münzbild einfach in der Gußform gegossen wurden (Fo. Tf. 3, 4). Das Gewicht entspricht dem reduzierten As. Als Münzbilder sieht man wieder den Herakleskopf und den Reiter dominieren, aber häufig treten auch andere Motive an ihre Stelle, Frauenköpfe als Bilder lokaler Gottheiten oder Sphinx, Pflug, Kornähren u. dgl. m. Die Beischriften sind anfangs keltiber., dann treten Bilinguen auf, keltiber. und lat., wobei gerade diese Bilinguen viel zur Entzifferung des keltiber. Alphabets beigetragen haben (Celsa, Segobriga, Obulco, Bilbilis, Lerida); allmählich verliert sich die keltiber. Beischrift und es herrscht ausschließlich die lat.-röm. Namenswiedergabe. Unter Augustus tritt an die Stelle der Götterbilder das Bild des Augustus, dann das des Tiberius, und es erfolgt auch im übrigen Gepräge starke Anpassung an die frühkaiserliche Kupfermünzung. Schließlich, nach Tiberius, wird dieser letzte Rest autonomer Münzung ganz verdrängt durch das rein kaiserliche Gold-, Silber- und Bronzegeld.

F. de Saulcy *Essai de classification des monnaies autonomes de l'Espagne* 1840; Delgado *Catalogue des monnaies et médailles de feu M. de Lorichs* 1857; A. Heiss *Monnaies antiques de l'Espagne* 1870; Campaner *Indicador manuel de la numismatica española* Palma de Mallorca 1891; A. Heiss *Coup d'oeil sur l'état actuel de la num. de l'Esp. antique* Rev. Num. 1892 S. 148ff.

§ 62. Die größte Sammlung keltischer Münzen befindet sich im Münzkabinett der Bibliothèque Nationale zu Paris; weitere sehr große sind in den Münzkabinetten von London, Berlin, München, Wien. Budapest hat große Serien von Donaukelten, Petersburg besonders viele Thasosnachprägungen, Madrid natürlich die keltiber. Serien. — Die großen frz. Privatsammlungen, Duchalais, de Saulcy, Longpérier usw., sind zumeist in der obenerwähnten Pariser Staatssammlung aufgegangen, andere in das Musée des antiquités nationales zu St. Germain-en-Laye gelangt; die Sammlung des Grafen Ponton-Danicourt kam nach Péronne, die von Changarnier nach New York. Von anderen Sammlungen sind zu nennen die Sammlung Sir John Evans (†)-Nash Mills (Briten), Dr. Forrer-Straßburg (gall. im allg., schweiz., Rhein- und Donaukelten im besonderen, danach die Mehrzahl der hier auf den Tf. 85—89 reproduzierten Abbildungen hergestellt), Dr. Verworn-Bonn (versteigert 1922, Katalog A. Cahn Nr. 49), A. Uhlhorn-Sarre-Union (allgemein), Graf Dessewffy-Budapest (besonders Donaukelten).

Cl. Bouteroue *Recherches curieuses des monnoyes de France* 1666; Artikel von de Lagoy, de Crazannes, de la Saussaye, Ch. Lenormant, F. de Saulcy ab 1837 in Revue fr. de Numismatique; v. Donop *Les médailles gallo-gaëliques de la trouvaille de l'île de Jersey* (Hannover 1838); G. Conbrouse *Catalogue raisonné des monnaies nationales de France* 1839, Atlas 1840; Joachim Lelewel *Type gaulois ou celtique* 1840; E. Lambert *Étude sur la numismatique du Nord-ouest de la Gaule* 1844; Th. Mommsen *Die nordetrusk. Alphabete in den Inschr. u. Münzen* 1853; Beale Poste *The coins of Cunobeline and of the ancient Britons* 1853; F. de Saulcy *Lettres à M. de Longpérier sur la num. gaul.* Rev. num. 1858—1869; Fr. Streber *Über die sogen. Regenbogenschüsselchen* Sep. aus Abh. Bayr. Ak. 1860/1; H. Meyer *Die in der Schweiz gef. gallischen Münzen* Mitt. Zürich 1863; John Evans *The coins of the ancient Britons* 1864; E. Hucher *L'art gaulois ou les Gaulois d'après leurs médailles* Paris und Le Mans 1865, 2. Aufl. 1874; Fr. Pichler *Die keltischen und konsularen Münzen der Steiermark* Graz 1865; F. Kupido *Die im Kaiserstaat Österreich gef. Barbarenmünzen* Berl. Bl. f. Münz-, Siegel- u. Wappenk. 1866; Ch. Lenormant *Monnaies Rhétiennes* Rev. num. 1869; De Saint-Remy *Recherches sur la num. gaul., sur le mode de fabrication etc.* Congr. scient. de Fr. 1874; Bielz *Die dakischen Tetradrachmen Siebenbürgens* Archiv d. Ver. f. siebenb. Ldsk. 1874; Ch. Robert *Monnaies gauloises* Ann. Soc. de Num. 1877—81; A. de Barthélemy *Etude s. l. monn. découvertes à Jersey en 1875* Rev. num. 1884; R. Forrer *Ein interessanter Goldfund* (St. Ludwig-Basel) Antiqua 1884; v. Tröltsch *Fundstatistik der vorröm. Metallzeit* 1884; R. Forrer *Partagierte Münzen bei den Galliern* Antiqua 1885; A. de Barthélemy *Note sur les monn. gaul. trouvées au Mont César* Rev. arch. 1881; V. Groß *La Tène* 1886; M. Much *Atlas* 1889 (in Österreich gef. Keltenmünzen); E. Muret und A. Chabouillet *Catalogue des monn. gaul. de la Bibl. Nat.* 1889; H. de la Tour *Atlas des monnaies gaul.* 1892; Duhn-Ferrero *Le monete galliche del med. del Ospizio del Gr. San Bernardo* Mem.

della R. Acc. Tor. 1891; L. Corragione *Münzgesch. d. Schweiz* 1896; Fiala *Collection Ernst Prinz Windisch-Grätz* 1900; E. Gohl *La trouvaille de Nagy-Bisztereez* Congrès intern. Paris 1900; R. Forrer *Aufsätze über keltische Numismatik* erschienen von 1901—1907 im Jahrb. d. Ges. f. lothr. Gesch. u. Alt. (Metz; vgl. unten *Kelt. Num.* 1908); Adr. Blanchet *Recherches sur les monn. celtiques de l'Europe Centrale* Rev. Num. 1902; R. Forrer *Prähistorisches auf keltischen Münzen* ZfEthn. Verh. 1903; E. Gohl *Szarmata Ermek a Romani császaarsag Korából* 1904; Jules Aldor *La trouvaille de monnaies celtiques de Tótfalu* 1904; F. Hertlein *Die geschichtl. Bedeutung der in Württemberg gef. Keltenmünzen* 1905; Adr. Blanchet *Traité des monnaies gauloises* 1905; Píč-Déchelette *Le Hradischt de Stradonitz* 1906; R. Forrer *Keltische Numismatik der Rhein- u. Donaulande* Straßburg 1908; Dessewffy *Barbar Pénzei* Budapest 1910—14; A. Blanchet und A. Dieudonné *Manuel de numismatique française* I Paris 1912; P. Vouga (und Forrer) *La Tène* 1923; R. Forrer *Les monnaies gauloises trouvées en Alsace* 1925; R. Forrer *Studien zur kelt. Numismatik* 1926.

Robert Forrer

Kelto-Ligurer s. Ligurer B § 3.

Kenotaphion. § 1. K. sind Grabanlagen für solche Toten, deren Bestattung aus irgendwelchem Grunde, z. B. weil sie in der Fremde oder an unbekanntem oder unzugänglichem Orte gestorben waren, nicht möglich war. So empfiehlt Pallas Athene dem Telemachos, seinem Vater ein K. zu errichten, wenn er seinen Tod erfährt (Od. I 289ff.). Menelaos baut in Ägypten ein K. zu Ehren Agamemnons (Od. IV 583f.), und die Langobarden errichteten für ihre in der Fremde verstorbenen Stammesgenossen auf Grabhügeln hohe Stangen mit Vögeln auf der Spitze (Paul. Diaconus V 34). Der dem Brauche zugrunde liegende Gedanke ist offenbar der, daß der Tote oder seine Seele selbst in das Grabmal einziehen werde.

§ 2. Außer in den genannten Fällen wurden K. bisweilen auch noch dann errichtet, wenn die definitive Bestattung eines Toten aus irgendwelchem Grunde verschoben werden sollte. So beim Tode des Patroklus, dessen Gebeine erst nach dem Tode seines Freundes Achilles mit dessen Asche zusammen bestattet und bis dahin im Zelte des Achilles in einer Schale aufbewahrt werden sollen. Der ihm als K. über den Scheiterhaufenresten errichtete Hügel ist daher auch nur mäßig groß (Il. XXIII 236ff.).

§ 3. Endlich wurden K. auch noch solchen Toten bereitet, die zwar in regelrechter Weise bestattet waren, deren Grab aber sich in der Ferne befand und daher für einen regelmäßigen Totenkult unerreichbar war (Suet. Claud. 1). Es war also ein Ehrendenkmal, wie etwa unsere heutigen, oft auf dem allgemeinen Friedhofe auf den Familiengrabstätten errichteten Kriegerdenksteine, an denen zu bestimmten Gedenktagen Blumen und Kränze niedergelegt werden, also ein regelrechter Totenkult stattfindet.

§ 4. In Alteuropa glaubt man als K. schon manche altmegalith. Grabbauten, namentlich der iber. Halbinsel, ansprechen zu dürfen, in denen die Ausgrabung weder irgendwelche Beigaben noch Spuren von Skeletten zutage gefördert hat, oder die nur Kohlenreste und Beigaben enthalten (Portug. I S. 665ff. Fortes; L'Anthrop. 1904 S. 388 Cartailhac). Aber auch in vielen sicheren Körpergräbern, die als solche einwandfrei durch die Lage der dem Körper angepaßten Beigaben erkennbar sind, ist von Skelettresten jede Spur vergangen, wie umgekehrt auch nicht selten Skelette ohne jede Beigabe vorkommen. Das Fehlen von menschlichen Knochenresten in Dolmen braucht daher nicht notwendig auf ein K. hinzuweisen (Wilke *Südwesteurop. Megalith-Kultur u. ihre Bez. z. Orient* 1912 S. 6).

§ 5. Mit weit mehr Wahrscheinlichkeit können als K. manche Tumuli gelten, die lediglich Holzkohle und allenfalls noch gebrannte Tierknochen, Gefäßscherben u. dgl., aber keine Menschenreste enthalten, wie dies beispielsweise M. Lienau bei einzelnen Hügeln der Garther Heide festgestellt hat (Mannus 11/12 S. 72f.), und wie man es auch für viele der völkerwanderungs- und wikingerzeitl. schiffsförmigen Steinsetzungen glaubt annehmen zu dürfen (s. Bootsgrab). Dagegen muß bei den von Schliemann in der Troas ausgegrabenen und von ihm für K. erklärten Tumulis (H. Schliemann *Troja* 1884 S. 282ff., 292) die Frage unentschieden bleiben, da hier recht wohl auch Skelettgräber mit vergangenen Skeletten vorliegen können.

G. Wilke

Kentaur. Unter den min.-myk. Fabelwesen fehlen die K., sie erscheinen erst am

Ende der geom. Periode, offenbar aus dem Orient: späte Dipylon-Schale (geflügelte K.), Kleinbronzen von Olympia, Bleifigürchen aus Sparta, Goldbleche.

Baur *Centaurs in Ancient Art* S. 4ff.; Roscher *Lex.* II 1046, 1075f.; *RE* XI (1921) S. 177f. Bethe; Ath. Mitt. 18 (1893) S. 113; *Olympia* IV Tf. 13, 215. G. Karo

Kent's Höhle s. Großbritannien und Irland A § 3.

Kent-Stufe s. Großbritannien und Irland A.

Kephala. Neugriech. Name des Hügels, auf dem der Palast von Knossos (s. d.) liegt; im Volksmund auch τοῦ Τσελεβῆ ἡ Κεφάλα „Hügel des Herrn", was aber auf einen einst in der Nähe wohnenden türk. Bey, nicht auf den alten Königspalast zu beziehen ist. G. Karo

Kephallenia. Die größte der ion. Inseln, deren Arealberechnungen zwischen 664 und 760 qkm schwanken, mit vielfach gegliederten, hafenreichen Küsten, hohen Bergen (bis 1620 m) und wenigen fruchtbaren Talmulden. Bei Argostoli am Abhang der Akropolis von Krane Ansiedlungsspuren von neol. Zeit an, runde und ovale Gräber mit Steinsetzungen, ferner ein myk. Kuppelgrab und eine Höhle mit 10 myk. Grabgruben. Kuppel- und Felskammergräber auch bei Masarakata und Kokkolata (hier auch vormyk. Steinkistengräber). Keine andere der ion. Inseln enthielt annähernd so viele myk. Anlagen.

RE XI (1921) S. 193ff. Bürchner; J. Partsch *K. u. Ithaka* 1890; Ath. Mitt. 19 (1894) S. 486ff. Wolters; CR. acad. inscr. 1909 S. 382ff., 1911 S. 7f.; Ἐφ. ἀρχ. 1912 S. 268; Πρακτικά 1912 S. 115ff., 250ff.; Δελτίον 1 (1914) Beibl. 59 Kavvadias; ders. Προϊστορικὴ Ἀρχαιολογία 1914 S. 355ff. Vgl. Rev. arch. 37 (1900) S. 128ff. (Vasen in Neuchâtel); Goekoop *Ithaque la Grande* 1908 (Versuch, auf K. bei Argostoli die Heimat des Odysseus zu finden). G. Karo

Keramik s. Töpferei, Vase.

Kerbel s. Dill.

Kerbschnitt. § 1. Stereometrische Aushöhlung der Grundfläche zur Erzielung einer malerischen, durch den Gegensatz von Licht und Schatten wirkenden Verzierung. — Das seltene Vorkommen des K. in der jüngeren StZ erklärt sich aus dem flächenhaft-linearen Charakter der neol. Gefäßverzierung; daß man die Technik aber kannte, zeigt ihre Verwendung dort, wo der charakteristisch neol. Stil noch nicht ausgebildet war (Schöpfkelle der älteren Pfahlbautenkeramik aus Monsheim [s. d.]; *AuhV* 5 Abb. 315), oder in der Spätzeit, als malerische Stiltendenzen sich Geltung verschafften (in der Glockenbecherkeramik; s. Glokkenbecherkultur). In beiden Fällen begegnet der K. in der typischen Gestalt zweier gegenständiger, alternierender Dreiecksreihen mit ausgespartem Zickzackband.

§ 2. Die zunehmende Vorliebe für eine malerische Belebung der Gefäßwand (s. Buckelverzierung, Kannelierung) führt in der BZ zu einer viel allgemeineren Verwendung des K. An den „geschnitzten" Tongefäßen („Zellenschnittkeramik") Süd- und Westdeutschlands, namentlich in Württemberg und dem Elsaß (Band IV Tf. 52 Abb. 21, 23, 24), kann das ausgeschnittene oder auch eingedruckte Muster breite Streifen der Wandfläche überziehen. Als ihre Heimat wird Württemberg betrachtet, die Verbreitung reicht von Frankreich (s. d. C; Band IV Tf. 55 f, l—t) bis Österreich-Ungarn (s. d.), rheinabwärts bis Holland (s. d. B). Von der älteren BZ (B-Stufe Reinecke) ist dieser K. in Ton bis zur Urnenfeldkultur zu verfolgen. In der bunt bemalten Keramik der HZ Süddeutschlands und des Niederrheins findet er dann von neuem reiche Verwendung. S. Mittel- und Süddeutschland C, D.

§ 3. In der ausgesprochen malerischen Verzierung der nordd.-skand. Bronzen aus der fortgeschrittenen II. Per. Mont. spielt der K. neben Durchbrucharbeiten eine bedeutende Rolle, sei es, daß das vertiefte Muster leer blieb und durch die erzeugten Schatten wirkte oder auch in Verbindung mit Harzeinlagen. In der beliebten Gestalt des Dreieckzickzackmusters wurde der K. als untergeordnetes Randmuster auch in der späteren nord. BZ zugelassen. — Obwohl der K. in Ton und Metall während der späteren EZ auffallend zurücktritt, ist er wohl nie ganz in Vergessenheit geraten. An nord. Geräten aus Knochen, Horn, Holz, ist die Tradition bis in die RKZ, als dem K. eine neue Blüte bevorstand, zu verfolgen (Monteliusfestschr. 1913 S. 249ff.).

§ 4. Die stilgeschichtliche Bedeutung des K. im Rahmen der alteurop. Ornamentik liegt so klar zutage, daß es verfehlt wäre, zu seiner Erklärung fremde, zufällig einwirkende Faktoren heranzuziehen. Gegen die Ableitung der wichtigsten Gruppen von Kerbschnittarbeiten — südd. Tongefäße, nordd.-skand. Keilschnittbronzen — von den kerbschnittverzierten Vasen der älteren Kykladen-Kultur spricht das frühe Auftreten des K. in der StZ. Die meistens vorausgesetzte Priorität des K. in der Holzbearbeitung scheint angesichts seiner weiten Verbreitung und müheloser Herstellung in der Töpferei zumindest fraglich.

Behrens *Bronzezeit* S. 217; Beltz *VAM* S. 162, 166; Déchelette *Manuel* II 1 S. 378 f.; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 396; Mannus 4 (1912) S. 176f. Kossinna; *AuhV* 5 S. 360f. Reinecke; Scheltema *Altnord. Kunst* 1923 S. 77 f., 103 f., 122 f., 163 ff.; 10. Ber. röm.-germ. Kom. (1917) S. 32 K. Schumacher.

F. A. v. Scheltema

Kerbschnittverzierte Keramik. § 1. Kerbschnittverzierung nennt man bei Tongefäßen die Dekorationsart, die, von weitem betrachtet, den Eindruck erweckt, durch Kerbschnitt hervorgerufen zu sein, wie er in der Holztechnik durch den Charakter des Materials sich herausgebildet hat. Von hier ist diese Verzierung übernommen worden, nur daß sie in dem anderen Stoff in anderer Weise hergestellt wird. Das vor dem Brand noch weiche Tongefäß brauchte nicht mit scharfem Messer geschnitzt zu werden, sondern durch Eindrücke mit einem Holz- oder Knochenstäbchen konnte das gewünschte Muster hergestellt werden, indem Linien eingetieft, Punkte eingestochen oder Felder verschiedener Form durch besonders hergerichtete Punzen eingestempelt wurden. Nur in manchen Fällen, zur Ergänzung der genannten Dekorationsarten, tritt auch die eigentliche Schnitzerei bei Tongefäßen auf. Die Unterscheidung ist nicht schwierig, denn die Ränder und der Grund eines eingestempelten Feldes sind völlig glatt, während ein eingeschnittenes Dreieck rauhen Grund und selten ganz gerade Ränder hat. Nur bei letzterer Art wird die Menge des Tones vermindert, es gibt Abfall. Die Formen der zum Stempeln benutzten Punzen waren verschieden in Größe und Form. Am häufigsten erscheint ein gleichseitiges Dreieck, das, gegenständig angeordnet, ein erhabenes Zickzackband ergibt, das im eigentlichen Kerbschnitt sehr beliebt ist.

§ 2. Gleichzeitig mit der Technik ist bisweilen auch die Form übernommen worden, allerdings können wir dies nur in den wenigen Fällen belegen, in denen sich Holzgefäße der BZ erhalten haben. Aus Schleswig-Holstein und Jütland kennen wir zylindrische Spandosen und halbkugelige Tassen mit Henkel (J. Mestorf *Vorgesch. Altert.* Tf. 35, 374—376; O. Montelius *Kulturgeschichte Schwedens* 1906 S. 88 Abb. 130 u. 131; Mannusbibl. 12 S. 45 Abb. 19 Kossinna). Beide Formen kommen in Ton mit Kerbschnittverzierung in Württemberg und im Elsaß vor (Behrens *Bronzezeit* Tf. 14, 1; 16, 1. 2. 9. 10. 12), so daß wir annehmen dürfen, daß man auch hier Holzgefäße gehabt hat, die als direkte Vorbilder gedient haben.

§ 3. Die geographische Verbreitung der bronzezeitl. Kerbschnittverzierung innerhalb Deutschlands und der unmittelbar angrenzenden Länder ist diese: die schwäbische Alb (besonders das Oberamt Münsingen) hat die zahlreichsten Beispiele, wenig nach gibt ihr das Unterelsaß (Kreis Hagenau; Band IV Tf. 52 Abb. 21, 23, 24). Dieselben feineren typol. Unterschiede, die zwischen diesen beiden Hauptgruppen erscheinen, bestehen auch gegenüber den bayer. Funden (aus Mittelfranken, Oberpfalz, Nieder- und Oberbayern) und der wieder etwas abweichenden mittelrheinischen Gruppe (Kreise Darmstadt, Groß-Gerau, Worms, Oppenheim), dazu je ein Stück aus der n. Rheinpfalz (Eisenberg), der s. Rheinprovinz (angeblich Andernach) und Oberhessen (Wölfersheim). Nach O und S sind weitere Beispiele, soviel ich sehe, nicht bekanntgeworden. Dagegen hat Ost-, Mittel- und Südfrankreich schöne Proben (Band IV Tf. 55 f, l—t; Déchelette *Manuel* II 1 S. 379 ff.; Germania 1 [1917] S. 26 ff. Behrens). Im NW dürfen vielleicht Funde aus der Gegend von Haltern (*AuhV* 5 Tf. 40, 682—3) als Ausläufer der südd. bronzezeitl. Kerbschnittverzierung aufgefaßt werden.

§ 4. Zeitlich gehören die bisher angeführten Beispiele aus Mitteleuropa ziemlich eng zusammen, nämlich in die mittlere BZ („Hügelgräber-BZ"), innerhalb der wir aller-

dings wieder drei Unterstufen scheiden können. Die Mehrzahl der kerbschnittverzierten Gefäße gehört den beiden älteren Stufen an (Reinecke B u. C). Zu Stufe B z. B.: Riegerau, mit Randaxt und geschwollenen Nadeln (Behrens *Bronzezeit* S. 108f.), Upflamör, dabei Nadeln mit geschwollenem, durchbohrten Hals (Behrens a. a. O. S. 150), Donauberg bei Sufflenheim, mit geschwollenen Nadeln (Behrens a. a. O. S. 174). Zu Stufe C gehören beispielsweise: Traisa, dabei Bronzenadel mit leicht konischem Kugelkopf (Behrens a. a. O. S. 189), Nierstein mit Hirtenstabnadel (Behrens a. a. O. S. 184), Wölfersheim mit Kugelkopfnadel (Behrens a. a. O. S. 200/01). Wohl ans Ende von Stufe C gehört: Schutzendorf mit einschneidigem Messer (Behrens a. a. O. S. 142), während Tautting-Untersöchering (Behrens a. a. O. S. 99) mit Radanhänger noch etwas älter sein dürfte. Vielleicht schon in Stufe D gehört Weingarten (Behrens a. a. O. S. 170).

§ 5. Diese zeitliche Anordnung der kerbschnittverzierten Gefäße (soweit sie sich durch Beifunde desselben Grabes datieren lassen) scheint auch geographisch angeordnet zu sein, insofern die s. Funde (Bayern s. der Donau, schwäb. Alb und Elsaß) die älteren, die mittelrheinischen dagegen die jüngeren zu sein scheinen. Das könnte darauf hindeuten, daß diese ganze Dekoration aus s. Richtung kommt und allmählich nach N vordringt. Die Vorbilder der württembergischen Henkelkrüglein könnte der spätneol. Schussenrieder Typus (s. d.) geliefert haben, dessen Dekorationsmotive (breite Zickzackbänder mit gerauhten oder schraffierten Zwischenfeldern) der Ausgangspunkt der Kerbschnittverzierung gewesen sein können. Aber anderseits begegnet uns Kerbschnitzerei auf spätneol. und bronzezeitl. Gefäßen Westungarns, und auch gewisse späte Glockenbecher (z. B. Großmehring; *AuhV* 5 Tf. 61, 1103) zeigen Vorstufen der Kerbschnittverzierung, ja sogar auf Hinkelsteingefäßen erscheint etwas Derartiges als Randstreifen (Wormser Festschrift 1903 Tf. 4 Abb. 16 Koehl).

§ 6. Leichter als die Herkunft der Kerbschnittverzierung ist ihre Weiterentwicklung in der spätesten BZ und der HZ zu verfolgen. Doch kann diese hier nur kurz gestreift werden. Vereinzelt findet sie sich in der spätesten BZ (Urnenfelderstufe), wie von Biebrich (Behrens a. a. O. S. 263), häufiger in der Frühhallstattzeit, soweit sie aus dieser sich entwickelt und vielleicht noch starke andere Einflüsse aufgenommen hat, z. B. Reusrath bei Opladen und Scheuerbusch bei Wahn (Mannus 4 [1912] S. 200 Abb. 1 und Tf. 18), Kehrig bei Mayen (BJ 123 Beil. 1 S. 76), Siefersheim und Partenheim in Rheinhessen (unveröffentlicht), Hegne bei Konstanz (R. G. Korr. Bl. 4 [1913] S. 65ff.), Lochenstein bei Balingen (Fundb. Schwaben NF 2 [1924] Tf. 5 1), Buchau (ebd. 1 [1922] S. 43 Abb. 11, 12), Zürich-Hafner (*8. Pfahlbaubericht* Tf. 2, 21). Diese frühhallstätt. Kerbschnittverzierung gibt zwanglos den Übergang zu den bemalten Kerbschnittgefäßen Südbadens, Württembergs und Südbayerns, deren Ausläufer bis Österreich (Gemeinlebarn; s. d.; Mitt. präh. Kom. 1 S. 49ff.), in die Schweiz (Unter-Lunkhofen; Anz. f. schweiz. A. K. 7 [1905/6] S. 5ff.), das Elsaß (Naue *Vorröm. Metallzeit im Elsaß* Tf. 4, 25; 5, 30) und Oberhessen (Niedermockstadt; Schumacher *Rheinlande* I 116 Abb. 37, 8) sich verfolgen lassen.

AuhV 5 Tf. 32 u. 40; 10. Ber. röm.-germ. Kom. S. 32ff. K. Schumacher; Déchelette *Manuel* II 1 S. 379ff.; Behrens *Bronzezeit* S. 217ff.

Behrens

Kerbspitze s. Aurignacien, Solutréen.

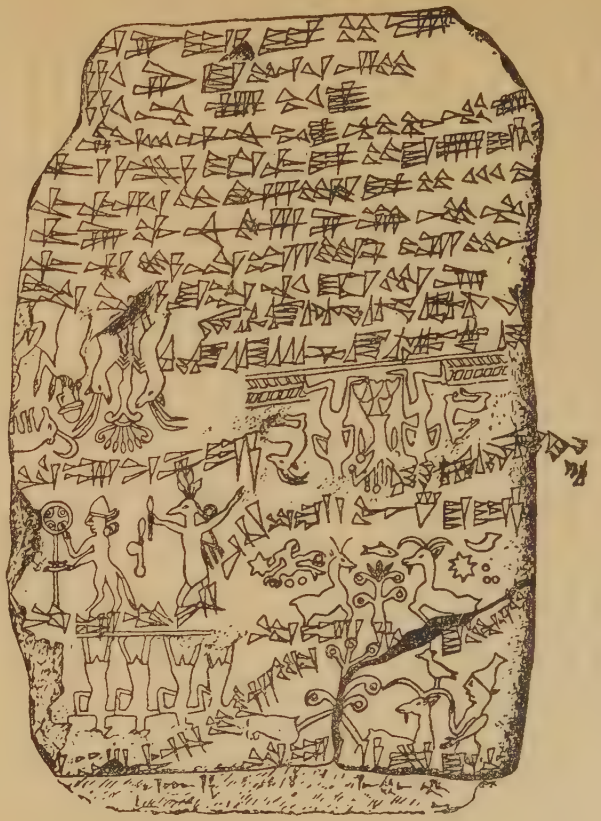
Kerkuk-Tafeln (Tf. 90). Das ö. des Tigris gelegene hügelige Vorland des Zagros-Gebirges, das Land G/Ḳutium der Akkader, liefert dem Bagdader Antiquitätenhandel seit längeren Jahren eine besondere Klasse von akkad. Keilschrifttexten, als deren Fundort bald der Hügel Wirān-šehir ('Ruinenstadt'), bald der diesem benachbarte Bezirkshauptort Kerkuk (etwa 100 km ö. des alten Aššûr [s. d.], am Ḳaza-Čāj, einem der Quellflüsse des ʿAḍēm) angegeben werden. Von den danach sog. K.-T. (für die V. Scheil Rev. d'Assyr. 15 [1918] S. 65 indes die umfassendere Bezeichnung „tablettes goutiennes [qoutiennes]" vorgeschlagen hat) sind einige 100 hauptsächlich nach London sowie in die staatlichen Museen zu Berlin und Paris gelangt, jedoch bisher nur 10 z. T. stark beschädigte Tafeln veröffentlicht (ein kurzer Brief und, einschließlich dreier Adoptions- und zweier Pachturkunden, neun Texte des Zivilrechts).

a

b

c

d



e

Kerkuk-Tafeln

a—d. Siegelabrollungen auf K.-T. in Berlin (a = VAT 6049; b = VAT 4581; c = VAT 6039; d = VAT 6040). Nach O. Weber. — e. K.-T. mit Siegelabrollung in Paris. Nach Scheil.

Texte (z. T. mit Übersetzungen): CT II Tf. 21, vgl. Journ. Asiat. Society 1897 S. 589ff. T. G. Pinches; OLZ 5 (1902) S. 245 B. Meissner, vgl. Rec. de Trav. 31 (1909) S. 56 ff. V. Scheil; VS I (1907) Nr. 106—111 A. Ungnad; Rev. d'Assyr. 15 (1918) S. 65ff. V. Scheil.

Einige wenige Besonderheiten des in den K.-T. verwendeten akkad. Dialektes, vor allem aber ca. 90 Personennamen, unter denen nur verschwindend wenige sem. sind, bezeugen für das Land G/Ḳutium das Vorhandensein einer nichtsem. Bevölkerung, die, mit derjenigen des westmesopotamischen Mitanni-Reiches (s. Mitanni) der Amarnazeit entweder identisch oder doch nächstens verwandt, wie die übrigen subarisch-ḫurrischen Stämme Vorderasiens unter stärkstem Einfluß der babyl.-assyr. Keilschriftkultur (s. Keilschrift) stand. Der Zugehörigkeit zu einem von den Beherrschern Babyloniens erst verhältnismäßig spät (seit dem 26. Jh.) eroberten, dann viele Jh. lang z. T. unabhängigen, meist aber zwischen Assyrern und Babyloniern strittigen Grenzland entspricht weiter, daß die Form der Schriftzeichen ungefähr die Mitte zwischen babyl. und assyr. hält, daß ein (den Assyrern allezeit fremder) seit der Kassitenzeit dem babyl. Bürgschaftsrecht zugehöriger Terminus technicus begegnet, während das Hohl- und Agrarflächenmaß ein assyr. (*imēru* = hebr. *ḫōmer*) ist, welches in Babylonien ungebräuchlich war.

Personennamen: A. T. Clay *Personal names from cuneiform inscriptions of the Cassite Period* 1912 passim; Rev. d'Assyr. 15 (1918) S. 72f. V. Scheil. (Beide ohne Berücksichtigung der z. T. nach den gleichen Prinzipien gebildeten nichtsem. Personennamen der kappad. Tontafeln [s. d. § 3].) Terminus des Bürgschaftsrechtes: OLZ 10 (1907) S. 145 Anm. 2 A. Ungnad; P. Koschaker *Babylonisch-assyr. Bürgschaftsrecht* 1911 S. 215.

Die Datierung der K.-T. etwa auf die Mitte oder 2. Hälfte des 2. Jht. v. C., die die Besonderheiten der Schrift und Sprache und jener juristische Fachausdruck nahelegen, wird durch den arch. Befund anscheinend bestätigt: die Charakteristika der sehr bemerkenswerten Siegelabdrücke der K.-T., die oft eine Fülle von Einzelheiten aufweisen, findet G. Contenau (*La glyptique syro-hittite* 1922 S. 158) in gewissen Siegelzylindern aus Assur und besonders aus Gezer (s. d.), deren Datierung möglich ist, wieder.

Siegelabdrücke auf Kerkuk-Tafeln: AO 17/18 (1918) passim O. Weber; Rev. d'Assyr. 15 (1918) S. 69, 72 V. Scheil und besonders G. Contenau a. a. O. Tf. 1—10 mit ausführlicher Beschreibung S. 63—82. Julius Lewy

Kernaxt (dän. *Kaerneøks*, schwed. *kärnyxa*, *runt om slagen yxa*, frz. *pic*) ist der Name eines der beiden leitenden Axttypen der Kökkenmödding-Stufe und des Campignien (s. d.). In Skandinavien ist der Typus ohne Zweifel autochthon, denn er kommt schon in den anzyluszeitl. Wohnplätzen vor, wenn auch hier nur erst spärlich und in gröberen Formen. Nach Stjerna (Ant. Tidskr. 19:2 S. 38) ist er eine Nachbildung der Axt aus Urstierknochen. Die K. hat einen runden Querschnitt, und die durch schrägen Schnitt entstandene Schneide wird daher auch abgerundet. Zusammen mit dem Scheibenspalter lebt die K. bis tief in die j. StZ, in einigen Gegenden bis in die Ganggräberzeit, fort. Weit häufiger als der Scheibenspalter wird die K. in Grünstein nachgebildet. S. Limhamn-Typus, Nøstvet-Typus und Nordischer Kreis A § 2a 2—3, § 3b 3, c. Gunnar Ekholm

Kernos (Tf. 65 c, d). Altgriech. Bezeichnung für eine Vereinigung mehrerer kleiner Gefäße für Trank- und Speiseopfer, übertragen auf entsprechende ägäische und min. Vasen aus Stein und Ton, die seit dem 3. Jht. erscheinen: kret. Steingefäße mit zwei oder vier Näpfen (FM), tönerne Altarplatten mit Väschen aus Phaistos (MM I), im Kreise auf einer gemeinsamen Basis angeordnete Tonvasen aus Melos u. a.

BSA 3 S. 54ff. Bosanquet; 12 S. 9ff. Xanthudidis; *Excav. at Phylakopi* S. 102 Tf. 8, 14 Edgar; *RE* XI (1921) S. 316ff. Leonard; Xanthudides *Vaulted Tombs of Mesarà* 1924 Tf. 1, 2, 10, 11, 24, 31. G. Karo

Kertsch (Kerč) s. Südrußland D.

Kerub. Sachlich entsprechen den hebräischen K. die Stier- und Löwenkolosse, welche man an die Eingänge der Tempel zu stellen pflegte. Der Name scheint auf die babyl. Worte *kuribu* bzw. *karibu* zurückzugehen, die man für solche Gestalten angewendet findet (z. B. Messerschmidt *Keilschrifttexte aus Assur* I 69ff.; vgl. OLZ 1911 S. 476 Meissner; Harper *Assyrian and babylonian letters* XII 1194 Obv. 13 für *kuribu*; V. Scheil *Textes élamites-sémitiques* 4 Tf. 18, 3 Z. 6 u. 8 für *karibu*).

H. Zimmern in *KAT*³ S. 529f., 631f.; A. Jeremias *Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients*³ S. 99ff. Ebeling

Kerze s. Beleuchtung.

Kesselwagen. A. Allgemein. § 1. Mit dem Namen K. bezeichnet man eine kleine, eng umschlossene Gruppe von Bronzewägelchen, bei denen auf vier Rädern, von welchen je zwei durch Achsen verbunden sind, ein eigentümliches, aus schlangenartig gebogenen Metallblechstücken oder Bügeln bestehendes Gestell sich erhebt, das einen großen, mit zwei Doppelhenkeln versehenen Kessel trägt. Fünf typische Vertreter dieser Gruppe sind bis heute bekannt geworden, die Kesselwagen von Ystad (Schonen), Skallerup (Seeland), Peccatel (s. d.; Mecklenburg-Schwerin), Pennewitt bei Warin (Mecklenburg-Schwerin) und Milaveč (Böhmen).

Mötefindt *Der Wagen im nord. Kulturkreise zur vor- u. frühgeschichtlichen Zeit* Festschrift f. Ed. Hahn. Stuttgart 1917 S. 209ff.

§ 2. Diese fünf Wägelchen weisen unter sich zwar eine Reihe von Verschiedenheiten auf, lassen sich aber im großen und ganzen doch zu zwei Gruppen zusammenfassen: 1. der K. ruht auf einem von vier Rädern getragenen Gestell, dessen vier Längsenden gedreht und in Gestalt von je zwei Hörnerpaaren hoch emporgebogen sind (Ystad, Peccatel); 2. bei einer jüngeren Gruppe sitzen auf diesen Enden kleine Vogelfiguren (Skallerup, Milaveč). Dadurch nähert sich diese jüngere Gruppe den K. vom Typus der sog. „Deichselwagen" (ZfEthn. Verh. 1873 S. 198ff.). Diese beiden Gruppen gehören der III. bzw. IV. Per. der BZ an und sind wohl als germ. Fundstücke anzusehen.

§ 3. Dann kommt eine dritte jüngere Gruppe, aus der zwei Vertreter bekannt geworden sind: Oberkehle (Kr. Trebnitz, Schlesien) und Szaszvarosszek in Siebenbürgen (Mötefindt a. a. O.). Diese jüngere Gruppe unterscheidet sich deutlich von den älteren beiden Gruppen durch das Überwiegen der Vogelformen, weshalb die einzelnen Stücke vielfach auch als Vogelwagen bezeichnet werden. Beide Fundstücke, über die nähere Fundangaben fehlen, dürften der V. Per. angehören.

§ 4. In gewissen Beziehungen zu diesen drei Gruppen steht wohl auch der Bronzewagen von Strettweg (s. d.). In zwei plastischen Figurengruppen führt uns dieser K. die Darstellungen von Opferhandlungen vor, das Mischgefäß, von dem nur der schalenförmige Boden übriggeblieben ist, ruhte auf dem Kopfe einer großen, nackten, weiblichen Figur.

§ 5. Man hat diese Wägelchen früher allg. im kultlichen Sinne deuten wollen (ZfEthn. Verh. 1873 S. 200 Virchow; ZfEthn. 1890 S. 49ff. Undset; Furtwängler *Meisterwerke der griech. Plastik* 1893 S. 262). Man erinnerte dabei an die vierrädrigen Wasserbecken, die im salomonischen Tempel standen und zur Reinigung des Opfers dienten, oder man wies auf die Münzbilder von Krannon in Thessalien hin, die uns einen auch literarisch bezeugten heiligen Wagen wiedergeben, der bei anhaltender Dürre in Bewegung gesetzt wurde, um Regen zu erflehen. Auf dem Wagen stand eine große Amphora. Demgegenüber hat Schuchhardt (*Goldfund von Eberswalde* Berlin 1914) die Ansicht zu begründen versucht, daß die Gefäße als fahrbare Mischkessel zu profaner, prunkvoller Tafelsitte gedient hätten. Schuchhardt wies dabei darauf hin, daß die K. von Peccatel, Skallerup und Milaveč in Gräbern entdeckt wurden; die Grabfunde stellten es als sicher hin, daß die Gefäße im Hause gebraucht wurden. Von beiden Deutungen hat die Schuchhardtsche Ansicht die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, insofern, als sie die Geräte aus sich selbst heraus erklärt und nicht die Gedanken eines anderen Kulturkreises auf den germ. überträgt, in dem die fragliche Gruppe der Kesselwagen aufgekommen ist.

§ 6. Nicht in Verbindung mit den K. steht die Gruppe der Beckenwagen, wie sie uns aus Vulci, Cervetri, Veji erhalten sind (Montelius *Civ. prim.* II, 2 Tf. 267, 336, 352; ders. *Vorklass. Chronol.* S. 98). Diese Beckenwagen sind unzweifelhaft als Tafelgeschirr verwendet worden.

Hugo Mötefindt

B. Ägäischer Kreis. Aus Kypros stammen zwei viereckige, durchbrochene, bronzene Kesseluntersätze auf Rädern, aus der letzten myk. Zeit, wohl den *mekonoth*

des salomonischen Tempels ähnlich. Zu einem entsprechenden Gerät mögen Reste durchbrochenen, figurengeschmückten Stabwerks aus der Zeusgrotte auf dem Ida gehören. Dem eigentlich min.-myk. Kreis ist der Typus fremd.

Murray-Smith *Cyprus* S. 10; A. Furtwängler *Kl. Schr.* II 298ff. (= SB. Bayr. Akad. 1899 II 411); ArchfRW. 8 (1905) Usenerheft S. 54ff. und Ath. Mitt. 45 (1920) S. 131f. Karo; R. Kittel *Studien zur hebr. Archäologie und Religionsgeschichte* S. 189ff. G. Karo

Kesslerloch. S. a. Diluvialfauna § 4, Kunst A, Schweiz A. — Gefunden wurden bei der ersten Grabung geringe Reste eines Kinderskelettes, das aber nur 6 cm unter der Erdoberfläche lag und daher sicher nicht zu den aus tieferen Schichten gehobenen paläol. Geräten gehört, sondern rezent ist, eine Feststellung, die bereits vom Finder K. Merk gemacht wurde. Trotzdem wird der Fund in der Literatur gelegentlich als Beweis für das Vorkommen Kleinwüchsiger im Paläol angeführt.

K. Merk *Der Höhlenfund im Kesslerloch bei Thayngen* Mitt. Zürich 19 (1875) S. 21; Anthrop. Korr.-Blatt 39 (1908) S. 58 J. Kollmann. Reche

Kette. S. a. Schmuck. — A. Europa. § 1. Die K. ist entstanden aus dem Bestreben, den Faden und das Seil in hartes Material unter Beibehaltung der Gelenkigkeit zu übersetzen. Anderes als Metall kommt ernstlich nicht in Betracht, die Idee kann also erst in der Metallzeit verwirklicht worden sein. Die technische Entwicklung der K. schreitet nicht vom Einfachen zum Komplizierten fort, sondern macht, wie so häufig in der Technik, den umgekehrten Weg. Zeitlich an der Spitze stehen nämlich K., die in der frühen BZ Mitteleuropas in einem äußerst komplizierten Gußverfahren, in Troja II durch eine sinnreiche Konstruktion hergestellt sind, während die einfachen Verfahren erst später aufkommen. Die Herstellungsarten sind folgende:

§ 2. Das einfache Zusammenbiegen von Stäbchen, das in den ältesten Epochen der Metallzeit zu fehlen scheint, ist bei den zahlreichen Gürtel- und Schmuck-K. der HZ und LTZ allg. üblich. Zur Verwendung kommen drahtartige Stäbchen und Blechstreifen, deren Enden nicht verfestigt werden, sowie Eisenstäbchen, deren Enden häufig zusammengeschweißt werden wie an einem Gürtel von Dalja in Slavonien (Berliner Staatsslg.).

§ 3. Eine Sondergruppe bilden genietete Bronze-K. der HZ aus gegossenen, geöhrten Stabgliedern, die durch Rahmenglieder verbunden sind. Letztere, aus zwei Hälften bestehend, wurden durch die Stäbchenöhre gesteckt und vernietet. Näheres s. Bronzetechnik A § 8; Band II Tf. 82 c.

§ 4. Schon in der frühen BZ (Aunjetitzer Kultur; s. d.; Band I Tf. 49 b; Band II Tf. 30 Abb. 14, Tf. 32 Abb. 7, 8, 11) stellte man Bronze-K. dadurch her, daß ein Glied durch das andere mittels vierteiliger Formen gegossen wurde, eine Technik, die auch der j. BZ und ä. EZ Mitteleuropas und der ä. EZ Italiens und Frankreichs geläufig war. Über dieses und einige andere Verfahren, K.-Glieder zu gießen, s. Bronzeguß A § 14; Band II Tf. 77.

§ 5. Mehrere Diademe und Ohrgehänge aus Troja II haben als konstruktive Träger Goldkettchen, die folgendermaßen angefertigt sind: Ein Ring wird zu einem schmalen Oval zusammengedrückt und dieses so zusammengebogen, daß beide Enden übereinanderliegen; durch die so entstandene Öse wird das zweite, ebenfalls zusammengedrückte Glied gesteckt usf. Diese einfache und praktische Konstruktion wird in der Folgezeit nur selten angewandt, so bei der bronzenen Trag-Kette eines Gefäßes der etrusk. Per. von Marzabotto (Montelius *Civ. prim.* I B Tf. 109, 1) und bei einer K. der RKZ von der Saalburg (L. Jacobi *Das Römerkastell Saalburg* 1897 Tf. 67, 10). Nach tausendjähriger Pause erscheint sie häufig in feinen Silber-Ketten der slav. Hacksilberfunde.

§ 6. Die Verwendung von K. beschränkt sich im wesentlichen auf Schmuck, Gürtel, Tragketten von Gefäßen, Blashörnern und anderen hängenden Gegenständen, Pferdezaumzeug u. dgl. In allen diesen Fällen hat man die Metall-Kette vor dem Faden offenbar aus praktischen Gründen bevorzugt. Von K. zu rein praktischem Gebrauch erwähnt Cäsar (BG III 13) die Anker-K. der gall. Veneter (s. Anker).

Monteliusfestschr. 1913 S. 155ff. Götze; Die Saalburg Nr. 32/33 (1914) S. 520ff. Götze; Dörpfeld *Troja* S. 359, Beilage 44, 1 Götze; F. M. Feldhaus *Die Technik der Vorzeit* 1914 S. 560. Alfred Götze

B. Vorderasien. K. zum Fesseln von Tieren und Menschen wurden aus Bronze oder Eisen angefertigt. Proben beider Sorten haben sich bei den Ausgrabungen gefunden (Place *Ninive et l'Assyrie* III [1870] S. 70; Photographie Mansell des British Museum Nr. 589, 591). B. Meissner

Keule. A. Europa (Tf. 91). § 1. Zu den ältesten Waffenstücken des Menschen gehört die K. Ihre früheste greifbare Form ist die des Schlägels, der, aus Stein oder Holz gefertigt, noch nicht die Trennung der später für sich allein gearbeiteten und dann zusammengefügten Teile, Kopf und Schaft, aufweist. Solche Faustschlägel aus Stein, die auch als Wurfkeulen Verwendung gefunden haben werden, sind bisher in Europa selten (F. Sarasin *Die steinzeitlichen Stationen des Birstales* 1918 Tf. 6, 71/72 — Magdalénien; Wien. Präh. Z. 1915 S. 74 — Böhmen, neol.; Präh. Z. 3 [1910] S. 58 Abb. 8 — Hessen, neol.; Ostpreußen — unveröffentl.). Die Keulenschlägel aus Holz, die ebenfalls nur in wenigen Exemplaren vorliegen, lassen zwei Unterarten erkennen, solche mit kugligem oder bolzenförmigem Kopfteil (von Holmegaard, vgl. Band IX Tf. 10a; von Robenhausen-Schweiz; Mitt. Zürich 15, 7 Tf. 2, 2. 3) und solche mit lattenartiger, langer Verbreiterung des Schaftteiles (vgl. die Miniaturholzkeule dieses Typus Z. f. Ethn. Verh. 13 [1881] S. 266 Abb. 4 und die Schlägel aus Bronze in Form eines Armes mit ausgestreckter Hand aus Holstein *AuhV* 3, 6 Tf. I 8).

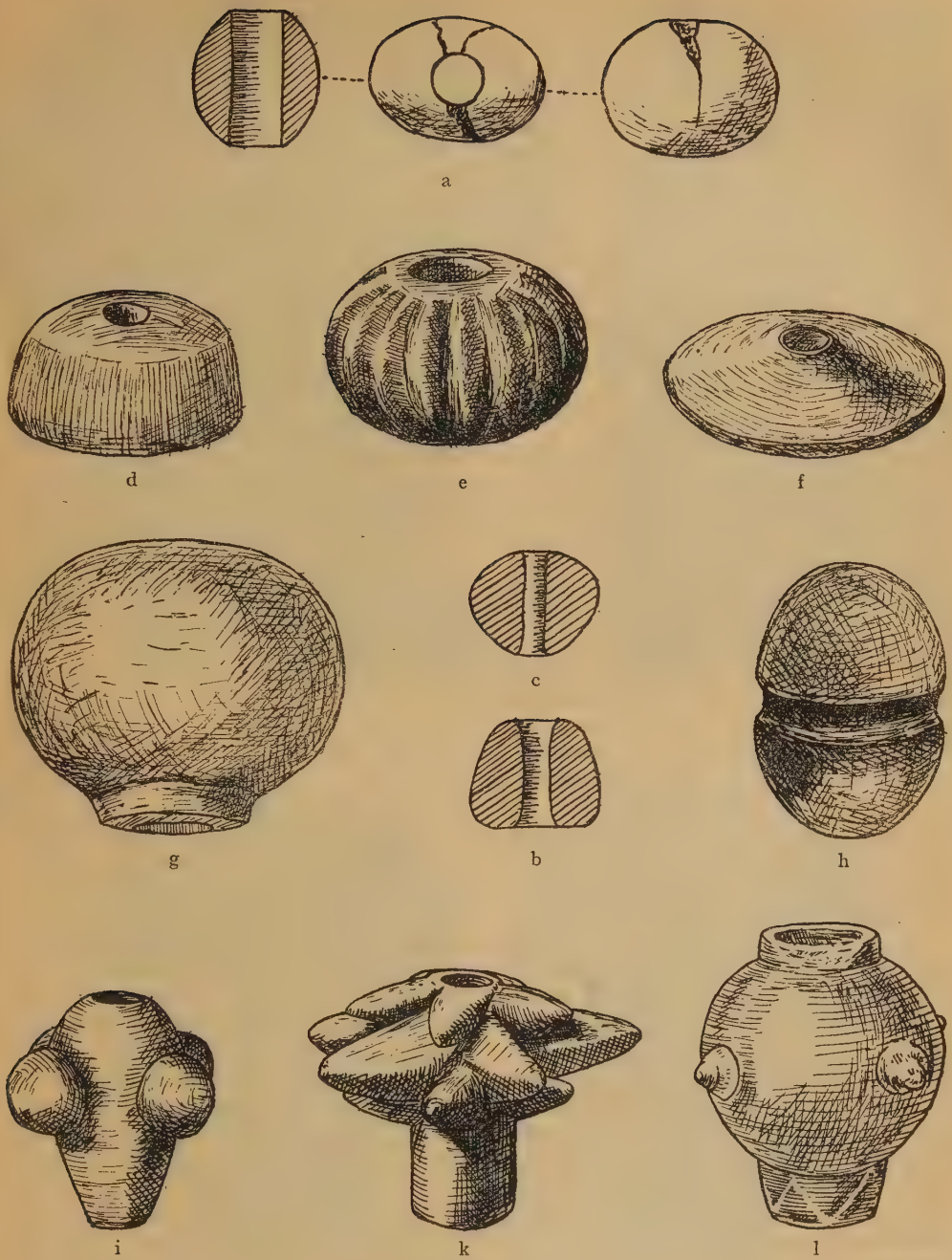
§ 2. Zwischen Keulenschlägel und der späteren Schaftkeule, bei der Kopf und Stiel besonders gearbeitet und dann zusammengefügt waren, steht als Sondertyp die Wurfkeule, ein runder oder ovaler, platt gedrückter Stein mit peripherisch umlaufender Rille für die Schnurbefestigung, der gewöhnlich oben und unten je eine rundliche Vertiefung aufweist (vgl. ZfEthn. 1878 S. 158—161; Archiv f. Anthr. 3 S. 187—196). Diese Waffe steht den noch heute in Südamerika gebräuchlichen „Bollas" sehr nahe (vgl. ZfEthn. Verh. 1870 S. 274; ZfEthn. 1889 S. 656; ebd. Verh. 1890 S. 34).

§ 3. Der eigentlichen Schaftkeule mit Schaftloch ist wohl zeitlich vorangegangen eine solche mit Rille, die sich aus der Wurfkeule entwickelt haben dürfte. Sie kommt in Troja (s. d.) bereits in den ältesten Schichten vor und hat eine weite Verbreitung in Mittel- und Nordeuropa gefunden. Wie die bronzezeitl. Felsenzeichnungen (s. d. A) Schwedens zeigen, scheint sie gerade im N eine beliebte Waffe gewesen zu sein (Fornvännen 1909 S. 217, 1913 S. 292; Antiqua 1882 Tf. 3, 51).

§ 4. Die Keulenköpfe aus Stein mit Schaftloch differieren je nach ihrem FO mannigfach. Während im mittelländischen Gebiete, durch äg. Formen beeinflußt, birnenförmige üblich waren, bietet Ungarn (Lengyel; s. d.); solche mit flacher Ober- und Unterseite (Montelius *Chron. d. ält. BZ.* S. 177 Abb. 427; S. 178 Anm. 4). Ganz flache, scheibenförmige kommen in Mittel- und Nordeuropa — hier in jüngeren Gräbern der Ganggräberzeit (Aarb. 1913 S. 303 Abb. 68; vgl. ferner ZfEthn. 1895 S. 146; Wien. Präh. Z. 1914 S. 264; S. Feist *Kultur, Ausbreitung u. Herkunft der Indogermanen* 1913 Tf. 4a) vor. Allg. Verbreitung haben in Europa die kugelrunden, steinernen Keulenköpfe gefunden, deren Gebrauch im N bereits für die jüngere Ganggräberzeit nachweisbar ist (Aarb. 1913 S. 308 Abb. 72).

§ 5. Die steinernen, kugligen Keulenköpfe lebten in der BZ fort und entwickelten sich zu melonenförmigen, d. h. zu solchen mit mehr oder minder tief einschneidenden, von Pol zu Pol verlaufenden Rillen. Ihr frühestes feststellbares Auftreten gehört dem Anfang der III. Per. der nord. BZ an (vgl. Schles. Vorz. 6 [1912] S. 13; 3 [1904] S. 25—26). Ihre Entwicklung endete mit den sternenförmigen Lappenkeulen aus Bronze (Hampel *Bronzezeit* II Tf. 173).

§ 6. In der jüngsten BZ und den folgenden arch. Stufen verbreitete sich über fast ganz Europa der Typus der bronzenen, röhren- oder ringförmigen Stachelkeule. Sie scheint unter dem Einfluß kleinas. Formen (vgl. ZfEthn. Verh. 1896 S. 104 Abb. 69) in Ungarn oder im kaukas. Gebiet entstanden zu sein. Auch in Stein wurde sie nachgebildet (Präh. Z. 4 [1912] S. 32 Abb. 7—9; Kaukasus). Die spitzen Stachel oder Warzen sitzen öfters auch auf kugligen Köpfen auf (Präh. Z. a. a. O.;



Keule A. Europa.

a—d. Troja. — e, f, h. Dänemark. — g. Rußland. — i—l. Kaukasus.

Chantre *Recherches dans le Caucase* Tf. 6 — Koban; Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 66, 81). Über ihre Zuteilung zu der jüngsten BZ geben Depotfunde Aufschluß (z. B. Richlý *Bronzezeit* S. 72 Tf. 7, 10; im allg.: Déchelette *Manuel* II 1 S. 228 Anm. 3). Sie haben sich aber gewiß bis in viel spätere Zeit im Gebrauch erhalten.

Schlemm *Wörterbuch* s. v. Keulen; Ph. Ö. Schr. 1883 S. 106; 1884 S. 12; ZfEthn. 29 (1897) S. 241ff.; 1891 S. 848ff.; Verh. 1884 S. 318; 1915 S. 227ff.; Präh. Z. 4 (1912) S. 31f.; 6 S. 23—27; Dörpfeld *Troja* I 323, 377; Déchelette *Manuel* I 53f.; II 1 S. 228; J. Evans *Bronze impl.* S. 371 Abb. 339—341; Hoops *Reall.* s. v. Keule; Suomen Museo 1909 S. 50ff.; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 25 (1911) S. 130ff.

W. Gaerte

B. Ägypten (Tf. 92). 1. Waffe. § 1. Eine der Hauptwaffen der vorgesch. Äg. ist die mit einem Holzgriff geschäftete Steinkeule, die in zwei Hauptformen, einer tellerförmigen und einer birnförmigen, erhalten ist. Da die tellerförmige K. auf Darstellungen niemals im Gebrauch als Waffe gezeigt wird, hat man sie als den Kopf eines Stabes (*staff head*) auffassen wollen, der etwa als Zeichen der Würde von den Vornehmen getragen wurde. Diese Erklärung kann aber nicht befriedigen. Einmal wird diese tellerförmige K. auch als Stab niemals dargestellt; ferner findet sie sich neben der birnförmigen K. sowohl unter den Beigaben der vorgesch. Gräber wie auf den Malereien der Särge des MR, und endlich wird durch die starke Abnutzung einzelner dieser K. an ihrem geschärften Rande (z. B. Berlin 12913) ihre Eigenschaft als Waffe erwiesen. Die birnförmige K. ist zur traditionellen Waffe des äg. Königs schlechthin geworden, mit der er bis in die röm. Zeit, seine Feinde niederschlagend, dargestellt wird, und die im Märchen des NR ihre eigentümliche Rolle spielt (Erman-Ranke *Äg.* S. 438). S. a. Stab als Würdezeichen.

§ 2. Die tellerförmige K. ist nach Ausweis der Hockergräber die ältere und wird nach der 1. Dyn. in Ä. durch die birnförmige verdrängt; nur in Nubien bleibt sie bis ins AR hinein in Gebrauch (Reisner *Survey* 1907/08 S. 331). Ihr Kopf besteht meist aus sehr hartem (Porphyr, Syenit, Diorit), seltener aus weicherem Stein (Alabaster, „Breccia") und ist am Rande des Tellers sehr scharf gearbeitet. Wo der Griff erhalten ist, besteht er aus Horn (Petrie *Diospolis* S. 33, B 86 u. Tf. 5), Elfenbein (ebd.) oder Holz (Ayrton-Loat *Mahâsna* S. 21, H. 23 u. Tf. 8, 39). Die Stücke mit Horn- und Elfenbeingriff werden wohl Prunkwaffen, nicht Gebrauchswaffen gewesen sein, doch scheint Petries Vermutung (*Prehist. Egypt* S. 22), daß der Griff der letzteren normalerweise nicht aus Holz, sondern aus Nilpferdhaut bestanden habe, wenig einleuchtend. Gelegentlich haben sich Nachahmungen aus Kalkstein oder Sandstein gefunden, mit den Farben des schwarz-weißen Diorits bemalt (Petrie-Quibell *Naqada* S. 35 u. Tf. 7, 3—7), oder aus Ton (Mac Iver *Amrah* S. 36, a 23 u. Tf. 12, 1, mit Griff). Sie liegen im Grabe meist in nächster Nähe der Leiche, z. T. griffbereit neben der Hand. Auch in den Fundamenten des Tempels von Hierakonpolis (Quibell *Hierakonp.* I Tf. 25; II Tf. 27 u. S. 41) haben sich solche K. gefunden, dagegen fehlen sie in den Königsgräbern von Abydos.

Petrie-Quibell *Naqada* Tf. 17; Maciver *Amrah* Tf. 10, 6; Ayrton-Loat *Mahâsna* Tf. 8, 39; 19, 2 u. 4; Petrie *Tarkhan* II Tf. 7,2; Quibell *Archaic Objects* Tf. 55 u. 56; Petrie *Prehist. Eg.* Tf. 25 u. S. 22.

§ 3. Die birnförmige K. hat häufig einen Kopf aus weißem Kalkstein (vielleicht ist daher ihr Bild in der Hieroglyphenschrift zum Zeichen für „weiß" geworden), seltener aus harten Steinen wie Syenit, Diorit oder Quarz. Auch hier ist der Griff selten erhalten; er besteht aus Holz (Ayrton-Loat *Mahâsna* S. 21, H. 23), und dieses ist bei zwei in Nubien gefundenen Exemplaren mit Goldblech überzogen, das in einem der beiden Fälle mit eingeritzten Tierdarstellungen verziert ist (Bulletin Survey of Nubia 7 S. 13, 17). Auch von ihr begegnen gelegentlich Nachbildungen aus Ton (Ayrton-Loat *Mahâsna* S. 11, H. 29 = Tf. 12, 2 u. S. 21, H. 23 = Tf. 20, 3) oder aus Stein (Berlin 15714; Quibell-Green *Hierakonp.* II Tf. 25 u. 27 u. S. 41 [die nicht durchbohrten Stücke!]), und in einem Grabe bei Abusir el-Meleq (s. d.) hat Möller eine Miniaturkeule gefunden, deren Kopf aus Lapislazuli und deren Griff aus Elfenbein bestand (Berlin 19050; MDOG 34 S. 8 Möller). Die Lage im Grab ist dieselbe

a

b

c

d

Keule B. Ägypten

a. Keulenkopf des Königs Narmer (vgl. Band I Tf. 16). — b—d. Keulenkopf eines unbekannten Königs im Ashmolean Museum, Oxford. — Nach Capart, Les débuts de l'art.

wie bei der tellerförmigen K., und mehrfach sind K. beider Formen der gleichen Leiche beigegeben worden. Auf die Herkunft dieser Form deuten einzelne Fälle aus späterer Zeit; hier zeigt die „Birne" eine eigentümliche rautenartige Innenzeichnung, die vielleicht eine Nuß nachahmt (Erman-Ranke *Äg.* S. 65). — Seltener sind aus der Birnenform abgeleitete verzierte Formen, wie solche mit mehreren vorspringenden Ecken (Berlin 14206, 15142; vgl. dazu Berlin 15715, wo neun ähnliche Vorsprünge aus besonderem Material eingesetzt waren), eine, die die Vorderteile von zwei liegenden Widdern (?) nachahmt (Quibell *Hierakonp.* I Tf. 19, 3 u. Tf. 25), oder eine, die mit Reliefdarstellungen (Löwen und Hunden) verziert ist (ebd. I Tf. 19, 6; II Tf. 23 u. S. 39). Sie haben z. T. — wie auch eine Alabasterkeule mit Karneoleinlagen aus Abusir el-Meleq — gewiß nur als Prunkwaffen gedient. Hierher gehören auch die in einen Tempel geweihten Prunkstücke (s. unten).

Petrie-Quibell *Naqada* Tf. 17; Maciver *Amrah* Tf. 7, 1; Petrie *Gerzeh* Tf. 4, 2; Quibell *Archaic Objects* Tf. 56; Quibell-Green *Hierakonp.* II Tf. 25 u. 27; Petrie *Tarkhan* II Tf. 7, 1; *Roy. Tombs* II Tf. 38, 85. 86; 41, 95; *Prehist. Eg.* S. 22f. u. Tf. 26. Ranke

2. Weihgeschenk. In den Ruinen des Tempels von Hierakonpolis (s. d.) haben sich drei vergrößerte Nachbildungen der birnenförmigen Steinkeule (s. oben) mit Reliefdarstellungen gefunden, die kurz vor und zu Anfang der Zeit der 1. Dyn. in dieses Hauptheiligtum des oberäg. Reiches geweiht worden sind. Die größte und älteste — nur zur Hälfte etwa erhalten — zeigt den König „Skorpion" (einen der Könige Oberägyptens unmittelbar vor Menes) mit seinem Gefolge bei einer zeremoniellen Handlung, die zweite — vorzüglich erhalten (Tf. 92 a) — gibt eine Darstellung aus dem „Jubiläumsfest" des Königs „Narmer" (= Menes?) zu Beginn der 1. Dyn. Die dritte, deren Reliefs am schlechtesten erhalten sind, gehört ebenfalls der Frühzeit an.

Quibell *Hierakonp.* I Tf. 25, 26 A—C u. S. 8f.; II 39ff.; Capart *Débuts* S. 238ff.; E. Meyer *G. d. A.*[3] S. 207f. Ranke

C. Palästina-Syrien. Bei den Ausgrabungen sind verschiedentlich sorgfältig polierte und durchbohrte Steine gefunden worden, die als K.-Köpfe auf Holzgriffe aufgesetzt wurden. Dabei lassen sich zwei Formen unterscheiden. Die eine zeigt etwa die Gestalt einer Birne und ist wohl äg. Erzeugnis (Bliß *Tell el Hesy* S. 40 Abb. 82 aus der 1. Stadt; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 120 Abb. 110; Schumacher *Mutesellim* S. 109 Tf. 34h aus der 5. Schicht; Macalister *Gezer* I 93, III Tf. 23, 9 Alabaster; I 110, III Tf. 28, 1—3 wie in Ägypten [vgl. Wiedemann *Das alte Äg.* S. 288f.] als Grabbeigabe; I 136 Abb. 42, 15 Diorit, II 252 Abb. 402 sehr häufig, II 370 Abb. 471 meist aus Quarzit). Die andere ähnelt mehr einem Apfel und erweist sich schon durch die schlechtere Durchbohrung als im Inlande hergestellt (Bliß *Tell el Hesy* S. 40 Abb. 81 mit Sternmuster; Sellin-Watzinger *Jericho* S. 120 Abb. 108f.). Daß diese Waffe bei den Asiaten üblich war, zeigt das als Fremdwort in das Äg. eingedrungene Wort *ṯb* (M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Ägyptischen* II [1910] S. 58 Nr. 1145). Im AT wird die K. nur selten erwähnt (*mappêṣ* Jerem. 51, 20; *mēpîṣ* Sprüche 25, 18; *tōṭāḥ*? Hiob 41, 21; *halmût* Richt. 5, 26 bezeichnet wohl den Hammer zum Einschlagen der Zeltpflöcke). Heute führen Beduinen und Hirten ein keulenförmiges Holz (arab. *dabbûs*), mit dem sie (vgl. 1. Sam. 17, 40ff.) geschickt zu werfen verstehen, oder einen krummen Knittel (arab. *ʿaqafe*; Pal. Jahrb. 5 [1909] S. 99 Siegesmund; ebd. 7 [1911] S. 102 P. Kahle). Peter Thomsen

D. Vorderasien. Die K. war und ist noch heute die gewöhnlichste Waffe der Bewohner des Zweistromlandes. Vielleicht hat sie sich aus dem neol. Hammer entwickelt (Revue d'Assyr. 5 [1903] S. 50f.). Sie bestand meist aus einem Stil von Holz und einem dicken Knauf am Oberende, aus gehärtetem Asphalt oder Stein zugerichtet. Das Militär aller Zeiten ist mit der K. ausgerüstet (G. Rawlinson *Five great Monarch.* [4]I [1879] S. 458f.). Auch die Könige tragen gewöhnlich die alte Waffe. Selbst die Götter bedienen sich ihrer im Kampf (E. de Sarzec *Découv. en Chaldée* 1912 Tf. 48). Darum brachte man ihnen K. mit Knäufen aus Halbedelsteinen nicht selten als Votivgaben dar. — Die sog.

K., die der Walker und Wäscher für sein Handwerk brauchte, ist ein anderes Instrument, das vermutlich nur aus einem starken Stocke bestand. — S. a. Kunstgewerbe D.

B. Meissner

Keuschheit.

§ 1. Allgemeine Auffassung und Bewertung. — § 2. Sexualleben vor der Ehe. — § 3. Sexualleben in der Ehe (Frauentausch). — § 4. Bedeutung des Mutterrechts und der Heiratsordnung. — § 5. Bedeutung der sozialen Stellung des Mannes, der politischen Herrschaft und des Patriarchats. — § 6. Gleichgeschlechtliche Beziehungen. — § 7. Bestialität. — § 8. Sexualverbote und Meidungen. — § 9. Zeremonien, Riten und Zauber.

§ 1. Bei K. denkt man an eine gewisse Zügelung im sexuellen Verhalten. Die Art dieser Zügelung hängt mit den Bewertungen der Kulturgemeinschaft zusammen und bildet das Eigenartige der Geistesverfassung der einzelnen Stämme.

Der Begriff K. ist daher ohne Werturteil nicht zu denken. Anders, wenn man von „Sittlichkeit" im engeren Sinne sprechen würde, denn in diesem Falle stünde nur das in Frage, was einer gegebenen Sitte gemäß ist, und wie weit die jeweilige Sitte von den Mitgliedern einer Gesellschaft wirklich eingehalten und befolgt wird.

Es handelt sich darum, festzustellen, nicht nur, wie sich das sexuelle Leben und — was damit zusammenhängt — das Verhalten gegen die Menschen des anderen oder gleichen Geschlechts, Kleidung, Redewendungen usw. gestalten, wie die Sitten durch gewisse Auffassungen bedingt sind, sondern auch, welche Folge die Abweichung von einem traditionellen Verhalten mit sich bringt. Die romantische Meinung, daß das Leben der Naturvölker in sexuellen Dingen völlig hemmungslos sei, ist durch die Tatsachen nicht begründet. Im Gegenteil, wir können überall psychische Hemmungen beobachten, die vor, bei oder nach gewissen sexuell gefärbten Situationen sich einstellen, und die wir daher als allgemein menschlich ansehen müssen. Nur die Lokalisierung, die Auswahl der einzelnen Situation, macht das Eigentümliche einer bestimmten Kultur aus, wie z. B. die Verschämtheit des Bräutigams (§ 8), ein andermal ein Sträuben der Braut, traditionelles Weinen und Klagen u. dgl. m. (s. Heirat). Die einzelne Tradition entspringt einem bestimmten Bewertungssystem, dessen Quellen und Zusammensetzung in jedem einzelnen Fall historisch und psychologisch zu untersuchen wäre.

Mit welcher Strenge ein solches Bewertungssystem gehandhabt wird, beweist der Umstand, daß auf Übertretungen oder Nichteinhaltung von Vorschriften (vgl. § 8), wie z. B. bei gewissen Meidungsgesetzen (s. a. Meidung, Tabu B), oft die Todesstrafe steht.

Allenthalben herrscht die Auffassung, daß das eigene, in der Sitte niedergelegte Wertungssystem das einzig mögliche und richtige sei, alles andere „Unsitte". So ist man auch von unserer Seite fremden Bewertungen zunächst in dieser „befangenen" Weise gegenübergetreten und steht auch heute fremder Sitte gewöhnlich verurteilend gegenüber. Das sind Erwägungen, die angestellt werden müssen, bevor wir an das so sehr affektbeladene Problem des sexuellen Verhaltens und seiner Bewertung in einzelnen Kulturen herangehen. Die primitive Sittlichkeit geht von ganz anderen Voraussetzungen aus als unsere.

Während z. B. die Heirat bei vielen niedrigen und mittleren Naturvölkern gegenüber den Reifezeremonien zurücktritt (s. Heirat, Jünglingsweihe), während die Familie in der politischen Gemeinschaft, in der Sippe oder im Klan, oft fast völlig aufgeht oder diesen doch verhältnismäßig untergeordnet ist (s. Familie A, Familienformen), während die prinzipielle Monogamie, obgleich sie tatsächlich dort, wo Frauenmangel besteht, vorherrscht, wie vorwiegend bei Jäger- und Sammlerstämmen, so ist das alles kein Anlaß, unter solchen ganz anderen sozialen Voraussetzungen etwa von „Sittenlosigkeit" zu sprechen (s. a. Blutschande). Mutterrechtliche Einrichtungen haben wiederum bei anderen Völkern mit ausgebildetem Hackbau und starkem weiblichen Einfluß (s. Fraueneinfluß) zu großer Ungebundenheit des sexuellen Lebens, besonders während der Reifezeit (s. Promiskuität), geführt (s. § 4).

Die politische Herrschaft, die sich an die ethnische Überschichtung knüpfte, hatte auch das Patriarchat (s. d.) in den inzwischen zu großer Selbständigkeit ge-

diehenen Familienverbänden zur Folge. Eine ganz andere Bewertung greift im Zusammenhang damit Platz (s. § 5). In Verbindung mit dem Aufkommen des „Matrona"-Typus werden auch andere Forderungen in bezug auf das voreheliche Verhalten gestellt (s. Ehe A, Familie A, Nebenehe).

Feste sexuelle Schranken sind bei den meisten Naturvölkern teils durch ausdrückliche Heiratsordnungen aufgerichtet (s. Heiratsordnung, Meidung, Tabu B), teils durch Kinderheiraten (s. Kind). An diesen Schranken wird nicht gerüttelt, und ihre Übertretung ist gewöhnlich mit den schwersten Strafen belegt (s. § 8).

Aber auch Zeiten völliger Enthaltsamkeit, wie z. B. bei den Vorbereitungen zu den Jünglingsweihen (s. d.), kommen vor (s. a. Tobiaszeit).

Die bei Festen (s. d. A) oder zauberischen Zeremonien vorkommenden Orgien (s. a. Jünglingsweihe, Nebenehe, Saturnalien) hatten vielfach zu einer falschen Verallgemeinerung über die Sittlichkeit bzw. Unsittlichkeit der betr. Stämme geführt.

Es ist dem Denken der Naturvölker naheliegend (s. Primitives Denken), daß die Sexualität auch in den Kreis der Zaubermittel gezogen wurde. In dieser Beziehung treten uns vor allem zweierlei Arten von zauberischem Bemühen entgegen (s. Zauber A). 1. Die eine folgt der Methode des Vorbildzaubers: es ist der Fruchtbarkeitszauber, der durch verschiedene sexuelle Feste begangen wird. Hierher sind z. B. insbesondere die Orgien zu rechnen, die manchmal der Jünglingsweihe (s. d.) folgen, aber auch solcher Sexualzauber, der z. B. im Falle von Mißwachs vorgenommen wird. 2. Der Sexualzauber bei Todesfällen, wobei es sich um einen auch sonst grundlegenden Vorgang, nämlich um die psychische Abreagierung oder Kompensation von Trauer und Schmerz handelt (§ 9), die in zauberische Form gehüllt auftritt. — Bei höheren Völkern, die bekleidet gehen, kommt dem Ablegen der Kleidung, der Nacktheit, gewöhnlich eine besondere sexuelle Bedeutung zu, die vielfach mit zauberischen Riten verknüpft erscheint (§ 9).

§ 2. Unter den Kai-Leuten im Hinterland von Finschhafen im n. Neu-Guinea besteht eine nur beschränkte Freiheit des geschlechtlichen Verkehrs vor der Ehe. Burschen werden im Falle von Übertretungen der Sitte als der schuldige Teil angesehen und gescholten. Die Verwandten des jungen Mädchens, die sich als dessen Besitzer fühlen, drohen dem Burschen mit dem Speer und jagen ihn wohl auch für einige Tage aus dem Dorf. Als Begründung wird angegeben, daß solche Mädchen Kinder bekommen könnten, bevor sie imstande seien, diese zu ernähren. In der Tat sind nur sehr junge Mädchen noch unverheiratet. Im Wiederholungsfall dringt man auf Zahlung einer Buße (Keyßer S. 89).

Bemerkenswert ist, daß bei den zahlreichen Stämmen, bei denen eine Jünglingsweihe oder auch eine Mädchenweihe (s. d.) vorgenommen wird, trotz verhältnismäßiger Ungebundenheit, während der oft über Monate sich erstreckenden Vorbereitungen in der Regel strenge Enthaltsamkeit gefordert wird (vgl. über Melanesien und Polynesien z. B. G. Brown S. 105ff.).

Das Verhalten vor der Ehe (s. d. A) war auf den Inseln der Torres-Straße zwischen Australien und Neu-Guinea keinerlei Beschränkungen unterworfen. Nur Beziehungen zu verheirateten Frauen galten als unerlaubt (Haddon S. 357). — Bezügl. der Mon-Chmer s. Milne.

Bei dem Egāp-Stamm des Graslandes von Kamerun ist in der Zeit nach Erlangung der Pubertät und vor der Heirat der Verkehr unter den Geschlechtern gemäß der Stammessitte streng verboten. Diejenigen, welche die Sitte verletzen, werden durch den Oberhäuptling streng bestraft, und zwar gewöhnlich durch Schläge, die an beiden schuldigen Parteien vollzogen werden. Mädchen pflegen das Reifealter zwischen 11 und 15 Jahren, Knaben ungefähr mit dem 13. Lebensjahr zu erreichen (Malcolm S. 390).

Uneheliche Kinder müssen im Stamme der Egāp durch den Vater versorgt werden, der auch eine Strafe an den Oberhäuptling zu bezahlen hat. Die Mutter trägt einen besonderen Namen, und es gilt als Schande, wenn ein Kind geboren wird, bevor die

Eltern verheiratet sind (Malcolm S. 394). — S. a. Kind § 4.

Verkehr mit unbeschnittenen Mädchen wird unter den westafrik. Kpelle gemieden, da man solchem schädliche Wirkungen zuschreibt (Westermann S. 68).

Bei den Kipsikis von Ostafrika ist ähnlich wie unter den Masai freie Liebe unter den Unverheirateten üblich, aber sie geht nicht so weit, daß besondere Hütten für Kriegermädchen vorhanden sind, wie bei den Masai (s. Nebenehe, Prostitution). Jedoch besuchen die Mädchen die Männer in den großen „Klub-Häusern". Jeder Jüngling besitzt außerdem noch seine besondere Auserwählte, mit der er von Zeit zu Zeit für eine Nacht zusammenkommt. Eifersucht gegenüber anderen Liebhabern besteht jedoch in der Regel nicht. Mehrere Jünglinge und Mädchen verbringen die Nächte auch oft gemeinsam in einer Hütte; dabei findet jedoch eine gewisse Zurückhaltung statt. Ihre Gespräche sind oft sehr frei und roh, jedoch niemals so vor einem älteren Mann oder einer älteren Frau. Zwischen dem Liebhaber und der Mutter seiner Auserwählten wird strenge Meidung (s. d.) beobachtet. Der Vater frägt seine Tochter niemals nach ihren Liebhabern, und so auch keine Mutter ihren Sohn. Namentlich verbitten sich beschnittene junge Leute (*Murenik*) die Einmischung von noch Unbeschnittenen in ihre Angelegenheiten auf das entschiedenste. Selten wird ein unverheiratetes Mädchen Mutter. In einem solchen Fall erstickt die Mutter das Kind (s. Kind § 4 u. 6); der Liebhaber trägt keinen Makel davon. In den letzten Jahren nahm die Zurückhaltung im vorehelichen Verkehr ab, so daß uneheliche Geburten häufiger vorkommen. Am meisten springt bei diesen Freundschaften zwischen jungen Burschen und Mädchen die tatsächliche Neigung ins Auge, die bei verheirateten Paaren vielfach fehlt, bis sie erst wieder älter werden. Der Liebhaber heiratet verhältnismäßig selten seine Auserwählte, sondern diese wird an einen älteren und reicheren Mann vermählt. — Ein Mann darf mit seiner Frau keinen Verkehr haben, wenn sie noch Jungfrau ist. Sie muß zuvor von ihrem früheren Liebhaber defloriert worden sein. Jede verheiratete Frau hat einen Liebhaber, und jeder Mann eine Anzahl von Frauen. Ja, es besteht sogar die Sitte, daß eine Frau Mädchen zur Hütte ihres Mannes bringt. Je mehr der Gatte mit unverheirateten Mädchen Beziehungen unterhält, desto stolzer ist die Frau auf ihn. Alles geschieht nicht nur mit Wissen, sondern oft auch vor den Augen der Frau. Anders ist es jedoch, wenn seine Liebhaberinnen verheiratet sind. — Ein Mann anerkennt nicht die Liebhaber seiner Frau. — So kann man sagen, daß die ehelichen Bande hier rein wirtschaftlicher und zeremonieller Natur sind. — Frauen laufen jetzt auch häufig von ihren Männern weg nach den Europäer-Siedlungen. Solange sich der ungeregelte Verkehr innerhalb des Stammes abspielt, wird kein Tadel gegen ihn erhoben. Alle sexuellen Verbote (s. Blutschande, Heiratsordnung) werden auf das strengste eingehalten. Jedoch gilt der Verkehr einer Frau mit Männern anderer Stämme als unehrenhaft. Was sie auf solche Weise verdient, bringt oder schickt sie an die männlichen Verwandten ihres Stammes. — Als Ursache für all diese Zustände wird angegeben, daß 1. der Altersunterschied bei der Heirat gewöhnlich sehr groß ist; 2. daß eine Witwe sich nicht wieder verheiraten kann; 3. daß eine Frau, die während ihrer Mädchenzeit sich großer Ungebundenheit und vieler Aufmerksamkeiten erfreute, nach ihrer Heirat mit Arbeit belastet wird, und daß die Männer schlechte Gatten sind. — Die Kinder der Frauen, die in Europäer-Siedlungen geboren werden (s. Prostitution), fallen auch dem Stamme zu, wie überhaupt der Stammesinstinkt der Frauen groß zu sein scheint (Barton S. 68ff.).

Unter den Lango, einem nilotischen Stamm von Uganda, Ostafrika, findet keine förmliche Verlobung der Mädchen statt. Der Vater verschafft seinem Sohn eine Frau und verwendet dazu vielfach den Betrag, den er für seine Tochter erhalten hat. Waisenknaben versorgt der Onkel mütterlicherseits. Die Zustimmung des Mädchens ist jedoch wesentlich. Gewöhnlich gehen intime Beziehungen unter dem Paar voraus. Erst nachher werden die Eltern davon unter-

richtet, daß eine Heirat beabsichtigt ist. Gelegentlich vermählen Freunde ihre Kinder, und ein Mann bekommt manchmal auf seine kleine Tochter hin Geld geliehen. Die Meidungsgesetze (s. Meidung, Tabu B) in bezug auf die Heirat unter gewissen Verwandten werden streng eingehalten. Alle sexuellen Beziehungen innerhalb des Klans sowohl des Vaters wie auch der Mutter sind streng verboten. Vor allem meiden sich regelmäßig Schwiegersohn und Schwiegermutter. Dies geht so weit, daß, sowie außereheliche Beziehungen zwischen einem Mann und einem Mädchen vorhanden sind, der betreffende Mann die Mutter des Mädchens meidet, wodurch das Verhältnis aufgedeckt wird. Nach einer erfolgreichen Jagd muß ein derartiger heimlicher Liebhaber zwei eßbare Ratten in den Getreidespeicher der Mutter des Mädchens werfen (Driberg S. 155, 160).

Während der „platonischen" vorehelichen Beziehungen unter den Lango werden oft Versprechungen eines gegen den anderen gemacht, wie: „Ich will einen Monat lang kein Bier trinken", oder: „ich will dieses oder das nicht essen", usw. (Driberg S. 155).

Über die K. der Mädchen wird bei den nordostafrik. Gala sorgsam gewacht. Diejenige, welche keine Virgo intacta mehr ist, kann sich bei den Gala nicht mehr legal verheiraten. Bei den Nomaden soll die Infibulation die Virginität garantieren (Paulitschke I 194).

§ 3. Während bei dem ostafrik. Stamm der Lango dem vorehelichen Verkehr keine hohen Schranken gezogen sind, gilt Ehebruch als eine ernste Sache. Der vorehelliche Verkehr kann durch Zahlung von Rindvieh oder Ziegen an die verletzte Partei, an den Schutzherrn des Mädchens, gesühnt werden. Der Betrag schwankt je nach dem Ort zwischen einem Stier und 15 Ziegen, beträgt aber wenigstens 6 Ziegen. Nach alter Sitte wurde dieses Vieh auf der Ziegenweide getötet und dort ohne weiteres sowohl von der Familie des Mädchens als auch von den Nachbarn, die gerade dem Fest beiwohnen wollten, verzehrt. War ein Kind die Folge des Verkehrs, so war der Betrag größer. — Ehebrecherische Beziehungen dagegen führen häufig zu Fehden und Blutvergießen. Läßt sich der Mann auf eine Buße ein, so beträgt diese eine Kuh, eine Färse und einen Stier. Letzterer wird getötet und im Pferch gegessen (hier tritt augenscheinlich der Ersatzgedanke des Viehs für den Menschen in Erscheinung). Die Kinder aus derartigen Beziehungen fallen jedoch dem Gatten der Frau und nicht ihrem wirklichen Vater zu (Driberg S. 155, 160f.).

Das charakteristische Zeichen einer Mutter ist bei den Lango eine Art Lederschwanz, den sie von dem Vater des Kindes erhält, sowie sie sich Mutter fühlt. Niemand darf diesen Schwanz berühren, so wenig wie ihren Schamgurt, weil sonst die betreffende Mutter unfruchtbar werden würde. Der Besitz dieses Schwanzes (wahrscheinlich Nabelschnurzauber) bedeutet Herrschaft über die Produktivität der Frau (Driberg S. 164). — Ein fremder Mann, der diesen Lederschwanz berührt, muß eine Ziege bringen, die in einen um die beleidigte Frau gebildeten Kreis geführt wird. Darauf besprengt der Schuldige den Kopf der Frau mit Wasser aus einer kleinen Kalabasse und ebenso die Ziege, vor der der Mann dann niederkniet, auf seine Hände spuckt und damit die Augenbrauen, die Flanken und den Magen der Ziege einreibt, während er die Frau beschwört, fruchtbar zu sein, sich zu vermehren und keine Verhexung von ihm zu befürchten. Die Ziege wird dann getötet und gegessen. (Diese Zeremonie stellt deutlich eine Übertragung der Sühnehandlung auf die Ziege an Stelle des Mannes dar.) Driberg S. 162 Anm. vermutet, daß dadurch auch der Fluch (s. d. A) der Unfruchtbarkeit von der Frau auf die Ziege übertragen werden soll.

Bei den Lango darf während der Zeit, während eine Frau ihr Kind aufzieht und stillt, was bis zum 3. Lebensjahr des Kindes geschieht, keine Kohabitation stattfinden. Dies wird als Grund für die Vielweiberei angegeben (Driberg S. 162ff.).

Unreife Mädchen zu heiraten, ist nur unter den Akum und Alur, nicht unter den Lango, üblich (Driberg S. 155).

Unter den Ba-ila von Nord-Rhodesien bildet die Familie im Vergleich zum Klan

(s. d.) eine verhältnismäßig wenig stabile Einheit. Zwar herrscht eine große Zuneigung der Eltern zu den Kindern, doch sind Ehescheidungen außerordentlich häufig. Während man zusammen ist, herrscht verhältnismäßig große Liebe. Aber ein jeder fühlt sich mehr als Mitglied seines Klans, sowohl der Mann wie eine jede seiner Frauen, und wenn die Interessen des Klans mit denen der Familie in Konflikt treten, so sind immer die ersteren den letzteren gegenüber, die als „künstliche Verwandtschaft" aufgefaßt werden, überlegen (Smith und Dale I 284).

Wenn unter den Ba-ila eine Frau sich in ehebrecherischer Weise vergeht und ein Kind bekommt, so erwartet man eine Totgeburt. Der betreffende ehebrecherische Mann wird jedoch von dem Klan der Frau deshalb für schuldig gehalten, weil er diesen um ein Kind gebracht hat, und in gleicher Weise auch vom rechtmäßigen Gatten der Frau. Man sagt dann: „Dieser Mann hat unser Kind getötet, laßt ihn auch sterben!" Darauf mischen sich die Ältesten ein und verfügen, daß er nur eine Buße zu entrichten hat. Stirbt in einem solchen Falle die Mutter auch, so sind zwei Bußen fällig: für die Mutter und für das Kind (Smith und Dale I 418).

Während die Gala ängstlich die Virginität ihrer Töchter hüten, ist das bei den Schoa keineswegs der Fall. Die Gala-Frauen geben jedoch in der Ehe die strenge Zurückgezogenheit völlig auf (Paulitschke I 195).

Bei den Eskimo-Stämmen des n. Grönland wie auch der Behring-Straße ist es üblich, die Frauen an Fremde zu verleihen, ohne daß dabei ihre Wünsche berücksichtigt werden. Es ist indessen eine Sitte, die von besonderer Bedeutung für die Jagdexpedition ist. Der Austausch wird nur im Hause des Mannes vollzogen. Kann z. B. die Frau den Mann aus irgendwelchen Gründen nicht auf die Jagd begleiten, so leiht er sie an einen Mann, der zu Hause bleibt, und erhält von diesem dafür bei einer anderen Gelegenheit dessen Frau. Wenn die Frau ihre Verwandten besuchen will, so gibt er sie einem Manne mit, der in der betreffenden Richtung reist, und übernimmt inzwischen dessen Frau. Manchmal wird dieser Frauentausch auch als Strafe verhängt. Weigert sich die Frau, so wird sie geprügelt. Die Kinder verbleiben immer bei der Mutter (Rasmussen S. 64).

Da das Leben der meisten Naturvölker auf Gewinnung von Nachkommenschaft eingestellt ist, pflegt das Schicksal unfruchtbarer Frauen manchmal, wie z. B. bei den Eskimo (Rasmussen S. 65ff.), unglücklich zu sein. Bei anderen Stämmen, bei denen die Zahl der verfügbaren Frauen größer ist, wird Kinderlosigkeit durch Adoption (s. d. A) ausgeglichen, wie z. B. unter den nordostafrik. Gala, bei denen die adoptierten Kinder die vollen Rechte erhalten, derart, daß z. B. einem adoptierten Sohne die Rechte eines Erstgeborenen gewahrt bleiben, selbst wenn das adoptierende Paar nachher noch Leibeserben haben sollte (Paulitschke I 193).

§ 4. Die Heiratsverbote (s. Heiratsordnung) halten sich bei den Kai-Leuten Neu-Guineas in engen Schranken. Sie beziehen sich hauptsächlich auf das Sexualverbot zwischen dem Mann und der Schwester seiner Frau, zwischen Mann und Schwiegermutter sowie auf das unter echten Geschwistern und Stiefgeschwistern, wenn sie die gleiche Mutter haben. Gestattet ist die Verbindung zwischen Geschwistern, die verschiedene Mütter haben, ebenso zwischen Bruder und Schwägerin. Ein Vergehen gegen diese Sitte wird zwar nicht bestraft, doch gilt es als Schande. Sexualbeziehungen zwischen Mutter und Sohn sowie zwischen Vater und Tochter sind zwar selten, doch kommen sie vor. Sie haben keine andere Folge als übles Gerede. Ein grundsätzliches Verbot der Heirat in irgendeine Sippe oder Dorfschaft gibt es nicht. Will ein fernwohnender Mann eine Frau haben (s. Fremder), so wird ein besonders hoher Kaufpreis verlangt. Begründet wird dies damit, daß die Verwandten, die sonst noch manchen Vorteil von der Frau haben würden, in diesem Fall gänzlich auf ihre Angehörige verzichten müssen. — Regel ist, daß die Frau in das Dorf des Mannes zieht; nur ausnahmsweise kommt das Umgekehrte vor, wobei sich der Mann gelinden Spott gefallen lassen muß, etwa die spitze Bemerkung, daß die Frau ihn

gekauft zu haben scheine, nicht er sie. Heiratet eine Frau nach dem Tode ihres Mannes wieder, und zwar in ein entferntes Dorf, so machen die Onkel und Brüder ihr Besitzrecht auf die Kinder geltend, welche der Mutter abgenommen und zurückbehalten werden (Keysser S. 89).

K. ist unter den Bewohnern der ö. von Neu-Guinea gelegenen Trobriand-Inseln soviel wie unbekannt. Das Sexualleben beginnt zu einem unglaublich frühen Zeitpunkt, und viele der unschuldig scheinenden Spiele der Kindheit sind in Wirklichkeit nicht so harmlos, wie sie scheinen. Während des Heranwachsens herrscht eine promiske freie Liebe, die allmählich in gewisse dauernde Beziehungen ausläuft und mit der Heirat endet. Aber vor diesem Zeitpunkt sind unverheiratete Mädchen durchaus ungebunden in dem, was sie tun; und es gibt sogar zeremonielle Veranstaltungen, bei denen die Mädchen eines Dorfes den Burschen eines anderen gemeinsam einen Besuch abstatten. Dabei stellen sie sich öffentlich aus und lassen sich jede von irgendeinem Burschen des anderen Dorfes wählen, mit dem sie die Nacht verbringen. Umgekehrt finden solche Besuche auch wieder von Seite der Burschen statt. Insbesonders gehen diese Orgien gelegentlich der Totenfeier vor sich (s. Totenkultus A). — Nach der Heirat ist es wesentlich anders. Die Frau begibt sich nach dem Haus ihres Gatten, wobei ein Austausch von Geschenken stattfindet. Wirtschaftlich wird die Frau von ihrer Familie, vor allem von ihrem Bruder, unterstützt. Dies kommt auch dem Gatten zugute, der hingegen wieder für seine Schwester zu sorgen hat. Trotz allem herrscht die Auffassung, daß die Frau ihrem Manne treu sein muß. Diese Forderung wird indessen nicht streng eingehalten, noch weniger durch Strafen sanktioniert. Die Frau fühlt sich durchaus unabhängig, und ihr Gatte muß sie gut behandeln, sonst verläßt sie ihn und kehrt zu ihrer Familie zurück (Malinowski S. 53).

Bei den schon erwähnten ostafrik. Lango folgen die Kinder wohl dem Klan des Vaters (s. Klan, Verwandtschaft), im Falle der Scheidung der Eltern (s. Ehescheidung) fallen sie jedoch der Mutter zu. Die Gewohnheit, daß im Fall der Ehescheidung die Kinder bei der Frau verbleiben, ohne Rücksicht auf die Schuld der Frau, hat wenig zu tun mit der physischen Notwendigkeit, daß die Mutter für die Kinder sorgt, sondern hängt bei den Lango mit mutterrechtlichen Überlieferungen aus älterer Zeit zusammen. In neuerer Zeit kommt es auf, daß der Vater die Kinder für sich beansprucht (Driberg S. 163, 190).

Zu den vielerlei Etikettvorschriften der *Ila*-sprechenden Völker (mit mutterrechtlichen Klans) von Nord-Rhodesia gehört (nach Smith und Dale I 378ff.) z. B., daß ein Mann vor Frauen nicht die Frauen eines anderen Dorfes loben darf. Sonst ist er den gröbsten Beleidigungen ausgesetzt, und es kann dazu kommen, daß die sämtlichen Frauen, die sich gekränkt fühlen, alle Geräte niederlegen und in solidarischen Streik treten, bis die sämtlichen Männer, die dem Dorfe des Beleidigers angehören, sich entschuldigen und Geschenke bringen. Ebenso gilt es als ungehörig, *Faeces* oder *Sexualia* vor Frauen mit Namen zu erwähnen. Dasselbe gilt umgekehrt auch für Frauen Männern gegenüber. Dazu gehören allerdings noch die Meidungen von einer großen Anzahl von Worten und Silben, die irgendwie mit dem Namen der angeredeten Person usw. in Zusammenhang gebracht werden können. Sie bilden den Teil eines weitläufigen Systems von Wort-Tabus (s. Name A, Tabu B; vgl. Talbot).

§ 5. Der Kaufpreis, der für eine Frau bei den Kai-Leuten Neu-Guineas bezahlt werden muß, hält die Vielweiberei (s. Ehe A, Heirat, Polygamie) in engen Grenzen. Die allermeisten Männer können nicht mehr als eine Frau erschwingen. Bloß vermögende Leute leisten sich den Luxus von zwei oder mehr Frauen. Namentlich die Häuptlinge haben so viele gesellschaftliche Verpflichtungen, daß eine Frau die Arbeit allein nicht bewältigen kann. So rät sie wohl selbst dem Manne, sich noch eine Frau zu kaufen. Da die zweite nicht bloß ihre Dienerin, sondern auch die Gattin des Mannes wird, entsteht leicht Streit. Doch bleibt die erste die Hauptfrau, die der

anderen Anweisungen gibt, sie z. B. nach Holz, Wasser oder Taro schickt und sie das Essen für Gäste kochen läßt, während sie selbst es austeilt. So sind die Nebenfrauen eine Art Mägde. Zuweilen läuft eine Frau dem Manne ins Haus, und er nimmt sie und bezahlt den Preis, der gefordert wird. In solchen und in allen Fällen, wenn der Mann ohne Vorwissen und Zustimmung seiner ersten Frau eine zweite nimmt, ist das Verhältnis der beiden zueinander meist schlecht. Wegen Verlangens nach Nachkommenschaft nimmt bei den Kai-Leuten kein Mann mehrere Frauen. Doch kommt der Fall vor, daß ein Häuptling oder angesehener Mann eine zweite Frau heiratet, weil er während der Mutterschaft der einen Frau enthaltsam bleiben muß und mit Frauen anderer Männer widerrechtlichen Verkehr nicht unterhalten will. — Frauen, zwischen denen der Mann nicht durch Worte Frieden zu stiften vermag, sucht er auf andere Weise empfindlich zu treffen. Zuzuschlagen wagt er oft nicht. So lädt er seine „Freunde" ein, nämlich seine und seiner Frauen Verwandte. Wenn diese versammelt sind, so gehen sie unter entsetzlichem Schreien daran, in die Hütte, in der die Frauen sitzen, ein Loch zu schlagen und einige Netztaschen und Näpfe zu rauben. Im Felde reißen sie einige Stäbe aus dem Zaun, ziehen Taro aus und zerhacken einige Stöcke Zuckerrohr. Diese „Plünderung" soll Strafe und Warnung sein. Die gleiche Strafe widerfährt einem streitsüchtigen Ehepaar (Keysser S. 89ff.). — Hierin zeigt sich der soziale Einfluß des Mannes, während er in patriarchalischen Gesellschaften sich gewöhnlich noch mit einer Schätzung der Virginität mit strengen Sexualschranken für die Frauen verbindet (s. Patriarchat).

§ 6. Eunuchoide oder Impotente, „*Jo apele*", gelten bei den Lango Ostafrikas als „von Gott geschlagen". Sie werden als Frauen betrachtet und so behandelt, müssen sich auch so kleiden und tragen und verrichten Frauenarbeit. Sie beobachten sogar die Klan-Tabus der Frauen und sind wie diese vom Besitz an Eigentum ausgeschlossen, auch davon, an der Jagd der Männer teilzunehmen. Im übrigen sind sie geistig durchaus gesund und tätig, ja, sie leben ehelich mit Männern zusammen (s. a. Freundschaft). Die anderen Frauen behandeln sie wie ihre Geschlechtsgenossen (Driberg S. 210).

§ 7. Fälle von Bestialität kommen bei dem ostafrik. Stamm der Lango, wenn auch selten, vor. Dann wird Mann und Tier getötet. Das Tier wird zu Asche verbrannt, und dessen Fleisch darf nicht gegessen werden. Man nimmt an, daß nur ein böser Zauberer so etwas tut und der Täter daher ein Feind der Gesellschaft sei. — In der Tat stellt Driberg (S. 209f.) fest, daß derartige Handlungen in der Regel nur von Schwachsinnigen begangen wurden. — Vgl. a. Falk; Post II 375.

§ 8. Die Ansicht, als herrschte bei den Naturvölkern eine volle Ungebundenheit, findet ihre Einschränkung durch psychische Hemmungen, die sowohl auf männlicher wie auf weiblicher Seite, insbesondere bei Eingehung der Ehe, sich geltend machen. Auf Neupommern flüchtet sich z. B. der Bräutigam in den Busch oder in das hohe Gras (Parkinson 1887 S. 98) und läßt sich nur mit Gewalt zurückbringen (s. Heirat, Heiratsordnung). Eine Reihe ähnlicher Beispiele ist von Parsons (S. 65ff.) zusammengestellt.

Wenn ein Mädchen bei den nilotischen Lango in unerlaubten Verkehr mit einem Mann an einem Platz außerhalb der Hütte getreten ist, und sie beklagt sich darüber, so daß es bekannt wird, so werfen alle Vorübergehenden Gras auf den betreffenden Ort, weil dort angeblich böse Geister spuken. Denn derartiger Verkehr soll niemals bei Tag und im Freien, sondern nur des Nachts und in der Hütte vor sich gehen (Driberg S. 161).

Im Falle einer Übertretung der Sexualschranken (s. Heiratsordnung) wird bei den Lango dieses Verbrechen an dem Manne mit dem Tode bestraft, weil er als der schuldige Teil betrachtet wird, während man die Frau nur durchprügelt. Außerdem müssen die Verwandten des Mannes 6 Ziegen bezahlen, die auf der Weide des Dorfes der Frau getötet werden. Vor seiner Hinrichtung hat der Verbrecher der Opferung der Ziegen beizuwohnen und in zeremonieller Weise Wasser auf die Frau auszugießen und durch einen Segensspruch die mystischen Wirkungen seiner Tat zu beseitigen. Denn

man sagt, daß er „Gott" auf die Frau gebracht habe und sie nur durch das Ausgießen von Wasser von dieser unglücklichen Besessenheit befreit werden kann (Driberg S. 209).

§ 9. Vielerlei sexuelle Riten haben bei den südafrik. Ba-Ronga und bei den Thonga teils den Zweck, im Unglück zu trösten, als Gegengewicht gegen Trauer bei Todesfällen zu dienen, teils als Zauber gegen Mißwachs anzugehn. Insbesondere werden solche Riten auch bei der Gründung eines neuen Dorfes verrichtet (Junod I 144, 152, 155, 201, 290, 295, 488ff.).

Als Liebeszauber wird z. B. von den Burschen der südafrik. Ba-Ronga ein alter Dorfhahn verwendet, den sich der Bursche auf den Kopf setzt und hier eine Weile lang hält. Wenn der Hahn mit seinen Klauen ihm den Kopf zerkratzt hat, läßt er ihn wieder fliegen. Nach dieser Berührung wird es dem Burschen, so wenig wie dem Hahn, an Partnerinnen fehlen. — Mädchen verwenden als Liebeszauber eine gewisse „Medizin", die in Wasser gekocht viel Schaum (= Sperma) entwickelt. Damit reiben sie ihren ganzen Körper ein und hoffen, dann Liebhaber zu finden (Junod I 101).

Die verschiedenen Verhaltungsweisen, die der Islam und die vorislamische Zeit vorschreiben, und die in der Form von „Anstandsregeln" auftreten, sind nicht ohne religiöse und zauberische Beziehung. Waschwasser und Weihwasser gehen z. B. ineinander über; man wäscht sich das Haupt, um eine Verunreinigung wegzuschaffen, die gar nicht das Haupt betroffen hat. Den alten Arabern eigentümlich ist namentlich das Rasieren der Pubes, der Brust, das Auszupfen der Achselhaare, das Stutzen des Schnurrbarts. Auch das Putzen der Zähne mit dem Sivâk, das Scheiteln und das Nägelschneiden ist vorislamisch. Muhammed sah einen Beweis der theologischen Befähigung seines jungen Vetters Ibn Abbas darin, daß er ihm unaufgefordert Waschwasser auf den Abtritt setzte. Es herrscht die Neigung, allen diesen Bräuchen eine polemische Spitze gegen die Dämonen zu geben; wer sie unterläßt, über den gewinnen die Dämonen Macht. — Die Schamhaftigkeit wird von den Moslemen sehr weit getrieben. Sie ist aber schon den heidnischen Arabern eigen. — Die *Sunna* schreibt vor, man solle sich nicht einmal vor sich selber entblößen und nicht nackt waschen, aus Scheu vor Gott und den Geistern; Hiob tat es und hatte es schwer zu büßen. Wenn im arab. Altertum Erwachsene sich nackt zeigen, so geschieht es nur bei außerordentlichen Anlässen, um außerordentliche Zwecke zu erreichen. Ihre Notdurft verrichteten die Krieger außerhalb des Lagers, die Bürger außerhalb der Stadt oder des Stadtquartiers. Dabei setzte man sich hin und verhüllte das Haupt (Wellhausen S. 172f.).

Vgl. a. bezügl. Europa: Durham; bezügl. Indien: Crooke.

S. a. Askese, Blutschande, Brüderschaft (Künstliche), Ehe A, Ehebruch A, Ehescheidung, Freundschaft, Gruppenehe, Meidung, Moral, Nebenehe, Polygamie, Promiskuität, Prostitution, Tabu B, Verwandtenheirat.

Barton *Notes on the Kipsikis or Lumbwa Tribe of Kenya Colony* Journ. anthr. inst. 53 (1923); G. Brown *Melanesians and Polynesians* 1910; Crawley *The Mystic Rose* 1902; Crooke *Nudity in India in Custom and Ritual* Journ. anthr. inst. 49 (1919); Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Driberg *The Lango* 1923; Durham *Ritual Nudity in Europe* Man 20 (1920) Nr. 83; Falk *Gleichgeschlechtl. Leben bei einigen Negerstämmen Angolas* Archiv f. Anthr. 20 (1923); Haddon *Western Tribes of the Torres Straits* Journ. anthr. inst. 19 (1890); Hartland *Primitive Paternity* 1909; Junod *The Life of a South African Tribe* 1912; Keyßer *Aus dem Leben der Kai-Leute in Neu-Guinea* in Neuhauß *Dt.-Neu-Guinea* 1911; Krauß *Das Geschlechtsleben in Glaube, Sitte und Brauch der Japaner* 1907; Lambert *Mœurs et Superstitions des Néo-Calédoniens* 1900; Legendre *Les Lolos* Ann. Rep. Smithson. Instit. 1911; Malcolm *Notes on Birth, Marriage and Death Ceremonies of the Eyāp Tribe, Central Cameroon* Journ. anthr. inst. 53 (1923); Malinowski *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Milne *The Home of an Eastern Clan* 1924; Parkinson *Im Bismarck-Archipel* 1887; ders. *30 Jahre in der Südsee* 1907; Parsons *Religion and Chastity* 1913; dies. *The Reluctant Bridegroom* Anthropos 1915—16; dies. *Holding Back in Crisis Ceremonialism* Amer. Anthr. 18 (1916); Post *Ethnologische Jurisprudenz* 1895; Rasmussen *The People of the Polar North* 1908; R. Schmidt *Beitr. z. Ind. Erotik* 1922; Smith und Dale *The Ila Speaking Peoples of Northern Rhodesia* 1920; Talbot *Woman's Mysteries of a Primitive People* Journ. African. Society 14 (1914—15); Vedder *Die Bergdama*

1923; Wellhausen *Reste arabischen Heidentums* 1897; Westermann *Die Kpelle* 1921.

Thurnwald

Kiefernzeit. § 1. Botanisch-geol. Terminus, welcher die postglaziale Per. bezeichnet, in der die Kiefer herrschender Waldbaum im N war, und welche dem späteren Abschnitt der Ancyluszeit (s. d.) entspricht. Die Kiefer, welche schon während des ersten Teiles der Ancyluszeit in Dänemark und Südskandinavien einwanderte, wo noch ein „subarktisches", kühles und trockenes Klima herrschte, wurde erst allg., nachdem das Klima warm und trocken (während „borealer" Zeit) geworden war. Dieses warme und trockene Klima, von dem eine Stubbenschicht in den Torfmooren erzählt, die auf deren Austrocknen deutet, wird von den meisten Forschern mit der Zeit von der Mitte der Ancyluszeit während der noch fortgesetzten Landhebung, welche in dieser Zeit ihr Maximum erzielte, bis zum Maximum der Litorina-Transgression parallelisiert, wo die klimatologisch als „atlantisch" bezeichnete Zeit (s. Eichenzeit) einsetzt.

§ 2. Der Zeit des ersten Auftretens der Kiefer wird die Feuerstein-Pfeilspitze von Nørre-Lyngby (s. Lyngby-Kultur) zugerechnet. Zur eigentl. K. darf gezählt werden die reiche epipaläol. Knochenkultur mit Funden wie Maglemose (s. d.), Sværdborg (s. d.), Holmegaard (s. d.) in Dänemark, Dobbertin (s. d.) in Mecklenburg, Kunda (s. d.) in Estland, vielleicht auch die norwegischen Flintplätze (s. „Flintplätze" [Norwegische]) usw. Die dän. Moorfunde glaubt Jessen nach paläontologischen Untersuchungen als sicher boreal datieren zu können.

§ 3. Eine absolute Chronologie dieser Per. kann jetzt noch nicht aufgestellt werden. Auch über den klimatischen Charakter der K. herrscht keineswegs Einheitlichkeit; so wollen z. B. G. Anderson u. a. das postglaziale Klima-Optimum (s. d.) in der borealen Zeit suchen, während es von Sernander, v. Post u. a. der subborealen Zeit (s. Eichenzeit) zugeschrieben wird. Schätzungsweise wird von De Geer und Sandegren der Beginn der borealen Zeit um etwa 6500 J. v. C. und der Übergang in die atlantische Zeit von Sandegren und Sernander um 5500—5000 J. v. C. angenommen.

Literatur s. u. Eichenzeit.

Hjalmar Larsen

Kielkratzer s. Aurignacien, Eolithenproblem § 14.

Kiesel, Bemalte s. Azilien, Kunst A IV.

Kiev s. Südrußland.

Kilikien. Landschaft im sö. Kleinasien, das Cypern gegenüberliegende Küstengebiet s. vom Taurus und die Ebene von Adana bis an den Amanus umfassend. Der Name K. ist verhältnismäßig jung. Noch in den assyr. Inschriften heißt das jetzige Adana-Gebiet *Ḳuē*; assyr. Feldzüge dorthin werden seit Salmanassar III. (859—825) vielfach erwähnt. Sargon II. (722—705) entriß etliche Städte an der Ostgrenze dem Mita von Muski, d. i. Midas von Phrygien; er — oder sein Vorgänger Salmanassar V. (727—722) — machte Kuë zur assyr. Provinz. Eine ältere Bezeichnung des gleichen Gebietes ist *Arzawa* (s. d.). — Die *Ḫilakku*, nach denen K. offenbar benannt wurde, wohnten n. von Ḳuë im Taurus und wurden unter Salmanassar V. den Assyrern tributpflichtig.

H. Winckler *Altorientalische Forschungen* II (1901) S. 103ff.; E. Forrer *Provinzeinteilung des assyr. Reiches* 1921 S. 70ff.

O. Schroeder

Kimbern s. Germanen B § 4.

Kimmerier. S. a. Skythen, Südrußland D. — Stamm an der Nordküste des Schwarzen Meeres, der vielfach Vorderasien beunruhigte und dann, von den Thrakern verdrängt, große Teile Kleinasiens überschwemmte. Die Ansichten über ihre rassische Zugehörigkeit sind sehr verschieden: teils werden sie als „nichtindogermanische", d. h. als Nichtangehörige der nordeurop. Rasse (*Homo europaeus;* s. d.), teils als Skythen, teils als Thraker, auch als Verwandte der Italokelten (Penka) angesehen, also als Nordeuropäer. Weninger zählt sie neuerdings, wohl mit Recht, zur phrygischen Gruppe und hält sie für die Vorfahren der „nord." Armenier, also für ausgesprochene Nordeuropäer. Sie sind identisch mit den Zimmer-ri, Gimirri, Gomer asiat. Urkunden (s. Südrußland D). Skelette, die ihnen mit Sicherheit zuzurechnen wären, sind bisher nicht bekannt geworden.

Pol. Anthr. Rev. 10 (1911) S. 195 ff. K. Penka; F. Birkner *Rassen und Völker der Menschheit* 1912/13 S. 370; J. Weninger *Die phys.-anthrop.*

Merkmale der vorderas. Rasse Mitt. d. geogr. Ges. Wien 1920 S. 13—37. Reche

Kimmerier und Skythen in Vorderasien.

§ 1. Die K. und S. in Armenien (8. und 7. Jh. v. C.). — § 2. Die K. in Kappadokien und Lydien (7. Jh.). — § 3. Die S. in Vorderasien (7. und 6. Jh.).

§ 1. Die ältesten Nachrichten über ein Auftreten von K. und S. im S des Kaukasus sind in Keilschrifttexten aus der Zeit der assyr. Könige Sargon (722—705) und besonders Assarhaddon (681—669) erhalten. Nach amtlichen Berichten an Sargon wurde das damals gerade durch einen Feldzug dieses Herrschers nach Armenien erheblich geschwächte Reich Urarṭu (s. d.) im Jahre 714 von einer Invasion der K. betroffen, welche den urarṭäischen König, wie es scheint, zum Selbstmord trieb und die Machtstellung Urarṭus für die Dauer eines Menschenalters vernichtete. Die Völkerwanderung, die die K. (assyr. *Gamir* [hebr. *Gōmer*] nebst dem Gentilizium *Gimiraja* und Spielformen) über die zentralen Kaukasuspässe der sog. grusinischen und ossetischen Heerstraßen nach Armenien geführt zu haben scheint, bewirkte auch in den unter assyr. Oberhoheit stehenden Grenzmarken in der Nachbarschaft Urarṭus starke Veränderungen: Die im SO des Urmia-Sees ansässigen iran. Stämme, insbesondere Meder und Mannäer, deren Vordringen über die Zagros-Ketten zu verhindern seit langem das Ziel zahlreicher, meist offensiv betätigter Abwehrmaßnahmen der Assyrer gewesen war, gerieten in Bewegung, und Assarhaddon befürchtete, wie mehrere seiner Ersuchen um Orakel des Sonnengottes zeigen, Gebietsverluste an eine unter Führung des „Stadtherrn" *Kaštariti* (d. i. medisch *Ḫšaṯrita*) stehende Gruppe von Angreifern, unter denen auch K. genannt werden.

Neben den K. erscheinen nunmehr auch S. (assyr. *Iškuza*, Gentilizium *Ašguzaja*) an der Nordostgrenze Assyriens. In seinen hist. Inschriften (Prisma A und C II 27ff., vgl. KB II 129) rühmt sich Assarhaddon des Sieges über einen mit den Mannäern verbündeten S. *Išpakaja*, eine Anfrage an den Sonnengott zeigt ihn aber in Verhandlungen, bei denen „*Bartatua, König des Skythenlandes*" (d. i. griech. Προτοθυης) seine Vermählung mit einer assyr. Prinzessin, mithin auch die Anerkennung der skyth. Macht zur ersten Bedingung eines Vertrages zwischen S. und Assyrern machen konnte.

Berichte an Sargon bei F. Thureau-Dangin *Une relation de la huitième campagne de Sargon* 1912 S. XIIIf. (mit Angabe der älteren Literatur). Anfragen an den Sonnengott bei J. A. Knudtzon *Assyr. Gebete an den Sonnengott* 1893 (bes. die Nr. 1, 2, 6, 11a und 35 [der letzte Text die S. betreffend]) und bei E. G. Klauber *Politisch-religiöse Texte aus der Sargonidenzeit* 1913 (bes. die Nr. 1, 4, 7, 8 und 20 [der letzte Text die S. betreffend]). Zu *Kaštariti-Ḫšaṯrita* vgl. zuletzt J. Lewy *Forschungen zur Alten Geschichte Vorderasiens* 1925 S. 4 Anm. 5 (mit älterer Lit.); zu *Bartatua* (der Text bei Klauber a.a.O.Nr. 16) H. Winckler *Altorientalische Forschungen* I (1893) S. 486ff.; J. Lewy a. a. O. S. 1 und 6 Anm. 2.

§ 2. Das Vordringen der kimmer. Völkerwelle auch nach dem W des urarṭäischen Reiches, den kleinas. Ländern vorwiegend ö., aber auch w. des Halys, wurde durch einen Feldzug der Assyrer, in dessen Verlauf Assarhaddon „den Mandakrieger *Teušpā aus Kimmerien, dessen Heimat fern war*" bei Ḫubušna (= hett. Ḫubišna, d. i. nach E. Forrer das Kybistra-Herakleia [jetzt Eregli] der Klassiker) schlug (679 v. C.), höchstens vorübergehend gehemmt. Die Übertragung der Bezeichnung „Manda-Krieger" (*ummān Manda*), die in der keilschriftlichen Literatur schon seit vielen Jh. zur Charakterisierung von Stämmen des ö. des Halys gelegenen Kleinasiens üblich war, auf *Teušpā* und andere Kimmerier, und nicht minder die Tatsache, daß die fast gleichzeitig mit den K. ins Licht der Geschichte tretenden Armenier jahrhundertelang ganz Kappadokien *gamirk'* „Kimmerier" genannt haben, beweisen vielmehr, daß sich erhebliche Teile der K. verhältnismäßig schnell ö. des Halys konsolidieren konnten.

Die Bedrohung, die die unmittelbare Nachbarschaft der Kimmerier Kappadokiens in erster Reihe für Lydien und das unter assyr. Oberhoheit stehende Kilikien, sodann aber auch für die assyr. Kernlande selbst bedeutete, wurde sehr bald zu einem entscheidenden Faktor der politischen Geschichte ganz Vorderasiens. Als die K., auf die offenbar von O her die Masse der nachdrängenden Völker — nach der griech. Tradition der S. — und wohl auch das wieder erstarkende urarṭäische Reich wirkte, um

660 erfolgreich nach Lydien vorbrachen und die Hauptstadt Sardes einnahmen, entschloß sich Assarhaddons Nachfolger Assurbanipal, Lydien, dessen König Gyges (assyr. *Guggu*) ihm in der Not durch Entsendung einer Gesandtschaft nach Ninive (s. d.) huldigte, die erbetene militärische Unterstützung zuteil werden zu lassen. Aber etwa 6—8 Jahre später, ca. 652, mußte er selbst mit allen Mitteln bestrebt sein, den drohenden Anschluß der kimmer. „Barbaren" an den von Šamaš-šum-ukīn von Babylon organisierten Bund der Vasallen und Nachbarn Assyriens im O (Elamiter und Babylonier), S (Araber und Ägypter) und NW (Lyder) zu verhindern, und sah demgemäß in dem (von Lygdamis geführten) erneuten Einfall der K. nach Lydien, währenddessen Gyges ums Leben kam und sein Nachfolger Ardys die Unterwerfung unter Assyriens Oberhoheit demütigst wiederholte, einen wichtigen Erfolg einer vorsichtigen Politik.

Während Lydien dann noch einmal im 7. Jahre des Ardys (ca. 646) von einem Barbareneinfalle betroffen wurde, dessen Träger freilich eher die aus Thrakien kommenden Trerer (Trarer) und deren lykische Verbündeten als die K. gewesen zu sein scheinen, bewahrte der Vertrag, den Assurbanipal, sei es schon um 652 (s. o.), sei es später mit Lygdamis (assyr. „*Dugdammī, König der Ummān-Manda*"), geschlossen hatte, Assyrien bis gegen Ende der Regierung Assurbanipals vor den Stürmen der Völkerverschiebung. Als Lygdamis damals (um oder kurz nach 630) die Abmachungen brach und über den Taurus in Kilikien (s.d.) eindrang, vermochte er zwar, wie es scheint, Tarsus und Anchiale zu zerstören, wurde dann aber noch an der kilik. Seeküste so vollständig geschlagen, daß seinem Sohn und Nachfolger *Sandakšatru* (d. h. „reine Herrschaft besitzend"; gleich *Teušpā* und *Dugdammī* ist auch dieser Name iran.) nur noch der Rückzug übrigblieb.

Die endgültige Vernichtung der nach Kleinasien vorgedrungenen K., die die klassische Überlieferung offenbar dem S. *Madyes*, Sohn des *Protothyes* (Herodot I 103 = *Madys* bei Strabo I 61), zuschreibt, muß kurz darauf erfolgt sein; denn schon 617 stand an der Stelle der Gefährdung der seßhaften Völker Vorderasiens, insbesondere der Assyrer, seitens der K. die nicht minder große seitens der S., auf die nunmehr der alte Name der *Ummān-Manda* (s. o.) übertragen wurde.

Niederlage des *Teušpā* im Prisma Assarhaddons II 6ff. (KB II 129), vgl. „Assarhaddon-Chronik" [bei S. Smith *Babylonian historical Texts* 1924 S. 1ff.] Vorderseite Zeile 9; Lage von Ḫubišna: J. Lewy *Forschungen zur Alten Geschichte Vorderasiens* 1925 S. 4 Anm. 3). Benennungen der K. Kappadokiens: J. Lewy a.a.O. S. 3f. (daselbst weitere Lit.). Chronologie der Kimmereinfälle nach Lydien: Klio 17 (1921) S. 113ff. C. F. Lehmann-Haupt; Gesandtschaften des Gyges und Ardys: VAB 7 S. 21ff.; Assurbanipals und Šamaš-šum-ukīns Verhältnis zu *Lygdamis-Dugdammī*: J. Lewy a. a. O. S. 2f., 6f. Iran. Namen der K.: J. Marquart *Untersuchungen zur Geschichte von Eran* II (1905) S. 105 Anm. 5.

§ 3. Falls die von J. Lewy durchgeführte Kombination der verschiedenen babyl. Nachrichten über den letzten babyl.-assyr. Krieg mit Herodots Bericht über die Kämpfe der Meder gegen die Assyrer und S. das Richtige trifft, so war die erste Folge der Ablösung der K. durch die S. (§ 2) bzw. der damit gegebenen schweren Gefährdung der (Nord-) Westgrenze Assyriens der Abfall des Babyloniers Nabopolassar von seinem assyr. Oberherrn Sin-šar-iškun (Frühjahr 616). Nachdem bald darauf (seit 614) auch der Meder Kyaxares dem assyr. König den Gehorsam aufgesagt und mit der Vernichtung der Hauptstädte Assyriens begonnen hatte, benutzte Nabopolassar, dem im Frühjahr 612 die Vereinigung mit dem „*Könige der Ummān-Manda*" (Μαδύης des Herodot; vgl. § 2) gelang, die Hilfe der S. dazu, Kyaxares sogleich nach dem Falle Ninives (Sommer 612) zum Abzug aus Assyrien zu zwingen. Für den entscheidenden Anteil, den die S. auch am fortdauernden Aufstieg des neubabyl. Reiches hatten, ist kennzeichnend, daß Nabopolassar auch zur Niederwerfung der assyrisch gesinnten Städte Babyloniens wie zur Gewinnung bzw. zu einer zweiten Einnahme und Zerstörung von Harrân (s.d.), der letzten Hauptstadt Assyriens, (610 bzw. 608 [?]) skyth. Hilfe bedurfte, sowie vor allem, daß die bei Herodot vorliegende (medische?) Überlieferung die auf Kyaxares' Sieg und Niederlage (612, s. o.) folgenden Jahre als eine

28jährige Herrschaft der S. über Asien betrachtet.

Nach der jüd. Überlieferung, die, obwohl nur lückenhaft und vornehmlich in sagenhafter Ausschmückung (im Buche Judith Kap. II—IV) erhalten, Herodots Angabe über einen skyth. Vorstoß an die Grenze Ägyptens aufs beste zu bestätigen bzw. zu ergänzen scheint, ließ Nabopolassars Nachfolger Nebukadnezar II. (605—562) seine skyth. Bundesgenossen noch im Jahre 591 durch Kilikien und die Gebiete der späteren Apamene und Damaskene in die Nähe von Bēṯ-Šān (jetzt Bēsān), das in der Folge in hellen. Zeit Skythopolis hieß (s. Beth-sean), und weiter durch das philistäische Küstengebiet bis zur äg. Grenze ziehen, um einen ausgedehnten Aufstand seiner w. Vasallen zu unterdrücken. Aber unmittelbar darauf und wohl im Zusammenhang damit muß es Kyaxares gelungen sein, die skyth. Macht zu vernichten; denn schon 584 scheint Nebukadnezar Kyaxares' Sohn Astyages in dem von Babylonien und Kilikien vermittelten lyd.-med. Frieden, der den Medern die Halys-Grenze garantierte, gleich den assyr. Kernlanden auch die bisher skyth. Gebiete überlassen zu haben, wie die babyl. Quellen in der Folge denn auch den Astyages als „*König der Ummān-Manda*", mithin als Herrn Kappadokiens (s. o. § 2), bezeichnen.

Da mit der freilich sagenhaften Überlieferung Herodots (IV 1ff.) angenommen werden darf, daß Reste der S. in die Heimat zurückzukehren vermochten, spricht H. Schmidt (Arch. Anz. 1920 S. 41ff.) das Auftreten von gewissen Motiven der babyl.-assyr. bzw. der vorderas. Kunst in Erzeugnissen des skyth. Kunstgewerbes des N („altskyth." Kunst des 7.—5. Jh.) wohl mit Recht als unmittelbare Folge der skyth. Invasion nach Vorderasien an.

Keilschriftl. Quellen: Babyl. Chronik G; Cylinderinschrift Nabonids; Stele Nabonids. — Jüdische Quellen: die Bücher Jeremia, Ezechiel, Judith. — Griech. Quellen: Herodot I 102ff.; Georgios Synkellos I 405, 3. Dazu J. Lewy *Forschungen zur Alten Geschichte Vorderasiens* 1925 S. 7—19 und 51ff.; ZfAssyr. NF 2 (36) S. 162 ders. Julius Lewy

Kind.

§ 1. Stellung des K. bei den Naturvölkern im allgemeinen. — § 2. Vorbedeutungen. — § 3. Zwillinge. — § 4. Kindermord. — § 5. Kindersterblichkeit. — § 6. Uneheliche K. — § 7. Beziehungen der K. zur Geisterwelt. — § 8. Bedeutung der K. für die Eltern. — § 9. Sorge für die K. — § 10. Verhalten und Betätigung der K. (Spiele, Kinderarbeit). — § 11. Erziehung. — § 12. Kindertausch und Kinderheirat.

§ 1. Das Leben der K. steht bei den Naturvölkern in vielfacher Beziehung zu dem der Erwachsenen. Dem Nachwuchs wird schon deshalb große Beachtung zuteil, weil man sich bewußt ist, daß von dessen Zahl und Tüchtigkeit das Schicksal der Gemeinschaft abhängt.

Die Wege allerdings, die zur Sicherung und Förderung der K. eingeschlagen werden, sind oft kraus und führen nicht selten zum Gegenteil dessen, was man beabsichtigt.

Zu diesen manchmal merkwürdigen Maßnahmen, die man glaubt, im Interesse der Gemeinschaft unternehmen zu sollen, gehören auch die Kindestötungen bei verschiedenen Anlässen. Die verbreitete, durch romantische Gedankengänge veranlaßte Auffassung, als herrschte bei den Naturvölkern eine konsequente Ausmerze der Schwachen, Krüppel und Lebensuntüchtigen, ist, in dieser Allgemeinheit wenigstens, unrichtig. Denn der Aberglaube veranlaßt daneben auch noch die Tötung gesunder K. Ja, mitunter werden mißgebildete auferzogen, während man gesunde, die aber unter Umständen zur Welt kamen, die Unglück-verheißend gedeutet werden, der Tötung anheimfallen läßt (s. § 2, 3, 4).

Die Kindersterblichkeit ist bei den meisten Naturvölkern wegen des Mangels hygienischer Vorkehrungen verhältnismäßig groß. Allerdings findet man im Zusammenhang mit der verbreiteten Vielweiberei manchmal eine vernünftige Schonung der Frauen nach der Geburt (s. Keuschheit), die zweifellos dem Wohle der K. zugute kommt. Bei der Kindersterblichkeit unter den Naturvölkern tritt zutage, daß der Mensch niedriger Kulturstufen auch nicht einer gewissen Fürsorge entraten kann, daß er also Lebenserleichterungen, „Kultur", benötigt und unter ihrem Mangel schlechter abschneidet, als wenn er sie besitzt; allerdings muß er sie auch zu gebrauchen verstehen. Dieser Umstand widerspricht ebenfalls den noch immer ver-

breiteten romantischen Auffassungen von einem „idealen" Zustand der Naturvölker. Der Mensch ärmerer Technik und geringerer Einsicht in die Kausalzusammenhänge ist nicht imstande — trotz seiner immerhin größeren physischen Widerstandskraft als etwa der des weißen Mannes —, den Mangel an Fertigkeiten der Hand und Kenntnissen des Kopfes damit wettzumachen.

Das Verhalten der Erwachsenen den K. gegenüber wird durch die Geistesverfassung und die traditionellen Anschauungen und Gedankengänge in erheblichem Maße bestimmt. Das Zur-Welt-Kommen der K. selbst ist nach den Umständen ihrer Geburt mit Vorbedeutungen aller Art erfüllt. Auch die Sorge für die K. ist in denselben Gedankengängen befangen. Auf der einen Seite trägt man für Dinge Sorge, die nach unserer Ansicht überflüssig oder nebensächlich sind, während man Wesentliches vernachlässigt (§ 9, 10, 11).

Das Leben der K. der Naturvölker ist ganz anders als das, wie wir es etwa unseren K. gestalten oder zu gestalten wünschen. Den K. fehlt gewöhnlich das, was wir gerade als „kindlich" bezeichnen, die Sorglosigkeit. Die individuelle Nahrungssuche beginnt außerordentlich früh, fast gleich nachdem ein K. laufen kann und der Mutterbrust entwöhnt ist, was allerdings oft erst nach dem 4. Lebensjahr eintritt. Hieran schließt sich eine Vorbereitung auf das Leben der Erwachsenen, die zunächst auf die Notwendigkeiten der Lebenserhaltung gerichtet ist. Daher auch die überraschende Selbständigkeit und Altklugheit der K., andererseits aber auch ihr Mangel an „Gehorsam" gegenüber den Eltern oder anderen Erwachsenen, wobei es indessen keineswegs an Achtung vor besseren Kenntnissen der Alten überhaupt zu fehlen braucht.

Schon darin lassen sich die Schranken erkennen, die der Erziehung gezogen sind. Dazu kommt häufig Ungeschicklichkeit und beschränkte Einsicht der Eltern. Gewöhnlich erschöpft sich die Erziehung in einem Vormachen (s. § 11). Den Höhepunkt erreicht sie in den Jünglingsweihen, die jedoch von zauberischem Beiwerk derartig überwuchert sind, daß der erzieherische Wert dieser Prüfungsperioden und Feiern sehr ungleich hoch zu veranschlagen ist, obwohl es sich dabei häufig um eine Einführung in die Geheimnisse, Fertigkeiten und Glaubensauffassungen von übernatürlichen Kräften, ihrer möglichen Beeinflussung und deren Lenkung handelt (s. Jünglingsweihe).

Die Kindheit endigt nicht nur dank der Selbständigkeit der Lebensfürsorge schon sehr früh, sondern sie erhält auch durch das gewöhnlich lange vor Eintritt der Pubertät einsetzende Sexualleben ihre besondere Färbung. Nicht nur, daß oft bei dem engen Zusammenleben in einem Raum nichts verborgen bleibt und die K. zur Nachahmung angeregt werden, sondern die Verlobungen bzw. Verheiratungen erfolgen häufig schon in den ersten Lebensjahren, ja manchmal sogar vor der Geburt. Wenn auch gewöhnlich die Verlobten oder Verheirateten vor Eintritt der Reife nicht zusammen leben, so wird damit doch nicht selten eine sexuelle Beziehung gefördert. Die Kinderheiraten haben den Zweck, dem K. einen Partner zu sichern. Damit wollen die Eltern weitere Nachkommenschaft verbürgen. Es ist diejenige Richtung, in der die Fürsorge der Naturvölker sich am weitschauendsten und energischsten zeigt: die Lebensbehauptung der Sippe (s. § 12). Die Heiratsordnungen entspringen vermutlich solchen herkömmlichen Abmachungen unter den Familien. Doch haben sich die Kinderheiraten weiter noch dort erhalten, wo Heiratsordnungen längst abgekommen und durchbrochen worden sind. In der Partnerwahl der Eltern bei der Verheiratung ihrer K. werden aber immer noch alte Überlieferungen eingehalten, durch die praktisch eine lokale Rassenzucht herbeigeführt werden soll oder doch tatsächlich erfolgt (s. Heirat, Heiratsordnung). Die Kinderheiraten erhalten sich bis tief hinein in das Leben der höheren Hirten-, Ackerbauer-, Handwerker- und Händlervölker, namentlich dort, wo ethnische Einheiten ihren Kulturbestand bewahrt haben. Erst der einer vielfachen ethnischen Überlagerung und Mischung entspringende Individualismus sträubt sich dagegen und verlangt eine persönliche Verfügung in den Liebesangelegenheiten (s. a. Keuschheit § 2, 8).

§ 2. Der Ernst des Lebens tritt an die K. der Naturvölker oft schon frühzeitig heran. Nicht nur in Gestalt von Krankheit und Tod, nicht nur in dem Mangel rechter Sorgfalt von seiten der Erwachsenen, sondern auch darin, daß sie, wie z. B. unter den Kai-Leuten von Neu-Guinea, oft mit quälendem Hunger Bekanntschaft machen, der ihnen derart zusetzt, daß sie nur aus Haut und Knochen bestehen. Wenn Feinde das Dorf überfallen, so haben sie in der Regel weder Mitleid noch Schonung zu gewärtigen. Die Kinder müssen sich dann auf eigene Faust vor dem Feinde zu retten suchen. — Wie die K. von den Alten wissen, wimmelt es von bösen Geistern und schrecklichen Wesen aller Art, welche die kindliche Phantasie aufs stärkste erregen. Diesen Platz zu betreten, ist ihnen verboten, und wenn sie jenem nahen, kostet es das Leben. An diesem Orte drohen Krankheit und Tod; und wenn sie jenen prächtigen Wasserfall betrachten, schießt aus dem Loch daneben ein Geist seinen Pfeil ab, der mit unfehlbarer Sicherheit dem Neugierigen das Augenlicht raubt. — Auch allerlei Feldfrüchte und Fleischsorten sind ihnen zu essen untersagt. Von manchem Taro sollen sie Elephantiasis bekommen, von anderen Früchten die Auszehrung. Das Fleisch vom weißen Kakadu macht die Kinder ungeschickt und tapsig, so daß sie nicht imstande sind, dem Speere des Feindes mit gewandten Sprüngen auszuweichen. Das Fleisch des Kuckucks soll bewirken, daß die Mädchen später ein Kind nach dem anderen in ununterbrochener Reihenfolge bekommen, oder daß die Knaben später eine Witwe heiraten müssen. Vom Kasuar- und Känguruhfleisch bekommen die K. lange Hälse und dicke Bäuche, die Mädchen keine Brüste. Lassen sich die Mädchen in der Entwicklungszeit zum Genuß von Muscheln und Krebsen verleiten, so ziehen sich die Brüste wieder zurück, wie diese Tiere in die Erdlöcher.

Bei den ind. Todas beginnen die Zeremonien für das Gedeihen des K. schon vor der Geburt (s. Geburt), und sie setzen sich nachher fast ununterbrochen in gewissen Zeitabständen bis zur Verlobung, die im Alter von 2—3 Jahren erfolgt (s. § 12), fort. Die Geburt selbst findet in einer abgeschlossenen, vom Dorf weit entfernten Hütte statt, in die sich die Frau schon 2—4 Monate vorher begeben hat, und wo sie noch Wochen nach der Geburt zusammen mit dem K., dem Gatten und der Hebamme verbleibt. Später gehen die Zeremonien für das K. im Dorfe vor sich. Daran nehmen auch die Verwandten teil, die das K. mit bestimmten, herkömmlichen Gaben beschenken. Insbesondere erfolgt die Namengebung (s. Name A) nach feierlichem Ritus (Rivers S. 313ff.).

Groß ist bei den nordostafrik. Oromó die Verehrung der Erstgeborenen. In kleineren Ansiedlungen nennt man die erstgeborenen Knaben: „Vater des Zepters" (*abba-bukú*). Zwei Drittel alles Eigentums des Vaters fällt dem Erstgeborenen zu, während die späteren K. alle zusammen nur ein Drittel des Nachlasses bekommen. Die jüngeren Brüder ehren den Ältesten und gehorchen ihm, selbst wenn er schwächer oder minder veranlagt ist als sie. Auch bei minder wichtigen Anlässen wird der Erstgeborene immer zunächst um seine Meinung gefragt (Paulitschke I 192).

Die besondere Verehrung der Erstgeborenen, wie wir sie z. B. bei den Oromó finden, ist zweifellos auf den Einfluß des Islam zurückzuführen (Paulitschke I 192). Dabei bleibt natürlich die Frage ungelöst, wie und warum dort diese Verehrung entstanden ist. Sie trifft jedenfalls mit der Verehrung anderer Erstlinge, sowohl bei Tieren wie bei Früchten, zusammen und ist offenbar darauf zurückzuführen, daß das erste Erscheinen einer Sache selbst von besonderer Bedeutung ist und diesem daher auch eine besondere Kraft zugeschrieben wird (s. Mana B). Natürlich können auch Nebenumstände wie die Beaufsichtigung der Kleinen durch die überlegeneren größeren K. (s. § 10) diese Stellungnahme gefördert haben.

§ 3. Einer besonderen Auffassung über die Zwillinge begegnen wir in der Gegend von Lagos bis zur Landschaft von Benin in Westafrika. Männliche Zwillinge gelten als Unglücksfall, weibliche als glückverheißend. Ist einer männlich, der andere weiblich, so wird der Fall als neutral angesehen. Der

erstgeborene Zwilling wird auf dem Wege absonderlicher Konstruktion als „jünger" betrachtet, der zweite als der „Ältere", und zwar darum, weil es heißt, der zweite hätte den ersten vorausgeschickt, um die Welt zu sehen; von dem zweiten sagt man, daß er gewöhnlich stirbt. Tritt dieser Fall ein, so muß ein Bildwerk von ihm gemacht werden, weil man sonst glaubt, daß die Mutter dann kein K. mehr bekommt (Thomas Nr. 85). Hierbei scheinen ähnliche Gedankengänge vorzukommen wie bei den ostsibir. Stämmen (s. § 9).

Die Geburt von Zwillingen wird unter den westafrik. Kpelle wohl nicht als etwas Unheilvolles betrachtet, aber doch als ein Ereignis von derartiger Ungewöhnlichkeit, daß es Sorge hervorruft und Mutter und K. durch Opfer- und Zauberhandlungen vor Schädigungen bewahrt werden müssen. Zwillinge werden als geborene Hexenmeister betrachtet und nehmen als solche ihr Leben lang eine Sonderstellung ein. Man begegnet ihnen mit Achtung und Scheu und gibt ihnen, um sich ihr Wohlwollen zu sichern, gelegentlich Geschenke, aber nie einem allein, sondern stets jedem von beiden, und zwar dem zuletzt Geborenen zuerst, denn dieser wird, ebenso wie bei den Bambara, als „Erstgeborener" angesehen; auch in den Wundermärchen von Zwillingen ist stets der Jüngere der eigentliche Held. Stirbt bei den Gbande einer der Zwillinge, so fertigt man dem Überlebenden eine Holzpuppe, die den Namen des Verstorbenen erhält, und die der Überlebende mit sich herumträgt, ja, mit der er auch noch seine Geschenke teilt. Man betrachtet die Zwillinge als Zauberkinder und schreibt ihnen allerlei überirdische Kräfte zu. Nie werden Zwillingskinder durch ihre Eltern geschlagen, und man glaubt allgemein, daß derjenige früh sterben werde, welcher einen Zwilling auf den Kopf schlägt. In Krankheitsfällen sucht man gern Hilfe bei Zwillingen, und dies ist der Grund, daß beinahe alle Ärzte sind (Westermann S. 68).

§ 4. Der Kindermord wurde unter den *Ila*-sprechenden Völkern von Nord-Rhodesia bis vor kurzem in bestimmten Fällen geübt, weil man glaubte, daß sonst Unglück über die Familie hereinbrechen würde. Diese Fälle waren folgende: 1. wenn ein K. zufällig während der Entbindung defäzierte; 2. wenn das K. mit den Füßen voraus zur Welt kam; 3. wenn ein K. schon mit einem durchgebrochenen Zahn zur Welt kam; 4. wenn ein K. von einer Frau geboren wurde, die noch nicht das reife Alter erlangt hatte; ein solches K. wurde „Faustkind" genannt. Alle diese K. wurden sofort nach der Geburt vernichtet. Ferner wurden K. aber auch getötet, wenn später gewisse Ereignisse eintraten, nämlich: 5. wenn ein K. mit etwa 3 Jahren noch nicht gehen konnte; es mochte sonst kräftig und gesund gewesen sein. Insbesondere wenn irgendein Mißgeschick in der Familie der Mutter oder des Vaters vorgekommen war, wurde die Schuld auf das K. geschoben und gesagt: „Siehe, das K. bringt Unglück über uns; laßt es uns beseitigen, sonst gehen wir alle zugrunde!" Endlich 6. wird ein K. getötet, bei dem die Zähne zuerst am Oberkiefer durchbrechen. Es mag sonst durchaus gesund sein. Zunächst sagt die Mutter nichts, auch ein Fremder, der das bemerkt, schweigt darüber, um sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Aber wenn ein Verwandter der Mutter das sieht, erzählt er es gleich anderen Verwandten. Die Mitglieder des Klans lassen die Frau rufen und ihr K. bringen. Sie tadeln die Mutter ob der Verheimlichung, und die Klan-Leute beschließen, das K. zu beseitigen, einfach weil es als Tabu (*tonda*) gilt, daß einem K. zuerst die Zähne am Oberkiefer durchbrechen. Sträuben der Mutter hilft nichts, denn derartige K. „bringen Mißgeschick" nach der Meinung der Ba-ila, und es ist besser, ein solches K. zu beseitigen, als daß die ganze Familie und der Klan darunter leidet. In einem solchen Fall geht die Mutter mit dem K. in einem Fellsack auf dem Rücken an den Fluß oder zu einem Loch im Veldt, bindet den Sack zu und läßt das Kind in das Wasser oder Loch hineinfallen (Smith und Dale I 419ff.).

Bei den Kipsikis oder Lumbwa, einem Hirtenstamm, der sich dem Feldbau zugewendet hat und hauptsächlich aus einer Mischung mit den Nandi besteht, in Nachbarschaft der Masai in Ostafrika, ist Kindesmord an der Tagesordnung. Das K. eines unverheirateten, beschnittenen

Mädchens (s. Keuschheit § 2) wird dadurch erstickt, daß von der Mutter des Mädchens ein Kuhfladen über den Mund des K. gelegt wird. Als Ursache gibt man an, daß das K. ohnehin nicht leben könnte, nachdem das Mädchen einmal der Beschneidung an der Klitoris unterzogen worden ist. Doch besteht auch die Spur einer Sitte, nach der eine kinderlose Frau das K. einer unverheirateten Mutter als ihr eigenes K. aufnimmt. — Kindesmord nimmt man auch dann vor, wenn ein K. schreit, bevor es ganz entbunden ist. Desgleichen tötet man ein K., das mit Zähnen geboren wird, weil man annimmt, daß ein derartiges Wesen später große Schwierigkeit hat, einen Ehepartner zu finden. — Hingegen werden mißgestaltete K. nicht getötet (Barton S. 50).

Obgleich unter den Akikuyu Ostafrikas K. hochgeschätzt und geliebt werden, schreitet man doch unter Umständen zum Kindermord, und zwar dann, wenn Zwillinge geboren werden, weil man diese für unglücklich hält (s. a. § 3). Sind die erstgeborenen K. Zwillinge, so werden beide getötet oder doch wenigstens das Zuletztgeborene (vgl. § 3). Man glaubt nämlich, daß sonst eine Frau nicht wieder K. bekommt. Falls später, wenn schon andere K. da sind, Zwillinge zur Welt kommen, so hat man das zuerst erwähnte Vorurteil nicht. Auch Drillinge gelten als unglücklich, und zwar werden sie ohne Rücksicht auf ihre Reihenfolge entweder alle oder doch eines von ihnen getötet. Das gleiche gilt auch für ein K., das mit den Füßen zuerst zur Welt kommt. Wenn ein K. mit Zähnen geboren wird, wird es entweder getötet, oder der Vater bringt ein Opfer dar, indem er zwei kleine Stücke Fleisch von einem jungen Schaf abschneidet und wegwirft. Berührt ein K. bei der Entbindung den Boden, so tötet der Vater sogleich ein Schaf, die Hebamme kommt und nimmt den Inhalt des Schafmagens in ihre beiden Hände und reibt damit des K. Magen und Brust ein, während das K. sich auf dem Boden befindet. Dann nimmt sie es auf, wäscht es und reibt in gleicher Weise Stirn und Lippen des K. ein, läßt es zunächst auf dem Boden liegen und gibt es dann seiner Mutter. Alle K. von übler Vorbedeutung werden von der Mutter entweder erstickt oder auf das Brachland gelegt, und Gras wird ihnen in Mund und Nase gestopft (Routledge S. 149f.).

Mißgeburten werden bei den westafrik. Kpelle umgebracht, und das Haus, in dem sie geboren sind, wird abgerissen und verbrannt (Westermann S. 68). Solchen Abscheu rufen sie hervor.

Bei den Kai-Leuten von Neu-Guinea werden krüppelhafte K. gleich nach der Geburt als „schlecht" und für das Leben untauglich weggeworfen, meist in ein Erdloch, wo sie sofort ersticken. Wer die zu einem vollen Leben mit all seiner Arbeit nötigen Fähigkeiten nicht besitzt, hat nach der Meinung der Kai-Leute kein Recht zu leben. Aber auch ein normales K. wird gelegentlich umgebracht; z. B. wenn die Mutter eine ungewöhnlich harte und langwierige Geburt auszuhalten hatte und dabei dem Tode nahe kam. Man glaubt, daß die Mutter in einem solchen Falle unfähig sei, für das K. in der ersten Zeit Sorge zu tragen, und beseitigt es daher. Über das Schicksal eines neugeborenen K. entscheiden neben der Mutter die Schwestern der Wöchnerin. Der Vater und überhaupt die Männer haben dabei nichts zu sagen und mischen sich in solche Frauenangelegenheiten auch nicht ein (Keyßer S. 91).

Von den Inseln der Torres-Straße zwischen Australien und Neu-Guinea berichtet Haddon (S. 359), daß der Kindermord durchaus in Übung sei. Bei der Geburt entscheidet der Vater, ob das K. leben soll oder nicht. Im letzteren Falle wird es lebendig im Sande beerdigt. Im allgemeinen ist man mehr geneigt, Knaben am Leben zu lassen als Mädchen. Als Grund wird angegeben, daß die Aufziehung zu viel Mühe macht. Der kleine Umfang der Inseln und die Schwierigkeit, sich Nahrung, insbesondere an Pflanzenkost, zu beschaffen, dürfte in diesem Falle als Hauptgrund für eine künstliche Beschränkung der Kinderzahl anzusehen sein.

Eine große Zahl von Fällen über Kindermord im indischen Archipel findet sich bei Kleiweg de Zwaan (S. 22ff.).

Bezüglich Europas vgl. Murray (s. a. Menschenopfer C).

§ 5. Die Kindersterblichkeit ist bei den Kai-Leuten des Hinterlandes von Finschhafen an der Nordküste von Neu-Guinea, wie bei den meisten Naturvölkern, sehr groß. Nach den Aufzeichnungen des Missionars Keyßer (S. 29) sterben 60 v. H. in den ersten Lebensjahren. Schuld daran trägt sehr eine ungeeignete Ernährung. Säuglinge von 2 Monaten werden bereits neben der Milch mit Taro gefüttert, den, zu Brei zerkaut, die Mutter dem Kleinen in den Mund schiebt. Das Stillen der K. durch die Mutter dauert, wie ebenfalls ziemlich allgemein bei den Naturvölkern, sehr lange an und erstreckt sich manchmal bei den Kai bis in das 4. Lebensjahr. Die Kleinen werden auch oft überflüssigerweise dem Regen und Wind ausgesetzt. Dazu kommt eine Unfähigkeit, einzusehen, was dem K. not tut, auch Denkfaulheit und Bequemlichkeit der Mutter; so z. B. wenn eine Frau im kalten Winde das K., das sie im Netz trug, als Windschutz benutzte, oder wenn eine andere den Netzsack mit dem Säugling an einem im Boden steckenden Bambuspfahl so nachlässig aufhing, daß der Stab zerbrach und das K. zu Boden fiel.

§ 6. Uneheliche K. verbleiben bei den ostafrik. Akikuyu in der Familie der Mutter, wenn der Gatte, der die Frau kauft, die K. nicht besonders mit erwirbt (Routledge S. 126f.). — Im Falle der Ehescheidung (s. d.) bleibt das K. beim Vater desselben (ebd. S. 217).

Außereheliche K. wurden z. B. auch auf Neu-Kaledonien mit Verachtung genannt, man bezeichnete sie als „K. des Krautes" (Lambert S. 73). — S. a. Keuschheit.

§ 7. Das von den Erwachsenen verschiedene Leben der K., ihr plötzliches Erkranken und eine oft ebenso überraschende Erholung hatten bei einzelnen Völkern, wie z. B. bei den Irokesen (Smith S. 69) Nordamerikas, zu der Annahme geführt, daß die K. eine besondere Beziehung zur Geisterwelt unterhalten, daß sie durch sie teils von besonderen Gefahren bedroht werden (s. § 9), während sie durch andere einen besonderen Schutz erfahren. — Das führte überdies dazu, daß die K. auch nicht besondere Vorsichten und Meidungen, denen etwa Erwachsene unterworfen sind, anzuwenden brauchen. So dürfen (nach Fletcher S. 120) bei den Ohama-Indianern Geschichten im Sommer nicht erzählt werden. Doch sind die K. dieser Beschränkung nicht unterworfen, „denn sie tragen die Gesänge zu den Sommerblumen und die Schlangen fügen ihnen kein Übel zu".

In eigentümlicher Weise wird der Tod von K. bei den Salisch-Indianern mit der Aussicht der Mutter, wieder K. zu bekommen, in Zusammenhang gebracht. Die verstorbenen K. müssen nämlich entfernt von alten Gräbern bestattet werden, weil sonst die Mutter angeblich keine K. mehr bekommt (Hill-Tout S. 205).

Ob mit einem ähnlichen Vorurteil die Sitte des präh. Volkes der Calchaquis von Nordargentinien zusammenhängt, die K. allein (nicht auch die Erwachsenen) in Urnen beizusetzen, mag dahingestellt bleiben.

Beim Begräbnis von K., die noch nicht das Reifealter erreicht haben, findet unter den Lango Ostafrikas keine Schlußfeier (*apuny*) bei der nächsten Ernte statt wie sonst beim Tode Erwachsener (Driberg S. 167).

§ 8. Im Grasland von Kamerun trägt bei dem Stamme der Egāp die Mutter als Zeichen, daß sie ein K. geboren hat, ein kleines viereckiges, geflochtenes Täschchen mit kurzen, geflochtenen Griffen, das zwei hellblaue, vertikale Streifen von ungefähr 2 Zoll Br. hat. Wurden Zwillinge geboren, so wird ein Blatt der *Alchornea Cordata* an einem Stück Faden befestigt und von jedem Zwilling auf der Stirn getragen. Diese Blätter werden von Zeit zu Zeit mit einem Holzpulver besprengt. Der Vater steckt 5 Federn eines Vogels in sein Stirnhaar, so daß die Spitzen vorne fächerartig auseinandergehen. Diese besprengt er ebenfalls mit Holzpulver. Manchmal setzt der Vater jetzt eine Zeugmütze auf, in welche die 5 Federn gesteckt werden. Außerdem trägt er zwei kleine, viereckige Grastäschchen mit blauen vertikalen Streifen, ähnlich dem der Mutter (Malcolm S. 389).

Es ist charakteristisch für die Bedeutung, die bei vielen Naturvölkern der Erhaltung des Volksbestandes beigemessen wird, daß z. B. bei den ostafrik. Akikuyu ein Mann

die erste offizielle Rangstufe in der Altersgliederung dann erhält, wenn er Vater eines zweiten K. geworden ist. Die zweite Rangstufe wird erreicht, wenn das erste K. eines Mannes alt genug ist für die formelle Zulassung in den Stamm; erst dann wird er ein Mitglied der Altenschaft, der regierenden Schicht (Routledge S. 197f.).

Unter den *Ila*-sprechenden Völkern von Nord-Rhodesia darf ein Mann den Namen seiner Frau so lange nicht aussprechen, bis sie ihm ein K. geboren hat. Bis dahin benennt er sie mit einem besonderen Namen, den er ihr als Braut gab. Auch die Frau darf bis dahin nicht den Namen ihres Mannes aussprechen. Denn man glaubt, daß durch die Nennung des Namens Unglück über die betreffende Person oder über den Sprecher gebracht werden könnte (Smith und Dale I 368f.).

Bei den Ainu des ö. Asiens soll das K. immer im Hause des Vaters der Mutter geboren werden. Die ersten Jahre nach der Eheschließung wenigstens werden gewöhnlich von dem jungen Paar bei den Eltern der Frau verbracht (s. Familie A, Heirat, Mutterfolge; vgl. Czaplicka S. 104f.).

Auf Neu-Kaledonien erlangte, wie auch an manchen anderen Orten, die Ehe erst Stabilität durch die Geburt eines K. (Lambert S. 92).

Bei den Osseten des Kaukasus ist die Geburt eines Stammhalters mit einer Veränderung in der Stellung der jungen Frau verbunden. Bis dahin mußte sie es vermeiden, die älteren Verwandten ihres Mannes zu sehen und mit ihnen zu sprechen; von nun an darf sie das. Jetzt darf sie auch das der Frau gebührende Kopftuch umbinden (Dirr S. 69).

§ 9. a. Bei den Lango wird das K. erst mit $2^1/_2$—3 Jahren, wenn es schon gehen und sich selbst versorgen kann, von der Brust entwöhnt. Bis dahin pflegt es die Mutter auf dem Rücken zu tragen. Vom sechsten Monat ab wird es indessen schon an Kuhmilch gewöhnt. Bis zu dieser Zeit soll die Frau nicht in Hoffnung auf ein neues K. kommen. Diese lange sexuelle Enthaltsamkeit wird als Grund für die Vielweiberei angeführt (Driberg S. 162f.).

Unter den Ba-ila von Nord-Rhodesien trennt eine Kluft den Mann von seinen K., obgleich sie ihm im Falle einer Scheidung zufallen. Sie werden jedoch nicht seinem, sondern ihrer Mutter Klan zugerechnet, und der Vater übt weniger Einfluß auf die K. aus als deren Mutter-Bruder. Es ist der Fall einer Vaterfamilie innerhalb mutterrechtlicher Klans (Smith und Dale I 284).

Bei den Aruaken von Südamerika unterstehen die K. den der Herrenkaste angehörenden Verwandten der Mutter. Dem Vater steht keine Hausgewalt zu (Schmidt S. 63).

Unter dem nw. Stamm der kanad. Indianer, den Shushwap, darf ein anderes K. nicht in die gleiche Wiege gelegt werden, in der eines lag, das gestorben war. Sonst nämlich würde auch das andere K. sterben (Boas S. 89).

b. Nach der Geburt findet bei den Tschuktschen des nö. Asiens eine Blutzeremonie statt, die darin besteht, daß ein Rentier geschlachtet wird, mit dessen Blut das Gesicht von Mutter, K. und anderen Mitgliedern der Familie beschmiert wird. — Daraufhin erfolgt die Zeremonie der Namengebung (s. a. Name A). Dabei hält die Mutter einen Wahrsage-Gegenstand, wie einen Stein oder ein Stück ihrer eigenen oder des K. Kleidung vor sich balanzierend und sagt dabei die Namen von Ahnen der Familie her. Wenn bei einem Namen das Stück sein Gleichgewicht verliert, so soll das K. diesen Namen tragen. Manchmal wird der Name auch aus in Träumen gewonnenen Anzeichen gewählt. Gedeiht das K. mit einem bestimmten Namen nicht, so wird dieser mit Hilfe eines Schamanen gewechselt. — Auch zahlreiche Besprechungen und Beschwörungen werden während der ersten Jahre des K. vorgenommen und durch Befestigung von Halsbändern u. dgl. unterstützt. Das ist besonders notwendig, wenn das erste K. nicht am Leben geblieben ist und das zweite nun als dessen Nachfolger seinen Platz einnimmt. Diese Beschwörungen finden hauptsächlich zur Zeit des Neumonds, aber bei Tage, statt. Bogoras (S. 512) beschreibt eine solche Zeremonie folgendermaßen: ein kleines Feuer wird vor dem Eingang der Hütte errichtet und eine

Zahl von Schüsseln mit verschiedenen gekochten und getrockneten Fleischstücken zu beiden Seiten aufgestellt. Der Veranstalter der Zeremonie gibt jedem der Eltern einen kleinen, roten Stein, der in Leder eingewickelt ist und um den Hals gehängt wird. Dann spricht er seine Beschwörungen in etwa folgender Weise: „Ihr seid nicht auf dieser Erde, ihr seid in diesem Stein. Kein Wind kann euch erreichen, kein Eisberg kann euch zerdrücken, sondern im Gegenteil, er wird an den Kanten des Steins in Stücke brechen. Ihr seid nicht auf dieser Erde. In der offenen See befindet sich ein großes Seetier gleichzeitig mit der Erde und der Welt. Dieses Tier ist ein Seelöwe. Sein Rücken ist wie eine Insel, er ist mit Erde und Steinen bedeckt. Ihr befindet euch auf seinem Rücken," usw. — Stirbt die Mutter im Kindbett, so wird das K. gewöhnlich erstickt und mit der Mutter begraben. Doch manchmal versucht man, es aufzuziehen (Czaplicka S. 134f.).

Unter dem Buryaten-Stamm der Uriankhai (Tuba) im Ulukhem-Distrikt wird nach Potanin (IV 27) eine merkwürdige Zeremonie vorgenommen, um K. am Leben zu erhalten, falls die früher geborenen jung verstorben waren. Das später zur Welt gekommene K., dessen Leben man unter allen Umständen erhalten möchte, wird zunächst unter dem Kochkessel versteckt und darüber ein Ahnenbild aus Hasenfell gelegt sowie eine weitere Figur aus Teig von Gerstenmehl, welche das K. darstellt. Darauf wird der Schamane (*kam*) gerufen und beginnt seinen Zauber über der Gestalt aus Teig. Auf diese Weise soll nach den Erzählungen der Uriankhai die Gestalt Leben bekommen. Deren Unterleib wird aufgeschnitten, und angeblich beginnt das Blut zu fließen, und sie fängt an, unter den Schmerzen zu schreien. Der Körper wird in drei Stücke zerschnitten und fern vom Hause begraben. Dieses Ersatzopfer (s. a. Gelübde A) soll das lebendige K. vor dem Tode bewahren. — Eine ähnliche Zeremonie findet bei den Diurbiut statt. Dort wird das K. von einigen Verwandten gestohlen und unter dem Kessel versteckt, während dieselben Verwandten unterdessen eine Puppe aus Gras machen und sie in das Zelt der Eltern werfen, die, wenn sie es finden, sich so verhalten, als ob sie ihr eigenes Kind tot sehen würden, und es unter Aufwand von großem Getue beweinen und begraben. Das wird veranstaltet, um den bösen Geist (*Chitkur*) zu täuschen, damit er glaube, das K. sei tot und begraben, und so dem K. kein weiteres Übel zufüge (Potanin S. 28, nach Czaplicka S. 140).

K. müssen bei den balaganskischen Buryaten eine Reihe von Opfern an die „w. *Khas*", wohlwollende Geister, „Gotteskinder", darbringen. Diese Opfer sind verschiedener Art und werden bis zur Erreichung ihrer Reife veranstaltet. Hauptsächlich müssen Knaben diese Opfer verrichten; von seiten der Mädchen sind sie nicht unbedingt erforderlich. Aber einige müssen von allen K. ohne Unterschied des Geschlechts dargebracht werden. — Die Zeremonie *Ukhan-Budla*, zu der gewöhnlich ein Schamane herangezogen wird, vollzieht sich folgendermaßen: Wasser wird aus einer Quelle, von einem See oder Fluß geholt, und vorher wurden einige Kupferstücke dorthin geworfen, woher man das Wasser nahm. Darauf werden ein Bündel aus grobem Steppengras, eines aus Binse und neun Fäden aus Seide zugerichtet. Der Schamane gießt nun eine Libation unter Aussprechen folgender Worte aus: „die Knaben wie Binsen, die Mädchen wie Pilze; aus Steppengras haben sie Geißeln gemacht; mit dem Wasser der Quelle haben sie eine Abwaschung (*Budla*) vorgenommen; mit den neun seidenen Fäden haben sie eine Geißel gemacht." — Darauf wird das Wasser in einen Topf gegossen und erhitzt. Das Gras wirft man in den Topf, während die Binsen zu einem Besen gebunden werden. Das K. wird auf ein hohles Gefäß gesetzt und von neun Steinen umgeben. Dazu sagt der Schamane: „Der schwarze Stein ist das Tor, der lohfarbige Stein ist der Hof." Dann ergreift er den Besen, taucht ihn in das Wasser und schlägt damit leicht das K., wobei er ihm sagt, es müsse nicht weinen, sondern rasch wachsen. Nun werden neun Knoten in die neun Fäden gemacht, die um den Hals des K. gelegt werden. Das Wasser wird auf den Boden der Yurta (Zelt) ausgegossen und der Besen über der Tür befestigt, um das Eintreten

böser Geister zu verhindern (Gmelin III 333, nach Czaplicka S. 305f.).

Bei der Namengebung meinen die Menomini-Indianer Nordamerikas, daß das K. bereits einen Namen besitze und es Aufgabe der Eltern sei, diesen herauszufinden.

Bei den ostafrik. Akikuyu wird zur Begründung des Haarscheerens an reifenden Mädchen angegeben, daß die Gesundheit in diesem Alter unnormal sei und daher das Haar geschnitten werden muß, weil das für die Gesundheit von wohltätiger Wirkung ist. Danach richtet sich auch die Weihezeremonie, von der wieder die Möglichkeit der Verheiratung abhängt (Routledge S. 155).

c. Hat ein K. die ersten Monate seines Lebens glücklich überstanden, kann es „mit der Hand winken", so wird es bei den Kai-Leuten der Nordküste von Neu-Guinea durch die „Umarmung" in den Kreis der Sippschaft aufgenommen. Alle Verwandten kommen zusammen und schließen das K. an ihre Brust. Später soll es sich dieser Handlung erinnern und der Zugehörigkeit zur Verwandtschaft eingedenk bleiben. Zu dem Festmahl, das bei dieser Gelegenheit veranstaltet wird, liefert der Vater des K. ein Schwein (Keyßer S. 30).

Für die Aufnahme eines K. in den Stamm findet bei den Akikuyu Ostafrikas eine Zeremonie statt, wenn das K. noch sehr klein, ein paar Wochen alt ist. Zu dieser Feier tötet der Vater eines Tages ein Schaf, und am nächsten Tage legt er dem K. Armbänder an. Am gleichen Tage läßt er zwei K. im Alter von ungefähr 6 Jahren aus der Nachbarschaft zwei Kürbisse mit Wasser holen und nach dem Hause bringen. Die Kürbisse müssen sorgfältig aufrecht gehalten werden. Der Vater belohnt jedes K. mit dem Bein eines Schafes; sie bleiben diesen Tag über im Dorf, weil es ein übles Zeichen wäre, wenn sie beim Heimweg sich etwa den Fuß verletzten, so daß Blut käme. Die Verwandtschaft bringt Speisen, und man ißt innerhalb und außerhalb der Hütte. Manchmal gibt die Mutter dem K. bei dieser Gelegenheit eine Halskette. Von diesem Tage an nehmen die Eltern auch wieder das sexuelle Eheleben auf. — Die erste weitere Stufe im Leben eines Knaben tritt dann ein, wenn er alt genug ist, um die Ziegen zu unterscheiden. Dies ist im Alter von ungefähr 5 Jahren der Fall. Er erhält dann vom Vater ein geschlachtetes Schaf, von dem er seiner Mutter den Bauch gibt, ein Bein und die Haut, seinem Vater jedoch den Kopf, während der Junge und seine Freunde das übrige verzehren (Routledge S. 150f.). — Eine merkwürdige Zeremonie ist bei den Akikuyu die der sog. zweiten Geburt, die etwa im Alter von 9 Jahren stattfindet. Sie wird ungefähr folgendermaßen geschildert: An einem Tage schlachtet man des Nachmittags eine Ziege oder ein Schaf. Dies tut jedoch nicht der Vater. Der Magen und die Eingeweide des Tieres werden beiseite gelegt. Des Abends schneidet man ein rundes Stück Haut ab, das man über eine Schulter des Knaben und unter seinen anderen Arm legt. Der Magen der Ziege wird in der gleichen Weise behandelt und über die andere Schulter und unter den anderen Arm gelegt, während der Schmuck des Knaben, nicht jedoch seine Kleidung, entfernt wird. In der Hütte befinden sich nur Frauen; Männer dürfen darin nicht anwesend sein. Die Mutter sitzt auf einem Fell am Boden mit dem Knaben zwischen ihren Knien. Der Darm des Schafes wird um die Mutter gelegt und vor die Stirn des Knaben gebracht. Dabei stöhnt die Frau wie in Wehen. Nun schneidet eine Frau den Darm ab (der die Nabelschnur vorstellen soll), und der Knabe macht jetzt das Schreien eines neugeborenen K. nach. Die anwesenden Frauen klatschen dazu in die Hände, und nachher wäscht die Mutter und eine Helferin den Knaben. In der Nacht schläft der Knabe in der gleichen Hütte wie die Mutter. Den zweiten Tag verbringt der Knabe an der Wohnstätte der Mutter. Am dritten Tage werden Speisen gebracht, und die Verwandten und Freunde kommen zu einem Fest des Abends, an dem aber kein Eingeborenen-Bier getrunken wird. Wenn alles vorbei ist, wird die Hütte ausgekehrt. Der Knabe schläft wieder in der Hütte der Mutter, und diese Nacht darin auch der Vater. Der Knabe erhält, wenn er anfängt, die Ziegen zu weiden, vom Vater ein Armband; vorher trägt er gewöhnlich nur eine

Halskette aus Glasperlen von der Mutter (Routledge S. 151ff.).

Bei der Adoption (s. d. A) der K. wird unter den Gala Nordostafrikas eine Art Wiedergeburtszeremonie vorgenommen. Der Vater führt das K. in den Wald, indem er mit dem neuen Adoptivvater zusammentrifft. Dort sagt er sich von dem Kinde feierlich los, indem er sich für tot erklärt. Hierauf wird ein Stier (offenbar stellvertretend für den Vater) getötet, mit seinem Blute die Stirn des K. bestrichen und ein Teil des Fettes auf des K. Hals gelegt, während mit der Tierhaut die Hände des K. bedeckt werden. In Kambât muß das adoptierte K. Blut aus der Brust des Adoptivvaters saugen (Paulitschke S. 193f.).

§ 10. a. So etwas wie Gehorsam der K. gegen die Eltern ist bei Stämmen ohne soziale Schichtung und Herrschaft, also bei Jägern und Sammlern sowie bei niedrigen Hackbauern, völlig unbekannt. Sagen die Eltern dem Jungen, er soll in den Garten gehen oder irgendeine Arbeit verrichten, so läuft dieser, wenn er keine Lust dazu hat, einfach weg nach dem Strand oder in den Wald und kommt heim, wann es ihm gefällt, wie G. Brown (S. 50f.) z. B. aus Neu-Pommern (Südsee) berichtet. Dafür geht der Knabe aber auch aus, seine Nahrung selbst zu suchen. Ich habe auf Bougainville (Salomo-Inseln) einzelne Jungen kennengelernt, die in einem Alter von 10—12 Jahren ihre eigenen kleinen Bananenpflanzungen unterhielten und mit deren Erträgnissen Handel trieben.

Manchmal errichten die Kinder, z. B. auf der Gazelle-Halbinsel von Neu-Pommern (Südsee), am Strande kleine Unterstände, um da in seichtem Wasser Kerbtiere und Fische zu sammeln, oder sie veranstalten mit Kinderspeeren aus Schilf Scheinkämpfe und üben sich so außerordentlich früh in der Handhabung der Waffen und in der Geschicklichkeit des Kämpfens. Dazu kommen noch Wettkämpfe mit Schleuder und Stein, im Kanu-Fahren, Fischen und allerlei Spiele, sowie Übungen im Singen und Tanzen. Im allgemeinen sind es die älteren K., welche die Erziehung der jüngeren leiten (Brown S. 51). — Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, die Bedeutung der Erstgeborenen in den Vordergrund zu rücken (s. § 2).

Durchaus charakteristisch ist das Verhöhnen von körperlich oder geistig Schwachen oder Faulen oder Gebrechlichen durch K., wie es Rasmussen (S. 51) bei den Nordgrönländern beobachtet hat.

b. Die K. befinden sich bei den südafrikanischen Thonga ungefähr vom 3.—14. Jahr in der Hut ihrer Großeltern (s. a. § 11). Dabei verbringen sie die Zeit mit dem Hüten von Ziegen, dem Fangen von Wild, dem Sammeln von Nahrung im Veldt und mit Spielen. Die Knappheit des Lebens läßt sie nicht viel Rücksicht auf das Eigentum anderer nehmen. Sie sind in dieser Zeit schon fast völlig mit ihrem Lebensunterhalt auf sich selbst angewiesen und müssen oft hungern. Erst wenn der Knabe älter geworden, betraut ihn der Vater mit dem Hüten des Großviehes, der Kühe und Ochsen. Dann kommt aber schon die Zeit der Jünglingsweihe (s. d.) und der Beschneidung heran (Junod I 61ff.).

Die Beschäftigung der kleinen Knaben besteht bei den Akikuyu Ostafrikas im Hüten der Ziegen, während die jungen Mädchen Taschen aus Schnüren verfertigen. Zarte Mädchen kann man sehen, wie sie neben ihren Eltern einhergehen und ihre entsprechenden Lasten an Feuerholz, Bananen u. dgl. tragen (Routledge S. 121). — Auch bei der Gewinnung von Eisenerz sind K. neben den Frauen tätig (ebd. S. 82).

Bei dem Stamm der Lango von Ostafrika pflegen die Knaben des Dorfes die zu einer Herde vereinigten Ziegen und Schafe der Siedlung zu hüten (Driberg S. 94). — Die Knaben übernehmen auch das Melken der Kühe während der Abwesenheit ihres Vaters, denn in keinem Fall darf eine Frau dies vornehmen (ebd. S. 93). — Kleine Jungen fischen mit Angel und Schnur (nicht aber tun das Erwachsene). Sie gebrauchen dazu Haken verschiedener Größe, und der Köder besteht aus Würmern oder Maden (ebd. S. 123).

Waisenkinder ohne Verwandte haben unter den nördlichen Grönländern eine oft schwierige Stellung und müssen voll-

kommen sich selbst versorgen (Rasmussen S. 51).

c. Die Spiele der Kleinen bei den Kai-Leuten Neu-Guineas lehnen sich vielfach an die Nachahmung der Beschäftigung der Erwachsenen an. So ahmen sie die Eltern bei der Feldarbeit nach. — Ein beliebtes Spiel ist der sog. Geisterfang, wobei sich die K. im Kreise niederlassen und auf ihre Hände und Füße spucken, so daß überall ein Häufchen Speichel liegt (s. a. Idol A 1). Auf einen Ruf erheben sich alle. Zerfließt das Häufchen Speichel, so ist das betreffende K. ein „Geist", die anderen sind die „Menschen". Die „Geister" flüchten vor den sie verfolgenden „Menschen", müssen aber gesucht, eingeholt und gefangen werden. — Die Kinder ahmen die heimkehrenden Jäger nach, indem die kleinsten das Wild vorstellen, die größeren die Jäger; letztere heben die ersteren hoch und hängen sie wie die Beute um die Schulter. Andere tragen Ruten als Speere, andere ein Bündel Blätter, welches das Wildnetz bedeutet (Keyßer S. 31).

Unter den Weddas von Ceylon ist das Spiel der Kinder (nach Stevens) von einer gewissen gedrückten Art, nicht lärmend, sich balgend und lebhaft, sondern als stünden sie unter dem Eindruck, daß sie nicht lärmen dürfen. Die Spielsachen werden (wohl aus Furcht vor dem „Restezauber"; s. Zauber A) sorgfältig weggebracht, wenn man fertig ist. Nur abends, nachdem die Eltern zurückgekehrt sind, spielt man; bei Tag, wenn die K. allein sind, haben sie wohl Angst (Sarasin S. 551).

Die K. der Lango von Ostafrika pflegen eine große Zahl von Spielen, namentlich solche, bei denen Geschicklichkeit und Geschwindigkeit von Hand und Auge geübt werden, um künftige Jäger und Krieger heranzubilden. Insbesondere werden Spiele mit kleinen Speeren und Schilden aufgeführt und andere mit Kindertrommeln. Die Mädchen spielen mit Puppen, werden jedoch von ihren Müttern schon früh zur Hausarbeit und zur Beaufsichtigung der kleineren Kinder herangezogen. — Vor allem werden Tänze und Gesänge in großer Zahl von ihnen gepflegt, ferner Wort- und Satzspiele, mit denen der Ruf und die Stimme von Vögeln oder Insekten nachgeahmt wird. Eine besondere Rolle spielt dabei das Rätselraten, das konventionelle Formen angenommen hat (Driberg S. 130ff.).

Die Erziehung durch die älteren Geschwister spielte auch in Japan eine große Rolle (Crasselt S. 57).

§ 11. Der Erziehung der K. fehlt bei den meisten Naturvölkern, so bei den Kai-Leuten der Nordküste von Neu-Guinea, jeder Zwang. Aber es fehlt auch an einer Geschicklichkeit in der Behandlung der K. selbst, so daß es manchmal dazu kommt, daß Kinder von 3—5 Jahren ihre Mütter tyrannisieren, indem sie nicht laufen wollen. Ist die Mutter einmal verärgert, so schlägt sie wohl dem Kind etwa die Nase blutig oder wirft mit einem Stück Holz oder Taroknollen nach ihm. Dabei kann es vorkommen, daß das Kind versehentlich getötet wird, oder die Frau faßt im Ärger ihr Kind, hebt es drohend hoch und ruft: „Mond, laß uns tauschen? Wirf mir doch dein braves K. herunter, ich will dir dafür mein böses hinaufschleudern?" (Keyßer S. 30).

Bezüglich der Erziehung der K. auf den Inseln der Torres-Straße zwischen Australien und Neu-Guinea sagt Haddon (S. 359), daß allerdings kein überlegtes System zur Unterweisung der K. besteht, daß aber eine gewisse spontane Bereitwilligkeit von seiten der K. erwartet wird, z. B. Muscheln und Fische am Riff bei der Ebbe zu sammeln und so früh, wie sie nur einen Grabstock zu gebrauchen verstehen, für sich selbst zu sammeln und zu sorgen. Die Knaben verwenden kleine Bogen und Pfeile, mit denen sie Vögel schießen, und bedienen sich kleiner Speere, um damit Fische zu fangen. Die Knaben und Mädchen spielen zusammen, bis sie das Reifealter erreichen. Die Unterweisung der Mädchen besteht hauptsächlich darin, daß sie Matten, Körbe und Gürtel flechten lernen, indem sie die Handgriffe der Erwachsenen beobachten und nachahmen. — Ganz ähnliche Erfahrungen machte ich selbst sowohl in melanesischem wie in papuanischem Gebiet von Neu-Guinea und den benachbarten großen Inseln des Bismark-Archipels und der Salomo-Inseln.

Bei den Kai-Leuten von Neu-Guinea besitzt der Vater kein Strafrecht über seine K., weil diese als Eigentum der Mutter gelten (s. Mutterrecht A). Schlägt er die Kinder, so bekommt er Streit mit seiner Frau und schließlich auch mit deren Verwandten (Keyßer S. 91ff.).

In drastischer Weise tritt die Tragweite mutterrechtlicher Zustände unter den Bewohnern der Trobriand-Inseln (ö. von Neu-Guinea) in Erscheinung. Hier ist der Vater nur der Gatte der Mutter und der Freund der K., der seinen Einfluß auf die letzteren mit dem Mutterbruder der K. teilt (Malinowski S. 52ff., 71f.).

Daß die K. bei den Großeltern aufwachsen (s. § 10), scheint in Zusammenhang mit mutterrechtlichen Einrichtungen gebracht werden zu müssen (vgl. die Trobriander der Südsee; Malinowski S. 267).

Die Erziehung der K. durch die Großeltern findet sich z. B. auch bei den südlichen Maidu in Kalifornien (Faye S. 45).

Die Kindererziehung zeichnet sich bei den westafrik. Kpelle nach Westermann (S. 68ff.) durch Milde aus; man überläßt die heranwachsende Jugend im wesentlichen sich selber. Zärtlichkeiten betätigt man gegenüber den K. nur in den ersten Jahren. Bis zu einem Alter von 5—6 Jahren spielen Knaben und Mädchen zusammen; von da ab ergibt sich eine allmähliche Trennung schon daraus, daß die Mädchen früh der Mutter bei der Arbeit helfen müssen; sie werden angelernt, Wasser, Brennholz und Feldfrüchte zu holen und andere Hilfeleistungen zu verrichten. Die Knaben bleiben länger sich selbst überlassen und betätigen sich schon deshalb mehr in Spielen. Am beliebtesten sind bei den Knaben Pfeil und Kinderbogen, mit denen sie erfolgreich Jagd auf Vögel und kleines Wild machen. Bald gehen die K. auch mit den Eltern aufs Feld, erhalten eine kleine Hacke oder ein Buschmesser und gewöhnen sich so spielend an die Beschäftigung der Eltern. Sie bauen sich Hütten, fertigen alle Hausgeräte an, verloben und verheiraten sich, veranstalten Trommelfeste, Tänze, Gesang, halten Palaver ab, stellen Zauber her, bringen Opfer dar, lernen allmählich die Brettspiele und dringen so in das Leben der Erwachsenen spielend ein. Doch sieht man sie selten kindlich ausgelassen. Dank diesem Nachahmungstrieb erziehen die K. mehr unbewußt sich selber, als daß sie von den Eltern erzogen werden; die Übergänge vom Spielen zum Arbeiten sind fast unmerklich. Heute flicht sich der Junge einen Tragkorb aus Palmenblättern, in den sein Vater eine kleine Last tut; er empfindet nicht dessen Schwere, sondern nur die Freude, den Vater zu begleiten und Fremdes zu sehen. In einem halben Jahr ist sein Tragkorb ebenso groß wie der des Vaters, und aus dem Spiel ist Ernst geworden. Er wird auch nicht vom Vater unterwiesen, wie man einen Korb flicht, einen Bogen anfertigt, sondern er hat es, ohne daß dabei ein Wort gesprochen und eine Absicht bemerkbar wurde, dem Vater abgeguckt. Ermahnungen und Strafen sind selten, man läßt die K. in das Leben und Tun der Älteren hineinwachsen. Das Ergebnis ist, wie Westermann meint (S. 69), ein ebenso befriedigendes wie bei unserer andersartigen europäischen Erziehung. Mißratene K. sind Ausnahmen. Die Zuneigung zu den Eltern kommt allerdings wenig zum Ausdruck, desto mehr aber die Achtung vor ihnen und der älteren Generation. Jeder ältere Mann wird mit „Vater" oder „Großvater", die Frauen als „Mutter" oder „Großmutter" angeredet. Ihr Wort ist maßgebend, und es würde sich bei den Kpelle niemand der Rede eines Alten widersetzen. Wird jemand vor Gericht gestellt, so muß er bei den Kpelle stets seine Eltern mitbringen, und ihnen legt der Häuptling die Sache vor, damit sie, wenn möglich, die Angelegenheit mit ihren Kindern allein erledigen.

Die heranwachsenden Jünglinge haben bei den s. Gala-Stämmen des nö. Afrikas verschiedene Stufen bis zur Jünglingsweihe durchzumachen (Paulitschke I 194).

Den K. ist es gewöhnlich verboten, heilige Räume zu betreten oder großen Festen beizuwohnen (s. a. Jünglingsweihe). — Bei den ostafrik. Akikuyu darf z. B. weder eine Frau noch ein Kind bei dem großen Opferfest zugegen sein. Geschieht es dennoch, wenn auch nur zu-

fällig, so ist die Strafe der Tod (Routledge S. 235).

§ 12. Unter den Tungusen von Nerčinsk und Verchnij-Udinsk besteht die Sitte des Kindertausches: eine Familie gibt ihren Sohn hin gehen die Tochter einer anderen Familie zwecks Heirat. Bei diesem Austausch empfängt indessen der Vater der Braut immer eine kleine Gabe an Rentieren von seiten des Bräutigams (Czaplicka S. 105).

Auch unter den Buryaten ist der Kinderaustausch üblich. Dort wird jedoch die Tochter der einen Familie gegen die Tochter einer anderen ausgewechselt. In diesem Fall machen die Eltern in einem Vertrag (*chal*) aus, daß die Tochter den Sohn der Familie, in die sie aufgenommen wurde, heiratet und setzen sogleich den Tag für die Hochzeit fest (Czaplicka S. 118). Der Kindertausch läuft also auf einen Frauentausch hinaus (s. Frau A, Heiratsordnung, Gruppenehe).

Auch bei den Kai-Leuten Neu-Guineas sind Kinderverlobungen üblich. Als Grund wird die Sorge des Vaters angegeben, seinem Sohn beizeiten eine Frau zu sichern. Ein- bis zweijährige Mädchen werden deshalb oft schon mit Beschlag belegt, doch entrichtet man in diesem frühen Alter noch keine Geschenke, sondern erst später, wenn das Mädchen etwa 8—10 Jahre alt ist. Diese bestehen in nur geringwertigen Sachen, wie Töpfen, Speeren u. dgl. Von da an gilt aber das Mädchen schon nach Recht und Sitte als die Frau des Knaben. Sie bleibt aber noch bei ihren Eltern. Erst nach Eintritt der Geschlechtsreife wird der volle Preis gezahlt, dann wird sie dem Manne übergeben (s. Heirat). Stirbt das Mädchen vorher, so müssen seine Verwandten die erhaltenen Gegenstände zurückerstatten (Keyßer S. 89).

Die Verheiratung der Kinder erfolgt bei den indischen Todas (nach Rivers) schon im 2.—3. Lebensjahr. Nur wenn ein Mann von seinen Eltern nicht rechtzeitig mit einer Frau versorgt wurde, trifft er später seine Wahl. Es scheint, daß die Verheiratung in so frühem Lebensalter vor allem dahin zielt, daß die traditionelle Heiratsordnung eingehalten wird, die bei den Todas darin besteht, daß ein Mann die Tochter seines Mutterbruders oder seiner Vaterschwester heiratet (s. Heiratsordnung).

Bei den Lango finden, wie auch sonst hier und da, Kinderverlobungen selbst vor der Geburt statt; natürlich unter der Voraussetzung, daß das Kind von dem entsprechenden Geschlecht ist (Driberg S. 155).

S. a. Ehe A, Heirat, Heiratsordnung, Mutterrecht A, Name A, Patriarchat, Verwandtschaft.

Barton *Notes on the Kipsikis or Lumbwa Tribe of Kenya Colony* Journ. anthr. inst. 53 (1923); 6. Ann. Rep. on the N. W. Tribes of Canada Boas; Bogoras *The Chukchee* 1907; Brown *Melanesians and Polynesians* 1910; Globus 92 (1907) Crasselt; Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Dirr *Aus dem Gewohnheitsrechte der kaukas. Bergvölker* Zfvgl.RW. 41 (1925); Driberg *The Lango* 1923; Faye *Notes on the S-Maidu* Un. Calif. Public. Amer. Arch. Ethnol. 20 (1923); Journ. Amer. Folk-Lore 1 (1888) Fletcher; Gmelin *Reise durch Sibirien* 1751—52; Haddon *Western Tribes of Torres Straits* Journ. anthr. inst. 19 (1890); Hill-Tout *Salish and Déné* 1907; Junod *The Life of a South African Tribe* 1912; Keyßer *Aus dem Leben der Kai-Leute* in Neuhauß *Neu-Guinea* 1911; Kleiweg de Zwaan *Kindermord in dem Ind. Archipel* Mensch en Maatschapij 1, 1 (1925); Lambert *Les Néo-Calédoniens* 1900; Malcolm *Notes on Birth, Marriage and Death Ceremonies of the Eyap Tribe, Central Cameroon* Journ. anthr. inst. 53 (1923); Malinowski *Argonauts of the Western Pacific* 1922; Murray *Child Sacrifice among European Witches* Man 18 (1918) Nr. 34; Paulitschke *Ethnograph. Nordostafrikas* 1893; Potanin *Sketches of NW-Mongolia*; Rasmussen *The People of the Polar North* 1908; Rivers *The Todas* 1906; Routledge *With a Prehistoric People (The Akikuyu)* 1910; Sarasin *Die Weddas* 1892; M. Schmidt *Die Aruaken* 1917; 2. Report Bureau of Ethnology Washington 1883 E. A. Smith; E. W. Smith und Dale *The Ila Speaking Peoples of N.-Rhodesia* 1920; Thomas *Twins in the Yoruba Country* Man 21 (1921); Westermann *Die Kpelle* 1921. Thurnwald

Kinderehe. Daß sowohl bei vielen Naturvölkern als auch bei Hirten-Ackerbauern, die in archaischen Kulturen leben, Kinder oft schon im frühesten Lebensalter einander versprochen oder miteinander verehelicht werden, hat vielfach die Aufmerksamkeit der Reisenden und Forscher erregt. Solche Verbindungen werden gewöhnlich nach einem gewissen Herkommen von den Eltern veranstaltet. Für die Wahl des Partners ist eine gewisse Verwandtschaft oder die Angehörigkeit zu gewissen Fami-

lien oder Sippen oder sonst eine freundschaftliche Verbindung erforderlich. Entscheidend ist dabei, daß die Verbindungen von der älteren Generation bestimmt werden, während den sich vereinigenden Paaren keine Initiative zusteht. — Zwischen der Verheiratung im Kindesalter und den Heiratsordnungen (s. d.) besteht ein zweifacher Zusammenhang: 1. Die Beeinflussung der jüngeren Generation durch die ältere in Bezug auf die Partnerwahl scheint etwas sehr Altes zu sein und dürfte den Anlaß zu einer kanonischen Festlegung der Gepflogenheit gegeben haben. Den Niederschlag derselben stellen die Heiratsordnungen dar. In dieser Hinsicht scheint die K. also an der Schwelle zu den Heiratsordnungen zu liegen. 2. Dort, wo aus verschiedenen Gründen Heiratsordnungen in Verfall gerieten, erhielt sich wenigstens die Gepflogenheit, daß die ältere Generation für eine bestimmte Paarung ihrer Nachkommenschaft Sorge trug. — In jedem Fall führte die Verheiratung des Nachwuchses schon im Kindesalter, ähnlich wie die Heiratsordnungen, zu einer mehr oder weniger bewußten Beeinflussung der „Züchtung", zur Gestaltung der Rasse. Die K. stellen also teils eine unentwickelte, teils eine abgeschwächte oder in Verfall geratende Heiratsordnung dar.

Ausführliches s. unter Kind sowie unter Ehe A, Heirat, Heiratsordnung.

Thurnwald

Kindergrab. § 1. Entgegen dem bei vielen Naturvölkern herrschenden Brauche, nur die Erwachsenen, meist in der Hütte, zu bestatten, die kindlichen Leichen dagegen auszusetzen, scheint man in Alteuropa zu allen Zeiten auch die Kinder einer rituellen Bestattung gewürdigt zu haben, und K. mit mehr oder weniger reicher Grabausstattung erscheinen schon in der paläol. Grotte von Grimaldi oder von Baoussé-Roussé, wo in der oberen Schicht die reich mit durchbohrten Seemuscheln bedeckten Skelette eines 10jährigen und noch etwas jüngeren Kindes, in der unteren (Aurignacien-) Schicht die Reste eines mit einem Muschelhäubchen geschmückten 15-jährigen Knaben zum Vorschein kamen. Ja selbst der mit liebender Sorgfalt in Schlafstellung in sein Grab gebettete Jüngling von Le Moustier war mit seinen etwa 16 Jahren kaum über das Kindesalter hinaus.

§ 2. Überaus zahlreich sind K. aus der j. StZ und den metallzeitl. Per., wo sie sich in den verschiedensten Gebieten Europas finden, und besonders liegen aus dem kret.-myk. Kulturkreise und aus Klein- und Vorderasien zahlreiche Pithos-Bestattungen (s. d.) mit Kindesleichen vor. Ebenso sind wohl viele der in bronze- und eisenzeitl. Gräbern vorkommenden Miniaturgefäße und tönernen, bisweilen zum Pfeifen eingerichteten Nachbildungen von allerhand Tieren, wie sie sich namentlich in Südrußland häufig gefunden haben (M. Ebert *Südrußland im Altert.* S. 301 ff.), als Kinderspielzeug aufzufassen und die betreffenden Gräber daher als K. anzusprechen. Ja im alten Rom genossen die verstorbenen kleinen Kinder nach dem Zwölftafelgesetz sogar das Privileg, noch weiterhin in ihren Hütten bestattet zu werden.

§ 3. Aber nicht alle K. dürften von Bestattungen eines natürlichen Todes verstorbener Kinder herrühren, und namentlich scheint ein guter Teil der genannten Pithos-Bestattungen auf noch aus viel späterer Zeit bezeugte Bauopfer hinzuweisen (Wien. Präh. Z. 4 S. 90 Reinecke). Ebenso sind nicht alle Gräber mit Miniaturgefäßen und Tier- und Wagennachbildungen u. dgl. K. Denn in manchen Gebieten, wie beispielsweise im Lausitzer Formenkreise, sind derartige Sachen bisher überhaupt nur in Gräbern von Erwachsenen gefunden worden (Mannus 4 S. 82 Blume), und sie müssen daher mindestens zum guten Teil irgendeine symbolische oder apotropäische Bedeutung gehabt haben. Nur wo die Leichenbrandreste mit Sicherheit als von einem Kinde herrührend erkennbar sind, wird man daher in solchen Fällen von einem K. sprechen können, und auch dann bleibt es in Anbetracht des Vorkommens derartiger Gegenstände in Gräbern von Erwachsenen zweifelhaft, ob sie wirklich als Kinderspielzeug oder nicht vielmehr gleichfalls als kultische oder apotropäische Dinge aufzufassen sind (s. a. Miniaturbeigabe).

G. Wilke

Kindergrotte. S. a. Italien A. — Grotte bei Mentone, in der einige Kinderskelette gefunden wurden; daher der Name. In einer tieferen Schicht, aber oberhalb der beiden Skelette der „Grimaldi-Rasse" (s. Homo niger, var. fossilis), wurde das Skelett eines sehr großen (1,94 m) Mannes und etwas höher ein kleines, weibliches Skelett von nur 1,54 m Größe gefunden. Besonders typisch ist der Schädel des „langen Kerls": er ist lang und breit (gr. L. 198 mm, gr. Br. 151 [?] mm, L.-Br.-Index 76,3 [?]), dabei ziemlich hoch (Basion-Bregma 133 mm). Das Gesicht ist niedrig und breit, die Augenhöhlen desgleichen; die Nase ist schmal, die Nasenbeine ragen aber nicht sehr weit hervor. Die Überaugenregion zeigt nur eine Andeutung der Oberaugenbögen. Die Kiefer sind orthognath. Der Unterkiefer ist kräftig, hat ein gut entwickeltes Kinn und sehr breite, steil aufsteigende Äste; der Zahnbogen ist breit und V-förmig. Die Proportionen der Gliedmaßen erinnern etwas an die der Negerrasse: verhältnismäßig lange Unterarme und Unterschenkel. — Die Skelette werden zur Cro-Magnon-Rasse (*Homo priscus*; s. d.) gerechnet, und zwar scheint das des „langen Kerls" besonders typisch zu sein.

Les Grottes de Grimaldi II Heft 1 (1906) R. Verneau; F. Birkner *Die Rassen und Völker der Menschheit. Der Mensch aller Zeiten* II (1912/13); E. Werth *Der fossile Mensch* 1921 ff. S. 251 ff.

Reche

Kinderzeichnung. § 1. Unter der Voraussetzung, daß zwischen der ontogenetischen und der phylogenetischen Entwicklung des menschlichen Geistes eine Parallele bestehen müsse, ist die K. wiederholt zur Erklärung der präh. Kunsterscheinungen herangezogen worden. Der zugrundeliegende Gedanke war höchstwahrscheinlich richtig, dennoch ergab die vergleichende Betrachtung negative Resultate, die besonders dann, als man von der Kinderkunst auf die ältesten Entwicklungserscheinungen schloß, zu einer völligen Verkennung dieser letzten geführt hat (Doehlemann, Lamprecht).

§ 2. Von der „Physioplastik" der diluv. Jägerkunst, d. h. von der unmittelbaren Reproduktion des haftengebliebenen Erinnerungsbildes, ist die stark reflektierende, rekonstruierende K. grundsätzlich verschieden. Der Grund dieser Ungleichheit ist von mehreren Forschern erkannt worden (Konrad Lange, K. Th. Preuß): gerade in dem Alter, wo das Kind dem Urmenschen geistig verwandt sein müßte oder könnte, fehlen ihm die aufs höchste gesteigerte Beobachtungsgabe und Handfertigkeit des primitiven Jägers. Schon sehr früh setzt dann die Erziehung, die Einwirkung fremder Vorbilder usw. ein, welche die Möglichkeit einer der präh. Kunst entsprechenden Entwicklung zerstört. Dagegen ist es höchst bezeichnend, daß die Zeichnung schwachsinniger Kinder, auf deren unverändert infantilen Geist äußere Einwirkungen keinen modifizierenden Einfluß ausübten, der urzeitlichen Tierbildnerei überraschend ähnlich sein kann.

§ 3. Führen wir mit Rücksicht auf die Kinderzeichnung und im Gegensatz zur primären Physioplastik den Begriff „Ideoplastik" ein (Verworn, Bolunder), so haben wir scharf zu unterscheiden zwischen der Tätigkeit verstandesmäßiger Überlegung, wie sie für die K. bezeichnend ist, und der der freien, formschaffenden Phantasie als unmittelbarem Ausdruck des menschlichen Gefühls. Die ursprünglichste Form dieser letzten, wahrhaft schöpferischen Ideoplastik ist wohl in dem allerdings noch ornamental gebundenen Geometrismus der nachdiluv. alteurop. Kunst zu erblicken. Auch hiervon kann bei der Kinderkunst in der Regel nicht gesprochen werden, sofern sie sich nicht selbst als schmückende Kunst betätigt.

§ 4. Parallelen zur K. sind hiernach in der präh. Kunst nur dort zu erwarten, wo es sich um degenerierte Ausläufer des urzeitlichen Naturalismus handelt oder auch um spätere, aus irgendwelchen unkünstlerischen Gründen geschaffene bildliche Darstellungen, die sich beziehungslos zu der gleichzeitigen geometrisch-ornamentalen Kunstentwicklung verhalten, oder endlich um Nachbildungen fremder figuraler Motive. In diesen Gruppen figürlicher Darstellung, z. B. in den späten Felsenmalereien Spaniens, den ligur. und skand. Felsenzeichnungen (s. d. A, C), den eingeritzten Zeichnungen auf Tongefäßen der früheren EZ, den szenischen Darstellungen der vene-

tischen Situlakunst, dem kelt. Münzbild, kann die Übereinstimmung mit der K. schlagend sein. S. Figürliche Darstellung, Keltisches Münzwesen.

Fornvännen 7 (1912) S. 38ff. G. Bolunder; Z. f. Angew. Psychol. 1918—1919 S. 129ff. H. Bouman; Beitr. z. Anthrop. u. Urgesch. Bayerns 17 (1909) S. 51ff. K. Doehlemann; K. Lamprecht im Ber. d. Berlin. Kongr. f. Ästh. u. Allgem. Kunstw. 1913 S. 77, vgl. a. S. 82; Konr. Lange *Das Wesen der Kunst* 1907 S. 33; K. Th. Preuß *Die geistige Kultur der Naturvölker* 1914 S. 7; Scheltema *Altnord. Kunst* 1923 S. 3f.; M. Verworn *Zur Psychologie der primitiven Kunst* 1908. F. A. v. Scheltema

Kinneret. In der Aufzählung der Städte im Gebiete des Stammes Naphtali erscheint eine Stadt K. (hebr. *kinneret*: Jos. 19, 35; Nebenform *kinn^{e}rôt* Jos. 11, 2), nach der auch der See Genezaret (Deut. 3, 17; vollständig *jām kinneret* Num. 34, 11; Jos. 13, 27 oder *jām kinn^{e}rôt* Jos. 12, 3; 1. Kön. 15, 20 [Name der Gegend]) benannt ist. Über den Ursprung dieses Namens s. Harfe A. Thutmosis III. verzeichnet die Stadt als *knnrt* in seinen Annalen (K. Sethe *Urkunden* IV 782, 34; MVAG 12 [1907] S. 15 W. M. Müller), und nach dem Petersburger Papyrus 116A, 68 (OLZ 17 [1914] S. 103 W. M. Müller) war sie damals ein Fürstensitz, von dem Gesandte nach Ägypten kommen. Da die Ortschaft n. von Tiberias anzusetzen ist, muß sie wohl in *tell el-^{c}orême* gesucht werden. Am Fuße dieses Hügels sprudeln mehrere Quellen hervor (Pal. Jahrb. 18/19 [1923] S. 56f. G. Dalman). Eine flüchtige Untersuchung zeigte, daß der Hügel vom späteren Neol. bis zum Beginn der EZ bewohnt gewesen ist (P. Karge *Rephaim* 1917 S. 172ff.: Messer, Schaber und vor allem viele Sichelsteine, die auf Landwirtschaft deuten).

Quarterly stat. 39 (1907) S. 117 f. R. A. S. Macalister; Bull. American Schools of Oriental Research Nr. 11 (1923) S. 14 W. F. Albright; H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 362; G. Dalman *Orte und Wege Jesu*^{3} 1924 S. 140.

Peter Thomsen

Kirchheilingen (Kreis Langensalza, Hannover). In einem großen Hügelgrab bei K. fand man im J. 1905 senkrechte Pfostenlöcher um eine gebrannte Lehmtenne, auf der Leichenbrandreste lagen (geschmolzene Bronze- und Glasstückchen, Gefäßscherben, Tierknochen). Ausgrabung unvollendet.

Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen* S. 166; Präh. Z. 11/12 (1919/20) S. 77/8 F. Behn.

Behrens

Kirsche. Über die K. in vorgesch. Zeit hat Hoops (*Waldbäume* S. 544ff.) so viel Neues gebracht, daß die herkömmliche Ansicht, die Sauerkirsche wäre erst durch Lucullus eingeführt, wenigstens für Mitteleuropa stark erschüttert ist. Übrigens hatte schon Leunis (*Synopsis* S. 42 Anm. 13) das Vorkommen wilder Sauerkirschen in Europa behauptet. Es fällt daher der Vorgesch. die Aufgabe zu, auf Kirschkerne zu achten, sie aufzubewahren und der Forschung zugänglich zu machen. So fand Eugen Fischer nach einer persönlichen Mitteilung einen Kirschkern in einem Topf der BZ.

Ed. Hahn

Kiš. Nö. von Babylon 44° 33′ ö. Gr. und 32° 38′ N n. des Schatt en Nil liegt unter dem Hügel El Oheimir die alte Stadt K. begraben, *Kisch^{ki}* genannt. Von vielen Reisenden besucht, wurde K. von Layard, Loftus, Oppert untersucht und neuerdings von H. de Genouillac und Langdon ausgegraben. Fünfmal hatten die Könige von K. die Hegemonie über Babylonien innegehabt, und die erste überhaupt das ganze Land beherrschende Dyn. war die der Stadt K. mit 23 mythischen Königen. Daher wurde der „König von K." später eine Bezeichnung der Hegemonie überhaupt, wie z. B. bei den Fürsten der Dyn. von Akkad; in der Schreibung wurde dabei das Stadtdeterminativ fortgelassen. Bei manchen alten Königen, die geschichtlich noch nicht feststehen, ist es daher ungewiß, welches Stadtkönigtum sie innegehabt hatten. Von der 2. und 3. Dyn. von K. ist nur die Anzahl der Fürsten mit 6 und 4 bekannt. Hierher gehören wohl die archaischen Herrscher: *Mesilim* (Keulenkopf von Lagasch: L. Heuzey *Cat. d. ant. chald.* Nr. 4), *Urzage*, *Lugaltarsi* (L. W. King *A History of Sumer and Akkad* 1910 S. 218), *Al-*?, den Eannatum von Lagasch, der das Königtum von K. übernimmt (VAB I 23 Kol. 6, 4—5), laut seiner Geierstele besiegt; *Lugal-*?-? (Kupferlanze: Heuzey a. a. O. Nr. 217), *Enbi-Ischtar*, besiegt von Enschagkuschanna von Uruk und Ur (Publ. Univ. Penns. 41 V., No. 29 A. Poe-

bel), *Utug*, Patesi von K. (VAB I 160). Die 4. Dyn. beginnt mit *Ku-Bau*, der Mutter des *Puzur-Sin*, dessen Sohn *Ur-Zababa* war, dem noch fünf andere Könige folgten. Mit Ur-Zababa ist *Sargon* I., der Gründer der Akkad-Dyn., in Beziehung gesetzt, als *qašudu* des U. bezeichnet. Einige seiner Nachfolger nennen sich wohl auch deshalb Könige von K. (vgl. die Königsliste, ZfAssyr. 34 S. 1ff. A. Ungnad). Die bekanntesten sind *Rimusch*, *Manischtusu*, *Naram-Sin*, *Scharkalischarri*. Als Angehörige dieser Dyn. sind außerdem bekannt: *Dati-Enlil*, nach einer Inschrift des Scharkalischarri dessen Vater; *Zinulmasch*, Sohn des Naram-Sin (Siegel: O. Weber AO 17—18 Nr. 229); *Binkalischarri*, Königssohn (Siegel O. Weber a. a. O. Nr. 125); *Ubil-Ischtar*, Königsbruder (Weber a. a. O. Nr. 499). Unter der 3. Dyn. von Ur regierten in K. die Patesis *U-gu-la* und *A-ḫu-um-ba-ni*, vgl. Keiser *Patesis of the Ur Dynasty* YOS Res. 4, 2 S. 17. Ein späterer König ist *Aschdunierim* (Tonnagel: Rev. d'Assyr. 8 S. 65). Von anderen Königen, die in K. geherrscht und gebaut haben, haben Inschriften hinterlassen: *Hammurapi* (Bellino-Inschrift: TSBA I, 59; Hilprecht *Explor. in Bible Lands* S. 49), weiter *Samsu-iluna*, nach dessen Stempelziegel (Arch. f. Keilschriftf. 1 S. 91f. E. Weidner) schon *Sumu-abum* den Tempelbau begann; König *Ammisadugga* errichtete in der Zella ein Standbild (Langdon *Sumer. and Babyl. Psalms* 227, 346); ferner *Adadaplaiddin* (1080) von der 2. Dyn. von Isin (Ziegel: I. Rawl. 5, XXII), der assyr. König *Sargon* II. (720) Zylinder- und Ziegelinschriften (YBC 38 A. T. Clay; Rev. d'Assyr. 10 S. 83) und *Nebukadnezar* II. Ziegel- und Basaltinschrift (Oppert *Expéd.* I 217f. VAB IV 185f.). Der Stadtgott von K. war *Zababa* oder *Zamama*, sein Tempel hieß *Emeteursag* und dessen Turm *Ekidurmach*. Die Zella des Tempels hieß *Ekišibba*. Die neueren Funde von K. sind noch nicht bekanntgemacht; vor allem sind eine große Menge von Geschäftstafeln der Zeit der 3. Dyn. von Ur zum Vorschein gekommen. S. a. Glyptik C, Herrscherliste B.

AO 11, 3/4 (1910) S. 12f. R. Zehnpfund; H. de Genouillac *Premières recherches archéologiques à Kich* 1924; OLZ 1912 S. 426.

Eckhard Unger

Kiskevély-Höhle s. Ungarn A.

Kisköszeg (Kom. Baranya, Westungarn). § 1. Hier wurde 1901 auf einem Grabfelde mit Urnen- und vereinzelten Skelettgräbern ein aus zahlreichen Einzelstücken bestehender Sammelfund gemacht, dessen Charakter jedoch (Depot- oder Grabfund) nicht zu entscheiden ist, und dessen einzelne Gegenstände in das ungar. Nationalmuseum, das Naturhistor. Hofmuseum in Wien und das Röm.-Germ. Zentralmuseum in Mainz gelangten. Unter den Bronzen bieten folgende ein besonderes Interesse: Mehrere Riemenkreuzungen (kreuzförmige Röhrengebilde), darunter ein von einem Ring umschlossenes Stück mit langgestieltem, kräftig geschlitzten Knopf an der Vorderseite, an dem sich ein beweglicher Ring mit drei Vogelprotomen befindet; Zierscheiben und Zierbuckel verschiedener Form und Größe, z. T. auf der Schauseite mit Goldfolie überzogen und mit kreuzförmiger Schließe an der Rückseite; kreuzförmige Knöpfe mit Ringöhr und vier Stegen und kleine Knöpfe mit bandförmigem Öhr und stufenförmig profiliertem Buckel; Trensenstangen von einem bis Hallstatt C reichenden Typus und eine andere, stark gebogene Form mit Scheibenabschluß und ornamentalen Scheibchen auf den Querröhren (Hampel *Bronzezeit* I Tf. 53, 3. 4); zweischleifige Bogenfibeln mit großer, dreieckiger Fußplatte und schön gegliedertem Bügel (s. Michałkow); dünne, offene, vierkantige Halsringe mit feiner Torsion und hakenförmig umgebogenen Enden; Armspirale mit spiralig aufgerolltem Ende und zwei Helme von halbkugliger Haubenform und mit kugelförmigem Knauf auf der Spitze, ähnlich denen von Hajdu-Böszörmény (Band V Tf. 15a) und Endröd (Hampel I Tf. 33, 1. 2). Der Fund, der für die chronol. Beurteilung gewisser Typen von hervorragendem Interesse ist, wird von P. Reinecke wegen des Pferdegeschirrs, der Vogelprotome, der Stufenprofile einzelner Objekte usw. in die frühe HZ (Hallstattstufe A) gesetzt.

§ 2. Außer diesen hallstattzeitl. Funden kommen in K. auch noch latènezeitl. Gräber vor. Besonders bemerkenswert darunter ist ein von der vorgesch. Abteilung der Berliner Staatsslg. erworbener Grabfund, der neben einer Latène-Lanzenspitze folgende Gegenstände enthielt: Ein doppelspatelförmiges Elevatorium, ein Raspatorium, mehrere Wundhaken versch. Form, einen Schlingenführer zum Unterbinden von Blutgefäßen und eine Knochensäge von antiker Form, kurz, ein ganzes Amputationsbesteck, das in einem Münchener Fund ein Gegenstück hat (Archiv f. Anthr. NF 12 S. 225ff. Ried), und das vielleicht griech. Provenienz ist (Präh. Z. 1912 S. 595f. Ebert und Sudhoff).

Arch. Ertesitö 1905 S. 189ff., 257f.; Mainz. Z. 2 (1907) S. 42ff. Reinecke. G. Wilke

Kissen. A. Europa. K. scheinen eine orient. Erfindung zu sein. Sie fanden vor allen Dingen auf den Ruhebetten Verwendung, daneben aber auch auf Stühlen, Schemeln usw. In Nordeuropa können wir sie erst in der frühgeschichtl. Zeit, mit Gänsefedern oder Hirschhaaren gestopft, nachweisen. Da wir aber wissen, daß Daunen der weißen germ. Wildgans zur Herstellung von K., Pfühlen und Polstern aller Art aus Deutschland nach Rom eingeführt wurden (Schrader *Reall.* S. 340), dürfen wir sie für diese Zeit auch wohl in Germanien voraussetzen. Die germ. Bezeichnungen für K. und Pfühle weisen durch ihre Namen auf Entlehnungen von griech. und röm. Seite hin (Heyne *Deutsche Hausaltertümer* I 112). Als Vorläufer der K. werden in der Vorzeit Felle und Matten gedient haben. Zu diesen Ruhe-K. gesellen sich in byzantinischer Zeit mit Werg gefüllte Lederkissen als Bestandteile des weiblichen Kopfschmuckes. Solche Haar-K. sind dann zum Teil auch von einzelnen germ. Stämmen für die Haartracht der vornehmen Frauen übernommen worden, wie uns das die Darstellungen der gotischen Frauen in Ravenna bezeugen (Forrer *Reall.* S. 314). Hugo Mötefindt

B. Ägypten. Der Gebrauch von K. in Ä. geht gewiß in vorgesch. Zeit zurück, und zwar sowohl als Auflage auf den Sitzflächen von Stühlen — wo sie seit dem Beginn des AR in Darstellungen zu belegen sind —, wie als Unterlage des Kopfes beim Schlafen. Als solche sind sie jedenfalls auch den Toten (die der Ägypter als Schlafende denkt) sehr viel häufiger mitgegeben worden, als wir das bei ihrem für die Erhaltung besonders ungeeigneten Stoff heute nachweisen können. Ein Leder-K., mit pflanzlichen Stoffen ausgestopft, fand Petrie „hinter den Schultern", und Reste eines ähnlichen K. beobachtete Quibell unter dem Kopf einer Hockerleiche (Petrie-Quibell *Naqada* S. 26, 711; 29, 1914). Ranke

Kiste s. Truhe.

Kisurra. Altbabyl. Stadt von unbekannter Lage, *Ki-sur-ra*^{ki} geschrieben, selten erwähnt (u. a. IV Rawlinson 36 Nr. 1 R 11, 3 und Ziegelinschrift des Itur-Schamasch, Sohn des Idin-ilu, Patesi von K.; VAB I 152 IV). K. wird von Rim-Sin (2000 v. C.) erobert und, wohl für immer, zerstört (VAB I 237), da es später nicht mehr erwähnt ist. Laut Ziegel scheint dort der Kult des Šamaš und der Anunitum geherrscht zu haben. K. wird gewöhnlich, aber unrichtig, mit dem kleinen Ruinenhügel Abu Hatab (s. d.) gleichgesetzt, weil der Ziegel von diesem Orte stammen soll. Es ist dies jedoch ausdrücklich als unsicher bezeichnet worden.

F. Hommel *Grundriß der alten Geographie Babyloniens* S. 352f.; MDOG 15 S. 13 Anm. Eckhard Unger

Kiswadna. Landschaft im ö. Kleinasien, zwischen dem Schwarzen Meer und dem oberen Euphrat (Murad) gelegen, umfaßte einen Teil von Pontus und Armenien. E. Herzfeld vermutet in K. einen älteren Namen für Katpatukka und Kappadonien. K. gehörte z. Z. des Schubbiluliuma (1390 v. C.) zum Reiche Hatti, machte sich dann selbständiger. König Schunaschura von K. schloß um 1300 einen Vertrag mit dem Sohn des Murschil II. Muwattallu über die Landesgrenzen. Sein Bruder Hattuschil III. heiratete Puduchepa, eine Prinzessin von K. K. war infolge seines Eisenreichtums der Lieferant dieses Metalles für andere Länder, und Hattuschil übersandte dem Pharao Ramses II. reines Eisen aus K. als Geschenk. Man vermutet in Öjük (s. d.) die Hauptstadt von K.

OLZ 1919 S. 212 E. Herzfeld; Bogh. Stud. 8 S. 88ff. E. F. Weidner; S. Smith *Kizzuwadna and Kode* Journ. Eg. Arch. 8 (1922) S. 45f.; J. Garstang *Kizzuwadna* Liverpool Annals 10 S. 172f.

Eckhard Unger

Kitt. Als K. zum Kleben und Hinterfüllen benutzte man in vorgesch. Zeit allg. Harzmasse, Pech und Asphalt (Näheres s. Asphalt, Harz). Olshausen hat nach anderen Kittmitteln vergeblich gesucht und die in der Literatur als K. angeführten Substanzen mit negativem Erfolg nachgeprüft. Nur ein einziges Mal fand er eine dem Glaserkitt ähnliche Masse aus kohlensaurem Kalk und organischer Substanz; sie diente als weiße Füllmasse des vertieften Ornamentes am Griff eines Bronzeschwertes von Barkow, Kr. Demmin.

ZfEthn. Verh. 16 (1884) S. 521ff.; 18 (1886) S. 242 Olshausen; L. Pfeiffer *Die steinzeitliche Technik* 1912 S. 188ff.; ders. *Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen* 1920 S. 97, 347.

Alfred Götze

Kiukainen-Gruppe (Tf. 93). § 1. Eine am Ende der StZ im Küstengebiet von West- und Südfinnland herrschende Kulturform, die ihren Namen von einigen großen Wohnplätzen im Kirchspiel Kiukainen in der Nähe der Stadt Björneborg erhalten hat. Die Gruppe bildet eine Fortsetzung der finnländischen Bootaxt-Kultur (s. d. B), welche, nachdem sie sich über das Gebiet der westfinn. kammkeramischen Kultur ausgebreitet hatte, zu dieser in nahe Beziehungen trat, was u. a. aus den auf den Wohnplätzen der letzteren Kultur gefundenen schnurkeramischen Gefäßscherben hervorgeht. Indem die Bootaxt-Kultur sich allmählich den finnländischen Verhältnissen anpaßte, entstand die unter dem Namen K.-G. bekannte Mischkultur, welche mindestens ebenso viele Elemente der westfinn. kammkeramischen Kultur wie der Bootaxt-Kultur enthält. Die Entwicklung hat hier einen ähnlichen Verlauf genommen wie in Skandinavien, wo z. B. in Dänemark die Kultur der letzten steinzeitl. Per. zu einem Mischprodukt der Einzelgräber- und der Megalithkultur wird (Aarb. 1913 S. 302ff. S. Müller; Aarb. 1917 S. 291ff. C. A. Nordman). Da aber in Finnland der eine Faktor, die kammkeramische Kultur, einen durchaus unskand. Charakter besaß, erhielt die Fortsetzung der Bootaxt-Kultur hier ein eigenartiges, von der skand. Kultur der IV. Per. stark abweichendes Gepräge.

§ 2. Die Wohnplätze der K.-G. liegen wieder an Stellen, die eine für Fischfang günstige Lage, hauptsächlich am Meeresufer, hatten. Der Fischfang dürfte denn auch der wichtigste Nahrungserwerb gewesen sein, obschon, nach Funden von Mahlsteinen zu schließen, auch Ackerbau betrieben worden ist. Von den Steingeräten sind die Geradbeile in Wegfall gekommen, und die Querbeile und -meißel haben die Überhand gewonnen; diese haben gewöhnlich gewölbte vordere Breitseite und dementsprechend beinahe segmentförmigen Durchschnitt (s. Finnland A § 6; Band III Tf. 127 i). Die Streitäxte verschwinden ebenfalls; nur einige zu späten Formen des sog. spitznackigen Typus gehörende und einfache, u. a. aus Skandinavien importierte Schaftlochäxte sind an ihre Stelle getreten (s. Finnländische Streitäxte). Dann sind mehrere skand. Feuersteingegenstände der IV. Per. gefunden worden (s. Finnländisch-schwed. Beziehungen im Neol.), die neben der geringen Höhe über dem Meere, auf der die Wohnplätze der Gruppe liegen (ca. 40—45% der Litorina-Grenze), für die Zeitstellung der fraglichen Kultur maßgebend sind.

§ 3. An den Gefäßen treten die Spuren der Kammkeramik (s. d.) deutlicher zum Vorschein als die der Schnurkeramik: die Gefäße sind nämlich grob gearbeitet aus mit Steinkörnern gemischtem Ton; Gruben und Linien sind die Hauptmotive der Verzierung (Tf. 93 c, f, g). Berührung mit der Textilkeramik (s. d.) bezeugen die besonders am Boden der Gefäße sichtbaren Eindrücke von gewebtem Zeug oder von Netzen (Tf. 93 e, h). Auf schnurkeramische Vorbilder weist die Form der Gefäße mit Standfläche und zuweilen auch mit gebogenem Rand sowie das Schnurmotiv (Tf. 93 a) hin. Die wagerechten, aus Punktreihen gebildeten Zickzacklinien (Tf. 93 d) deuten auf Beeinflussung seitens der jütländischen jüngeren Einzelgrabkeramik (Müller *Stenalderens Kunst* Abb. 201—203).

§ 4. Nach J. Ailio läßt sich an der K.-Keramik auch Verwandtschaft mit der schwed. Steinkistenkeramik erkennen.

Die sowohl in der Keramik als auch an den Importgegenständen zutage tretende w. skand. Orientierung weist dieser Kultur eine Sonderstellung im Gegensatz zu den finnländischen kammkeramischen Gruppen zu, deren Kulturverbindungen nach wie vor nach O gerichtet waren. Die K.-G dürfte denn auch den idg. Nachkommen der Bootaxt-Kultur angehören. — Die bemerkenswertesten Wohnplätze der Gruppe liegen in Süd-Satakunta in der Nähe von Björneborg, in den Kirchspielen Harjavalta, Kiukainen und Nakkila. Dasselbe Gebiet wurde dann auch das wichtigste Zentrum der nach Skandinavien orientierten westfinnl. Bronzezeitkultur, welche nach Ansicht des Verf. die unmittelbare Fortsetzung der Kiukainen-Kultur bildet. — Gräber, die der K.-G. angehören, sind bisher nicht entdeckt worden.

Ailio *Wohnplatzfunde* I 93f.; II 21ff., 71ff., 249ff. und 255ff.; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 32, 1 S. 146ff., 164ff. und 187ff. A. Europaeus.

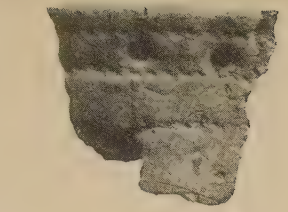
Aarne Europaeus

Kivik (Band III Tf. 55a—c, 56). § 1. K. (Ksp. Mellby, Schonen) ist der FO einer im J. 1748 aufgedeckten Steinkiste von 4,14 m L., 0,90 m Br. und 1,20 m T. Sie war N—S orientiert. Der Boden bestand aus gestampfter Erde, die Wände wurden von Steinplatten gebildet, vier an jeder Längsseite. Ursprünglich war die Steinkiste auch mit Steinplatten bedeckt, und darüber lagen wieder größere und kleinere Steine, so daß das Ganze eine Steinpackung bildete. In dessen s. Teil fand sich noch eine zweite kleinere Steinkiste.

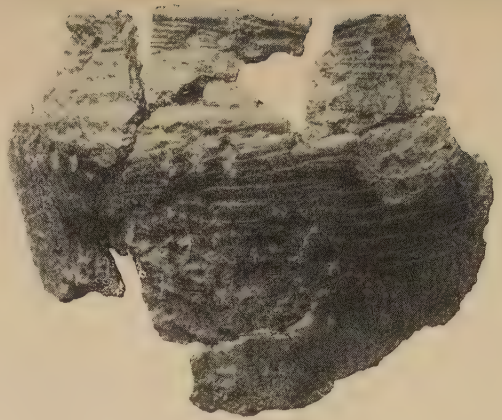
§ 2. Was nun die Wandsteine der großen Kiste angeht, so sind auf Stein I (von S angefangen; der Stein ist verloren; Band III Tf. 56c; vgl. Sv. fornm. tidskr. 10 S. 195) zwei Äxte (Votiväxte vom Skogstorp-Typus: Montelius *Minnen* Abb. 883), zwei Speerspitzen (Dolche?), ein dreieckiger Gegenstand (Dolch?) und darunter ein Schiff dargestellt, auf Stein II (Band III Tf. 55a) ein bemanntes Schiff und darüber wahrscheinlich ein zweites. Auf Stein III (Band III Tf. 56d) erscheinen vier Figuren (wohl Pferde), die unteren, von den oberen durch eine Zickzacklinie getrennt, in antithetischer Stellung. Auf Stein IV (Band III Tf. 55c) sind zwischen zwei Zickzackbändern zwei vierspeichige Räder (Sonnensymbole) dargestellt. Der Stein V hat keinen Bildschmuck. Auf Stein VI (Band III Tf. 55b) sieht man zwei Sonnensymbole derselben Art und darüber zwei halbmondförmige Figuren mit Spiralen. Auf Stein VII, obere Reihe, sind vier Menschenfiguren in wechselnder Stellung und ein von zwei Pferden gezogener Wagen, darauf ein Mann als Lenker, in der mittl. Reihe zwei gegeneinander gewendete Tiere (Pferde?) und ein Fisch, in der unteren acht eigentümlich ausstaffierte Menschenfiguren (Mantelkleidung?) und noch eine Person dargestellt (Band III Tf. 56a). Stein VIII (Band III Tf. 56b) endlich (lange verloren, 1915 in Bruchstücken wiedergefunden) trägt oben l. in einer Ellipse die Bilder von zwei Männern, r. von vier Männerfiguren, von denen zwei das Horn blasen, in der mittl. Reihe von neun Figuren (in Mäntel [?] gekleidet), dazwischen ein Altar oder beckenähnlicher Gegenstand, und unten von acht Männerfiguren in verschiedenen Stellungen und zwei umgekehrte C (Ↄ).

§ 3. Die technische Behandlung und die Anordnung der Bilder weicht etwas von denen der gewöhnlichen Felsenzeichnungen ab. Die Eintiefung ist hier flacher und Neigung zur symmetrischen Gruppierung und Rahmung unverkennbar. Nach der auf Stein I wiedergegebenen Axtform ist das Grab in die II. Per. der BZ zu datieren, was weiter bestätigt wird durch das in den Prozeßverhandlungen des J. 1748 erwähnte Grabinventar.

§ 4. Seit seiner Entdeckung ist das Grab der Gegenstand wissenschaftlicher Spekulation gewesen. Münter glaubte, auf den Steinen Zeremonien des Druidenkultus zu sehen. Schon Holmberg führt das Monument der BZ zu, und ihm folgt Sven Nilsson. Dieser fand im Kivik-Grab eine wichtige Stütze für seine Ansicht der phön. Herkunft der bronzezeitl. Kultur. In den Bildern sah er den Ausdruck phön. Sonnenkultus mit Tanz und Opfern. Auf Stein VII und VIII erblickte er außerdem die Darstellungen histor. Ereignisse: einen Siegeszug mit Priestern und Opferung von Kriegsgefangenen. Montelius'Datierung des Grabes in die I. Per. (*Chron. ält. BZ.* S. 68) dürfte allerdings zu hoch sein, anderseits wird

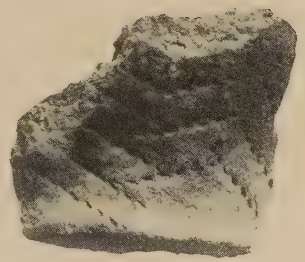


a

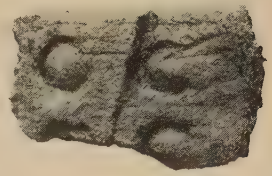


b

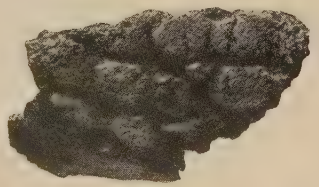
c



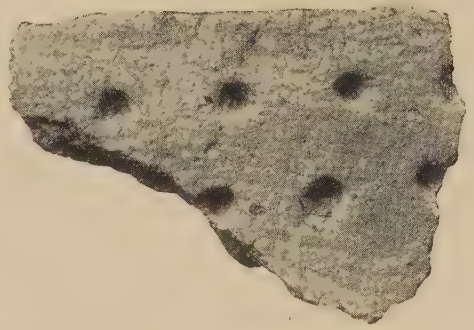
d



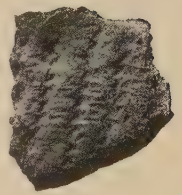
g



e



f



h

Kiukainen-Gruppe

Keramik von Wohnplätzen bei Kiukainen und Harjawalta: a, c—h. steinzeitlich, b. bronzezeitlich. Ca. 1/2 n. Gr. Nach Photographien.

man es (mit H. Schmidt) doch schwerlich bis in die III. Per. heruntersetzen dürfen. Allg. angenommen ist dagegen die zuerst von Sven Nilsson erkannte Zusammengehörigkeit des K.-Monumentes mit verwandten Zeichnungen auf Grabplatten in Skandinavien, Deutschland (Göhlitzsch; s. d. und Band II Tf. 16), in der Bretagne und auf den Britischen Inseln.

Mit K. vergleichbare Gräber sind später bei Klinta (Ksp. Smedby, Öland) gefunden (über dem Grab liegende Platten mit Schälchen, Pferdefiguren und Schiffsbildern), aus der II. Per. stammend (Fornvännen 1917 S. 196ff. Arne), mehrere auch in Norwegen, von denen das wichtigste Mjeltehaugen bei Rege (Amt Romsdal; Bergens Mus. Aarbog 1912: 4 de Lange) ist, und in Nordwestdeutschland das Grab von Anderlingen (Band IX Tf. 129).

§ 5. In den letzten Jahren ist das K.-Grab im Zusammenhang mit der lebhaften Diskussion über die Chronologie und Bedeutung der Felsenzeichnungen (s. d. A) Gegenstand eingehender Studien gewesen. J. Bing sucht zu zeigen, daß hier Kulthandlungen bei Vegetationsriten und Göttersymbole dargestellt sind. G. Ekholm macht darauf aufmerksam, daß die mit bildlichen Darstellungen verzierten Grabkisten, zu denen das K.-Monument gehört, dieselben Bildelemente wie die Felsenzeichnungen haben, wenn sie auch z. T. einen älteren Charakter zeigen. Gleichzeitig weist er auf den Grabkult Westeuropas und des Orients, insbesondere Ägyptens, hin, mit den auch hier auftretenden Schiffssymbolen als Zeichen für das Erscheinen von neuen Jenseitsvorstellungen. Denselben Standpunkt vertritt A. Nordén. Im Gegensatz zu einigen der vorhergenannten Forscher betrachtet dieser die Darstellungen auf Stein VII und VIII im Zusammenhang und sieht darin Zeremonien beim Totenopfer. Kleinere Beiträge zu dieser Frage haben auch Salin und Schnittger geliefert. S. a. Felsenzeichnung A § 6c und Nachtrag; Nordischer Kreis B § 4c1.

Literatur s. Felsenzeichnung A § 2 und Nachtr.; hierzu auch: Suhm *Historie af Danmark* Kopenhagen I (1782) S. 529; Skandinavisk Museum 1803 S. 283ff. Münter; Sjöborg *Samlingar för Nordens fornälskare* III (1830) S. 142; Holmberg *Skand. hällristningar* 1848 S. 14ff., 140f.; Wiberg *Om Kiviks-monumentet* Diss. Lund 1859; Nilsson *Skand. Nordens Ur-invånare*[2] II (1862—64) S. 4ff.; Präh. Z. 7 (1915) S. 140ff. H. Schmidt; Ymer 1916 S. 284ff. Ekholm.

Bengt Cnattingius

Kjeldby (Insel Møen, Dänemark). Der FO eines schönen Bronzeeimers mit Palmettenornamenten, eine griech. Arbeit des 4. Jh. v. C. Vielleicht aber auch etwas später. S. Nordischer Kreis C 1 § 3.

Müller *NAK.* II 24ff.; ders. *Ordning Jernalderen* Abb. 44.

Hanna Rydh

Kjökkenmödding - Stufe. Der dän. Sprache (dän. *Kjøkkenmødding* = Küchenabfall) und Forschung entnommener Fachausdruck für eine Kulturstufe, die ihre wirtschaftliche Voraussetzung, Muschel-, Fisch- und sonstige Seetiernahrung, an fast allen Küstengebieten hat, besonders typisch aber für einen mesol. Zeitabschnitt des Ostseegebietes ist und deshalb in der Regel auf diesen bezogen wird. S. Nordischer Kreis A § 3b 3.

Klagefrau. Bei Begräbnissen zog man in Babylonien bezahlte Klagemänner und Klagefrauen (*lallaru, lallartu, sum. lù.* bzw. *geme. er*) hinzu. Diese sind bei der Trauerfeier vor der eigentl. Bestattung zugegen und stoßen Klagerufe mit schriller Stimme aus oder singen Klagelieder. Das Getue dieser Leute war so jämmerlich, daß man vergleichsweise von einem überaus klagenden Menschen sagte: Er jammert wie ein Klagemann. Auch im Kultus spielen der Klagemann und die K. eine Rolle. Sie singen die Litaneien bei der Trauer um den dahingeschiedenen Tammuz.

C. Frank *Studien zur babyl. Religion* 1911 S. 47; B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I (1920) S. 424, 427.

Ebeling

Klan.

§ 1. Begriffliche Umgrenzung. — § 2. Siedlungsgruppen und Horden. — § 3. Der K. als politische Organisation. — § 4. Unstabile K. — § 5. Heirat-Klans. — § 6. Der K. in geschichteten politischen Gemeinwesen; Klan-Bündnisse. — § 7. Verfall des K. — § 8. Auflösung des K.

§ 1. Das Wort K. ist schwankenden Charakters, ein Ausdruck, bei dem oft jeder Berichterstatter oder Bearbeiter von Berichten an etwas anderes denkt.

K. bedeutet im Altir. (*Clann*): Kinder, bezeichnete somit die gemeinsame Abkunft von einem Ahnen. Das ir. Wort *Clann* wird jedoch gewöhnlich für keine größere

Verwandtschaftsgruppe angewendet als für eine Großfamilie oder eine Sippe, jedenfalls für eine kleinere Gruppe als den Stamm (*tribe*). Die politische Einheit wurde im alten Irland *Tuath* (gewöhnlich übersetzt mit *tribe* = Stamm) benannt. An ihrer Spitze stand der *Ri* = König oder Häuptling. Alle Angehörigen des *Tuath* betrachteten sich als Abkömmlinge von einem gemeinsamen Ahnen. In der Tat befanden sich jedoch viele Fremdlinge, die aus verschiedenen Gründen ihren eigenen Stamm verlassen hatten, im *Tuath*. Das Schicksal der einzelnen *Tuath* war verschieden. Der *Tuath*: *Chruithnech* war in historischer Zeit über einen großen Teil von Ulster ausgebreitet, der *Tuath: Mac n-Umhóir* war über verschiedene Teile von Connacht und Thomond verstreut. Manchmal wurde *Tuath* auch in einem umfassenderen Sinn gebraucht. Später gewann dieses Wort die Bedeutung 'Landgemeinde' (Mac Neill S. 153 ff.). Bei diesen Bezeichnungen, vor allem bei dem Ausdruck *Clann*, handelt es sich immer um ein bestimmtes Verhältnis einer Verwandtschaftsgruppe zum gemeinsamen Landbesitz (S. 162 ff.; s. a. Kommunismus).

Doch kommt es bei solchen Bezeichnungen, wie „Klan", „Totem" usw. nicht darauf an, welche Bedeutung ihnen bei dem Volk beigelegt wird, von dem sie entlehnt sind, sondern entscheidend ist für den wissenschaftlichen Sprachgebrauch die Konvention der Fachleute.

Von den Melanesiern der Südsee her will Rivers (I 7) als 'Clan' eine exogame Gruppe in einem Stamm oder in einer anderen Gesellschaft verstanden wissen, deren Angehörige als untereinander verwandt gelten und durch das Band des Glaubens an eine gemeinsame Abstammung von einem wirklichen oder mythischen Ahnen oder von einem Totem-Wesen verbunden sind. — Tatsächlich handelt es sich auch hier um eine Gemeinschaft, die Anspruch auf ein bestimmtes Gaugebiet erhebt, aus dem sie ihren Unterhalt und ihre Lebensbedürfnisse bestreitet, und den sie gemeinsam verteidigt. Gewöhnlich gründet sich auch darauf der Blutracheverband (vgl. a. Hocart S. 737 ff.).

Auf Grund der austral. Verhältnisse kommt A. R. Brown (S. 159) zu der Auffassung, daß ein K. aus einer Gruppe von nahe verwandten Menschen besteht, gleichviel ob diese Verwandtschaft in männlicher oder weiblicher Linie berechnet wird. Jeder K. unterscheidet sich von dem anderen dadurch, daß er seinen eigenen Gau besitzt, aus dem er die Nahrung, vorwiegend auf dem Wege von Jagd, Fang und Sammeln, gewinnt, und gemeinsam die Blutrache ausübt.

Ffoulkes (S. 394 ff.) bezeichnet als „Klan" auf Grund seiner westafrik. Forschungen vor allem eine Dorfgemeinschaft, die unter einem eigenen Häuptling steht, dem Gefolgschaft geleistet wird. Dieser kann seinerseits in Abhängigkeit von einem Fürsten oder König stehen. Von einem solchen K., der also hier die einfachste territoriale politische Einheit darstellt, wird die Sippe (*sept*) unterschieden, die ihre Abkunft von einer gemeinsamen weiblichen Ahnin ableitet. Der Stamm *(tribe)* dagegen, der in der Fanti-Sprache *Oman* heißt, stellt eine Kultur- und Sprachgemeinschaft auf einem bestimmten Gebiete dar, in dem die gleiche Sitte gepflegt wird, und das einem Fürsten (*omanhin*) politisch untersteht. Die Familie unterscheidet sich vom K. dadurch, daß sie nur die Blutverwandten von einer ältesten noch lebenden Mutter umfaßt und nur in weiblicher Linie berechnet wird. Die Eingeborenen gebrauchen den Ausdruck *ebussia* sowohl für die Sippe wie für die Familie.

Im allg. kann man sagen, daß das Wort „Klan" gewöhnlich auf eine Gruppe mehr oder weniger weitläufiger Verwandter bezogen wird, die sich häufig von einem gemeinsamen Ahnherrn oder einer Ahnfrau abstammend betrachten. Eine solche Gruppe führt ein selbständiges Leben und fühlt sich völlig souverän. Daher führt der K., wo keine Überlagerung durch Aristokratie oder Königtum vorhanden ist, ein unabhängiges politisches Leben, er ist ein Friedensverband, der nach außen Blutrache übt, unter seinen Mitgliedern jedoch Streitigkeiten in gütlicher Weise zu schlichten versucht (s. Blutrache, Busse, Fehde, Gericht A, Strafe). Dies alles zeigt, daß der K. eine primitive politische

Einheit darstellt (s. § 2 und 3); man wird ihn mit Recht als die ursprüngliche Form des „Staates" bezeichnen können.

Auch dort indessen, wo Überlagerung mit einer Aristokratie (s. Adel) oder mit despotischem Königtum stattgefunden hat (s. Despotie), bleiben manchmal viele Traditionen eines selbständigen Verbandes bewahrt, vor allem religiöses Zeremoniell, oft auch die Blutrache. In den Kasten und Schichten sowie auch in den geheimen Gesellschaften (s. d.) haben sich vielfach Überlieferungen solcher selbständigen politischen Verbände erhalten (vgl. § 6, 7, 8).

Vielfach ist es üblich, den Ausdruck K. nur dann zu gebrauchen, wenn die betreffende politische Gruppe exogam ist, wenn also die Heiratsordnung (s. d.) sich an eine solche politische Gruppierung anlehnt (s. § 5). Wird dieser Gesichtspunkt in den Vordergrund geschoben, so bildet er eine Quelle von Mißverständnissen, indem nämlich nicht immer deutlich zwischen den politischen Friedensverbänden und den der exogamen Gruppe zugrunde liegenden Einheiten unterschieden wird. Überdies kommt es bekanntlich nicht selten vor, daß die politische Einheit sich aus verschiedenen Heiratsgruppen zusammensetzt (vgl. a. Collet).

Die amerik. Ethnologie hat den Sprachgebrauch für das Wort 'Clan' noch weiter eingeschränkt, dadurch nämlich, daß sie von *clan* nur dann spricht, wenn die Verwandtschaft in der mütterlichen Linie berechnet wird. Einen K. mit Vaterfolge bezeichnet sie als *gens*. Von dem entgegengesetzten Gesichtspunkt gingen allerdings Forscher an den austral. Eingeborenen, wie Howitt (S. 44), aus, die als *clan* eine vaterrechtliche Gruppe verstanden wissen wollten, während eine Gruppe, die ihre Abstammung in weiblicher Linie berechnet, „Horde" benannt wurde.

Spricht man von K. nur bei solchen politischen selbständigen Verwandtschafts- und Blutracheverbänden, bei denen die Heiratsordnung nach der Zugehörigkeit zur politischen Gruppe orientiert ist, so scheidet eine große Zahl von Verbänden aus, namentlich niedriger Naturvölker, von Jägern und Sammlern, bei denen die Heirat ausschließlich auf Grund der persönlichen Verwandtschaft geordnet wird, und bei denen in der Tat nur die allernächsten Blutverwandten an einer gegenseitigen Verbindung gehemmt werden. In solchen Fällen spricht man gewöhnlich von „Horden" (s. a. Horde) oder von „Siedlungsgemeinden". Es wäre allerdings mißverständlich, wenn man meinen sollte, daß diese Gruppen nicht auch ganz überwiegend aus nahen Verwandten zusammengesetzt wären, und daß sie nicht auch Friedens- und Blutracheverbände darstellten. Zwar ist das organisatorische Gerippe unter den verschiedenen Familien oder Großfamilien aus denen derartige Gruppen bestehen, nur schwach, und die Familien können sich ohne weiteres loslösen, jedoch bildet Gewohnheit und Überlieferung hier einen mächtigen Faktor zur Erhaltung des bestehenden Verbandes.

Die Einbeziehung einer bestimmten Heiratsordnung in den Begriff des K. gibt diesem insofern eine besondere Prägung, als eine derartige politische Einheit etwas Höheres im Vergleiche zur „Horde" oder zur „Siedlungsgemeinde" darstellt, weil die exogame Heiratsordnung eine kulturelle Gesellung mehrerer Klans zur Voraussetzung hat. Trotz der auch in diesem Falle bestehenden politischen „Souveränität" des einzelnen K. scheint ein jeder doch, durch die erwähnten Heiratsordnungen, gemeinsame Grundlagen des geselligen Lebens zusammen mit anderen K. in bewußter Weise anzuerkennen. Die K. finden wir nicht selten in zwei Hälften („Sippen"; s. a. d.) gespalten oder aber zwei K. gesellschaftlich gepaart, in der Weise, daß entweder eine Heirat unter den Klan-Hälften üblich ist oder unter den gepaarten K., oder daß doch diese Halbierung oder Paarung sonst in irgendeiner Beziehung zur Heiratsordnung steht (s. § 5). Diese Halbierung der K. muß, wie schon in dem Artikel Heiratsordnung (§ 4 b) hervorgehoben, von der Aufspaltung des ganzen Stammes in zwei Hälften, „Phratrien", unterschieden werden. — Das Wort K. wird übrigens in diesen Fällen nicht immer konsequent angewendet: so werden z. B

„Phratrien" mitunter als „Klans" bezeichnet.

Früher herrschte die Auffassung, daß der K. ursprünglich vor der Familie bestand. Es hat sich jedoch erwiesen, daß nur die wirtschaftliche Bedeutung der Familie, namentlich in K., in denen die Wirtschaft gemeinsam geführt wird (s. Kommunismus), zurücktritt. Der K. besteht aus Einzelfamilien, die manchmal sogar in anderer Weise ihre Abstammung berechnen als der K. (s. § 6).

Wenn auch die K. manchmal bei aristokratischer Schichtung und Königtum (s. Häuptling) eine gewisse politische Selbständigkeit bewahren, so bedeutet doch im allg. die Schaffung eines weiteren Friedensverbandes, wie er durch diese Faktoren bedingt ist, eine Zersetzung des K. (s. § 7 und 8). Die Entwicklung kann sich entweder so gestalten, daß die Klan-Überlieferungen in Verbände übergeleitet werden, die mehr oder weniger eine gewisse politische Selbständigkeit bewahren, wie z. B. Kasten (s. d. A), oder, daß die Klan-Überlieferungen nur auf religiösem oder zauberischem Gebiet weiter leben in Gestalt von Zeremonial- oder geheimen Gesellschaften (s. d.). Vor allem hört der K. dann gewöhnlich auf, kleinste Wirtschaftseinheit zu sein, selbst wenn er noch sonst als Traditionsgemeinschaft, etwa als Geschlechterverband, sein Leben weiter fristet. Als Verwandtschaftsverband wird der K. in der Regel völlig von der Familie, insbesondere von der Großfamilie, abgelöst (s. Familie A, Familienformen; s. a. Handwerk A).

Der K. ist als eine besondere Erscheinungsform politischen Zusammenschlusses zu betrachten, deren Ausbildung vorwiegend durch das Leben von Hirten und Hackbauern gefördert wurde.

§ 2. Eine eigentliche Klan-Organisation fehlt bei solchen Stämmen, die hauptsächlich in Gruppen von Großfamilien leben. So haben wir es z. B. auf den Andamanen-Inseln mit Siedlungsgemeinden zu tun, deren Angehörige wohl untereinander verwandt sind, jedoch weiterer Organisation entbehren. Namentlich ist für die Heiratsordnung keineswegs die Angehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe entscheidend. Es werden allerdings Siedlungsgruppen der Küste und des Binnenlandes unterschieden, denen aber keinerlei organisatorische Bedeutung zukommt. Wenn man von „Stämmen" spricht, so bezieht sich das auf Gruppen, die sich allerdings durch gleiche Sprache und Kultur von den anderen abgrenzen, die jedoch organisatorisch ebenfalls bedeutungslos sind. Die Größe der einzelnen Siedlungsgemeinschaften schwankt außerordentlich: von etwa 10—200 oder 300 Köpfen; in der Regel umfassen sie etwa 30—50 Männer, Frauen und Kinder. Die Siedlungsgemeinden besitzen keine unterscheidende Bezeichnung, sondern werden nur nach der Gegend oder den Flurnamen benannt. Einen Mann oder eine Frau rechnet man gewöhnlich der Siedlungsgemeinde zu, in welcher der oder die betreffende geboren wurde. Einer kann auch seine Siedlungsgruppe ändern, wenn er von der anderen angenommen wird. Die Siedlungsgruppe ist die Gemeinschaft, welche den Anspruch auf ein bestimmtes Landgebiet, den Gau, erhebt. Darin darf einer jagen. In diesem Gebiet befindet sich eine Anzahl von überlieferungsgemäßen Lagerplätzen, die gelegentlich gewechselt werden. Daß diese Lagerplätze seit Jahrhunderten benutzt wurden, zeigt sich an den Abfallhaufen von Muscheln und Tierknochen, wie sie durchaus den vorgesch. Kökkenmöddingern Europas entsprechen. Innerhalb des Gaugebietes lebt die Siedlungsgemeinde nomadisch. Man bleibt selten länger als wenige Monate auf dem gleichen Lagerplatz (s. a. Siedlung A). Jedes Lager besteht aus einer Reihe von Hütten, die von je einer Familie bewohnt werden (Brown S. 22ff.). — Den einzigen Gesichtspunkt, nach dem hier die Heirat geregelt wird, bildet die Verwandtschaft, und zwar nur die der allernächsten Blutverwandten. Für einen Mann ist nämlich nur die Verbindung mit seiner Schwester oder der Schwester seines Vaters oder seiner Mutter sowie auch mit der Tochter seines Bruders oder seiner Schwester verboten (S. 71). Vgl. a. Webster S. 485 und Wheeler, sowie Knabenhans S. 129; Spencer und Gillen I 198; Mathew S. 165ff.

§ 3a. Die K. der im äußersten O des n. Sibiriens hausenden Gilyaken gründen sich auf den Besitz gemeinsamer Verwandtschaft, gemeinsamen Feuers, gemeinsamer Berg-, See-, Himmel- und Erdgeister, gemeinsamer Religion und Mythologie sowie gemeinsamer kultischer Zeremonien; vor allem aber auf die Angehörigkeit zum gleichen Blutracheverband sowie überhaupt auf die Beobachtung gemeinsamer Sitte. Daraus ist auch die Bedeutung des K. als politischer Verband ersichtlich. Daß der K. *Klal* genannt wird = 'Fußsack', wie er beim Reisen benutzt wird, deutet drastisch darauf hin, wie man in ihm die Zufluchtstätte für die Schwierigkeiten und Gefahren des Lebens findet (Czaplicka S. 43ff.).

Zur Zeit der russ. Eroberung besaßen die Yukaghiren der Tschuktschen-Halbinsel ein gut organisiertes Klan-System, das jedoch heute in Verfall geraten ist. Eine Stammesorganisation fehlt ihnen; auch gibt es keinerlei Traditionen über einen gemeinsamen Stammesahnen, wie etwa bei den Koryaken (Jochelson 1905 S. 17). Jedoch werden innerhalb des Stammes keine Kriege geführt, sondern höchstens Blutrachevergeltungen ausgetragen. — Die russ. Verwaltung gebrauchte zwar die Klan-Organisation für ihre Zwecke, verfuhr indessen willkürlich bei der Abgrenzung der einzelnen K. — Die K. der Yukaghiren umfaßten nicht bloß blutverwandte Familien, sondern begriffen auch solche Familien in sich ein, die ein gemeinsames Territorium bewohnten (Jochelson 1910 S. 116, 126). Den Kern bildete jedoch immer eine blutverwandte Gruppe im K., die ihre Abkunft von einem gemeinsamen Ahnen ableitete, der vor 6 oder 7 Generationen gelebt hatte. Wenn man sagt, daß die anderen Familien nur vermöge des territorialen Prinzips dem K. angegliedert sind, so muß man beachten, daß der Yukaghir die Verwandtschaft nur als 4 Generationen zurückbestehend anerkennt, obgleich die Genealogien viel weiter zurückreichen. Viele K. benennen sich nach Tieren, wie z. B. nach dem Hasen, und werden auch die „Hasenstämmlinge" oder die „Leute der Hasensippe" genannt. Ein anderer K. heißt der „Fischklan", weil er ausschließlich von Fischen lebt. Der „Gänse-Klan" leitet seinen Namen davon ab, daß einer seiner Schamanen (Zauberpriester) sich einst in einen Storch (nicht in eine Gans!) verwandelt habe und mit den Vögeln weggeflogen sei. — Die Angehörigen des K. bewahren die Erinnerung an den gemeinsamen Ahnen des K., obgleich sein Kult heute nur gering ist. Die territorial angegliederten Familien des K. sind manchmal sogar Stammesfremde: Tungusen, Koryaken oder Chuvantzy, die assimiliert sind und an dem Ahnenkult der Blutgruppe teilnehmen. Der Prozeß der Assimilation wurde gewöhnlich durch Zwischenheiraten gefördert. Die K. sind endogam (vgl. § 5), doch wird nicht innerhalb des gleichen Dorfes geheiratet (s. Heiratsordnung). — Die politische Herrschaft übt der Alte aus, welcher immer der Blutgruppe entstammt. Er ist der Leiter der Kriegs-, Fisch- und Jagdexpeditionen, er wählt die Halteplätze während der Wanderungen des K. aus, teilt die Jagddistrikte einer jeden Gruppe zu und bringt die Opfer den Ahnengeistern dar, veranstaltet die Feste und setzt den Gehorsam der Sitte des K. durch (s. Häuptling). Daraus ist die Bedeutung des aus einem Kern von Blutverwandten gebildeten K. als politische Einheit klar ersichtlich. Auch der Schamane und „der starke Mann" werden der Blutgruppe entnommen. Letzterer jedoch, wie auch „der Jäger", muß nicht notwendigerweise der Blutgruppe angehören. Für diese Spezialitäten ließ man also die persönliche Eignung überwiegen. Manchmal fiel die Rolle „des starken Mannes", der erster Krieger des K. war, mit dem „Jäger" zusammen, jedoch nicht immer. Dem „Jäger" fällt die Sorge für Fleischkost und Felle zur Kleidung seines K. zu. Der „Jäger" erhält keinen besonderen Anteil an den Erträgnissen der Jagd; der einzige Ansporn zur energischen Ausübung dieser Funktion ist nach Jochelson (1910 S. 121ff.) der Instinkt der Zusammengehörigkeit. „Der Jäger erträgt alle Schwierigkeiten und Gefahren für die Leute seines Blutes." Man glaubt auch, daß die Geister einem Jäger nicht helfen, der nur für seinen eigenen Nutzen und nicht für den seines K. tätig ist. — Früher gab es auch eine Schicht von Sklaven (s. d. A und

Höriger A) unter den Yukaghiren, die Kriegsgefangene waren und weder „Krieger" noch „Jäger" werden konnten, deren Stellung jedoch im übrigen gut war. Sie wurden hauptsächlich im Hause beschäftigt und verrichteten Frauenarbeit (Czaplicka S. 36ff.).

Obgleich die K. — *Tagaun* — der Tungusen des nö. Sibiriens auf einem System der Blutverwandtschaft gegründet sind, ist das doch nicht bei allen K. der Fall. Manchmal trennen sich einige Familien vom K. auf der Suche nach Jagdgebieten, wenn auch eine Einzelperson niemals ihre Familie verläßt. Doch bewahrt eine abgetrennte Familie die Erinnerung an ihren Zusammenhang mit dem betreffenden K. noch lange Zeit. Solche Überlieferungen leben z. B. unter den Familien der Lamut der Chaun-Gegend, wo Splitter verschiedener K. gewandert sind. Auch kleine, abgetrennte Gruppen aus mehreren Familien von zusammen ungefähr 100 Seelen pflegen sich „Klan" zu nennen. — Der K. wird durch einen „Ältesten" geleitet, dessen Amt erblich ist. Die Klan-Namen sollen von den Begründern der K. oder Heroen herrühren. Einige K. nennen sich nach einem Fluß oder einem Berg der Gegend, die sie früher bewohnten. Einige Namen stammen auch von den Tungusen und sogar auch von den Russen. — Der K. der Tungusen setzt sich aus Sippen zusammen und bildet kein unteilbares Ganze. Der tungus. K. Lamunkhinsk z. B., der in der Yakuten-Gegend lebte, bestand aus 4 Sippen: Khorinsk, Dondakonsk, Lamunkhinsk und Tugiasirsk. Die ersten zwei Sippen bestanden ursprünglich aus mongol. Butyaten, die seit dem 17. Jh. unter den Tungusen lebten und so letzteren assimiliert wurden. Am reinsten hat sich die alte Klan-Organisation unter denjenigen Tungusen erhalten, die vor fremder Einmischung bewahrt blieben (Czaplicka S. 51ff.).

b. Die Bewohner eines jeden Dorfes unter den Koita des s. Neu-Guinea zerfallen in eine Reihe von Gruppen, die *iduhu* genannt werden. Nicht alle Dörfer beherbergen alle K. (*iduhu*), die ihre Abstammung in männlicher Linie berechnen. Es kommt vor, daß Angehörige eines in einem Dorfe schwach vertretenen K. in einen stärkeren K. aufgenommen werden. Auch kommt es vor, daß, wenn Leute sich in einem Dorfe niederlassen, in dem ihr K. nicht vertreten ist, sie die Klan-Zugehörigkeit von solchen Nachbarn annehmen, mit denen sie in einem dauernden Freundschaftsverhältnis stehen. Überhaupt ist es erforderlich, daß Neuankömmlinge in einem Dorfe sich einem der bereits bestehenden K. anschließen, da sie sonst nicht zugelassen werden, Felder anzulegen. Doch ist es nicht so, daß diese Neuankömmlinge dann nur das Land desjenigen K. beärbeiten, dem sie sich angeschlossen haben. Sie werden z. B. auch zugelassen, das Land eines erloschenen K. zu bebauen. — Einige K. haben das Recht, besondere Symbole zu gebrauchen. Diese bestehen aus Holzschnitzereien oder z. B. aus getrocknetem Gras oder aus Blättern, die von einer Muschel herabhängen. Diese Symbole werden an den Kanus oder an den Firstenden der Häuser usw. angebracht (Seligmann S. 49ff.). Die Bedeutung des *iduhu* besteht hauptsächlich in dem gemeinsamen Anspruch auf Land, an dem jeder einzelne Klan-Angehörige teilnimmt. Wünscht einer mehr Land oder eine Veränderung seines Landbesitzes, so bespricht er die Angelegenheit mit dem Klan-Häuptling (*iduhu-rohi*), der wieder nach Beratung mit den anderen Alten des K. den Wünschen des Bewerbers zu entsprechen sucht. Beim Roden des Landes helfen alle Angehörigen des K. Ein Verkauf des Landes ist ausgeschlossen. Fehlt es an Erben, so fällt das Land an den K. zurück. — Die Mitglieder des exogamen K. helfen zusammen den Brautpreis bei der Verheiratung eines Mannes aufbringen (s. Heirat). Die Frau tritt in den K. ihres Gatten ein und bleibt darin auch als Witwe. — Der Klan übertrifft die Siedlungsgemeinschaft an Bedeutung. Das Dorf besitzt keinen gemeinsamen Häuptling, sondern nur die einzelnen K. zusammen. Die Würde eines Klan-Häuptlings wird auf den Sohn vererbt; nur wenn ein solcher fehlt oder zu jung ist, tritt der Schwestersohn an dessen Stelle. Dieser Klan-Häuptling beaufsichtigt vor allem die Pflege des Feldbaues und nimmt die Verteilung des Essens, namentlich bei den großen Festen, vor, deren

Datum und Zeremoniell er, jedoch nicht ohne vorherige Beratung mit den übrigen Ältesten des K., bestimmt. Vermöge seiner Autorität ist er vor allem berufen, Streitigkeiten zu schlichten. Der Häuptling des Orts-Klans oder des Gesamt-Klans ist zur Verurteilung und Exekution eines Mörders an einem Klan-Genossen berufen (s. Strafe). Dafür fallen ihm anderseits Ehrenstücke der Jagdbeute zu. Der Häuptling des Gesamt-Klans (*rohi-ketaike*) legt Streitigkeiten unter den Häuptlingen der örtlichen K. (*iduhu-rohi*) bei; dabei handelt es sich hauptsächlich um Familien-Streitigkeiten (Seligmann S. 52ff., 77, 79, 87, 128).

§ 4. Unter den Tschuktschen des nö. Sibiriens wird eine Gruppe verwandter Familien *varat* genannt = 'ein Haufe von Leuten, die zusammen sind'. Das Mitglied einer solchen Gruppe bezeichnet man als *Enan-Varatken* = 'einen vom gleichen *varat*'. Ein anderer Name einer solchen Gruppe ist *Cin-Yirin* = 'ein Haufe von Leuten, die an der Blutrache teilnehmen'. Bogoras (S. 660) meint, daß ein *varat* als „Embryo eines Klans" bezeichnet werden kann; doch ist er unstet, und die Zahl der Familien, die „zusammen sind", wechseln fast mit jedem Jahr. Entsteht ein Streit zwischen zwei in der Nachbarschaft lebenden *varats*, so gibt es gewöhnlich einige Familien, die in gleicher Weise mit einer jeden der streitenden Parteien verbunden sind. — Früher soll es nach Bogoras (S. 543) eine strengere Klan-Organisation gegeben haben, als es die des gegenwärtigen *varat* ist. Diese alten K. bestanden aus 10—15 verwandten Familien, die stets zusammen lebten, und die verschiedenen Beschäftigungen nachgingen, für die sie sich spezialisiert hatten, wie dem Jagen, Fischen und der Zucht von Rentieren; und die stets kriegsbereit waren. Statt den *varat* als embryonalen K. zu bezeichnen, müßte man ihn richtiger eine frühe Auflösungsform strenger Klan-Organisation nennen. Die durch die russ. Verwaltung eingerichteten K. unter den Tschuktschen sind hingegen rein willkürliche Maßnahmen, die mit dem ursprünglichen Klan-System dieses Stammes nichts zu tun haben; sie sollten nur einer leichteren Eintreibung der Tribute dienen (Czaplicka S. 27f.).

§ 5. Um die Klan-Organisation eines Stammes von Neu-Guinea zu beleuchten, sei die von Wagawaga im äußersten O der Insel herausgegriffen. Drei K. werden dort unterschieden, die *Garuboi*, *Modewa* und *Hruna* genannt werden. Jeder dieser K. besitzt wenigstens einen Totenvogel und außerdem noch ein damit verbundenes anderes Totem in Gestalt eines Fisches, einer Schlange und einer Pflanze. Die Namen der Wagawaga-Klans sind in zwei Fällen die Bezeichnungen alter Siedlungen, von denen die K. stammen. Jeder K. zerfällt in zwei Hälften. Danach wird die Anrede der einzelnen Personen bestimmt. Früher richtete sich danach die Anteilnahme an dem Kannibalenfest, das bei der Blutrache an Feinden abgehalten wurde. Danach wurde früher auch die Exogamie bestimmt (Seligmann S. 435; *Reports Cambridge Expedition to Torres Straits* V 162f.; Hocart S. 737ff.; Fox S. 94ff.).

Nach der Sage haben bei den Navajo-Indianern die K. begonnen, als die Menschen aus der Unterwelt vertrieben wurden; die Phratrien seien später nach K. geordnet worden. Die meisten K. tragen Ortsnamen, wie z. B. „Bitterwasser", weil die betreffende Gruppe am Brackwasser gewohnt habe; „rotes Haus", weil sie in einem roten Hause lebten. Die nach Tieren benannten K., wie z. B. „viele Ziegen", scheinen verhältnismäßig jungen Ursprungs zu sein. Alle Angehörigen der gleichen Phratrie gelten als Brüder und Schwestern, und die Kinder gehören dem K. des Vaters an. Die Verwandten von des Vaters K. und Phratrie werden als Vettern und Basen betrachtet, die Heirat zwischen Geschwistern und zwischen Vettern und Basen ist verboten. — An verschiedenen Orten werden die K. oft verschieden benannt. Jedoch weiß man, welcher Name eines K. dem an einem anderen Orte entspricht. Man hält sich daran und erkennt demgemäß seine Freunde (Buxton S. 293ff., 308).

Die sozialen Gruppen der *Ila*-sprechenden Völker von Nordrhodesien sind Familie, K. und Siedlungsgemeinschaft. Erstere stellt eine Großfamilie vor, die auf den Beziehungen und der Autorität des Vaters

aufgebaut ist. Der K. jedoch ist mutterrechtlich. Die Siedlungsgemeinschaft scheint vor allem das Ergebnis einer Überlagerung mit einer Häuptlingsschicht zu sein. — Die K. tragen totemistischen Charakter, indem sich ihre Angehörigen nach einem Tier, einer Pflanze oder einem Gegenstand bezeichnen, mit dem sie in einer gewissen Beziehung zu stehen wähnen, und den sie mit Verehrung behandeln. Insbesondere trägt man auch Bedenken, den Namen des Klan-Totems zu nennen. Die K. meinen, daß sie von gewissen Örtlichkeiten herstammen. Auch glauben sie, nach dem Tode in bestimmte Tiere überzugehen, z. B. in Hasen, Löwen usw. Das Totem hat indessen mit diesen beiden Vorstellungen nichts Unmittelbares zu tun. Man meint, daß z. B. der Nashornvogel als Totem-Tier ursprünglich ein Mensch gewesen sei. Von diesem Menschen stamme der betreffende K. — Die K. sind streng exogam. Angehörige verschiedener K., die im gleichen Dorfe leben, dürfen heiraten. Bewohner verschiedener, weit entfernter Siedlungen dürfen aber, wenn sie demselben K. angehören, in keine sexuelle Beziehung miteinander treten. Finden dennoch Heiraten unter Angehörigen des gleichen K. statt, so werden sie mit Abscheu betrachtet, und jene manchmal aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Das Totem-Tier wird derartig wie ein Verwandter betrachtet, daß auch sein Verzehren in der Regel als unerlaubt gilt. — Obgleich vorwiegend ein Mann sich zum K. seiner Mutter bekennt, scheint heute die Erschütterung des Klan-Systems so weit fortgeschritten, daß manchmal auch der K. des Vaters neben dem der Mutter, ja manchmal nur der des Vaters angegeben wurde. Jedenfalls besteht die Tendenz, den K. des Vaters auch noch zu berücksichtigen. — Was eigentlich der K. bedeutet, gelangt darin zum Ausdruck, wenn gesagt wird: der wahre K. ist derjenige, der sich offenbart, wenn einer in Not oder Krankheit ist. Die Klan-Genossen, die dann erscheinen, sind die wahren. Was sonst zum K. gerechnet wird, ist bloße „Bekanntschaft", kein echter „Klan"; nur die sind von dem richtigen K., die in allen Nöten helfen. — Wie sehr derartige Gesichtspunkte gegenüber der bloßen Blutverwandtschaft-Berechnung bereits zu überwiegen beginnen, zeigt die Tatsache, daß das Kind einer Sklavin mit einem Freien in der Regel des Vaters K. zugerechnet wird. Ja, ein solches Kind wird sogar mit Vorliebe als Häuptling einer Siedlungsgemeinschaft gewählt, weil man annimmt, daß ihm mehr die Interessen der Siedlung am Herzen liegen als einem anderen, das durch die Klan-Interessen seines mütterlichen K. gebunden ist. — Die Bedeutung des K. liegt hier also vor allem in der wechselseitigen Hilfe, die Mitglieder einander leisten. In erster Linie ist es die Blutrache, durch die im Falle einer Mordtat der K. eintritt. Zur Verheiratung eines Mädchens muß der K. seine Zustimmung erteilen. Fremde Ba-ila, die sich irgendwo treffen und die Zugehörigkeit zum selben K. feststellen, sind sofort Freunde. Fällt einer in Sklaverei, so suchen seine Klan-Angehörigen das Lösegeld aufzubringen. Das Zusammengehörigkeitsgefühl geht so weit, daß Angehörige eines gleichen Totem-Tiers, z. B. der Ziege, auch wenn sie aus einem anderen Volk stammen, z. B. von den Muluba, in einem Dorfe beim Totem-Genossen Gastfreundschaft finden. Die einigenden Bande des K. und der totemistischen Symbolgemeinschaft erstrecken sich selbst auf Fremde (Smith und Dale I 287ff.; Thomas I; Gutmann S. 248).

§ 6. Das Schicksal der K. bei der Überlagerung durch Fremde tritt deutlich an einigen Stellen des Nil-Kongo-Zwischengebietes in Erscheinung. In Ndorwa sitzen unabhängige K. In Mulera sind die K. von einem König unterworfen und zahlen Steuern. Von einigen Hügeln haben die Batutsi die ursprünglich Eingesessenen verjagt und gestatten den obdachlosen Angehörigen zersprengter K., sich daselbst niederzulassen. Diese Leute müssen für den gewährten Schutz Frondienste verrichten und ihre Herren unterstützen. So sind neue Gemeinden entstanden, die an Gutsbezirke erinnern. Dabei schließen sich einige Klan-Älteste den Eroberern an und werden von diesen unterstützt. — In Bugoye verwischt sich allmählich die Grenze zwischen den Eroberern und dem Bauernadel. — Der K. der Bambari arbeitet

schon auf dem Felde des Häuptlings, der aus dem gleichen K. stammt und als ehemaliger Klan-Ältester aufgefaßt werden muß. Hier wird jedoch der Boden als sein Eigentum, als ein vom König verliehenes Gut, angesehen.

Die erobernden Schichten behalten unter Umständen ihre alte Klan-Organisation bei. Dafür bieten die Banyankole von Uganda ein Beispiel. Diese nomad. Hirten, die alles verachten, was nicht mit ihrem Rindvieh zusammenhängt, haben ihre alte totemistische Klan-Einteilung beibehalten, nach der auch die Heiratsordnung orientiert ist. Der Stamm stellt sich in drei Haupt-Klans gespalten dar. Jeder dieser K. besaß ein Haupttotem und ein Nebentotem. Das Haupttotem des ersten K., dem auch der König angehörte, war ein kleiner, schwarzgesichtiger Affe, das Nebentotem eine kleine Hirseart in ungeschältem und ungekochtem Zustande. Enthülst und gekocht durfte also diese Hirseart gegessen werden. Die K. zerfielen wieder in viele Sippen, die manchmal außer dem gemeinsamen noch besondere Totems besaßen. Mitunter waren die Sippentotems sogar ganz andere als die des gemeinsamen K. Heirat unter den Angehörigen der Sippen des gleichen K. war nur dann gestattet, wenn sie unterschiedliche Totems besaßen. Die Bedeutung des K. bestand hauptsächlich darin, daß ein Mann immer auf die Hilfe und die Unterstützung von Leuten rechnen konnte, die das gleiche Totem besaßen wie er selbst. Diese Hilfe bezog sich hauptsächlich auf Krankheitsfälle, Bestattung eines Toten, Eintreten im Falle von Verschuldung und vor allem im Vollzug der Blutrache (Roscoe S. 4ff.).

Die nomad. und halbnomad. Turk-Stämme Sibiriens besitzen als soziale Einheit den K. Diese K. bilden Stämme, und aus solchen setzt sich wieder das Volk zusammen, das einen gemeinsamen Ahnen in Anspruch nimmt. Früher wurden die Ältesten des Stammes gewählt, und ihre Autorität war durch die Stammes-Versammlung und den Ältestenrat der K. beschränkt (s. Altenherrschaft, Häuptling). Die Klan-Organisation wird insbesondere noch unter den Turk-Stämmen des Altai streng bewahrt. Diese Stämme besitzen keine gemeinsamen Namen, doch zerfallen sie in drei Hauptgruppen: die eigentlichen Altaier, die Telengit und die Toyolen. Diese Gruppen unterscheiden sich voneinander nur wenig in Sprache oder Sitte. Ihre K. werden als *Seoks* = 'Generationen' bezeichnet (russ. *kostь*-Knochen). Die Altaier zählen 24 K., doch glaubt Potanin (IV 1), daß diese Ziffer nur mystische Bedeutung besitzt und nicht der tatsächlichen Zahl der K. entspricht. Die Angehörigen eines K. leben auch unter denen eines anderen, und sie errichten nicht besondere Lagerplätze, wie das bei den Kirgisen der Fall ist. Die Angehörigen eines *Seok* betrachten sich untereinander verwandt und reden jeden Älteren ihres eigenen *Seok* als ihren „Onkel" an, während der jüngere als „Neffe" bezeichnet wird usw. Auch unter den Kirgisen, den Uriankhai und den Yakuten hat sich das Klan-System gut erhalten. Die K. der Yakuten sind auf Blutverwandtschaft begründet, und das Rückgrat ihres Gesellschaftsbaues bilden die K. Die Verwandtschaft wird bis zur 9. Generation berechnet. Sind die Partner darüber hinaus verwandt, so ist eine Verheiratung unter ihnen erlaubt. Diese Klan-Organisation war bei den Yakuten eng verknüpft mit dem Besitz großer Herden von Pferden, die das gemeinsame Eigentum der K. bildeten. Als sie jedoch anfingen, Rinderherden zu halten, trat eine Auflösung in kleinere Gruppen ein, was ein Hervortreten der Familie gegenüber dem K. zur Folge hatte. Der Antagonismus zwischen der Familie und dem K. tritt heute besonders bei Erbstreitigkeiten zutage. Der K. stellte stets die Einheit für die Blutrache vor, bzw. für die Zahlung der Blutbuße. Innerhalb des K. wurde im Falle eines Mordes ein Volksgericht abgehalten. — Mitunter traten auch Bündnisse unter verschiedenen K. auf, und zwar unter solchen, die entfernt untereinander blutverwandt waren. Also auch über die K. hinaus wurde die Verwandtschaft beachtet. Diese Bündnisse wurden durch gemeinsame Opfer und Feste (*Ysyakh*) besiegelt. Die einzelnen K., an deren Spitze Häuptlinge standen, erfreuten sich vollkommener Unabhängigkeit untereinander, sofern sie nicht durch besondere Bündnisse verknüpft

waren. In letzterem Fall gab es noch eine Bundesversammlung, die, so wie der Rat des K., aus „drei Kreisen" zusammengesetzt war. In dem ersten saßen die Häuptlinge und die Redner (s. Kaste A, Schichtung), im zweiten die Adligen und Krieger und im dritten das gemeine Volk und die Jugend. Jeder K. war hinter seinen Vertretern des ersten Kreises aufgestellt. — Die Klan-Organisation der mongol. Stämme ist patriarchalisch. Die Genealogien werden mit großer Sorgfalt bewahrt, obgleich die Angehörigen der K. unter vielen fremden Gruppen zerstreut leben. Die eigentlichen Mongolen führen ihre Abstammung auf *Biarte-Chino* = 'blauer Wolf', den Ahnen von Djingis-Khan, zurück. Die Mongolen zerfallen in eine ö. und eine w. Gruppe. Die letztere besteht aus 4 Stämmen, welche der „Viererbund" genannt wird, während die ö. Mongolen einen „Fünferbund" bilden. Jeder dieser Bundesstämme nimmt eine besondere Symbolfarbe für sich in Anspruch. Im K. wird die Seniorität beachtet, so daß z. B. die Kalmüken beim Aufschlagen des Lagers ihre Zelte nach dem Altersrang ordnen. Unter den Buryaten wird die Einheit des K. noch immer durch eine gemeinsame Jagd betont, an der alle Klan-Mitglieder und auch solche von verbündeten K. teilnehmen. Diese Jagd dauert manchmal mehrere Monate und wird von einem besonderen Jagdherrn (*tubuchi*) geleitet, dessen Amt oft erblich ist. Außerdem funktionieren bei diesem Jagdfest auch noch ein Feuer- und Ernährungsmeister (*galshas*) und zwei Führer (*gazarish*) sowie noch andere Beamte minderen Ranges. — Der K. veranstaltet auch noch ein öffentliches Opfer, zu dem verschiedene Haushalte nach ihren Mitteln die Opfertiere stellen. Das Fleisch wird dann in gleicher Weise an alle Teilnehmer abgegeben. Bei diesem Fest werden Ring- und Springkämpfe, früher auch Wettschießen mit Pfeilen, abgehalten (Czaplicka S. 63ff.).

Von dem finn. Stamm der Ostyaken sagt Castrén, daß sie wie die Samoyeden in K. geteilt sind, die in Wirklichkeit eine große Familie und einen unabhängigen Staat darstellen, an dessen Spitze ein „Ältester", *Urt*, steht, der in der russ. Literatur oft als *Kniaz* (Fürst) bezeichnet wird. Früher soll dieser *Urt* eine sehr machtvolle Persönlichkeit gewesen sein. Vor der tartar. und russ. Eroberung fehlte jedes Bestreben unter den Ostyaken, sich zusammenzuschließen; sie lebten in voneinander unabhängigen K., an deren Spitze ein Häuptling sich befand. Auch Bündnisse unter den K. kannte man kaum. Dem Häuptling stand ein Ältestenrat für gewisse Angelegenheiten zur Seite. Jedoch bildeten die Häuptlinge mit ihren Familien eine aristokratische Kaste; sie stellten eine Kriegerschaft dar, die das Land vor fremden Feinden zu verteidigen hatte, während sie im Frieden Jagd- und Kampfspiele betrieben (Czaplicka S. 67ff.).

§ 7. Ein weitläufiges Klan-System, innerhalb dessen jedoch der Familie ein weiter Spielraum gewährt ist, bieten die Zuñi von Neu-Mexiko. Die Klan-Angehörigen betrachten sich als untereinander verwandt und gebrauchen Verwandtschaftbezeichnungen untereinander. Die Verwandtschaft wird in der mütterlichen Linie berechnet, doch verleugnet ein Kind nicht die Beziehungen zu dem K. seines Vaters, mit dem es noch verschiedene andere Verbindungen unterhält. Obgleich der K. eine totemistische Bezeichnung führt, fehlt doch der Gedanke an eine Abstammung oder an einen geistigen Zusammenhang mit dem Tier oder dem Gegenstand, nach dem der K. benannt wird. Auch bestehen diesbezüglich weder Tabus noch Meidungen. Völliges Heiratsverbot gilt gegenüber dem K. der Mutter. Die Verbindung eines Mannes mit einer Angehörigen aus des Vaters K. wird als ungehörig betrachtet, wenn eine Blutverwandtschaft innerhalb den letzten Generationen nachgewiesen werden kann. Auch wenn dies nicht möglich ist, wird eine solche Verbindung gemißbilligt. Es gibt weder ein Klan-Haus (s. Männerhaus) noch einen Klan-Rat (s. Altenherrschaft) noch auch einen Klan-Häuptling (s. Häuptling). Die Bedeutung des K. ist bereits derart zurückgegangen, daß für das alltägliche Leben nur das Zusammenwohnen, die bekannte Blutverwandtschaft, persönliche Freundschaft und Nachbarschaft hauptsächlich in Betracht kommen. Die Bedeutung des K. hat

sich mehr auf das zeremonielle und religiöse Leben zurückgezogen, so namentlich auf Opfer und Tänze (Kroeber S. 48f.). — Es gibt 15 K. unter den Zuñi, von denen der größte etwas über 400 Leute umfaßt, während der kleinste nur mehr 3 oder 4 zählt. Unterabteilungen des K. sind zwar nicht mehr von sozialer Bedeutung, weisen jedoch auf einen Zusammenhang des Klan-Systems der Zuñi mit dem anderer Pueblo-Indianer hin (a. a. O. S. 91, 140ff.). Als charakteristischer Zug kann dabei die Tendenz zu einer Paarung der K. hervorgehoben werden, wobei manchmal Paare noch einmal gepaart werden, so daß eine vierfache Zusammenballung erfolgt. Kroeber (S. 143) betont mit Recht den Zusammenhang solcher Klan-Paarungen mit der Halbierung (s. Heiratsordnung). Wenn auch heute der offizielle politische Einfluß des K. verschwunden ist, so muß man doch in Betracht ziehen, daß die Quelle aller heiligen und profanen Autorität unter den Zuñi bei gewissen Priestern liegt, die ihren Ursprung, ihre Heiligkeit und auch ihren Namen von gewissen Fetischen herleiten (wie das z. B. in ähnlicher Weise unter westafrik. Stämmen von Loango der Fall ist; s. Gericht A). Die Priesterschaft selbst ist jedoch auf bestimmte Familien eines K. beschränkt (S. 167, 182). Auch verschiedene zeremonielle Funktionen dürfen nur Mitglieder einzelner K. ausüben. Bei der politischen Leitung tritt heute das Streben zutage, jeden K. ungefähr im Verhältnis zu seiner Kopfzahl daran teilnehmen zu lassen (S. 182). — Wir dürfen nicht vergessen, daß wir es heute bei den Zuñi mit einer komplizierten Organisation zu tun haben, bei der neben den K. noch Brüderschaften (a. a. O. S. 150ff.) und zeremoniale Gesellschaften (S. 161ff.; s. Geheime Gesellschaft) sowie Priesterschaften (a. a. O. S. 165ff.) auftreten. Diese Tatsache allein weist auf verschiedene geistige und soziale Einflüsse hin (a. a. O. S. 186ff.), die zur Zersetzung der nur auf Verwandtschaft beruhenden K. beitrugen und zur Bildung von durch andere Kräfte zusammengeschlossenen Gruppen führten.

§ 8. Innerhalb der verhältnismäßig hoch entwickelten und geschichteten polynesischen Gesellschaft erscheinen die K. in Auflösung begriffen zu sein. Die auf Abstammung beruhenden Rangunterschiede, die durch verschiedene raßliche Zugehörigkeit begründet sind und durch die Momente der Herrschaft verstärkt werden, haben auf der einen Seite die Bedeutung der Familie, auf der anderen die des Siedlungs-Verbandes, des Dorfes, in den Vordergrund gerückt, so insbesondere auf Samoa (Williamson II 1ff.). Wenn die einzelnen Distrikte auf Samoa auf ihren Kanus oder auf ihren Häusern einen Vogel, einen Hund oder ein Bündel Blätter anbrachten, so wird man darin mit Recht den Rest von Klan-Abzeichen erblicken dürfen (II 317ff.).

Nach allem, was wir gehört haben, ist es nicht verwunderlich, wenn berichtet wird, daß zum K. der japan. Urzeit nicht nur Blutverwandte, sondern auch Fremde gehörten. Der alte japan. K. stellte eine Gemeinschaft von Menschen dar, die denselben Ahnen verehrten; er war also im wesentlichen nur mehr eine Kulturgemeinschaft. Daran nahmen auch die Leibeigenen teil, die keine eigenen Ahnen verehrten, sondern die ihrer Herren (Heber S. 402).

Bezügl. Griechenland vgl. A. E. Zimmern *The Greek Commonwealth, Politics and Economics in Fifth Century Athens* 1922.

S. a. Blutrache, Familienformen, Fehde, Heiratsordnung, Kaste A, Geheime Gesellschaft, Politische Entwicklung, Schichtung.

Baden-Powell *The Indian Village Community* 1896; Barbeaux *Iroquoian Clans and Phratries* Amer. Anthr. 19 (1917); Bogoras *The Chukchee* Memoir of the Jesup N.-Pacific-Expedition 7; Brewster *The Hill Tribes of Fiji* 1922; A. R. Brown *Three Tribes of W.-Australia* Journ. anthr. inst. 43 (1913); ders. *Notes on the Social Organisation of Australian Tribes* ebd. 48 (1918); ders. *The Andaman Islanders* 1922; Buxton *Some Navajo Folk-Tales and Customs* Folk-Lore 34 (1923); Castrén *Reiseerinnerungen aus den Jahren 1838—44* (1853); Revue de l'Institut de Sociologie 2 (1922—23) S. 171 Collet; Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Czekanowski *Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet* 1917; Ffoulkes *The Fanti Family System* Journ. Afric. Soc. 7 (1907—08) S. 394ff.; Fox *Social Organisation in San Christoval* Journ. anthr. inst. 49—50 (1919—

1920); Ghurye *Dual Organization in India* Journ. anthr. inst. 53 (1923); Zfvgl. RW. 40 (1923) Gutmann; Heber *Familie und Clan, Stände und Regierung in der japan. Vortaikawazeit* ZfSozialwiss. NF 7 (1916); Anthropos 9 (1914) Hocart; Howitt *The Native Tribes of S.-E. Australia* 1904; Jochelson *The Koryak* 1905—08; ders. *The Yukaghir* 1910; Knabenhans *Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen* 1919; Kroeber *Zuñi Kin and Clan* Anthrop. Papers Am. Mus. Nat. Hist. 18 (1917) S. 39ff.; J. Mathew *The Origin of the Australian Phratries etc.* Journ. anthr. inst. 40 (1910); Mac Neill *Celtic Ireland* 1921; Parkinson *30 Jahre in der Südsee* 1907; Potanin *Sketches of N.-W. Mongolia* IV (1883); Radin *The Clan Organization of the Winnebago* Amer. Anthr. 12 (1910); Rivers *History of Melanesian Society* 1914; Roscoe *The Banyankole* 1923; Seligmann *The Melanesians of Brit. New-Guinea* 1910; Smith und Dale *The Ila Speaking Peoples of N.-Rhodesia* I (1920); Spencer und Gillen *Across Australia* 1912; Swanton *Social Conditions etc. of the Tlingit Indians* 26. Ann. Rep. Bur. Am. Ethnol. 1908; Thomas *Anthrop. Rep. on the Edo-Speaking Peoples of Nigeria* I (1910); Webster *Totem Clans and Secret Associations in Australia and Melanesia* Journ. anthr. inst. 41 (1911); Wheeler *The Tribe and Intertribal Relations in Australia* 1910; Williamson *The Social and Political Systems of Central Polynesia* 1924.

Thurnwald

Klapper s. Musik A.

Klassifikationsmethoden des Paläolithikums s. Diluvialchronologie, Paläolithikum § 2.

Klausen-Höhlen (bei Neu-Essing, Bayern) s. Kunst A I, Mittel- und Süddeutschland A.

Kleidergeld s. Geld § 8, 11.

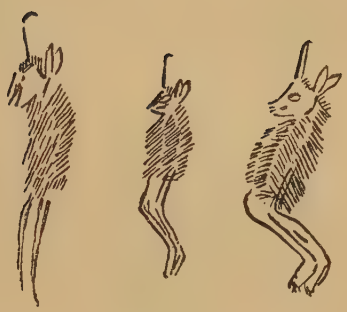
Kleidung. S. a. Schmuck.

A. Europa (Tf. 94—98).

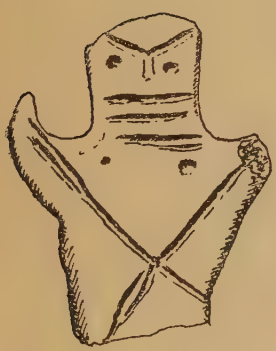
§ 1. Quellen.— § 2. Allgemeines. — § 3. Trachten. — § 4. Ältere StZ. — § 5. Jüngere StZ. — § 6. Nordische BZ. — § 7. BZ in Mitteleuropa. — § 8. Hallstatt-Kultur. — § 9. Ältere EZ in Oberitalien. — § 10. Älteste EZ im Norden. — § 11. LTZ. Germanen. — § 12. LTZ. Kelten. — § 13. Skythen. — § 14. Thraker.

§ 1. Die Quellen fließen bei der leichten Vergänglichkeit der Kleiderstoffe schwach und ungleichmäßig. — a. Von der zuverlässigsten Gruppe, den aufgefundenen Kleidungsstücken selbst, haben sich Überreste nur unter besonders günstigen Umständen erhalten. Es ist der Inhalt der jütländischen Eichensärge der älteren BZ, deren Gerbsäuregehalt die Stoffe überraschend gut konserviert hat. Was sonst vorliegt, sind einzelne Stücke aus Moorfunden (s. Gerum, Moorleiche) und den Salzbergwerken von Hallstatt und Hallein (s. Bergbau A § 38, 39) und hier und da belanglose Fetzen. — b. Ebenfalls im Original, und zwar in großer Menge, gibt es Beschlag- und Zubehörteile aus haltbaren Stoffen (Knebel, Knöpfe, Nadeln, Schnallen u. dgl.), die gewisse Rückschlüsse auf die Kleidung gestatten. Man hat nach solchen Indizien Trachtenbilder entworfen, die allerdings gerade hinsichtlich der eigentlichen Kleidung einer stark ergänzenden Phantasie bedurften (I. Naue *Sechs Wandbilder aus vorgeschichtl. Kulturperioden* 1904). — c. Die zeitgenössischen bildlichen Darstellungen liefern für manche Gegenden und Zeiten ausgiebiges Material: Im Paläol. Wandmalereien, Plastiken, Zeichnungen auf Stein und Knochen, die bei der realistischen Richtung dieser Kunst von hohem Wert sind. Im Neol. Tonfigürchen, stark stilisiert und deshalb weniger brauchbar. Häufig besteht Unsicherheit, ob es sich um Darstellung von Kleidung und Schmuck oder um Tätowierung (s. d.) oder um reines Ornament, wie es dem Töpfer von der Keramik her geläufig war, handelt. In der nord. BZ sind einige Bronzefigürchen ebenfalls mit Vorsicht zu verwerten, denn möglicherweise haben s. Einflüsse mitgewirkt. In der HZ besitzen wir eine vorzügliche Quelle im figürlichen Schmuck der Situlen und Gürtelbleche (s. Figürliche Darstellung); mag auch ihr Kunststil fremde Einflüsse zeigen, so kann doch kein Zweifel sein, daß die Künstler bei den Einzelheiten der Tracht, Bewaffnung und Geräte sich streng an heimische Vorbilder gehalten haben. Sonst liegen allerlei Ritzzeichnungen auf Gefäßen und kleine Plastiken aus Ton und Bronze vor, die meist stark stilisiert sind. Für die älteste EZ im Norden findet man allerlei Brauchbares an den Gesichtsurnen. In der LTZ nehmen die einheimischen kleinen Bronzeplastiken an Quantität, aber meist nicht an Qualität als Trachtenbilder zu. Jetzt beginnen auch in der Kunst der Antike bildliche Darstellungen von Barbaren. — d. Schließlich enthält die antike Literatur manche wertvollen Angaben.

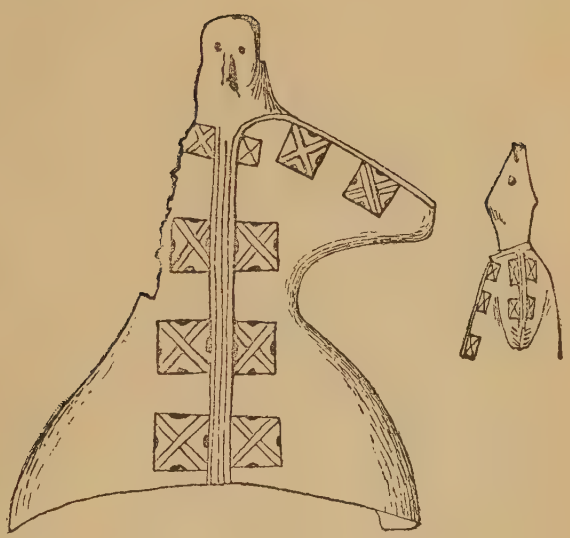
a



b



c



d

Kleidung A. Europa

a. Menschendarstellungen von Altamira. — b. „Tanzfiguren" aus dem Abri Mège, Dordogne. — c. Tonidol von Troja. — d. dgl. von dem Laibacher Moor.

§ 2. Was den Menschen zuerst zur Umhüllung seines Körpers veranlaßt hat, ist unbekannt. Es taucht da ein ganzer Komplex von Fragen auf, für deren Beantwortung nur wenig reelle Unterlagen vorhanden sind. Das Nächstliegende, das Schutzbedürfnis gegen Kälte oder andere äußere Einwirkungen, kann in gemäßigten und kühlen Klimaten mitsprechen, ist aber nicht ausschlaggebend, wie das Beispiel der Feuerländer zeigt. Das Schamgefühl ist es sicher nicht, denn dieses entsteht selbst erst dadurch, daß der Gegensatz zwischen nackt und verhüllt zum Bewußtsein kommt, und zwar muß die Verhüllung zur eingewurzelten Gewohnheit, zur Sitte geworden sein, bevor man die Entblößung als unsittlich empfindet. Andere Ansichten gehen dahin, daß die Kleidung aus Körperschmuck oder umgehängten Jagdtrophäen oder aus Verkleidung behufs Beschleichung des Wildes entstanden sei. Solange die Vorfrage, ob der erste Mensch haarlos oder behaart war, nicht beantwortet ist, läßt sich nicht einmal entscheiden, ob die Einführung der Kleidung eine Folge der Nacktheit ist, oder ob das natürliche Haarkleid durch das Tragen künstlicher Kleidung verloren ging.

Scientia 11 (1912) S. 81ff. M. Hoernes.

§ 3. Nachdem einmal die Kleidung geschaffen war, wurde sie verschiedenen Zwecken dienstbar gemacht und dementsprechend ausgestaltet. So entstehen in Verbindung mit Schmuck, Waffen und Werkzeug die verschiedenen Trachten, die teils praktische Bedürfnisse befriedigen, teils ihren Träger äußerlich charakterisieren (Männer-, Frauen-, Berufs-, Standes-, Nationaltrachten), teils Stimmungen oder Ideen ausdrücken (Fest-, Tanz-, kultische Trachten). Zweifellos haben sich schon sehr frühzeitig und überall solche Trachten herausgebildet, aber soweit es sich nicht um Schmuck und Waffen, sondern den Zuschnitt der Kleidung handelt, gibt das lückenhafte Material selten mehr als Andeutungen.

Männer- und Frauentracht haben sich wahrscheinlich schon in der j. StZ, in manchen Gegenden (Spanien; vgl. § 4) vielleicht bereits am Ende des Paläol. differenziert. Volle Sicherheit über den Unterschied beider besteht für die nord. ä. BZ (s. § 6) und spätere Perioden. Übrigens lehren die unvergänglichen Teile der Grabinventare wie Schmucksachen usw., daß Männer- und Frauentracht in der Regel verschieden waren.

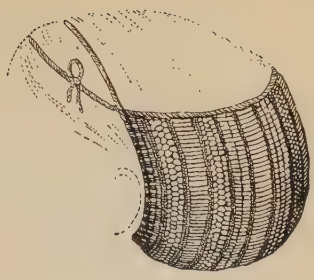
Standestrachten finden wir auf den Situlen als Uniformen ausgeprägt. Nicht nur in der Bewaffnung hat jede Abteilung ihre besondere Uniformierung, sondern die Krieger tragen sämtlich einen kurzen Leibrock im Gegensatz zu den langgewandeten Zivilisten (vgl. a. Band III Tf. 121g, 122). Ebenda besteht der Sportdreß der Faustkämpfer (vgl. a. Band III Tf. 34) und Gaukler lediglich aus einem schmalen Gürtel, und auch dieser kann fehlen. Die Sklaven der Gallier trugen rotgefärbte Kleider (Plinius Nat. Hist. XVI 18).

Die Ausbildung von Nationaltrachten ist für die vorgesch. Zeit ebenso selbstverständlich wie heute, denn jede Volksgemeinschaft schafft sich wie ihren Kunststil so auch ihre Kleidermode, deren Bestandteile (Schmuck usw.) der Forschung geradezu die Mittel zur Feststellung von Volkseinheiten liefern. Aber nur gelegentlich erfährt man von nationalen Eigentümlichkeiten der Tracht: Fuchspelzmütze der Thraker (Herodot VII 75), *Gallia braccata* und *Gallia togata*, der swebische Haarknoten (Tacitus Germ. c. 38; Band IV Tf. 106—108), der chattische Eisenring (ebd. c. 31).

§ 4. Ältere StZ. Die figürlichen Darstellungen in Frankreich und Mitteleuropa zeigen Männer und Frauen vollkommen nackt (Tf. 94a). Da die paläol. Kunst durchaus realistisch gerichtet ist, darf man annehmen, daß der Mensch unbekleidet ging, zum mindesten zeitweise. Sollte aber doch in der kalten Jahreszeit der Körper bedeckt gewesen sein, kann man sich die Hülle nicht einfach genug vorstellen: umgeworfene Tierfelle oder Bastgeflechte. Die knöchernen Nähnadeln des Solutréen und Magdalénien pflegt man als Beweis für genähte Kleidung anzusehen, sie lassen aber auch andere Deutungen zu. Zeichnungen von Menschenfiguren mit Tierköpfen werden als Jagdszenen aufgefaßt, bei denen eine Tierhaut zum Zwecke des

a

b



e

c

f

d

g

Kleidung A. Europa

Nordische ältere Bronzezeit: a—d. Männerkleidung aus dem Treenhøi, Jütland. — e—g. Frauenkleidung aus dem Borum-Eshøi, Jütland. — Nach Montelius.

a

b

c

Kleidung A. Europa

Gesichtsurnen mit männlicher Tracht: — a. Kreis Czarnikau. — b und c. Hoch-Redlau bei Klein-Katz. — Nach Aufnahmen der Vorgeschichtlichen Abteilung der Staatsmuseen, Berlin.

Anschleichens an das Wild umgehängt wurde (Tf. 94b). Das ist also eher eine Verkleidung als Kleidung, aber auf diesem Wege kann man die sonstigen Vorzüge der Körperverhüllung kennengelernt haben. Richtige Kleiderdarstellungen kennt man nur aus Spanien in den Magdalénienstationen Cogul und Cueva de la Vieja. Es sind Frauen mit ziemlich langen Röcken, die von der Hüfte bis auf den Unterschenkel herabhängen und den Oberkörper unbekleidet lassen; sie scheinen eine spitze Kopfbedeckung zu tragen (Band I Tf. 30c; Band II Tf. 163a). Girke bezweifelt das hohe Alter der span. Felsenbilder und hält sie für frühneol.

M. Hoernes *Natur- u. Urgeschichte des Menschen* 1909 II 558; ders. *Urgesch.*[2] S. 154ff.; Mannusbibl. 10 (1913) S. 167ff. G. Wilke; 23 (1922) S. 15, 31 Anm. G. Girke; Mannus 16 (1924) S. 36 Schiefferdecker.

§ 5. Jüngere StZ. Der große kulturelle Abstand zwischen Paläol. und Neol., den man auf allen Gebieten bemerkt, zeigt sich auch in der K. Die Weberei würde sich im Neol. nicht so glänzend entwickelt haben, wenn nicht ein starker Bedarf an Kleidern hierzu angetrieben hätte. Außer Bastgeflechten standen leinene, vielleicht auch wollene Stoffe zur Verfügung (s. Flachs A, Textiltechnik A, Wolle). Größere Überreste von Kleidern sind zwar noch nicht gefunden worden, aber Tonfigürchen aus dem Gebiete der Bandkeramik geben wenigstens einige Andeutungen. Girke glaubt erkennen zu können, daß die Tonbilder von Jablanica (s. d.) eine Brustbinde und ein Hüftband, diejenigen von Cucuteni (s. d.) ebenfalls eine Brust- oder Taillenbinde und eine Hüftbinde zeigen. Eine Tonfigur von Laibach (Tf. 94d) ist voll bekleidet, vielleicht ist es ein reich besticktes Festkleid, während die Alltagstracht sich auf die genannten Binden beschränkte, aus der sich ein Schurzkleid oder ein breiter Gürtel entwickelte. Über das Bänderkreuz (Tf. 94c) auf der Brust weiblicher Idole vgl. auch Hoernes *Urgesch.*[2] S. 612.

§ 6. Nordische BZ. Fünf vollständige Männertrachten und zwei Frauentrachten liegen aus den jütländ. Eichensärgen der ä. BZ vor (Tf. 95; s. a. Band I Tf. 104). Die Männertracht besteht aus folgenden Teilen: a. Mantel aus einem ovalen oder rechteckigen Wollstoff, vorn durch eine Nadel geschlossen (Tf. 95c; vgl. a. Band IV Tf. 109). b. Dazu in einem Falle ein Schal mit Fransenkante. c. Leibrock, von den Achselhöhlen bis zu den Knien reichend, aus einem viereckigen Stück Tuch (Tf. 95d); er wurde an angenähten Schulterriemen getragen und durch einen bronzenen Doppelknopf geschlossen. d. Die Hüfte wurde mit einem ein bis zweimal herumgeschlungenen gewebten und in Quasten endigenden Band umgürtet. e. Unterschenkel und Knöchel oder letztere allein wurden mit Wollbinden umwickelt. f. Die Füße waren mit Bundschuhen aus Leder oder grobem Wollstoff bekleidet. g. Die Mützen sind entweder halbkugelig oder steilwandig mit flachem Deckel, ohne Krempe, aber mit einem eingelegten Holzring versteift (Tf. 95a, b). Dazu kam die Bewaffnung: Schwert, Dolch und Axt. Nach der Beschreibung des Poseidonios müssen die Bewohner der Kassiteriden ähnlich bekleidet gewesen sein (Strabo III, V, 11). S. a. Gerum.

Die Frauentracht: a. Mantel wie der des Mannes. b. Jacke mit Brustschlitz und Ärmeln bis zum Ellenbogen (Tf. 95f). c. Faltiger Rock von oberhalb Taille bis zu den Knöcheln; Länge 1,15 m, obere Weite 2,87 m, untere 3,12 m (Tf. 95g); er wurde über dem unteren Rand der Jacke getragen und mehrere Male um den Körper gewickelt. d. Gewebter Gürtel mit Quasten. e. Kunstvoll geknüpftes Haarnetz (Tf. 95e) oder einfaches Haarband. Schuhe waren, vielleicht durch einen Zufall, in beiden Frauengräbern nicht vorhanden. Die Tracht wird vervollständigt durch einen Haarkamm (z. B. Tf. 54g), reichen Bronzeschmuck (Halsring, Unterarmringe, große, runde, reich ornamentierte Gürtelscheibe) und einen Bronzedolch, der zum ständigen Inventar der Frauengräber gehört. Auffällig ist das Fehlen von Leibwäsche sowohl in den Männer- als auch in den Frauengräbern. Die Bronzefigürchen der ä. und j. nord. BZ, die häufig als einheimische Trachtenbilder angesehen werden, stehen zu der oben geschilderten Tracht aus den Eichensärgen in einem solchen Gegensatz — sie sind nur

mit einem badehosenartigen Schurz oder sonstwie mangelhaft bekleidet —, daß ihre Ausgestaltung wohl ebenso wie z. B. die Idee der gefäßtragenden Figur des Messers von Itzehoe (Band III Tf. 121 c) auf fremde, s. Einflüsse zurückgeht. S. a. Nordischer Kreis B § 3 b 3 (Egtved-Fund).

V. Boye *Fund af Egekister fra Bronzealderen i Danmark* 1896; Müller *Ordning* II *Bronzealderen*; ders. *NAK.* I 268ff.; Mannusbibl. 23 (1922) S. 29ff. Girke; Mannus 14 (1922) S. 148ff. Kossinna.

§ 7. Über die Kleidung der BZ südlich des nord. Kulturkreises ist nur bekannt, was sich aus den erhaltenen Metallteilen ablesen läßt. Schmuck, Nadeln, Beschlagstücke u. dgl. sind reichlich vorhanden, genügen aber nicht, um ein zuverlässiges Bild von der Kleidung zu rekonstruieren. Was Heierli (*Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 264) und Naue (*Sechs Wandbilder aus vorgeschichtl. Kulturperioden* 1904) bringen, ist reichlich phantastisch. Bemerkenswert ist Heierli's Feststellung, das nach Ausweis der Grabbeigaben auch die Männer viel Schmuck trugen.

§ 8. In der Hallstatt-Kultur steigert sich noch der Reichtum an Schmuck. Ein Hauptstück der Frauentracht war der mit Bronze reich beschlagene breite Gürtel. Aus dem nordalpinen Gebiet kommen einige figürliche Darstellungen zu Hilfe. Sie sind zwar stark stilisiert, lassen aber doch erkennen, daß die Männer lange Hosen und die Frauen weite Glockenröcke trugen (Band III Tf. 119, 120). In den Salzbergwerken von Hallstatt und Hallein sind Teile von der Kleidung der alten Bergknappen erhalten geblieben: in Hallstatt zwei tellerförmige Pelzmützen, in Hallein eine 17 cm h. Haube aus Ziegenfell (Band I Tf. 131), die wie die skyth. Mütze (s. § 13) seitlich heruntergezogen ist und die Ohren bedeckt (s. Bergbau A § 38, 39). Trotz der Dürftigkeit des Fundmaterials ist doch genügend ersichtlich, daß die Tracht der nordalpinen Hallstatt-Leute sich von der südalpinen der Situla-Künstler (s. § 9) wesentlich unterschied und eher nach O Verbindungen hat.

Hoernes *Urgesch.* 1898 Tf. 28—31; Déchelette *Manuel* II 831f.

§ 9. Über die Kleidung der ältesten EZ Oberitaliens besitzen wir eine reichhaltige Quelle in den Darstellungen auf den Situlen und Gürtelblechen. Männertracht: Das Hauptbekleidungsstück ist ein ärmelloser Kaftan, der vom Hals bis zur Wade oder zum Knöchel ungegürtet und glatt herabfällt. Er verhüllt den Körper so vollständig, daß eine etwaige Unterkleidung meist nicht feststellbar ist. Nur einige Male ist eine solche sichtbar, nämlich ein etwas kürzerer Kittel, der mit einer einzigen Ausnahme (Certosa 2. Reihe, Mitte) ebenfalls ungegürtet ist. Einmal scheint eine Hose angedeutet zu sein (Certosa 2. Reihe, rechts). Körperlich tätige Berufe tragen einen kürzeren Rock, so ausnahmslos die Krieger, ferner der Ackersmann (Certosa 3. Reihe; Band I Tf. 3 b) und der eine Kellner von Kuffarn, während der andere sich mit einem Lendenschurz begnügt. Die Faustkämpfe werden völlig nackt ausgefochten, manchmal wird nur ein Gürtel umgelegt. Die verschiedenen militärischen Abteilungen sind unter sich gleichmäßig uniformiert (Certosa 1. Reihe). Den Kopf bedeckt eine flache Mütze oder eine Zipfelmütze (Certosa 3. Reihe rechts, Kuffarn, Watsch) oder ein flacher, schwach zugespitzter Hut mit breiter, leicht aufgebogener Krempe (Kuffarn, Certosa). Die Helme (s. d. A § 7) sind verschieden geformt. Schuhwerk ist nicht angedeutet. Die Frauen tragen dasselbe einfache, meist ungegürtete Gewand, wie die Männer, aber statt des Hutes einen über den Kopf gelegten Schal, der bis auf die Brust oder die Wade herabhängt.

Ph. Ö. Schr. 26 (1885) SB. S. 28ff. Tischler; Hoernes *Urgesch.* 1898 Tf. 32—36.

§ 10. Älteste EZ im Norden. Die germ. Gesichtsurnen sind als Quelle für die Tracht bisher noch nicht genügend berücksichtigt worden, auch nicht von Girke. Man hat sich wohl an manchen offensichtlichen Inkorrektheiten der Darstellung gestoßen. Wenn man aber eine größere Reihe Urnen nach gewissen Gesichtspunkten gruppiert, erhält man brauchbare Resultate. Das wichtigste ist, daß Männer- und Frauentracht sich deutlich unterscheiden. Zur Ermittlung der Männertracht (Tf. 96) bilden den Ausgangspunkt die Urnen mit Lanzendarstellungen, mit deren Hilfe das weitere Zu-

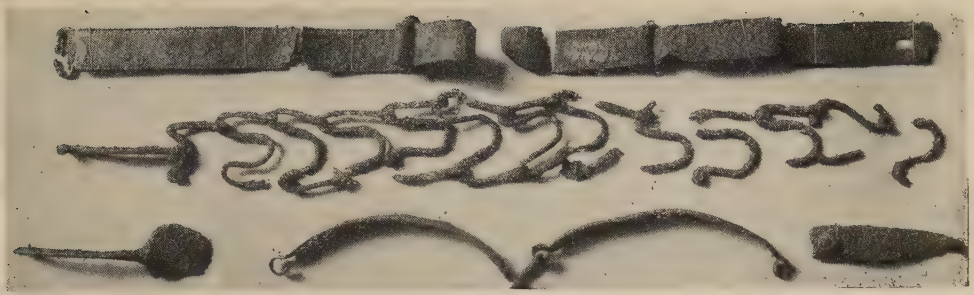
a

b

c

Kleidung A. Europa

Gesichtsurnen mit weiblicher Tracht: a. Prangenau. Nach Amtl. Berichte WPM 27 (1906). — b. Hoch-Redlau bei Klein-Katz. — c. Witoslaw. — b und c in der Staatsslg. Berlin.



a

b

c d

Kleidung A. Europa

a—b. Germanische Gürtel der Latènezeit: a. aus Eisen von Vehlow, Ostprignitz, b. aus Bronze von Oberwiederstedt, Prov. Sachsen (Berlin, Staatl. Museen). — c—d. Keltische Tracht der Latènezeit. Bronzefigur. (Nach Szombathy, Das Grabfeld von Idria bei Bača).

behör leicht ermittelt wird. Hiernach gehören dazu: Zwei Nadeln, die nebeneinander am Hals horizontal von rechts nach links eingesteckt sind und den oberen Verschluß des Gewandes bilden; einmal eine Fibel (Zakrzewke; Band IV Tf. 113 c). Um die weiteste Ausbauchung ein Gürtel, der einen langen Leibrock zusammenhält. Ob der einige Male an „Männer"-Urnen vorkommende Brust-Troddelschmuck, der sonst die „Frauen"-Urnen kennzeichnet, auch von Männern getragen wurde oder nur als allg. beliebtes Gefäßornament aufzufassen ist, wage ich nach dem bis jetzt vorliegenden Material nicht zu entscheiden. Kein Halsschmuck außer dem erwähnten Nadelpaar, keine Ohrringe. Ferner gehören zur Ausstattung zwei Lanzen in der rechten Hand und ein rautenförmiger, radial gestrichelter Gegenstand mit zentraler Erhebung, der von Voß als Schultervorsprung mit Mantelfalten gedeutet wird, aber wohl einen um die linke Schulter gehängten Schild darstellt. Schließlich ein Rechteck, meist unter der Gürtelmitte, das als Tasche oder als eine von den Hausurnen herübergenommene Tür gedeutet wird, mir aber eher das Bett darzustellen scheint.

Beispiele von „Männer"-Urnen: Czarnikau (Berendt *Nachtrag* S. 158 Textabb.), Elsenau (ZfEthn. Verh. 10 [1878] S. 330ff. Tf. 20), Friedenau (Conwentz Tf. 54, 1), Hoch-Redlau 4 Stück (Berendt Tf. 2, 5, 6, 8, 9), Lednagora (Berendt *Nachtrag* Tf. 4, 66), Mallentin (Berlin, Mus. f. Völkerkunde), Pommerellen (Berendt *Nachtrag* Tf. 5, 39), Rummelsburg (Nachr. ü. D. A. 1893 S. 66 ff.), Schwartow 2 Stück (ebd. 1895 S. 81 ff. Abb. 1 und 4), Tlukum (Berendt *Nachtrag* Tf. 4, 64), Witoslaw 2 Stück (Berlin, Mus. f. Völkerkunde), Zakrzewke (Conwentz Tf. 65, 2—3). Vgl. Band IV Tf. 112 a, 113 c.

Die Bestimmung der Frauentracht (Tf. 97) beruht auf den Urnen mit Ohrringen, die sämtlich als „Frauen"-Urnen gelten dürfen. Ein weiteres charakteristisches Merkmal ist ein breiter Halsschmuck (Ringhalskragen [s. d.] oder ein einfacher Halsring). Unmittelbar darunter wird durch eine Nadel, an der manchmal Troddeln hängen, das Gewand oben geschlossen. Um Brust und Schultern legt sich ein Troddelschmuck. Der Leibgürtel fehlt, das Gewand ist also ungegürtet von der Schulter herabgeflossen.

Beispiele von „Frauen"-Urnen: Alt-Palleschken (Berendt *Nachtrag* Tf. 1, 48), Borkau (Conwentz Tf. 56, 1), Buschkau (Amtl. Ber. WPM. 29 [1908] S. 28 Abb. 16), Danzig (Berendt *Nachtrag* Tf. 3, 38), Friedenau (ebd. Tf. 3, 43), Goschin (Berendt Tf. 4, 28), Henriettenhof (Lissauer *Die prähistor. Denkmäler d. Prov. Westpreußen* 1887 Tf. 3, 13), Hoch-Redlau (Berendt Tf. 2, 7), Johannistal (Amtl. Ber. WPM. 27 [1906] S. 22 Abb. 8), Löblau (ebd. 29 [1908] S. 27 Abb. 15), Nenkau (Berendt *Nachtrag* Tf. 2, 49), Neu-Fietz (Amtl. Ber. WPM. 30 [1909] S. 29 Abb. 12), Neugut (Conwentz Tf. 59, 1), Schäferei Oliva (Berendt Tf. 3, 25), Oxhöft (Conwentz Tf. 57, 2—3), Prangenau 3 Stück (Amtl. Ber. WPM. 27 [1906] S. 23ff. Abb. 9—13), Pr. Stargard (Berendt *Nachtrag* Tf. 1, 36), Schwarzau (Amtl. Ber. WPM. 30 [1909] S. 26 Abb. 7), Seefeld (Berendt *Nachtrag* Tf. 3, 52). Vgl. Band IV Tf. 114 a, b; 115; 116.

Die Kopfbedeckung wird durch den Urnendeckel dargestellt. Seine verschiedenen Formen kommen bei Männer- und Frauenurnen unterschiedslos vor. Die häufigste ist ein mehr oder weniger gewölbter Hut mit dickem Randwulst, häufig oben mit einer Troddel geschmückt. Daneben gibt es hohe, kegelförmige Hüte, niedrige, abgestumpfte Kegel und ganz selten Mützen mit flachem Deckel.

G. Berendt *Die pommerellischen Gesichtsurnen* 1872; ders. *Nachtrag zu den pommerellischen Gesichtsurnen* 1878; Amtl. Ber. WPM. passim; ZfEthn. Verh. 31 (1899) S. 129ff. Olshausen; H. Conwentz *Das Westpreußische Provinzial-Museum 1880—1905* 1905; Nachr. ü. D. A. 1895 S. 81 ff. Voß; Blätter f. dtsch. Vorgeschichte Danzig 1 (1924) S. 5ff. La Baume.

§ 11. LTZ. Germanen. Gewandreste oder brauchbare figürliche Darstellungen fehlen, nur der metallische Zubehör gibt mangelhafte Auskunft, die sich wegen des ausnahmslos herrschenden Leichenbrandes nicht einmal auf die Lage am Körper erstreckt. So weiß denn Girke sich hier nicht anders als durch Anleihen bei benachbarten Völkern zu helfen. Aus den

germ. Funden ist jedenfalls ersichtlich, daß der im 1. Abschnitte der EZ eben beginnende Gebrauch der Fibel als Gewandverschluß immer mehr Fortschritte macht. In Frauengräbern kommt ein Fibelpaar, oft durch ein Kettchen verbunden, und daneben eine dritte andersartige Fibel vor. Letztere wurde wohl in der Mittellinie des Körpers, wahrscheinlich am Halsverschluß, getragen, während das erstere das Gewand an den Schultern schloß und so einen Wechsel des Kleiderschnittes gegenüber der vorhergehenden Per. andeutet. Eines der beliebtesten Kleidungsstücke war der Gürtel, der in den meisten Fällen wohl aus Leder oder Stoff bestand und manchmal mit Metallblech beschlagen war; außerdem gibt es Gürtel, die kettenartig oder aus Eisenbändern zusammengesetzt sind (Tf. 98a, b). Der Verschluß erfolgt stets durch den Gürtelhaken.

§ 12. LTZ. Kelten. Bildliche Darstellungen, reichliche Schmucksachen und nunmehr auch schriftliche Überlieferung geben gute Auskünfte, während Kleiderfunde noch fehlen. Die Gallier trugen, soweit ihre s. Zweige nicht die Mittelmeertracht angenommen hatten, Hosen (*braccae*), darüber einen leichten Sommer- und einen wollenen Wintermantel. Bei den Frauen scheint, nach den aufgefundenen Oberarmringen zu urteilen, der Oberarm entblößt gewesen zu sein. Die Frauen legten reichlichen Schmuck aller Art an. Nach den schriftlichen und bildlichen Überlieferungen trugen auch die Männer Schmuck, besonders den Hals-Torques (Tf. 83, 84a), während die Grabfunde merkwürdigerweise dies nicht bestätigen. Von einer einheitlichen kelt. Tracht kann man übrigens kaum sprechen. Die weite Verbreitung der Kelten und ihre Berührungen mit den verschiedensten Völkern scheinen erhebliche Unterschiede bewirkt zu haben. Gegenüber der eben geschilderten gall. Tracht vgl. z. B. das Bronzefigürchen von Idria (Tf. 98c, d) oder die mit Gamaschen versehene Figur des Gürtelhakens von Connewitz (Band IV Tf. 92a).

Déchelette *Manuel* II 1205ff. mit Literatur; Heierli *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 405ff.

§ 13. Skythen. Ihre Tracht ist auf den köstlichen Bildern der Silbervasen von Čertomlyk (Band II Tf. 154b, 155a), Kul Oba (Band III Tf. 154), Voronež (s. d.) und dem Kamm von Solocha (Tf. 55), auf einem Goldring und einem Elfenbeinplättchen vom Kul Oba sowie an einem Bronzefigürchen im Museum Jekaterinoslav und einem Goldfigürchen im Museum Odessa sehr klar dargestellt. Dazu kommen schöne Grabinventare. Ebert faßt das Wesentliche folgendermaßen zusammen: Eng anliegende, genähte Röcke mit einem Ausschnitt auf der Brust und engen Ärmeln, im Winter wahrscheinlich mit Pelz verbrämt und gefüttert. Die Kleider der Reichen waren mit Goldblechschmuck benäht. Um die Hüften ein Ledergürtel. Faltige Hosen, die in Stiefeln aus weichem Leder steckten. Fibeln waren unbekannt. Auf dem Kopf eine spitze Mütze, die bis zum Nacken hinabreicht und die Ohren bedeckt. Die Kleidung ist also die eines Reitervolkes. Vgl. a. Tf. 12.

M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 88f., 94.

§ 14. Thraker. Die Kriegstracht besteht nach Herodot (VII 75) und Xenophon (Anab. VII, IV, 4) aus der Fuchspelzmütze, dem Chiton, einem bis zu den Füßen reichenden Unterkleid und Halbstiefeln aus Hirschkalbleder.

S. a. Gamasche, Gürtel, Hemd, Hose, Jacke.

Lit. zum ganzen Artikel: M. Hoernes *Natur- und Urgeschichte des Menschen* 1909 II 307ff.; I. Naue *Sechs Wandbilder aus vorgeschichtlichen Kulturperioden* 1904; Schrader *Reall.*² 1923 I 591ff.; G. Girke *Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtl. Zeit* Mannusbibl. 23 (1922).

Alfred Götze

B. Ägäischer Kreis. § 1. Über die Kleidung beider Geschlechter während der neol. Per. läßt sich kaum etwas sagen. Die Idole (s. d. B) sind durchweg nackt gebildet, etwa aufgemalte Ornamente sollen sicherlich nicht Stoffmuster darstellen; doch wird man auch in dieser Zeit die Nacktheit als künstlerische Konvention, nicht als eine Wiedergabe tatsächlich bestehender Sitten ansehen. Für die Kykladen-Kultur und die gleichzeitige des Festlandes ist dies sogar sicher erwiesen. Die Insel-

a

b

Kleidung C. Palästina-Syrien

Beni Haṣan. a. Der syrische Häuptling und der Mann mit der Gazelle (Grab des Chnemḥotep I.). — b. Drei semitische Söldner (Grab des Amenemḥet). Nach Aufnahmen der Eduard Meyerschen Fremdvölkerexpedition.

idole sind zwar noch immer nackt (Tf. 3c, 4), aber in denselben Gräbern lagen zahlreiche Gewandnadeln, die bisweilen sogar auf der Brust der Skelette gefunden wurden, also offenbar einen Mantel hier zusammenhielten. Zu derselben Zeit (zweite Hälfte des 3. und erste Hälfte des 2. Jht.) ist auf Kreta die min. Tracht schon voll ausgebildet: die Männer tragen bloß einen Lendenschurz, die Frauen einen weiten, glockenförmigen Rock und eine anliegende Jacke, die vorn zugeschnürt und gegürtet wird. Dies bezeugen bereits frühmin. Idole. Seit MM I ist jene Jacke der Frauen vorn tief geöffnet, so daß die Brüste fast ganz hervortreten (Tonfigürchen von Petsofà mit eigenartigem Schnitt der Jacke, die hinten in einem merkwürdig spitzen Kragen absteht; Band VII Tf. 52a; vgl. ebd. Tf. 58, 2k und 68b); der Schurz der Männer besteht aus einem breiten, gegürteten Stück weißen Zeuges.

§ 2. Im weiteren Verlauf von MM und SM entwickelt sich die Schurztracht der Männer immer reicher. Der Stoff wird mit schönen Mustern verziert, der Gürtel bestand häufig aus kostbarem Metall. Charakteristisch ist die sehr straffe Gürtung, die häufig geradezu eine Wespentaille hervorbringt (Band V Tf. 3; Band VII Tf. 68a). Die Frauentracht wird ebenfalls ständig reicher. Der Rock ist in verschiedenartiger Weise in Falbeln gegliedert, häufig auch, wie es scheint, zwischen den Beinen durch einen Steg zusammengehalten (Band V Tf. 4). Rock und Jacke sind bunt gemustert. In den sog. Temple Repositories aus dem Palastheiligtum von Knossos (MM III) sind außer den bekannten Statuen von schlangenhaltenden Göttinnen in besonders reicher Tracht (Band III Tf. 36, 37, vgl. ebd. Tf. 13 und Band V Tf. 2) auch Votivgewänder und -gürtel aus Fayence erhalten. Die Gewänder sind hier mit Reihen oder Büscheln von Krokospflanzen verziert, die sonst als Stoffmuster nicht wiederkehren. In den zahlreichen Abb. vornehmer Frauen macht sich eine große Abwechslung der Gewandmuster geltend, aber die Grundformen bleiben sich gleich. Göttinnen und Priesterinnen tragen häufig bloß den Falbelrock ohne Jacke, so daß der ganze Oberkörper nackt ist. Dazu stimmt, daß auf den Darstellungen heiliger Gewänder in Kultszenen die Jacke zu fehlen pflegt. Ausschließlich sakral ist ferner ein merkwürdiges Fellgewand, das Männer und Frauen bei heiligen Handlungen tragen, letztere viel häufiger, entsprechend ihrer überragenden Stellung im min. Kulte (Band V Tf. 12, 13). Ein Mantel kommt bei Göttinnen ein paar Mal vor, sehr selten bei Männern, z. B. dem Anführer eines Schnitterzuges auf dem bekannten Steatit-Rhyton von Hagia Triada und auf einer min. Gemme. Auch die Soldaten auf einem Steatitbecher von Hagia Triada sind ganz in große Mäntel, wie es scheint aus Tierfellen, eingehüllt. An Stelle des gewöhnlichen Schurzes erscheint auf Kreta vereinzelt, auf dem Festlande häufiger eine kurze, nicht bis zum Knie reichende, enganliegende Hose.

§ 3. Auf dem Festlande scheinen nur die Frauen sich der min. Mode gebeugt zu haben. Sie tragen auf den zahlreichen myk. Fresken und anderen Darstellungen fast durchweg kret. Gewänder (Band V Tf. 4). Dagegen haben die Männer, entsprechend dem kälteren Klima des Festlandes, an Stelle des kret. Schurzes ein halblanges Wams, den Vorläufer des homerischen Chitons, gesetzt, und zwar sowohl auf den älteren wie auf den jüngeren Fresken der Argolis. Daß die Schurztracht auf myk. Gemmen und Ringen vorkommt, beweist nicht, daß sie sich auch wirklich auf dem Festlande eingebürgert hatte. Der Chiton zeigt bisweilen am unteren Rande Fransen, z. B. auf der bekannten Kriegervase (s. Vase B) von Mykenai. Die dort abgebildete Frau, offenbar keine vornehme Dame, trägt statt des kret. Modekleides ein einfaches, mantelartiges Gewand. Ebenso haben auf dem Jagdfries von Tiryns die Frauen auf den Wagen ein einfaches, glattes Kleid, obwohl sie sicher zur Hofgesellschaft gehören. Die min. Falbeltracht war eben für die Jagd oder jede andere Bewegung ungeeignet.

§ 4. Die K. der geom. Zeit ist nicht ganz leicht zu beurteilen, weil auch hier häufig eine konventionelle Darstellung nackter Figuren herrscht. Bei den Männern lassen sich kurze und lange Chitone in der jüngeren

geom. Kunst nachweisen, niemals hingegen die Schurztracht. Die Frauen tragen, wo die Kleidung angegeben ist, ein langes, glatt anliegendes Gewand. Von einem Fortleben der min. Frauentracht nirgends eine Spur. Vgl. a. Band II Tf. 203 e.

Die homer. Kleidung stimmt mit der geom., nicht mit der min. oder myk., überein. Schurze fehlen, der Chiton der Männer wird gegürtet, der myk. nie, die lange Chlaina fehlt im Myk., ebenso der gegürtete Peplos der Frauen. Die Verwendung zahlreicher Nadeln (s. Fibel C) zum Zusammenstecken des Gewandes entspricht der geom., nicht der myk. Tracht. S. Ägäische, Geometrische, Mykenische Kultur, Homer, Idol B, Kreta B.

Neolithisches: Wace-Thompson *Thessaly* S. 242, 266 (Index unter: Figurines). — Kykladenkultur: Ἐφ. ἀρχ. 1898 S. 141ff., 1899 S. 73ff. Tf. 10 Tsuntas; W. Müller *Nacktheit u. Entblößung* 1906 S. 57ff. — Kreta: FM: Xanthudides *Vaulted Tombs of Mesarà* Tf. 4, 8; Karo *Religion d. aeg. Kreises* 1925 Abb. 11f.; MM—SM: Petsofà BSA 9 Tf. 8ff.; Karo Abb. 25, vgl. 30, 32; Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 244ff. K. Müller. — Manteltracht: ebd. S. 246, 252; JHS 21 (1901) S. 165; Arch. Anz. 1916 S. 147. — Hosen: K. Müller a. a. O. S. 263, 319; F. Winter *Kunstgesch. i. Bild.* I 3 Farbentf. [Dolche] und S. 89, 3. 6; Statuetten u. Votivgewänder der Temple Repositories: BSA 9 S. 75ff.; Karo Abb. 35 ff. — Rock mit Steg zwischen den Beinen: Mon. Lincei 13 (1903) Tf. 11; Bossert *Altkreta*[2] 1923 Abb. 69, 212, 214. — Reiche Schurze und Gürtel z. B.: Winter a. a. O. S. 91, 3. — Darstellungen heiliger Gewänder: A. Evans *Pal. Minos* I 435; Winter a. a. O. S. 92, 8. — Entblößter Oberkörper bei Göttinnen u. a.: Winter a. a. O. S. 91, 6ff., 92, 2. 9. 15f. — Fellgewand: Winter a. a. O. S. 91, 12 und Farbtf.; Bossert a. a. O. Abb. 73ff. (ebd. Musiker in Frauentracht); Akrobatinnen im Männerschurz Winter a. a. O. S. 88, 5; 89, 2). — Festländ. Chiton: G. Rodenwaldt *Tiryns* II (1912) S. 5ff., 110, 117ff., 203 Tf. 1, 11; BSA 25 Tf. 27. — Festländ. Frauentracht: ebd. S. 76 ff. Tf. 5. (Jägerinnen: S. 94ff. Tf. 12); Bossert a. a. O. Abb. 212ff.; Rodenwaldt *Fries d. Megarons v. Mykenai* 1921 S. 26ff., 58 Beil. 1ff.; Bossert a. a. O. Abb. 220. — Kriegervase: Winter a. a. O. S. 90, 15f., vgl. 96, 7ff.; Bossert a. a. O. Abb. 265f. — Geometr. Kultur: W. Müller a. a. O. S. 76 ff.; Arch. Jahrb. 21 (1906) S. 177ff. F. Poulsen; Winter I 4 S. 111f. — Homer. Tracht s. u. Homer; Pernice bei Gercke-Norden *Einleitung* II[3] (1922) S. 35ff.

G. Karo

C. Ägypten. § 1. Über die K. der vorgesch. Äg. geben die Gräber der ältesten Zeit wenig Aufschluß. Die Leichen sind bisweilen in ein Ziegenfell (z. B. Mac Iver-Mace *Amrah* S. 7 u. 31) oder ein Schaffell (z. B. Petrie-Quibell *Naqada* S. 16, 323; Mac Iver-Mace *Amrah* S. 37a, 96) eingewickelt. Aber ob daraus auf eine entsprechende Felltracht der Lebenden (etwa während der kälteren Zeit des Jahres) geschlossen werden darf, ist sehr zweifelhaft. Sie werden vielmehr, ebenso wie die zum gleichen Zwecke — und z. T. mit einem Fell zusammen — verwendeten Binsenmatten lediglich als Hülle und Schutz für den Toten aufzufassen seien. Die Sitte, die Leichen in ein Fell einzuhüllen, hält sich in Nubien (Survey 1907—1908 S. 183 Jones) länger als in Ä. selbst, wo sie sehr früh aufgegeben wird (in Turah z. B. kein einziger Fall; vgl. Junker *Kubanieh-Süd* S. 38) und im MR offenbar nur noch als Brauch der asiat. Nomaden bekannt ist (Sinuhe 198).

§ 2. Außer den Matten und Fellen haben sich bei späteren Hockerleichen — vielleicht nicht vor der 1. Dyn. — unmittelbar am Leibe anliegend bisweilen auch Reste von leinenen Hüllen gefunden (z. B. Mac Iver-Mace *Amrah* S. 31; Petrie *Gerzeh* S. 6; Junker *Kubanieh-Süd* S. 39), die eher der Tracht der Lebenden (etwa von Frauen und älteren Leuten) entsprochen haben werden, über deren einstige Form aber aus den geringen Resten nichts mehr zu erschließen ist. (Sehr schöne Proben von Leinentüchern der 1. Dyn. aus den Gräbern von Tarkhan besitzt das ägyptol. Institut der Universität Heidelberg; ob diese aber von Leichenhüllen stammen oder von sonstigen Grabbeigaben — vgl. Petrie *Tarkhan* II 6 r. — ist nicht bekannt.) In Kubanieh-Süd (Junker a. a. O. S. 38) und ebenso in den vorgesch. Friedhöfen in Nubien wird der Kopf der Leiche gelegentlich von einem besonderen Fell- oder Lederstück wie von einer Art Kappe eingehüllt. Ob von da aus auf eine Kopfbedeckung der Lebenden geschlossen werden darf? Äg. ist die Sitte, den Kopf zu bedecken, im allg. nicht (s. Haartracht B), doch zeigt eine Darstellung der Frühzeit die Gestalten von erschlagenen (äg.?) Feinden

a

b

Kleidung C. Palästina-Syrien

Syrer mit Geschenken aus dem Grabe des Amenemḥeb in Theben (1450 v. C.). Nach Aufnahmen der Eduard Meyerschen Fremdvölkerexpedition.

Kleidung C. Palästina-Syrien

Syrische Gesandte aus dem Grabe des Mencheperrê'-seneb in Theben (1450 v. C.). Nach Aufnahme der Eduard Meyerschen Fremdvolkerexpedition.

Kleidung C. Palästina-Syrien

Syrische Gesandte aus dem Grabe des Mencheperrê'-seneb in Theben (1450 v. C.). Nach Aufnahme der Eduard Meyerschen Fremdvölkerexpedition.

Kleidung C. Palästina-Syrien

Gefesselte Asiaten und syrische Gesandte aus dem Grabe des Nebamon II. in Theben (1400 v. C.).
Nach Aufnahme der Eduard Meyerschen Fremdvölkerexpedition.

des äg. Königs, deren Köpfe mit eigentümlichen Kappen bedeckt sind, die aus Tierfellen mit kurzen Hörnern zu bestehen scheinen (Capart *Débuts* S. 237).

§ 3. Bessere Auskunft über die Tracht geben uns die frühesten äg. Darstellungen von Menschen. Die ältesten Wandmalereien in einem Hockergrabe (Quibell-Green *Hierakonp.* II Tf. 76—78) zeigen ein offenbar aus einem gefleckten Fell (Leopardenfell [?]; s. a. Fell B) bestehendes Obergewand bei Kriegern, die mit einem Gürtel bekleidete Gegner bekämpfen (a. a. O. Tf. 79 u. r.); im übrigen erscheint als einzige Tracht der Männer ein bald weiß (Leinen), bald schwarz (Leder) gemalter Lendengürtel, wahrscheinlich mit Schamtasche, als Tracht der Frauen dagegen ein weißer — also wohl leinener — Schurz, der von den Hüften bis zu den Fußknöcheln reicht und den Oberkörper unbekleidet läßt. Der Gürtel mit Schamtasche (die nach v. Luschan [Globus 1901 S. 197] im n. Togo noch heute in Gebrauch ist) als einzige Männertracht findet sich auf zahlreichen vorgesch. und frühgesch. Zeichnungen und Reliefs (z. B. Schäfer *Kunst*² Tf. 2, 1. 3, 3; Petrie *Tarkhan* II Tf. 6, 15; vgl. a. Band VII Tf. 117 a) sowie auf plastischen Männerdarstellungen (z. B. Quibell *Hierakonp.* I Tf. 7, 8, 10; Curtius *Äg. Kunst* S. 51) wieder, und Reste von leinenen und ledernen Schamtaschen hat Reisner an Leichen des vorgesch. Friedhofs 7000 bei Nâga ed Dêr (Mace *Nâga ed Dêr* II 48; vgl. auch ebd. Tf. 47 d) festgestellt. Reste von Ledergürteln scheint Petrie bei Naqada (vgl. S. 48 u. Tf. 64, 103 u. 104; 67, 18; genauere Fundangaben fehlen!) an Hokkerleichen gefunden zu haben. S. a. Band I Tf. 17 b.

§ 4. Die Statuetten von Frauen zeigen, soweit sie nicht ganz nackt sind (z. B. Capart *Débuts* S. 160 f.), häufig lange, von den Schultern bis zu den Unterschenkeln herabhängende Gewänder (ebd. S. 162, mit ausgezacktem oberen Rand), aber das Material reicht nicht aus und ist auch nicht genügend datiert, um ein klares Bild der Entwicklung erkennen zu lassen.

§ 5. In der Tracht der Männer wird die Schamtasche — deren Rudiment nur im Königsornat (s. Königstracht) noch durch die ganze äg. Geschichte fortlebt — durch einen kurzen Lendenschurz abgelöst. Dieser besteht bei den zur Löwenjagd ausziehenden Kriegern einer vordyn. Schieferpalette (Band II Tf. 211; Capart *Débuts* S. 222—223 Tf. 1) aus einem senkrecht gestreiften Stoff, anscheinend einer Binsenmatte. (Außerdem tragen diese Krieger nur noch einen hinten am Gürtel befestigten Tier- [Schakal-?] Schwanz, der — in veränderter Form — ebenfalls im Ornat des Königs fortlebt.) Dieser Binsenschurz, auf dessen Form die senkrechte — durch künstliche Faltung hergestellte — Streifung des „Galaschurzes" im AR zurückgehen mag, wird seinerseits durch einen kurzen Leinenschurz ersetzt (so z. B. schon bei den Standartenträgern einer Palette der Frühzeit; Schäfer *Kunst*² Tf. 4), der nun das Grundelement der Männertracht im gesch. Ä. bildet, wie das von der Brust bis zu den Knöcheln reichende Leinenhemd das Grundelement der Frauentracht bleibt. Lederschurze (aus sorgfältig bearbeitetem Leder, mit genähten Säumen) bei vorgesch. Leichen sind bisher nur in Nubien beobachtet (vgl. Survey 1907—1908 S. 183 Jones). Schurz und Schamtasche zusammen finden sich außerhalb der Königstracht selten (vgl. z. B. Band I Tf. 16 b; Capart *Débuts* S. 237: die Männer, die die Fabeltiere halten). S. a. Fremdvölker C § 4, Sandale.

Wiedemann *Äg.* S. 117 ff.; Erman-Ranke *Äg.* c. 10. Ranke

D. Palästina-Syrien (Tf. 99—105).

§ 1. Quellen für die Darstellung. — § 2—3. Hüftschurz. — § 4. Hemd. — § 5. Mantel. — § 6. Sonstige Oberkleider. — § 7. Frauen und Kinder. — § 8. Kopfbedeckung. — § 9. Fußbekleidung. — § 10. Gesamtwürdigung.

§ 1. Für die Beschreibung der in Palästina-Syrien üblichen K. bestehen dieselben Schwierigkeiten wie für die der Haar- und Barttracht (s. Haartracht C). Arch. Funde von Gewändern oder Gewandresten fehlen durchaus. Schriftliche Nachrichten finden sich nur in den Amarnabriefen und im AT. Die Angaben im AT sind zumeist klar und verständlich, schildern jedoch im wesentlichen die Zustände im 1. Jht., wenn auch manche Sitte sich aus weit früherer Zeit unverändert erhalten hat. Die Amarnabriefe liefern eine Menge von Bezeich-

nungen für Kleider oder einzelne Teile derselben; aber die Deutung dieser Wörter ist oftmals schwer (*kapallu* = Kleid- oder Tuch-Art; *karru* = Trauergewand?; *kušitu* = Frauengewand?; *lamḫuššu* = Kleiderart; *lubušu* s. u. § 3; *lubuštu* = Anzug; *luparu* = Kleid; *naḫlaptu* = Überwurf; *nalbašu* = Gewand; *ṣubâtu* und *šubtu* = Kleid; *šušinnu* = mitannische Kleiderart; *šuzub* = dasselbe; *taḫpatu* = Gewand; *ḫuzzu* und *urrû* = Tuch; *birmu* = buntgewebter Stoff; *ṣirpu* = gefärbter Stoff?; *zunu* = Schleife?). Dagegen bieten die äg. Denkmäler vom AR ab eine Fülle von Darstellungen, deren Genauigkeit ungemein groß ist. Assyr.-babyl. Nachrichten und Abbildungen sind erst aus dem 1. Jht. erhalten und bekannt. Sie können also in der Hauptsache nur zur Erläuterung der alttestamentl. Angaben herangezogen werden. Dazu kommen noch kleine Figuren aus Ton, Stein oder Metall und die Siegel mit bildlichen Darstellungen, bei denen aber die Herkunft oft zweifelhaft ist. Die hier berührten Probleme sind bisher noch nicht eingehend erörtert worden. Im folgenden kann deshalb nur ein kurzer Überblick gegeben werden.

§ 2. Die Beduinen (s. d.), die sich auf der Sinai-Halbinsel oder in Pal.-Syrien selbst aufhielten, trugen in frühester Zeit einen einfachen Lendenschurz. Als schmalen Gürtel sieht man ihn bei dem gefesselten Asiaten auf einem Elfenbeinstäbchen der 1. Dyn. (W. M. Flinders Petrie *Royal Tombs* I [1900] Tf. 12, 13, 17, 39; H. Greßmann *Altorient. Texte und Bilder zum AT* II [1909] S. 119f. Abb. 242). Deutlich erkennbar ist er bei den Denkmälern der ersten Dynastien im *wâdi maṛâra*, auf denen der Pharao über niedergeworfenen Sinaiten die Waffe schwingt (A. H. Gardiner und T. E. Peet *The Inscriptions of Sinai* I [1917] Tf. 1, 1; 5, 8; 6, 10; vgl. Haartracht C § 2). Etwas länger ist er schon auf der Abbildung der belagerten Festung (W. M. Flinders Petrie *Deshashe* 1898 Tf. 4), im MR bei den einfacheren Leuten im Zuge des *ibš*^{a}*ꜣ* (Grab des Chnemḥotep in *beni ḥasan*; hier bereits bunt, blau und rot oder weiß und rot, gemustert und am unteren Rande mit Fransen besetzt [Tf. 99a]; der Knabe hinter dem 1. Esel trägt einen einfarbigen roten Schurz; s. Band V Tf. 6). Im NR werden die Beduinen und die Diener ebenso dargestellt; z. B. um 1450 v. C. im Grabe des Imaunezeḥ (Wreszinski, *Atlas* I Tf. 269; W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1910] Tf. 24 ff.: weißer Schurz mit roten und blauen Litzen, dessen Enden in der Mitte der Vorderseite gerade übereinanderliegen und spitz nach unten zipfeln), des Amenmose I. (Wreszinski I 88), des Mencheperreʿ-seneb (Tf. 101, 102; Müller *Researches* II Tf. 7 ff.; Wreszinski I 274 ff.;) um 1415 im Grabe des Ḥaremḥeb (Wreszinski I 247); um 1400 im Grabe des Amenmose II. (I 285), des Nebamon II. (Tf. 103; I 288, hier hat einer anscheinend einen Fellschurz), Grab Nr. 119 in *šēch ʿabd elgurna* (Tf. 104b, 105c; I 340); unter Sethos II. (Lepsius *Denkmäler* III 136b). Gelegentlich wurde oben um den Schurz ein ebenfalls buntbesetzter oder gemusterter Gürtel aus gleichem Stoffe geknüpft (Müller *Researches* II Tf. 12, 16), den manche Gestalten auf den Bildern abgebunden haben und über dem Arm tragen (ebd. Tf. 8, 10f., 13f., 28).

§ 3. Da dieses bescheidene Gewand dem Körper volle Bewegungsfreiheit läßt, findet es sich auch bei den Asiaten auf den Seeschiffen des Sahurêʿ (WVDOG 26 [1913] Tf. 12f. L. Borchardt), bei den Dienern der syr. Fürsten (MVAG 9 [1904] 2 S. 10 W. M. Müller), bei den syr. Söldnern im äg. Heere (Grabstein aus *el-ʿamârna* ÄZ 36 [1899] S. 126ff. W. Spiegelberg und A. Erman; N. de G. Davies *The Rock Tombs of El Amarna* I Tf. 15, 20; II Tf. 13; III Tf. 31) und bei den sem. Gefangenen in Ägypten (Greßmann *Texte und Bilder* II S. 126 Abb. 253, S. 128 Abb. 258). Wahrscheinlich bezeichnet das Wort *lubušu* in den Amarnabriefen (Knudtzon 82, 20) einen solchen Schurz (ZfAssyr. 30 [1915] S. 108f. H. Bauer). Im AT hat das entsprechende hebr. Wort *lᵉbûš* diesen bestimmten Sinn nicht mehr, sondern bedeutet ganz allg. Gewand (2. Sam. 20, 8; 2. Kön. 10, 22 u. ö.), sogar Frauenkleid (2. Sam. 1, 24). Das gleiche gilt von *malbûš* (1. Kön. 10, 5; 2. Kön. 10, 22; Ezech. 16, 13; Jes. 63, 3; Hiob 27, 16; 2. Chron. 9, 4). Der Hüftschurz heißt *ḥᵃgōrâ* (Gen. 3, 7 aus Laub), aus Leinwand *ʾēzōr pištîm* (Jerem. 13,

1), aus Tierfellen hergestellt *ʾēzōr ʿōr* (2. Kön. 1, 8). Wenn die Propheten diesen tragen, wollen sie andeuten, daß sie zur älteren Volkssitte zurückkehren (bekämpft Sach. 13, 4, aber wieder aufgenommen von Johannes dem Täufer Matth. 3, 4). Auch zum Zeichen der Trauer legte man den aus grobem Stoffe gefertigten Lendenschurz an (hebr. *saq* Amos 8, 10; Jes. 3, 24; 15, 3; 2. Sam. 3, 31; 21, 10; Jerem. 6, 26; 48, 37; Gen. 37, 34; 1. Kön. 20, 31f.; 21, 27; 2. Kön. 19, 1 u.ö.; als Tracht der Propheten Jes. 20,2), der unter dem Hemd und Mantel verborgen werden konnte (2. Kön. 6, 30). Befestigt wurde er mit einem Gürtel. Allmählich entwickelte sich aus dem Hüftschurz der Hüftrock, der bis über die Knie hinabreicht, aber den Oberkörper frei läßt.

§ 4. Bei allen Syrern findet sich daneben das aus der einfachen Schulterdecke entstandene Hemd als ein eng anliegendes Gewand, das von den Achseln bis über die Knie herabhängt (schon Petrie *Deshashe* Tf. 4). Auf den ältesten Abbildungen ist es wie der Schurz bunt gemustert und mit Fransen versehen (Begleiter des *ibšʾ3*), später weiß mit blauen und roten, geradlinig oder im Zickzack verlaufenden Streifen oder an den Rändern mit solchen Borten besetzt (Wreszinski I Tf. 4, 88, 149, 269, 275, 288, 336, 340, 373; Müller *Researches* II Tf. 13, 17, 19, 23, 25, 27). Während es bei den Begleitern des *ibšʾ3* noch die Urform des Poncho bewahrt hat, nur die eine Schulter bedeckt und ohne Ärmel ist, umschließt es später und bei der seßhaften Bevölkerung immer den ganzen Oberkörper. Die Ärmel reichen bei den Vornehmen bis zur Handwurzel. Ein Schlitz am Halse ermöglicht das Hineinschlüpfen und wird oben mit einem farbigen Bande zugezogen, so daß eine kleine Öffnung bleibt (meist rund Müller *Researches* II Tf. 15; rautenförmig Tf. 27; kreuzförmig Rosellini *Monumenti storici* II 68f.; Ann. serv. ant. 11 [1911] S. 54 Tf. 2, 3 G. Daressy). Im AT heißt das Hemd *kᵉtônet* oder *kuttônet* (vgl. χιτών). Es reichte bis zum Knie (Gen. 9, 21; 2. Sam. 6, 20), hatte aber keine Ärmel. Arme verwendeten dazu Wolle, Begüterte feinere Stoffe (Richt. 14, 12; Jes. 3, 23; 2. Sam. 6, 14; Exod. 28, 39; Lev. 16, 4), die buntfarbig waren (Richt. 5, 30; 2. Sam. 1, 24). Der Wohlstand des Trägers drückte sich in der Zutat von Ärmeln und in der Länge des Gewandes bis zu den Knöcheln aus (*kᵉtônet paśśîm* 2. Sam. 13, 18f.; Gen. 37, 3ff.). Wollte man sich darin schneller bewegen, so mußte man es mit einem Gürtel oder Strick hochschürzen (2. Kön. 4, 29; 9, 1; Exod. 12, 11). Noch heute tragen Fellachen und Beduinen einen meistens blau gefärbten Hemdrock aus Baumwolle (arab. *ṯôb*) mit einem weiten Schlitz auf der Brust (ZdPV 4 [1881] S. 58f. F. A. Klein).

§ 5. Da dieses Hemd nicht genügend Schutz gegen die Witterung bietet, ist noch ein Oberkleid nötig. Die einfachere Art ist ein Mantel, aus stärkerem Stoff ziemlich kunstlos gefertigt. Ihn trägt z. B. *ibšʾ3* (blaurot gemustert; spätere Abbildungen auf dem Obelisken Salmanassars; Band IV Tf. 74a). Das AT kennt ihn unter dem Namen *simlâ*, womit ein tuchartiges, formlos an den Schultern zusammengenähtes Kleidungsstück bezeichnet wird. So ungeeignet es für die Arbeit war, so nützlich erwies es sich sonst, da man in seinen Brustbausch Verschiedenes bergen (Exod. 4, 6; 2. Kön. 4. 39), darin Gegenstände einwickeln (1. Sam. 21, 10) und forttragen (Richt. 8, 25; Exod. 12, 34) oder es als Decke (2. Kön. 9, 13) und als Bett (Exod. 22, 25f.; Deut. 24, 12) benutzen konnte. Andere Bezeichnungen sind *salmâ* (Exod. 22, 8); *śût* (Gen. 49, 11); *qᵉśût* (Deut. 22, 12 mit Quasten an den vier Zipfeln); *gᵉlôm* (Ezech. 27, 24 aus Purpur und Buntstickerei); *beged* (Gen. 39, 12). Diese Form lebt noch heute fort in der *ʿabâje*, dem aus grober Wolle gewebten, meist braun und weiß gestreiften Mantel, der den heutigen Bewohnern genau dieselben Dienste leistet wie den früheren (ZdPV 4 [1881] S. 59f. F. A. Klein).

§ 6. Die Vornehmen ersetzten dieses grobe Gewand durch ein feineres (hebr. *mᵉʿîl*) aus leicht zerreißbarem (1. Sam. 15, 27; 1. Kön. 11, 30) Stoff (1. Sam. 2, 19; 18, 4; 24, 5ff.; 28, 14; Jes. 59, 17; bei Priestern purpurfarbig Exod. 28, 4. 31). Etwas anders scheint das *ʾadderet* genannte Stück gewesen zu sein, da es noch über der *simlâ* getragen wurde (Micha 2, 8). Obwohl manches auf Herkunft aus Babylonien deutet (Jos. 7, 21; Jona 3, 6), wird auch

der Fellmantel der Propheten so genannt (1. Kön. 19, 13ff.; 2. Kön. 1, 8; 2, 8ff.; Sach. 13, 4). Auf den äg. Denkmälern tragen die Fürsten und vornehmen Gesandten über dem Hemd ein ganz sonderbares Wickelgewand. Es besteht aus zwei ziemlich schmalen Streifen eines buntgemusterten Stoffes, die um den ganzen Körper spiralförmig herumgewickelt werden (Müller *Asien und Eur.* S. 297). Der Anfang wird im Gürtel eingesteckt und hängt etwa bis zur Wade herab. Dann windet sich Lage um Lage, dachziegelartig übereinandergreifend, um den Körper, während das Ende über die Schulter von hinten nach vorn fällt (Wreszinski Tf. 4, 56, 247, 288, 290, 373; Lepsius *Denkmäler* III 115; N. de G. Davies *Rock Tombs* I Tf. 26; II Tf. 35; III Tf. 15; Rosellini I 46, 1 [Sethos I.]; Ann. serv. ant. 11 [1911] Tf. 2, 2; 3, 5 G. Daressy [Ramses III.]). Wie der Schluß auf der Achsel oder an anderer Stelle bewirkt wurde, läßt sich nicht erkennen. An Nadeln oder Fibeln ist in älterer Zeit nicht zu denken, da diese erst viel später auftreten (s. Fibel D). In der Mitte des Körpers wurde das Wickelgewand durch einen Gürtel zusammengehalten, der in einer eigentümlichen Schleife gebunden war. Knöpfe und Schmuckplättchen, die aufgenäht werden konnten, sind bei den Ausgrabungen vielfach gefunden worden. Hosen werden nirgends erwähnt oder abgebildet (anders W. Reimpell *Geschichte der babyl. und assyr. Kleidung* 1921 S. 33). Was die israel. Priester zur Verhüllung der Oberschenkel tragen sollten (*mikn^{e}sê bad* Exod. 28, 42; Lev. 16, 4), hatte auch Rockform.

§ 7. Die K. der Frauen ähnelte in alter Zeit der männlichen sehr (später trat ein erheblicher Unterschied ein, deshalb das Verbot Deut. 22, 5). Der Lendenschurz findet sich jedoch selten und nur bei Sklavinnen (vielleicht bei den kleinen Figuren Bliß *Tell el Hesy* S. 68 Abb. 111; Schumacher *Mutesellim* Tf. 32d; sonst bereichern diese Figuren unsere Kenntnis der weiblichen K. nicht, weil sie durchgängig nur nackte Göttinnen wiedergeben; ZdPV 47 [1924] S. 129ff. E. Pilz). Schon die Beduinenfrauen im Zuge des *Ibš^{a}3* tragen dasselbe blaurot gemusterte Hemd wie die Männer (Band V Tf. 7; vgl. auch Macalister *Gezer* II 413 Abb. 498). Länger, mit Ärmeln versehen und weiß mit blauen Borten besetzt ist es bei den drei Frauen im Grabe des Mencheperre^{c}-seneb (Müller *Researches* II Tf. 16) und bei den Frauen im Grabe des Senye (MVAG 9 [1904] 2 Tf. 1f. W. M. Müller). Ganz eigentümlich sind die Frauen im Grabe des Enene gekleidet (Müller *Researches* I S. 19ff. Tf. 9; Wreszinski Tf. 88b, 7; 266, 336). Der Rock scheint aus mehreren übereinanderliegenden Stufen oder Frisuren zu bestehen (oder ist dies das weibliche Wickelgewand?) und hat am Nacken eine Art Kapuze, in der Kinder getragen werden. Vielleicht konnte diese auch über den Kopf gezogen werden. Ärmel fehlen. Das richtige Wickelkleid ohne Kapuze tragen Fürstinnen (Wreszinski I Tf. 88, 115, 266f., 337). Sicher waren die Gewänder aus feinerem Stoffe gefertigt als die der Männer. Bei den Israeliten erwähnt das AT auch für die Frauen das Hemd (*kuttônet* 2. Sam. 13, 18f.; Hoheslied 5, 3; *śādîn* Jes. 3, 23; Sprüche 31, 14). Darüber wurde das Obergewand (*simlâ* Ruth 3, 3) gelegt. Bei Frauen besonders übliche Kleider hießen *mitpaḥat* (Ruth 3, 15; Jes. 3, 22 wohl ein großes Umschlagtuch), *p^{e}ṭīgîl* (Js. 3, 24 sicher Fremdwort, von LXX als χιτὼν μεσοπόρφυρος erklärt) und *ma^{c}aṭaphâ* (Jes. 3, 22 sicher ein Überkleid). Witwen waren an besonderer Tracht kenntlich (Gen. 38, 14). Kinder scheinen vielfach nackt gegangen zu sein (Tf. 102; Müller *Researches* I Tf. 9; II Tf. 8, 16), oder sie tragen ein kurzes Hemd (I Tf. 9; MVAG 9 [1904] 2 Tf. 2).

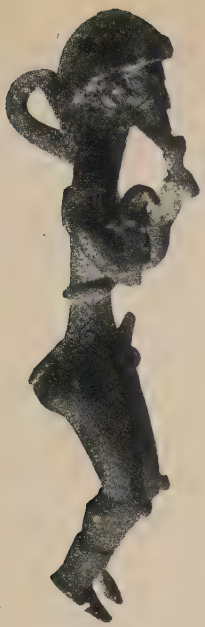
§ 8. Die Kopfbedeckung der Männer war, soweit eine solche überhaupt dargestellt wird, nach den äg. Denkmälern bei den Beduinen (wie noch heute die *keffîje*) ein dreieckig zusammengelegtes Tuch. Zwei Zipfel waren vorn über der Stirn zusammengeknotet, der dritte hing hinten herab (Rosellini I 67; Lepsius III 127a, 209b). Heute wird das Kopftuch durch einen dicken Wollring (arab. *^{c}aqâl*) festgehalten, der vielleicht schon bei der merkwürdigen Tonfigur aus Gezer angedeutet ist (Macalister *Gezer* II 77 Abb. 271). Das meist rote Tuch, mit dem der Städter seinen Kopf schützte, war viel kleiner und

a

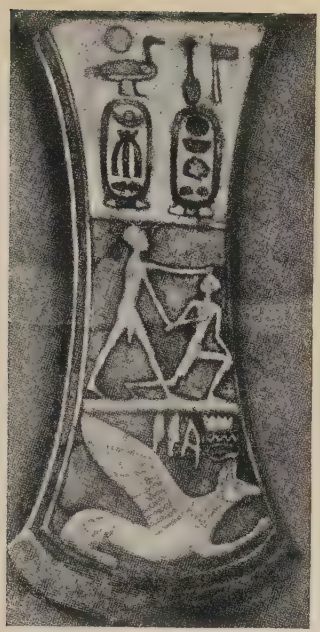
b

Kleidung C. Palästina-Syrien

a. Syrischer Fürst mit Frau, Kindern und Dienern aus dem Grabe des Nebamon (um 1435 v. C.). — b. Asiaten mit Geschenken aus Grab Nr. 119 in Theben (vor 1400 v. C.). Nach Aufnahmen der Eduard Meyerschen Fremdvölkerexpedition.



a



b

c

Kaukasus

a. Bronzefigürchen von Kazbek (Schatzfund „Stepan Zminda"). Ca. $^3/_4$ n. Gr. Nach Photographie.

König B. Ägypten

b. Klinge des Prunkbeils des Königs Ahmôse I. (Dyn. 17) aus Theben mit Metalleinlagen in Bronze.

Kleidung D. Palästina-Syrien

c. Asiaten mit Geschenken. Aus Grab Nr. 119 in Theben (vor 1400 v. C.) — Nach Aufnahme der Eduard Meyerschen Fremdvölkerexpedition.

lag so fest um den oberen Teil des Kopfes, daß es gelegentlich in der Abbildung verkannt worden ist (s. Haartracht C § 15). Eine Mütze oder ein Hut findet sich bei Syrern erst viel später im 1. Jht. (bei Fremdvölkern schon früher). Das AT erwähnt nur in späteren Schriften eine Kopfbedeckung, die bei Trauer abgelegt wurde (Ezech. 24, 17 ff.). Eine Binde (hebr. *pᵉʾêr* Ezech. 24, 17. 23; 44, 18; Jes. 3, 20; 61, 10) wurde um den Kopf gewickelt, oder es wurde nach babyl. Sitte eine Art Turban (*ṣānîf* Jes. 3, 23; 62, 3; Sach. 3, 5; Hiob 29, 14; vielleicht auch *ṭᵉbūlîm* Ezech. 23, 15) aufgesetzt. Priester trugen eine besondere Form (*miṣnefet* Exod. 28, 4. 37; 29, 6; Lev. 16, 4; Ezech. 21, 31 oder *migbāʿâ* Exod. 28, 40; 29, 9; 39, 28; Lev. 8, 13). Auch die israel. Frauen benutzten das Kopftuch (Macalister *Gezer* II 78 Abb. 272 aus der 4. Schicht), außerdem noch einen durchsichtigen Überwurf (*rᵉdīdîm* Jes. 3, 22). Ein Schleier (hebr. *ṣāʿîf* [Aussprache fraglich]; *miśpāḥôt* Ezech. 13, 18; *rᵉʿālôt* Jes. 3, 19) war nicht allgemein üblich (ein Beispiel Macalister *Gezer* III Tf. 220, 15), nur bei Bräuten (Gen. 24, 65; Ruth 3, 2) oder Dirnen (Gen. 38, 14 ff.). Die heutige Sitte der völligen Verschleierung ist erst viel später entstanden (G. Jacob *Altarabisches Beduinenleben* 1897 S. 46). Das Bild der verschleierten Göttin vom *tell ḥalaf* (AO 10 [1908] 1 S. 25 ff. M. Frhrr. von Oppenheim) gehört in den Kulturbereich der Hettiter (s. d.).

§ 9. Die Füße wurden in der Regel, wie bei den alten Arabern (Jacob *Beduinenleben* S. 44 f.) und noch heute, unbekleidet gelassen. Die meisten Syrer auf den Denkmälern sind barfuß dargestellt. Für längere Reisen (Exod. 12, 11) benutzte man aber doch Sandalen aus Ledergeflecht oder niedrige Schuhe aus grünem Leder (Zug des *ʾbšʾ*; Müller *Researches* II Tf. 25; Ann. serv. ant. 11 [1911] Tf. 2, 2 G. Daressy und vgl. Band IV Tf. 78 b). Nach dem AT waren die Sandalen (hebr. *nᵉʿālîm* Amos 2, 6; 8, 6) aus Leder oder Holz gefertigt und mit einem Riemen am Fuße befestigt (Jes. 5, 27; Gen. 14, 23). Vor dem Eintritt in ein Heiligtum mußten sie abgelegt werden (Exod. 3, 5; Jos. 5, 15); deshalb gingen die Priester barfuß. Sonst galt das als ein Zeichen der Trauer (2. Sam. 15, 30; Ezech. 24, 17 ff.). Einen eigentümlichen Brauch bei der Leviratsehe verzeichnet Deut. 25, 9 f., bei dem Kauf eines Grundstückes Ruth 4, 7. Den Schuh erwähnen bereits die Amarnabriefe (*šênu* Knudtzon 22 II 23 ff., III 26; *battatu* 23 II 27, III 26). Im AT gehört der Stiefel (hebr. *śᵉôn* Jes. 9, 4) zur Ausrüstung des assyr. Kriegers. Schnabelschuhe trugen die Hettiter.

§ 10. Über spätere assyr.-babyl. Darstellungen s. Fremdvölker C § 4 (Amqaruna, Astartu), § 8 (Gazru, Gusi), § 9 (Ḫamat, Ḫattin), § 10 (Israel), § 11 (Karkamisch), § 12 (Lakisch), § 14 (Phöniker). Die Abb. sind insofern nicht ganz zuverlässig, als den unterworfenen Völkern gelegentlich ihnen fremde oder assyr. Tracht gegeben wird (z. B. den Israeliten Mütze und Schnabelschuhe auf dem Obelisken Salmanassars III., Band IV Tf. 74 a). Obwohl die meisten Stücke der K. (Hüftschurz, Hemd, Mantel) auch bei anderen sem. Völkern nachweisbar sind, zeigt doch die syr.-pal. Tracht in ihrer Gesamtheit eine unverkennbare Eigenart, die am deutlichsten in dem Wickelgewande hervortritt. Ein Einfluß aus Ägypten ist kaum bemerkbar.

Müller *Asien und Eur.* S. 138 ff., 293 ff.; H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 366 ff.; I. Benzinger *Hebräische Archäologie*² 1907 S. 73 ff.; W. Reimpell *Geschichte der babyl. und assyr. Kleidung* 1921; H. F. Lutz *Textiles and Costumes among the Peoples of the Ancient Near East* 1923 S. 160 ff.; M. Tilke *Studien zu der Entwicklungsgeschichte des orientalischen Kostüms* 1923; ders. *Orientalische Kostüme in Schnitt und Farbe* 1923.

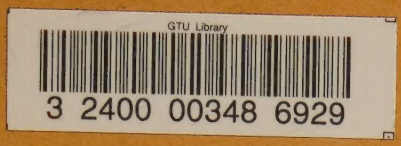
Peter Thomsen

E. Vorderasien. Die ältesten Bewohner des Zweistromlandes, die wir kennen (ca. 3000 v. C.), gingen wohl nackt oder fast nackt, so vor allem die Fischer, Diener und Landarbeiter (Band III Tf. 148 a). Selbst die vornehmen Leute trugen nur ein Stück Tuch aus zottigem oder glattem Stoffe oder einen kürzeren Schurz um die Lenden. Die feinere Frauentracht der altsumer. Zeit bestand aus einem Tuch, das die linke Schulter verhüllte und die rechte frei ließ. In etwas späterer Zeit schlangen die Frauen ihren langen Mantel um beide Schultern. — Die Semiten des N (ca. 2700 v. C.) bekleiden sich mit einem län-

geren Mantel, der ebenfalls wieder nur die linke Schulter verhüllt (Band VII Tf. 142). Außerdem tragen sie dem rauheren Klima entsprechend Sandalen oder Schnabelschuhe und auf dem Kopfe eine Mütze. — In der Gudea-Periode (ca. 2600 v. C.) ist der Mantel und die Mütze als Kleidung geblieben (Band VII Tf. 140c). Die Frauentracht dieser Zeit scheint nur aus einem einzigen langen Schal zu bestehen, der kunstvoll um den Leib gelegt ist. — Auch die Hammurapi-Zeit (ca. 2000 v. C.) blieb der alten Mode des Mantels und der Mütze treu (Band VII Tf. 145). — Die Kossäer oder die Westländer (ca. 1500 v. C.) brachten ein langes, hemdartiges Gewand mit Ärmeln auf, das durch einen Gürtel über dem Bauche zusammengehalten wurde. Dieses gestattete, beide Arme zu benutzen, während früher nur der rechte frei war. Daher wurde diese neue Ärmelmode auch von allen anliegenden Völkern angenommen. Auch die Frauenkleidung besteht von nun an aus einem langen Hemde mit kurzen Ärmeln. — Im neubabyl. Reiche (ca. 600 v. C.) bestand die Tracht aus einem langen, linnenen Hemde, einem Überrock aus Tuch und einem kurzen Mantel, wozu noch ein Gürtel, eine Kopfbedeckung und unter Umständen Strümpfe und Schuhe kamen. Die Frauen hatten über dem Hemde höchstens noch ein Mäntelchen an, verschleierten aber mit einem Kopftuche ihr Gesicht. — Die assyr. Tracht ging von den ältesten Zeiten ab der babyl. ungefähr parallel. — Eine besondere Beschreibung verdient noch die Tracht der Götter, Könige und Soldaten, die hier aber zu weit führen würde. S. Fremdvölker C, Götterbild E, Heer C sowie die Tf. bei Kunst E.

W. Reimpell *Geschichte der babyl. und assyr. Kleidung* 1921; W. Andrae *Die archaischen Ištartempel* 1922 S. 62ff.

B. Meissner



LIBRARY USE ONLY

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
(510) 649-2500